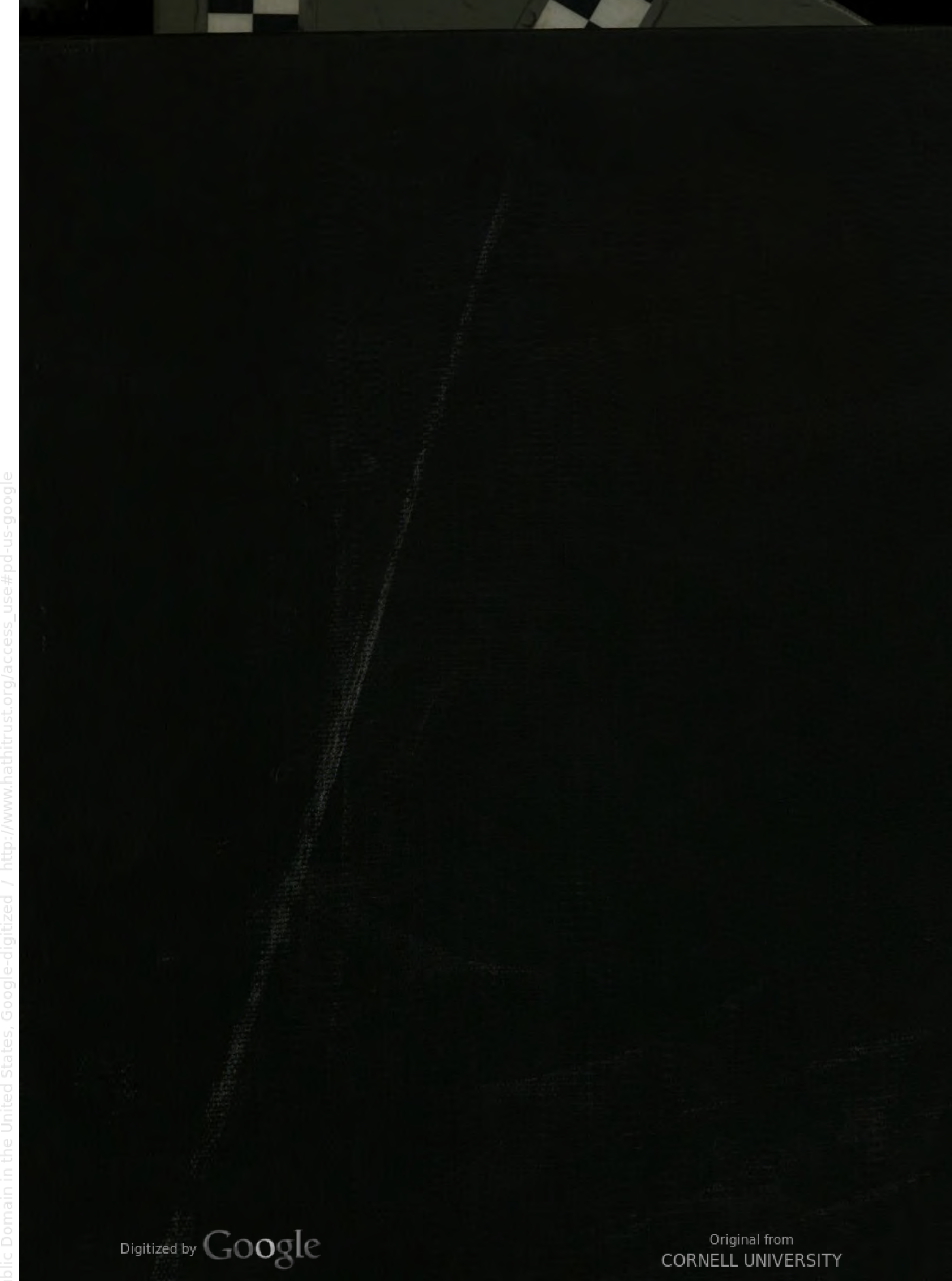




# DIE·WOCHE

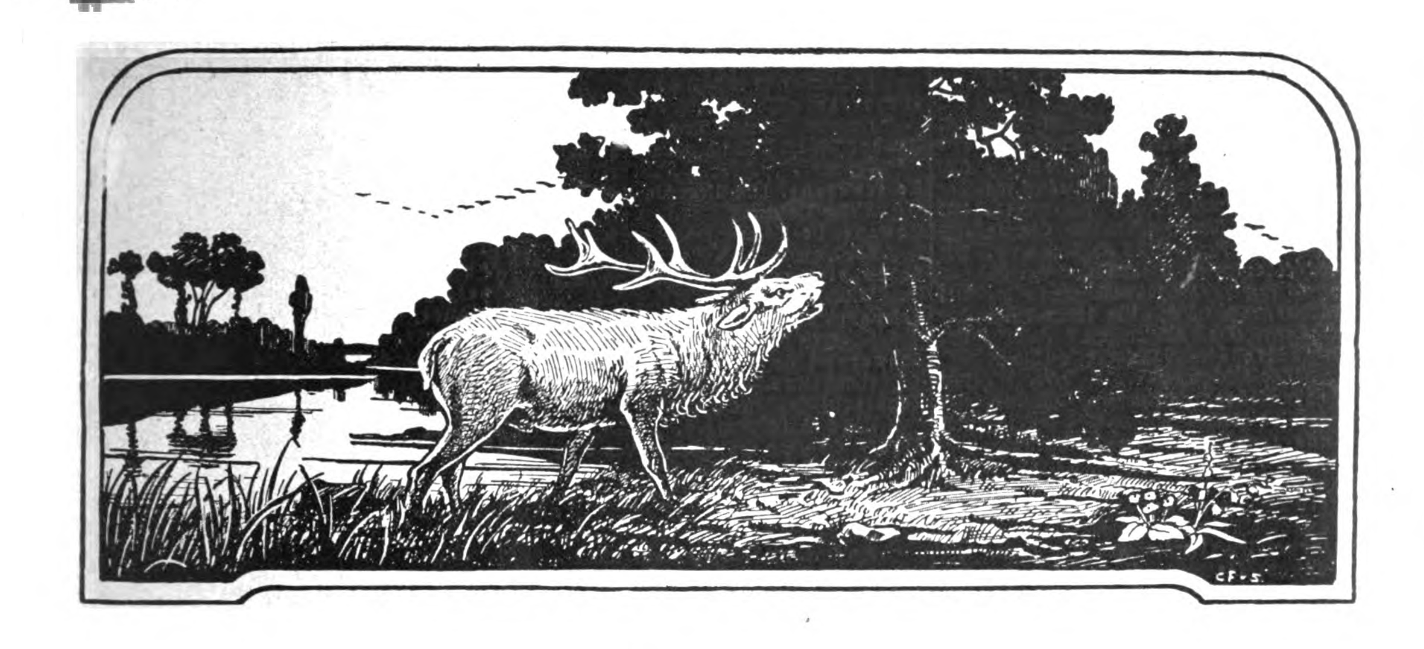
## MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

**Band IV, (Heft 40–53)**

**vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1910.**



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.




# I. SACHREGISTER.

## 1. Romane, Erzählungen und Skizzen.



## 2. Belehrende Aufsätze.



## 3. Unterhaltende Aufsätze.

## 4. Gedichte.



## 5. Komposition.



## 6. Ständige Rubriken.



# II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

### A.



### B.







Seite



J.



K.



L.





## M.



## N.



## O.







## T.



## U.



## V.



## W.



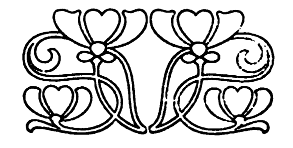


## Y.



## Z.





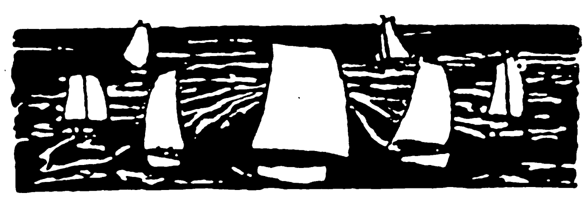


# DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 1. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 40.





# Die sieben Tage der Woche.

### 22. September.

Der Kaiser trifft in Sigmaringen ein und wohnt der Enthüllung des Denkmals für den verstorbenen Fürsten Leopold bei.

Der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller beschließt, am 8. Oktober eine Aussperrung von 50000—60000 Arbeitern zu verhängen, wenn bis dahin nicht der Werftarbeiterstreik beendet ist.

Aus Fort Wayne (Indiana) kommt die Nachricht, daß in der Nähe von Kingsland bei dem Zusammenstoß eines Expreßzuges mit einem Straßenbahnzug 42 Personen getötet und zahlreiche andere verletzt wurden.

In Teheran stirbt, 69 Jahre alt, Ali Reza Chan, der Regent von Persien.

### 23. September.

Der Kaiser kehrt, von Sigmaringen kommend, nach Potsdam zurück und reist abends mit der Kaiserin nach Rominten.

Prinz Heinrich von Preußen trifft in London ein.

König Manuel eröffnet die portugiesischen Cortes mit einer Thronrede, in der er die guten Beziehungen Portugals zu Deutschland betont.

Der peruanische Aviatiker Chavez überfliegt von Brig aus den Simplonpaß (Abb. S. 1685 u. 1686), stürzt aber bei der Landung in Domodossola ab und wird schwer verletzt.

Der finnische Landtag erklärt die ihm von der russischen Regierung vorgelegten Gesetze für unannehmbar und lehnt die Absendung einer Ergebenheitsadresse an den Zaren ab.

Das persische Parlament wählt Nasr el Mulk (Portr. S. 1690), der zurzeit in Europa weilt, zum Regenten.

Bei Clayton (Cansas) stürzt ein Zug der Rock Islandbahn in einen Fluß, da ein Wolkenbruch die Bahnbrücke eingerissen hatte. Dabei werden 20 Menschen getötet.

### 24. September.

In Homburg v. d. Höhe stirbt, 74 Jahre alt, der Geh. Baurat Professor Louis Jacobi (Portr. S. 1692), der Wiedererbauer der Saalburg.

Der Patriarch von Konstantinopel reicht sein Entlassungsgesuch ein.

### 25. September.

In Chemnitz wird die 23. Generalversammlung des Evangelischen Bundes eröffnet.

In Buenos Aires eröffnet der argentinische Präsident Figuera Alcorta in Anwesenheit des gesamten diplomatischen Korps eine Industrieausstellung.

### 26. September.

Bei der Reichstagsstichwahl in Frankfurt a. O.-Lebus wird an Stelle des verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Detto der Sozialdemokrat Faber gewählt.

Im Berliner Stadtteil Moabit werden bei Streikunruhen 43 Polizeibeamte und zahlreiche Tumultuanten verletzt.

In Lugano wird die 6. Delegiertenversammlung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz eröffnet.

### 27. September.

In Moabit kommt es erneut zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Menge und der Polizei. Es wird auf beiden Seiten scharf geschossen, etwa hundert Personen werden verletzt.

Der türkische Großwesir Hakki-Pascha hat in Wien eine Unterredung mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Aehrenthal.

Der republikanische Staatskonvent in Saratoga wählt den ehemaligen Präsidenten Theodor Roosevelt gegen den augenblicklichen Vizepräsidenten Sherman zum Vorsitzenden.

Der Ueberflieger des Simplon Chavez erliegt in Domodossola den Verletzungen, die er sich bei seinem Absturz zugezogen.

### 28. September.

Zwischen England und Griechenland wird ein Auslieferungsvertrag abgeschlossen.

In Neapel herrscht eine Choleraepidemie.

# Persien als Wirtschaftsgebiet.

Von R. Said-Ruete, London.

Persien, obgleich in beträchtlicher Ausdehnung an Europa grenzend, liegt heute noch abseits der großen Straßen des Weltverkehrs. Seine geographische Hochlandslage erschwert den Zugang; ein Schienenstrang hätte bedeutende Steigungen und während des Winters erhebliche Schneemassen zu bewältigen, um — von welcher Seite es auch sei — die steil abfallenden Randgebirge zu erklimmen. Aber auch der Technik unseres Zeitalters wäre es dennoch ein leichtes, diese Schwierigkeiten zu meistern. So ist der Grund zu dieser Rückständigkeit auf andern Gebieten zu suchen, und zwar sowohl in den inneren Verhältnissen des Reiches als auch in seiner politischen Lage den Grenzländern gegenüber.

Die autokratische Regierung, unter deren Zeichen Persien noch bis zur unfreiwilligen Abdankung des Schah Mohammed Ali (Juli 1909) stand, trotzdem die parlamentarische Verfassung bereits im August 1906 von dessen Vater und Vorgänger Muffaffer-ed-Din-Schah gegeben wurde, hat der Wohlfahrt des Landes schwere Wunden geschlagen. Nicht nur, daß die jetzt noch in Gestalt eines unter Vormundschaft stehenden zwölfjährigen Knaben seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts

regierende Dynastie der Kadscharen, die, da türkischen Ursprungs, zumal im Süden des Landes nie recht volkstümlich war, große und wertvolle Gebiete (Georgien, Transkaukasien und einen Teil Armeniens) an Rußland verlor, sondern ihre Regierung bedeutet auch eine Epoche schwerster Bedrückung, krassester Korruption und nicht in letzter Linie verhängnisvollster finanzieller Mißwirtschaft.

Die Folgen der letzteren sind es, unter denen Persien heute am schwersten zu leiden hat. Während die Schahs lediglich zur Befriedigung ihrer und ihrer Günstlinge persönlichen Bedürfnisse — es sei hier nur an die mit unerhörter Verschwendung in Szene gesetzten Reisen nach Europa erinnert — und dank des Entgegenkommens der russischen Regierung eine erhebliche Staatsschuld und drückende Bankvorschüsse skrupellos kontrahierten, muß das ausgesogene Land heute diese unproduktiven Schulden, für die ein wesentlicher Betrag der Zolleinnahmen verpfändet ist, tilgen und zum Teil hoch verzinsen.

So ist die Aufgabe, das Reichsbudget im Gleichgewicht zu halten, für das junge, in Staatsgeschäften noch unerfahrene, aber mit Achtung gebietendem Eifer seinen Pflichten obliegende Parlament eine überaus schwierige, zumal der natürliche Reichtum und die Steuerquellen des Landes bisher so gut wie unerschlossen blieben.

Zu diesem Zweck bedarf es einer gutgeschulten, stabilen Administration, deren Vorbedingung wiederum eine Personen- und Geldfrage bedeutet.

Die erstere scheint jetzt durch Berufung europäischer bzw. amerikanischer Beiräte, wie es in der Zoll- und Postverwaltung bereits seit einigen Jahren erfolgreich mit belgischen Beamten geschehen, einer Lösung entgegengeführt werden zu sollen. Deren vornehmste Aufgabe wird es sein, den heute noch so tief stehenden Kredit Persiens im In- und Ausland zu heben, um die für die wirtschaftliche Erschließung des Landes erforderlichen Geldmittel heranziehen zu können.

Noch ist die Steuerkraft einer wesentlich höheren Ausbeute fähig, sobald nur der Landbesitz, dessen Eigentumstitel mangels Grundbuchs und Grenzregulierung nachzuprüfen und zu sichern wäre, gerechter und gleichmäßiger als bisher zu den Abgaben herangezogen würde.

Jeder Budgetüberschuß müßte zunächst zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande durch eine Reorganisation der Armee und Gendarmerie Verwendung finden. Ferner wäre zur Belebung des Handels das Wegenetz zu erweitern und auszubauen, die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen, vor allem der Zugang zur Hauptstadt vom Schwarzen und Kaspischen Meer sowie vom Persischen Golf aus, ins Auge zu fassen. Dann könnten auch die, soweit bisher festgestellt, recht erheblichen Mineralschätze ausgebeutet und die industrielle Entwicklung des Landes eingeleitet werden, während mittels rationeller Bewässerungsanlagen die heute noch recht primitive Landwirtschaft produktiver zu gestalten ist. Für die geistige Hebung der breiteren Bevölkerungsklassen wären zahlreiche, gut geleitete, billige Volksschulen mit einfachstem Lehrplan, denen sich zur weiteren Ausbildung Handwerkerschulen angliedern sollten, vorzusehen. Für Lehrstätten mit europäischem Bildungsgang liegt heute weder ein tatsächliches Bedürfnis vor, noch bietet das Land einer dergestaltigen Treibhausintelligenz genügenden Wirkungskreis.

Aus vorstehendem ergibt sich, daß Persien berufen ist, für die Kulturstaaten des Abendlandes ein nicht zu unterschätzendes Betätigungsfeld wirtschaftlicher Unternehmungen zu werden. Denn noch auf lange hinaus wird das Land zu seiner kulturellen Erschließung, die wohl zeitweise gehindert, aber nicht aufgehalten werden kann, westlicher Kapitalien und Intelligenz nicht zu entraten vermögen.

Sind auch während der letzten Jahre die an der Aufrechterhaltung ihres politischen Einflusses in Persien interessierten Mächte bemüht gewesen, ihre freundnachbarlichen Bestrebungen für die Zwecke einer allerdings mehr prohibitiven als tätigen Monopolstellung auszunutzen, so ist doch die solchem Ansinnen gegenüber bewiesene Festigkeit der durch das Parlament gestützten Regierung beachtenswert und bekundet deutlich das Erwachen eines gesunden nationalen Empfindens.

Die wirtschaftlichen Interessen, die Deutschland heute in Persien unterhält, sind zahlenmäßig recht bescheiden, aber durchaus entwicklungsfähig. Allerdings ist unser Export durch russisches Gebiet zufolge eines erdrückenden Transitzolles. einer einseitigen Maßnahme, deren verkehrsfeindliche Tendenz bei uns bisher zu wenig Beachtung fand, so gut wie lahmgelegt. Die meisten Frachtgüter deutscher Provenienz gelangen daher auf zeitraubenden Wegen entweder mittels der Dampfer der Deutschen Levante-Linie über Trapezunt oder mit denen der Hamburg-Amerika-Linie über den Persischen Golf (Buschär bzw. Basra oder Bagdad) an ihren Bestimmungsort.

Durch einen im Jahr 1873 mit Persien abgeschlossenen und heute noch zu Recht bestehenden Handelsvertrag wurde dem Deutschen Reich die Meistbegünstigung zugesichert, so daß unsere wirtschaftlichen Zukunftschancen im Prinzip hinter keiner anderen Macht zurückzustehen brauchen. Diese in der Praxis zu vernachlässigen, wäre angesichts der Sympathien, denen sich das politisch uneigennützig auftretende Deutschtum in Persien erfreut, und da unser expansiver Handel auf keinen der wenigen noch offenen Weltmärkte verzichten kann, eine bedauerliche Unterlassungsfünde.

Nach den letzten, für das am 21. März beginnende Regierungsjahr 1908/9 vorliegenden, sehr anschaulich und eingehend aufgestellten Ausweisen der persischen Zollverwaltung belief sich die Einfuhr des Landes auf rund 173 Millionen Frank, der eine Ausfuhr von 152 Millionen gegenüberstand. Die Gesamthandelsbewegung blieb gegen das Vorjahr um etwa 40 Millionen zurück. In Würdigung der allgemeinen Krise des Weltmarktes, unter deren Nachwehen das Berichtsjahr stand, und angesichts der schweren inneren Unruhen, die das Land heimsuchten, ist dieser Ausfall nicht von erheblicher Bedeutung und dürfte während der nächsten Jahre wieder ausgeglichen werden.

Etwa 50 Prozent der eingeführten Waren kommen aus Rußland, das die Hauptbedarfsartikel des persischen Marktes, baumwollene Gewebe, Zucker und Tee, die beiden ersteren so gut wie konkurrenzlos, liefert. Allerdings bringt die russische Regierung diesem künstlich entwickelten Handel recht erhebliche Opfer, indem sie ihrer Industrie nicht nur eine unverhältnismäßig hohe Ausfuhrprämie, die etwa die Frachtspesen von Moskau bis Teheran deckt, zahlt, sondern auch die in Persien etablierte russische Bank, ein mit der russischen Reichsbank eng verbundenes Institut, hat auf russische Waren so hohe Vorschüsse ohne hinreichende Garantien gewährt, daß sie zu Lasten dieser Transaktionen gegenwärtig



bereits etwa 40 Millionen Rubel ausstehen hat. Ein weiterer Umstand, der der russischen Handelspolitik nicht unwesentlichen Vorschub leistet, sind die andauernden Unruhen im Süden des Reiches, durch die der Verkehr von Buschir über Schiraz nach Ispahan seit langem völlig lahmgelegt ist. So dringen die russischen Erzeugnisse ungehindert von Norden vor, indem sie für den rückläufigen englischen Einfuhrhandel eine schwere Schädigung bedeuten.

Der Export Persiens, durch die schlechten Verbindungen im Land noch sehr behindert, beschränkt sich, abgesehen von den Erzeugnissen der Teppichindustrie, die zur Befriedigung des abendländischen Geschmackes in steigendem Maß minderwertige Ware liefert, auf die Bodenprodukte, wie Baumwolle, getrocknete Früchte, Reis und Opium. Daneben ist noch die Ausfuhr von Seidenkokons und Rohwolle sowie die gesalzener Fische aus dem Kaspischen Meergebiet von einiger Bedeutung.

Bei Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse Persiens kann die gegenwärtig so vielfach kommentierte innerpolitische Lage nicht außer acht gelassen werden. Sie ist tatsächlich infolge der Parteispaltungen und einer weitverbreiteten, durch die Maßnahmen der nicht immer selbstlos handelnden Beschützer ausgelösten Nervosität nichts weniger als stabil. Während der letzten Monate wechselte ein Ministerium nach dem andern, und die gegen die durch nichts gerechtfertigte Aufrechterhaltung der russischen Okkupation entflammte Unzufriedenheit nahm bedenkliche Dimensionen an.

Um aber den gegenwärtigen Verhältnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf billigerweise nicht vergessen werden, daß das junge konstitutionelle Persien für die Verfehlungen einer mehrhundertjährigen autokratischen Mißwirtschaft einzustehen hat, daß es heute, wie begreiflich, nur über ein unzulängliches Material an Menschen, die den Aufgaben der Regierung gewachsen sind, verfügt, und daß finanzielle Verpflichtungen prompte Erledigung heischen, ohne daß weitere Einnahmequellen kurzerhand erschlossen werden könnten.

Aber wenn alle Anzeichen nicht trügen, so ist die Regierung auf bestem Weg, nicht nur ihre Autorität zu festigen, sondern auch das so nötige Vertrauen im eigenen Land wiederzugewinnen, so daß im wesentlichen mit einer Zeit ruhiger und gedeihlicher Entwicklung, die für wirtschaftliche Unternehmungen Voraussetzung ist, gerechnet werden darf.

---

# Luftrekorde.

Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Reims—Chalons, Calais—Dover, Circuit de l'Est, über den Genfer See und Simplonüberfliegung sind Marksteine in der Geschichte der Aviatik, die in der unglaublich kurzen Zeit von knapp zwei Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht hat, wie sie kaum je zuvor auf einem technischen Gebiet erzielt worden sind. Die Eroberung der Luft mittels Luftschiffen „schwerer als die Luft" ist das ursprünglichste Streben der Menschen gewesen, die nach dem Vorbild der Natur sich in die Atmosphäre erheben wollten. Die ersten Erfolge wurden jedoch von den durch Gas getragenen Körpern erzielt, und bis in die jüngste Zeit haben viele Gelehrte und Techniker die Flugschiffahrt als eine Utopie bezeichnet, die gleich nach der Erfindung des Perpetuum mobile käme. Die aus der Neuen Welt im Jahr 1905 gekommenen Nachrichten, daß Wilbur und Orville Wright mit einer Kraftflugmaschine ein Flug von 40 Kilometer in etwa 40 Minuten gelungen wäre, wurden ebensowenig geglaubt wie die schon im Dezember 1903 bekannt gewordene Mitteilung, daß der erste von einem Motor getriebene Drachenflieger der beiden Brüder tatsächlich kurze Flüge ausgeführt hätte.

Auch die Erfolge des Franzosen Ader, der schon Anfang der neunziger Jahre kurze Strecken im freien Flug durchmessen hatte, erregten keinerlei größeres Interesse. Dann aber wurde man stutzig, als am 24. Oktober 1906 Santos Dumont vor aller Oeffentlichkeit in seinem Flugdrachen über 50 Meter durchflog. Aber immer noch verhielt man sich sehr skeptisch gegen diese Tatsache, und ein bekannter deutscher Ballonkonstrukteur, der sich in neuester Zeit auch dem Bau einer Flugmaschine gewidmet hat, erklärte, man sei noch lange nicht zur Lösung des Problems gekommen, Santos Dumont habe keine wirklichen Flüge ausgeführt, sondern lediglich kurze Sprünge. Aber die sogenannten Sprünge wurden immer größer, und bereits Anfang 1907 fuhr Henri Farman zu Issy-les-Moulineaux kleine Schleifen. Nun konnte niemand mehr von Sprüngen sprechen, denn es ist ausgeschlossen, daß jemand in einem horizontal gerichteten Kreisbogen springt. Schnell wurden die Leistungen in Frankreich gesteigert, und am 30. Oktober 1908 vollführte Farman seinen denkwürdigen Flug von Chalons nach Reims, bei dem er in 20 Minuten 27 Kilometer zurücklegte. Gleich am folgenden Tag schlug ihn sein Konkurrent Blériot, der schon so viele Jahre hindurch erfolglos Apparate gebaut und Flüge versucht hatte, durch den Flug Toury—Artenay und zurück. Er legte 30 Kilometer in 22 Minuten zurück, dabei zwei Zwischenlandungen ausführend, nach denen er sich mit eigener Kraft wieder vom Boden erhob. Nunmehr war auf das schlagendste bewiesen, daß die Flugmaschine aus den ersten interessanten Versuchen heraus war und in der Praxis gebraucht werden konnte. Das große Publikum will durchschlagende Erfolge sehen; es will nicht nur hören, daß dieser oder jener stundenlang mit oder ohne Passagier auf einem bestimmten Flugfeld geflogen ist, sondern es will hören und sehen, wie die Flugmaschine, hoch in der Luft ihre Kreise ziehend, von Ort zu Ort fliegt und dabei neue Aussichten für einen zukünftigen Verkehr eröffnet.

Noch im Jahr 1908 gelang es Wilbur Wright, die anfänglichen Leistungen um ein ganz erhebliches zu übertreffen. Mit einem Flug von 1 Stunde 54 Minuten 53 Sekunden Dauer vermochte er auf dem Schießplatz Auvours bei Le Mans am 18. Dezember 1908 99,8 Kilometer in einer Höhe bis zu 115 Meter zurückzulegen und damit die ersten Weltrekorde in der Geschichte der Flugmaschine aufzustellen. Die Fluglänge entspricht etwa der Strecke Berlin—Kottbus oder —Neu-Strelitz. 14 Tage darauf, am 31. Dezember, übertraf Wilbur Wright seine eigene Leistung ganz er-



heblich. Er durchmaß auf dem gleichen Feld 150 Kilometer in 2 Stunden 20 Minuten 23 Sekunden; er hätte demnach beispielsweise die Strecke Berlin—Parchim zurücklegen können und wäre dabei um eine volle Stunde eher angelangt als mit dem schnellsten, auf dieser Strecke verkehrenden Zug.

Bei jeder Neuerung gibt es Enthusiasten, die gleich die phantastischsten Ausblicke auf die Zukunft erdenken, aber auch eine ganze Reihe von Nörglern, die aus Grundsatz die Fortschritte leugnen, so lange sie können. Diese suchen jeden Erfolg dadurch herabzusetzen, daß sie nicht auf das, was schon erreicht ist, hinweisen, sondern daß sie den Menschen vorhalten, was noch nicht erreicht worden ist. Diese „Hinderer der Flugtechnik", wie sie der verstorbene Fachmann Oberstleutnant Moedebeck treffend zu nennen pflegte, verlangen, daß alles erst bewiesen wird, und machen dabei den Versuch, dem großen Publikum die Ueberzeugung aufzudrängen, die noch nicht erzielten Leistungen lägen in unerreichbarer Ferne. So sehr die Nörgler zu schaden vermögen, immerhin sorgen sie doch etwas dafür, daß den Menschen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Gute bricht sich in der Technik doch Bahn, höchstens wird die Entwicklung durch Pessimismus etwas aufgehalten.

Die weitere Steigerung der Rekorde beweist dies am besten. In Deutschland führte zuerst Ingenieur Grade zu Magdeburg am 11. Januar 1909 einen kurzen Flug von etwa 200 bis 400 Meter in einer Höhe von 4 bis 5 Meter aus. Blériot übertraf am 13. Juli 1909 durch seinen Flug Etampes—Chevilly mit 41,2 Kilometer seine eigene Leistung und machte das Wort zur Wahrheit: Das Wasser trennt die Völker, die Luft vereinigt sie, als ihm am 25. Juli die erste Ueberfliegung des Kanals von Calais nach Dover gelang. In den Dienst der praktischen Personenbeförderung stellte dieser zähe Franzose am 27. August 1909 seinen Eindecker, als er von Bétheny nach Vitry flog und einen Freund, der ihn auf dem Flugfeld besucht hatte, schnell zum Bahnhof brachte, da dieser andernfalls den Zug nicht mehr erreicht hätte. Den ersten Passagierflug hatte sein verunglückter Landsmann Délagrange bereits am 21. März 1908 ausgeführt, als er seinen Zunftgenossen Farman im Voisin-Doppeldecker zu einem kurzen Flug eingeladen hatte. Schnell steigern sich nun die Strecken, die in der Flugmaschine über Land zurückgelegt werden. Cody flog von Aldershot nach Farnborough, wobei er in 1 Stunde 3 Minuten 75,637 Kilometer zurücklegte, Farman am 31. Dezember 1909 von Chartres nach Orleans etwa 76 Kilometer. Kinet durchmaß im April 1910 die Strecke von Chalons nach Bouy, zum erstenmal mit 152 Kilometer das erste Hundert überschreitend, Paulhan, der schon von Orleans nach Arcis-sur-Aube etwa 180 bis 200 Kilometer zurückgelegt hatte, überschritt im April 1910 das dritte Hundert durch seinen Flug von London nach Manchester, 296 Kilometer Entfernung. Dann endlich werden bei dem großen Circuit de l'Est vom 7. bis 17. August dieses Jahres von Léblanc auf dem Weg Paris—Troyes—Nancy—Mézières—Charleville—Douai—Amiens—Paris im ganzen 785 Kilometer in 12 Stunden 56 Minuten durchflogen.

Anfänglich wurde der Flugmaschine vorgehalten, sie werde nie in der Lage sein, größere Höhen aufzusuchen, und deshalb niemals ein brauchbares Kriegsmittel werden können, da man sie außerordentlich schnell herabschießen würde. Ganz abgesehen davon, daß sich bei den praktischen Schießversuchen in England herausgestellt hat, daß tatsächlich gegen die schnellfahrenden Flugmaschinen nur Zufallstreffer erzielt werden können, und es demnach auch nicht leicht ist, eine nur wenige Kilometer in geringer Höhe vor dem Feind dahinfliegende Flugmaschine zu treffen, so wurde bald in der Praxis der Beweis geliefert, daß die Flugmaschine sehr wohl imstande ist, die mit den heutigen Mitteln mit Lenkballons erreichbaren Höhen bei weitem zu übertreffen. 120 Meter Höhe erreichte im Juli 1909 Paulhan, Orville Wright 297 Meter bei seinen Flugvorführungen, die er für den „Berliner Lokal-Anzeiger" über dem Tempelhofer Feld ausführte. Seine Leistung wurde jedoch bald übertroffen durch Latham, der Dezember des vergangenen Jahres zu Chalons bereits 500 Meter erreichte und seinen eigenen Rekord genau einen Monat sieben Tage später mit 1050 Meter schlug. In 1700 Meter Höhe gelangte im Juni Brookins auf einem Wright-Doppeldecker zu Indianapolis, und bald darauf erreichte er zu Atlantic City das zweite Tausend. Häufiger sind dann die verschiedensten bekannten Flugtechniker in die gleichen Regionen gelangt, aber erst im August war es Drexel zu Lanark beschieden, 2058 Meter zu erreichen, und jetzt hält den Weltrekord der bekannte Meisterer des Simplon Chavez, der am 8. September zu Issy-les-Moulineaux sich in 44 Minuten 2562 Meter hochschraubte. Bekannt ist es aus den Schilderungen des wagemutigen Chavez sowie von Morane, Latham und andern, daß die Fahrt in diese Höhen doch besonderer Vorbereitungen bedarf, damit die Kälte die Führung der Flugmaschine nicht unmöglich macht. Vorläufig allerdings ist in solchen Höhen der Aufenthalt im Lenkballon weit angenehmer, aber es ist wohl selbstverständlich, daß man bald auch in Flugmaschinen durch entsprechende Vorsorge den Beschwerden der sauerstoffarmen und kalten Atmosphäre zu entgehen vermag. Die Motoren müssen natürlich auf der Erde einen bedeutenden Ueberschuß an Kraft besitzen, da ihre Leistungen in 2000 Meter Höhe nur etwa drei Viertel der auf der Erde erzielten betragen.

Wesentlich ist für die zukünftige Entwicklung der Flugmaschinen als Verkehrsfahrzeug oder als Kriegsmittel die Frage, welche Lasten man auf ihr durch die Luft zu befördern vermag. Die ersten, bereits erwähnten Passagierflüge waren nur von kurzer Dauer, aber schon sieben Monate nach dem Fluge Délagranges und Farmans vermochte Wilbur Wright auf dem Schießplatz Auvours mit einem Fahrgast 80 Kilometer in einer Stunde 9 Minuten 45 Sekunden zu durchmessen, und auf dem Tempelhofer Feld vollführte am 18. September des vergangenen Jahres Orville Wright mit Kapitän Engelhardt einen Flug von einer Stunde 35 Minuten 47 Sekunden. Die längste Fahrt mit zwei Passagieren erzielte Kinet am 15. Mai dieses Jahres in Reims mit zwei Stunden 51 Minuten; mit drei Passagieren flog Henri Farman am 1. August in Chalons eine Stunde 4 Minuten lang, vier Passagiere beförderte Roger Sommer am 20. April von Charleville nach Romilly, wobei er sieben Kilometer in fünf Minuten zurücklegte, und am 29. August endlich ist Bréguet in Lille mit fünf Passagieren aufgestiegen, deren Gesamtgewicht 370 Kilogramm betrug.

In bezug auf die Geschwindigkeit sind die Flugmaschinen ihren großen Brüdern, den gasgetragenen



Luftschiffen, um ein bedeutendes überlegen, da sie der Luft einen erheblich geringeren Widerstand entgegensetzen als diese. Der für die amerikanische Regierung 1909 gelieferte Wright-Doppeldecker erzielte offiziell eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 72 Kilometer in der Stunde bei Fahrten mit und gegen den Wind. Die größte Geschwindigkeit, mit der eine Flugmaschine bisher geflogen ist, betrug 125 Kilometer in der Stunde. Allerdings können die Ballons trotz der durchschnittlichen Ueberlegenheit der Flugmaschinen diese bei günstigem Wind unter Umständen ganz erheblich übertreffen, wenn sie nämlich unter Entfaltung ihrer vollen Kraft mit dem Wind ihre Fahrt durchführen, wobei sie dann 200 und mehr Kilometer in der Stunde ohne Schwierigkeit zurückzulegen vermögen.

Wenn die Steigerung der Leistungen in diesem Tempo weiterginge, so böten sich uns für die Zukunft die verlockendsten Aussichten, namentlich in bezug auf den Verkehr zwischen schwer voneinander erreichbaren Orten. Tatsächlich hat man auch schon den Versuch gemacht, die Flugmaschine in den Dienst der Post zu stellen, ein Gedanke, den der große Stephan schon Anfang der siebziger Jahre gehabt hat. Vorläufig wird es aber darauf ankommen, die Tragfähigkeit der Aeroplane zu steigern, damit man Vorrichtungen an ihnen anbringen kann, die die Sicherheit beim Fliegen erhöhen, sowie Werkzeuge und Ersatzteile mitzuführen vermag, mit denen man im Fall einer Beschädigung den Flugdrachen ohne fremde Hilfe wieder zur Weiterfahrt herrichten kann.

# Konzerte.

Von August Spanuth.

Wir gehen alle ins Konzert, der eine häufiger, der andere seltener, je nach Neigung und Gelegenheit. Vielen ist der Konzertbesuch Bedürfnis geworden, mehreren eine liebe Gewohnheit, und selbst die große Masse der Gleichgültigen ist ihm durchaus nicht abhold. Nur ein bescheidener Rest von Musikhassern — denen man vergeben soll, da sie nicht wissen, was sie tun — steht abseits und spottet. Das mag ihnen ja einigen Trost gewähren, aber ein Ersatz für das, was sie entbehren, ist es nicht.

Natürlich sucht eine solch vielköpfige Menge ihre musikalische Befriedigung auf recht verschiedene Weise, und dementsprechend haben wir Konzerte aller Arten: ernste und heitere, belehrende und zerstreuende, klassische und moderne, schwer verständliche und leicht eingängliche, trockene und feuchte. So zahlreich und so mannigfaltig sind die Konzerte geworden, daß mancherwärts schon recht vernehmlich die Klage erhoben wird, es fänden ihrer zu viele statt. Wenn diese Klagen bislang noch kein Echo geweckt, wenn sie die Konzertgeber noch nicht zum Einhalten mit ihrem Segen veranlaßt haben, so liegt das vor allem an jenem Geist der Zeit, der auf Popularisierung der Kunst besteht. Er wird nie zugeben, daß man guter Konzerte zu viele haben könnte; nun, und ein zuverlässiges Mittel, die schlechten unmöglich zu machen, gibt es schon deshalb nicht, weil sie meistens erst dann als schlecht erkannt werden, wenn das Unglück schon geschehen ist. Und so beansprucht der inferiore Konzertgeber auch ferner das Recht, sich so gut zu blamieren, wie er vermag. Das Publikum aber ist, trotz seines häufigen Konzertbesuchs und trotz der Belehrungen, die ihm in den Referaten der öffentlichen Kritiker zuteil werden, noch immer reichlich naiv und läßt sich zu oft durch künstliches Beiwerk täuschen, als daß es selbst mit einiger Zuverlässigkeit entscheiden könnte, welche Konzerte am meisten seinem inneren Musikbedürfnis entgegenkommen, und welche nur einem eingebildeten oder anerzogenen Bedürfnis schmeicheln.

Es mag nun den gefühlvollen Leser verletzen, wenn man bei Kunstangelegenheiten die geschäftliche Seite zuerst und am gründlichsten betrachtet, aber wer sich über Bedeutung, Nutzen und Schaden unseres modernen Konzertwesens Klarheit verschaffen will, muß sich dazu bequemen. Der Konzertbetrieb ist derartig ins Breite gegangen und schließt so viele wirtschaftliche Interessen ein, daß er ohne geschäftliche Methoden gar nicht fortgesetzt werden könnte. Die Zeiten sind unwiederbringlich vorbei, wo der Sänger „wie der Vogel singt", wo er die goldene Kette zurückweist und nur einen Becher Weins zum Lohn begehrt. Der Sänger hat sich vielmehr selbst an die goldene Kette gelegt, und das Wort „Honorar" behält man höchstens aus historischer Pietät noch bei. Der Künstler hat seinen Marktwert bekommen, der genau nach der Anziehungskraft auf das Publikum berechnet wird und keineswegs immer im richtigen Verhältnis zu seinem Künstlerrange steht.

Ebensowenig wie ein Perpetuum mobile im Bereich menschlicher Möglichkeit liegt, können wir die Realisierung idealer Bestrebungen auf Erden ohne Konzessionen durchsetzen, Konzessionen, die das Ideale wiederum so tief herabziehen, um es abermals in gefährliche Nachbarschaft mit dem Erdenstaub zu bringen. Gewiß ist die Popularisierung der Musik eine ideale Bestrebung, aber im Verfolg dieser Bestrebung muß man notgedrungen jenes „ideale" Verhältnis aufgeben, das zwischen Geber und Nehmer bestand, als die Musik noch das Privilegium weniger Begnadeter und Bevorzugter war. Und nicht nur die Musiker, nein, die Musik selbst würde darunter leiden, wollte man aus sentimentalem Eigensinn darauf bestehen, daß der „wahre Künstler" sich prinzipiell gegen die geschäftlichen Konsequenzen der Popularisierung sträuben müsse. Da ist es schon verdienstvoller und vor allem kunstfördernder, wenn man das Unvermeidliche akzeptiert und dann darüber wacht, daß es zu keinen unlauteren Geschäftspraktiken kommt.

In den Augen des Publikums ist der Konzertgeber oder vielmehr der im Konzert auftretende Künstler ein von vornherein beneidenswertes Wesen. Allerdings haben in jüngerer Zeit auch schon Fernstehende allerlei über die Misere der Konzertierenden vernommen; sie haben also eine Ahnung davon, daß auch hier der Schein zuweilen recht grausam trügt. Die große Menge aber bleibt einstweilen noch der alten Illusion treu, daß die beklatschten Leute auf dem Konzertpodium durch ihr Talent und ihren Erfolg zu den Auserwählten

gehören, daß sie sozusagen ein höheres Leben führen. Die Kehrseite der Medaille kennen eben nur die Eingeweihten. Und gerade darin liegt der Hauptgrund dafür, daß sich das Uebel weiter ausbreitet, daß es zunimmt. Wenn man überall Luft und Licht durchließe, wenn man dem Publikum einen Einblick in die Brutstätten des Künstlerproletariats gewährte, würde das Uebel nicht so schnell weiter fressen können.

Sobald man zugegeben hat, daß es ein „Konzertgeschäft" geben muß, also auch Konzertgeschäftsleute, wenn man heutzutage Konzerte geben will, wird man auch zu der Einteilung aller Konzerte in zwei Kategorien geneigt sein, nämlich in gewinn- und in verlustbringende Konzerte. Dabei braucht noch nicht einmal an eigentlichen Gewinn oder Verlust gedacht zu werden, sondern nur an die beiden Voraussetzungen, daß die Unkosten des Konzerts durch die Einnahmen gedeckt werden, oder daß die Konzertgeber in Erwartung geringer oder gar keiner Einnahmen diese Unkosten von vornherein auf sich nehmen. Keine Frage, nur die von der ersten Art sind Konzerte im eigentlichen Sinne, denn die anderen verfolgen eben diesen oder jenen Nebenzweck, etwa die Propaganda für ein Werk oder einen Virtuosen. Sie mögen in einzelnen Fällen dennoch ihre künstlerische Berechtigung haben, im Prinzip sind sie aber nicht vollberechtigt und zum mindesten nicht unbedenklich, sobald man sich nämlich auf die geschäftliche Basis des Konzertbetriebs stellt. Das bedarf weiter keiner Begründung, denn das Abc eines gesunden Geschäftsbetriebs ist, daß Angebot und Nachfrage in einem rationellen Verhältnis zueinander stehen. Wie nun im Geschäftsleben oft genug die Nachfrage künstlich erhöht wird, ist Aehnliches auch im Konzertbetrieb möglich, wenn z. B. ein Konzertmanager einen unbekannten Künstler, nach dem niemand fragt, in einem sorgfältig „ausverschenkten" Saal auftreten läßt. Ihm wird dennoch verziehen, wenn sich der Künstler durch seine Leistungen als nachfragenswert ausweist, denn dann hat er ja niemand um sein Geld und um seine Illusionen gebracht. Philanthropen werden sogar so weit gehen zu verlangen, daß jedem jungen, strebsamen Künstler mindestens *eine* solche Konzertgelegenheit verschafft werde, aber solange man dem Konzertbesucher nicht mit Bestimmtheit ansehen kann, ob er für sein Billett bezahlt hat oder nicht, so lange findet durch „ausverschenkte" Säle eine Täuschung des Publikums und eine indirekte Schädigung der anderen Künstler statt, die Entgelt für ihre öffentlichen Leistungen beanspruchen.

Was man im einzelnen Fall zu verzeihen geneigt sein mag, wird aber zu einer bösartigen Schädigung des Betriebes, wenn es systematisch zugunsten derer geübt wird, die genug Geld haben, um die Kosten zu bezahlen. Aus dem Wettlauf des Talents wird dann ein solcher des Geldes, und wenn auch das Geld ohne Talent hier nicht triumphieren kann, so nimmt es doch dem unbemittelten Talent Luft und Licht weg.

Nun könnte man einwenden, daß es die Begüterten in allen andern Berufsarten um ebensoviel leichter haben vorwärtszukommen, ferner daß der Talentbesitz ebenso wie der Geldbesitz an den Zufall der Geburt gebunden sei. Ganz richtig, nur ist die Talentverteilung menschlichem Einfluß gänzlich entzogen, während die ungleiche Güterverteilung eine direkte Folge menschlicher Institutionen ist. An der ersten kann also Menschengeist und Menschenkraft nichts ändern, die andere dagegen ist fortwährend Gegenstand von Erwägungen und Diskussionen unserer Staatsmänner und Nationalökonomen; jeder Tag bringt daher auch neue Kompensations- und Milderungsvorschläge. Stellt es sich also heraus, daß ein Künstlertalent nur dann zur Entwicklung und Anerkennung kommen kann, wenn sich ihm die Macht des Geldes an die Seite stellt, dann handelt es sich um einen Mißstand im geschäftlichen Betrieb, der geeignet ist, der Kunst ernstlichen Schaden zuzufügen, dann ist es an der Zeit, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Ein solcher Mißstand ist nun aber vorhanden, wenn das Angebot künstlich bis ins Ungeheuerliche gesteigert und das Publikum (also die Abnehmer) systematisch getäuscht wird. Daß solche unmoralischen Maximen noch nicht unsern ganzen öffentlichen Konzertbetrieb durchseucht haben, braucht wohl kaum erst ausdrücklich versichert zu werden, aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß sie nur sporadisch und ausnahmsweise zur Anwendung kommen. Sie haben sich leider in manchen Quartieren schon derartig festgesetzt, daß die in Frage kommenden Künstler sie bereits als etwas Unvermeidliches, wohl gar Legitimes hinnehmen.

Das Institut der Konzertagenten oder „Konzertdirektionen" ist unentbehrlich geworden; geschickt geführt und dezent verwaltet, kann es den Künstlern und der Kunst zum Heil gereichen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß es zu Uebergriffen verleiten kann, die dann mit den Interessen der Kunst kollidieren. Sehen wir von den immerhin noch ziemlich zahlreichen Konzerten ab, wo der Name der mitwirkenden Künstler von vornherein einen finanziellen Erfolg sichert, so verdient die Konzertdirektion auch Geld an jedem andern Konzert, einerlei, ob das Konzert einen Ertrag bringt oder nicht; denn die Unkosten, einschließlich des Prozentsatzes für die „Konzertdirektion", werden von dem Konzertgeber vorher erlegt. Die „Konzertdirektion" riskiert also kein Geld, sie ist nicht zu Sanguinismus und Enthusiasmus verpflichtet, denn sie ist eine reine Geschäftsinstitution. Sie hat also auch das lebendigste Interesse daran, möglichst viele Konzerte für Künstler und Künstlervereinigungen zu arrangieren. Sie richtet mithin nur die eine Frage an die Ruhmesaspiranten: Habt ihr genug Geld für ein Konzert? Ob auch genug Künstlerschaft vorhanden ist, die Probe vor der Oeffentlichkeit zu bestehen, geht die „Konzertdirektion" nichts an. So weit ist alles geschäftsmäßig legitim; bedenklich wird es aber schon, wenn die Konzertdirektion durch Zirkulare oder mündliches Zureden in Schülerkreisen, also bei notorisch Unreifen, Konzertgeber zu werben sucht. Immerhin kann sie sich auch da noch hinter den Grundsatz flüchten, daß es gar nicht ihres Amtes ist und gar nicht im Bereich der Möglichkeit liegt, die Konzertreife aller ihrer Auftraggeber vorher festzustellen.

Es gibt nun aber auch „Konzertdirektionen", die Anspruch auf eine gewisse künstlerische Reputation machen, die behaupten, es sei für den Künstler eine Auszeichnung, seine Konzertgeschäfte durch sie besorgen zu lassen. Es würde nun interessant sein, zu erfahren, daß solche „Konzertdirektionen" mit Reputationsanspruch gelegentlich auch mal einen Auftraggeber aus künstlerischen Gründen zurückweisen.

Konzerte zu geben, die von vornherein nicht auf ein zahlendes Publikum rechnen können, ist ein kostspieliges Vergnügen, und wenn sich eine junge Sängerin



oder ein junger Klavierspieler entschließt, den letzten Rest eines kleinen Kapitals daranzuwenden oder sich den Betrag von Verwandten zu erbetteln, muß doch schon sehr viel dabei zu gewinnen sein. Es wäre nun ein leichtes für die jungen Ehrgeizigen, sich vorher darüber belehren zu lassen, daß ein einziges Konzert, und wäre es noch so erfolgreich, nicht hinreicht, um Ruhm und eine Position unter den konzertierenden Künstlern zu erwerben, daß man selbst im günstigsten Fall ein Dutzend solcher kostspieligen Konzerte geben muß, ehe man auch nur den bescheidensten Ertrag erwarten kann. Niemand könnte den Aspiranten darüber bessere Auskunft geben als die „Konzertdirektionen". Aber es widerspricht natürlich deren Geschäftsinteresse, so aus der Schule zu plaudern.

Solokonzerte unbekannter Sänger und Instrumentalisten sind nun in den großen Musikstädten durch ihre Häufigkeit und durch die zahlreichen Enttäuschungen, die sie mit sich bringen, schon derartig diskreditiert worden, daß sie vom kunstverständigen und zahlungsfähigen Publikum ignoriert werden, wodurch ihr Erfolg noch illusorischer wird. Das haben natürlich die findigen Managers wie die jungen Ruhmesaspiranten ebenfalls längst herausgefunden und sind nun auf einen Ausweg verfallen, der direkt zur Diskreditierung und Demoralisation unseres Konzertbetriebes führen kann, wenn dem Publikum nicht rechtzeitig die Augen geöffnet werden. Bisher ließ man den jungen Künstler vor einem Publikum spielen, das halb widerwillig von dem zugesandten Freibillett Gebrauch macht und von vornherein keine großen Kunsttaten von jemand erwartet, der seine Billette verschenken muß, um nur gehört zu werden. Die neue Praxis besteht darin, daß der Künstler einem renommierten Konzertinstitut eine Entschädigungsumme dafür anbietet, daß es seine solistische Mitwirkung gestattet. In Paris, woher man vielleicht diese Praxis bezogen, vermerkt ein Sänger oder Virtuose, der auch nur ein einziges Mal bei Colonne oder Lamoureux solistisch mitgewirkt hat, diese Tatsache zum ewigen Ruhm auf seiner Visitenkarte. In den Konzerten zu X. oder sonstwo als Solist aufgetreten zu sein, heißt also für unsern jungen Virtuosen die erste Stufe auf der Ruhmesleiter erklommen zu haben. Er wird von einem bezahlt habenden Publikum mit Achtung begrüßt, denn dieses Publikum hat ein Recht, zu erwarten, daß ihm für sein Geld etwas Wertvolles, Bewährtes geboten werde. Wie würde es mit einem Schlag seine Attitüde und leider wohl auch sein Urteil ändern, wenn man ihm mitteilte: dieser Solist erhält kein Honorar, er zahlt noch fünfhundert Mark darauf, damit er euch eine halbe Stunde lang etwas vorspielen kann.

Da das Strafgesetzbuch wohl kaum eine Handhabe geben dürfte, um solch grobe Täuschung des Publikums gerichtlich zu verhindern, bleibt kein anderes Mittel übrig als Aufklärung des Publikums. Wer sein Abonnement für die nächste Saison noch nicht bezahlt hat, der lasse sich lieber vorher erst die ausdrückliche Versicherung geben, daß man keine bezahlenden Solisten engagiert hat. Mancher wird freilich denken, solche Vorkommnisse seien nur bei ganz geringwertigen Konzertinstituten möglich, die Konzerte, die er besuche, seien über jeden Zweifel in dieser Hinsicht erhaben. Hoffentlich hat er recht; aber daß trotzdem sehr angesehene Konzertinstitute hohe Bezahlungen von Solisten beanspruchen und diese Beträge in ihrem Budget vorsehen, ist leider trotzdem Tatsache. Handelte es sich nur um vereinzelte Fälle, dann ließe sich vielleicht mit einem bedauernden Achselzucken darüber hinwegkommen, aber da es sich um eine systematische Täuschung des Publikums handelt, ist es Pflicht gegen die Kunst, Alarm zu schlagen. — —

Darüber braucht man aber noch nicht gleich Schwarzseher zu werden und zu prophezeien: die Musik müsse bei der modernen geschäftlichen Handhabung zugrunde gehen. Die Musik hat ein viel zu zähes Leben, ist viel zu sehr innerstes Bedürfnis der Menschheit. Auch predige man nur nicht Rückkehr zu früheren idyllischen Zuständen, die, bei Licht besehen, gar nicht einmal so idyllisch gewesen sind. Den musikalischen Geschäftsmann können wir nicht mehr loswerden, und wenn wir ihm nur ein bißchen auf die Finger passen und es ferner unsern Künstlern unmöglich machen, das Publikum über ihren Rang und ihre Leistungen zu täuschen, wird sich vieles bessern lassen.

## Unsere Bilder

**Kaiser Wilhelm in Wien** (Abb. S. 1687). Der Kaiser hat auf der Rückkehr von den Jagden in Ungarn wieder einmal in Wien geweilt, um dem greisen Kaiser Franz Josef seine Glückwünsche zum 80. Geburtstag persönlich zu überbringen. Wie immer hat man den Deutschen Kaiser auch diesmal mit viel Herzlichkeit empfangen. Die Wiener Gemeindevertretung gab einem der schönsten Teile der Ringstraße zum Andenken an diesen Besuch den Namen Kaiser-Wilhelm-Ring. Um für diese ungewöhnliche Ehrung zu danken, besuchte Kaiser Wilhelm die Wiener Stadtväter in ihrem Rathaus und hielt dort eine dem Preise Wiens und der deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft gewidmete Rede, die in ganz Europa viel bemerkt wurde, in Wien aber hellen Enthusiasmus hervorrief.

**Die Silberhochzeit des badischen Großherzogpaares** (Abb. S. 1688) wurde in Karlsruhe sehr festlich begangen. Die offizielle Feier bestand in einer Reihe eindrucksvoller Huldigungen vor den Jubilaren. In der Festhalle fand ein großer Huldigungsakt statt, an dem die höchsten Würdenträger und Deputationen aus allen Teilen des Landes teilnahmen. Dann wurde ein szenisches Festspiel aufgeführt. Besonders gelungen war auch das Ständchen vor dem Schloß, das 2000 Schulkinder dem Großherzogpaar darbrachten.

**Die englische Abteilung der Brüsseler Weltausstellung** (Abb. S. 1690) hat unter dem großen Brand im August besonders stark gelitten. Der Energie der Ausstellungsleitung ist es in kurzer Zeit gelungen, auch diesen Teil der Weltausstellung wiederherzustellen, und vor wenigen Tagen konnte in Gegenwart des Königs Albert und des britischen Gesandten die feierliche Wiedereröffnung der Abteilung stattfinden.

**E. K. Venizelos** (Abb. S. 1689), der griechische Politiker, der bisher die Seele der kretischen Regierung war, hat seine Aemter niedergelegt und die Insel verlassen, um als Abgeordneter der griechischen Nationalversammlung an der politischen Sanierung seines Vaterlandes mitzuarbeiten. Sein festlicher Empfang bei der Landung im Piräus zeigt, wie hohe Hoffnungen das griechische Volk auf diesen begabten Staatsmann setzt. Er wurde von einer ungeheuren Menschenmenge eingeholt, und als er in einer kräftigen Rede sein politisches Programm entwickelte, umbrauste ihn enthusiastischer Jubel.

**Ein Denkmal für den General v. Seydlitz** (Abb. S. 1691) soll demnächst in Trebnitz in Schlesien aufgestellt werden. Die schöne Statue, die der Bildhauer Professor Baumbach geschaffen hat, zeigt den unerschrockenen Reitergeneral Friedrichs des Großen zu Fuß mit hoch erhobenem Degen, erinnert also an die Schlachten, in denen er Schlesien gewinnen half.

**Das französische Musikfest in München** (Abb. S. 1690), das vom 18. bis 20. September in der Neuen Musikfesthalle und im Künstlertheater stattgefunden hat, war eine glänzende Revue der französischen Musik. Eine große Anzahl berühmter



französischer Virtuosen und Komponisten war in München anwesend; diese fremden Gäste wurden mit hohen Ehren empfangen und wurden auch im Schloß Nymphenburg von den Mitgliedern der königlichen Familie begrüßt.

Chavez' Flug über den Simplon (Abb. S. 1685, 1686 und untenst.). Die alte Geschichte von Ikaros erlebt jetzt fortwährend neue Auflagen. Je kühner und erfolgreicher die Flüge unserer Aeronauten und Aviatiker werden, desto zahlreicher werden



Chavez, Sieger im Simplonflug †

die Unfälle, die sich dabei ereignen. In diesen Tagen erregt das tragische Schicksal des jungen peruanischen Aviatikers Chavez allgemeine Teilnahme. Er allein von allen Teilnehmern an der Flugkonkurrenz Brig—Mailand schwang sich vom Startplatz am Brigerberg bis zur Höhe des Simplons empor und setzte dann seinen Flug über die tief eingeschnittene Gondoschlucht fort, bis er das Toccetal und Domodossola erreichte. Hier wollte er eine Zwischenlandung vornehmen, stürzte aber mit seinem Blériot-Monoplan zu Boden und wurde schwerverletzt unter den Trümmern des Apparats hervorgezogen. Er hat den Ruhm, als erster Mensch im Aeroplan über die Alpen geflogen zu sein, mit dem Leben bezahlt.

Eine Gedächtnisausstellung von Werken Skarbinas (Abb. S. 1692), des verstorbenen Berliner Malers, wurde dieser Tage in der Akademie der Künste in Berlin eröffnet. Die Ausstellung gewährt einen vollkommenen Ueberblick über das reiche und vielseitige Lebensbild Franz Skarbinas; außerdem ist sie dem Andenken Joseph Olbrichs gewidmet.

Todesfälle (Abb. S. 1692). In seiner Heimatstadt Homburg v. d. H. starb Geh. Baurat Jacobi, der Wiedererbauer des Saalburgkastells. Nach einer bewegten Jugend, in der er in Amerika lernte und arbeitete, hat der vortreffliche Architekt jahrelang für die bauliche und allgemeine Entwicklung Homburgs gewirkt. — In Karl Buttenstedt, der in Friedrichshagen verschieden ist, hat die Aviatik einen ihrer ersten Pioniere verloren. Buttenstedt hat schon im Jahr 1883 die Prinzipien des Vogelflugs erkannt und auf ihre Bedeutung für den Menschenflug hingewiesen. Erst in den letzten Jahren fand das Streben dieses ausgezeichneten Mannes Anerkennung. — Der Komponist und Kapellmeister des Dresdner Residenztheaters Rudolf Dellinger, der kürzlich nach langer Krankheit starb, hat einst zu den erfolgreichsten Operettenkomponisten gezählt. Seine Operette „Don Cesar" ist über alle Bühnen gegangen, und ihr bester Schlager „Komm herab, o Madonna Teresa!" war jahrelang in aller Munde.

Miß Helen Taft (Abb. S. 1692), die jugendliche Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, hat kürzlich das College verlassen und wird in diesem Winter durch ihre Teilnahme an den Festlichkeiten des Weißen Hauses in die Washingtoner Gesellschaft eingeführt. Miß Taft erfreut sich im Freundeskreis ihrer Eltern großer Beliebtheit. Sie genoß eine wissenschaftlich gründliche Ausbildung, bei der das anmutige und frische Mädchen als echte Tochter Amerikas den Sport nie vernachlässigt hat.

Personalien (Abb. S. 1690 u. 1692). Der Kaiser hat während seines Aufenthaltes in Sigmaringen dem Chef des fürstlichen Hauses Hohenzollern, dem Fürsten Wilhelm, das Prädikat „Königliche Hoheit" verliehen, das schon sein Vater und Großvater für ihre Person geführt haben. — In Persien ist infolge des Todes des Regenten ein neuer Mann ans Ruder gekommen. Nasr el Mulk, der von nun ab für den minderjährigen Schah regiert, ist einer der aufgeklärtesten Staatsmänner Persiens. Nachdem er unter der Regierung dreier Schahs eine große politische Rolle gespielt hatte, mußte er im Jahr 1907 als Freund der konstitutionellen Bewegung nach England fliehen, wo er seither im Exil gelebt hat. — Der Kaiser Franz Josef hat den Gemahl seiner Enkelin Elisabeth, den Grafen Otto von Seefried auf Buttenheim, an seinem 40. Geburtstag in den erblichen Fürstenstand erhoben. Graf Seefried hat als junger bayrischer Offizier am 2. Dezember 1893 der ältesten Tochter des Prinzen Leopold von Bayern und der Erzherzogin Gisela die Hand gereicht. — Zu unseren Bildern, die wir im Heft Nr. 39 von der neuen Revue des Metropoltheaters brachten, bemerken wir berichtigend, daß dort nicht Madge Lessing als Ludwig XV. abgebildet war, sondern daß Fräulein Mary Kreibich in dieser Rolle auftritt.

## Die Toten der Woche

Ali Reza Chan, Regent von Persien, † in Teheran am 22. September im Alter von 64 Jahren.



Kommerzienrat Karl Bolle †

Kommerzienrat Karl Bolle, † in Berlin am 28. September im Alter von 78 Jahren. (Portr. nebenst.)

Rudolf Dellinger, bekannter Komponist und Kapellmeister, † in Dresden am 25. September im Alter von 53 Jahren (Portr. S. 1692).

Geh. Baurat Professor Louis Jacobi, der Wiedererbauer der Saalburg, † in Homburg v. d. H. am 24. September im 75. Lebensjahr (Portr. S. 1692).

Frau Pasteur, die Witwe des berühmten Gelehrten, † in Arbois am 23. September im Alter von 84 Jahren.

W. v. Pittler, bekannter Ingenieur, † in London im Alter von 52 Jahren.

Lady Louisa von Rothschild, † in Aston-Clinton am 22. September im Alter von 90 Jahren.

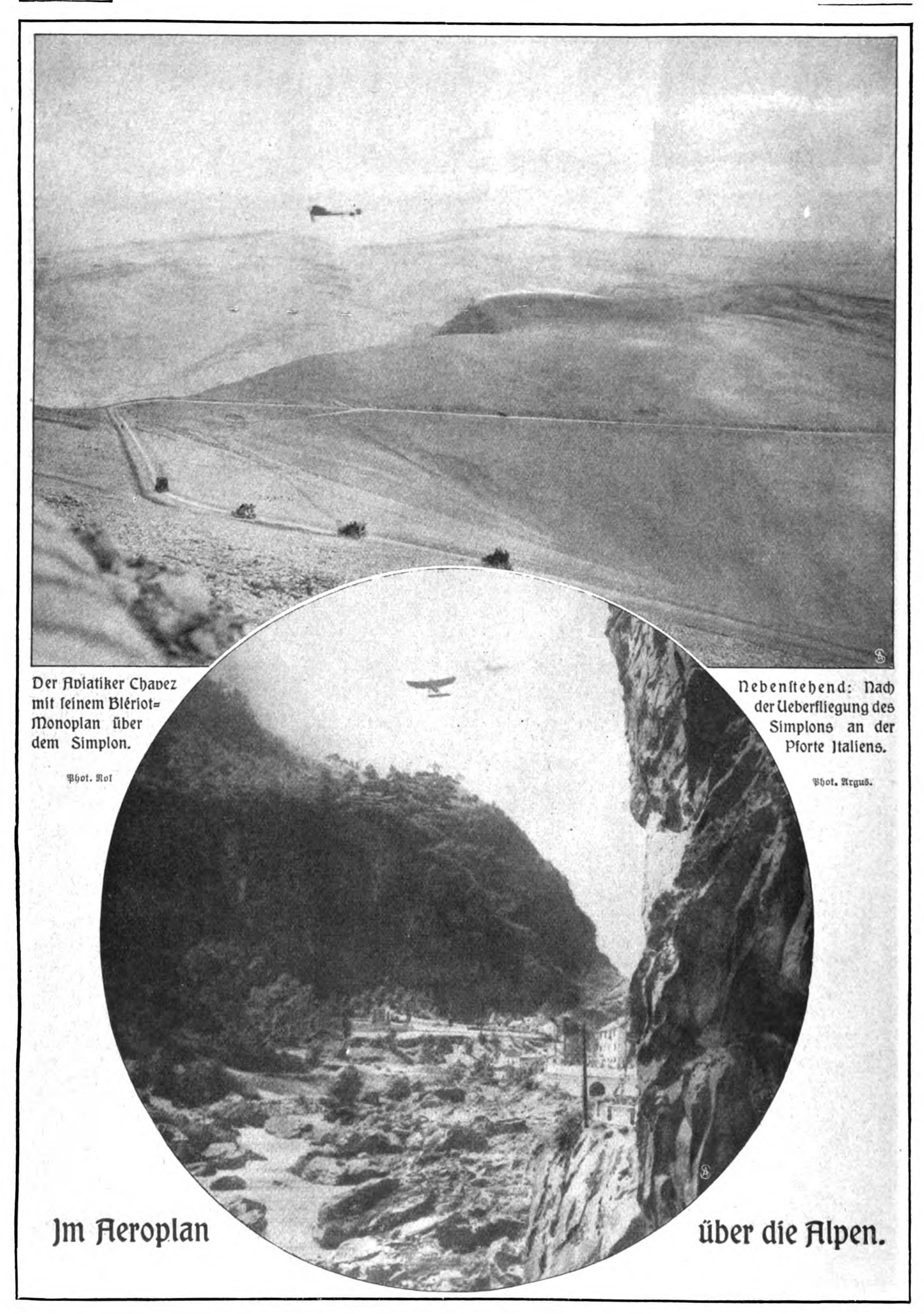
Oberregierungsrat a. D. Richard Zacher, † in Ahlbeck im 55. Lebensjahr.

# Bilder vom Tage



**Der Start des Aviatikers Chavez zu seinem Flug über den Simplon.** Phot. Argus.

Ueber die Alpen im Aeroplan.



Der Aviatiker Chavez mit seinem Blériot-Monoplan über dem Simplon.

Phot. Rol

Nebenstehend: Nach der Ueberfliegung des Simplons an der Pforte Italiens.

Phot. Argus.

# Im Aeroplan über die Alpen.

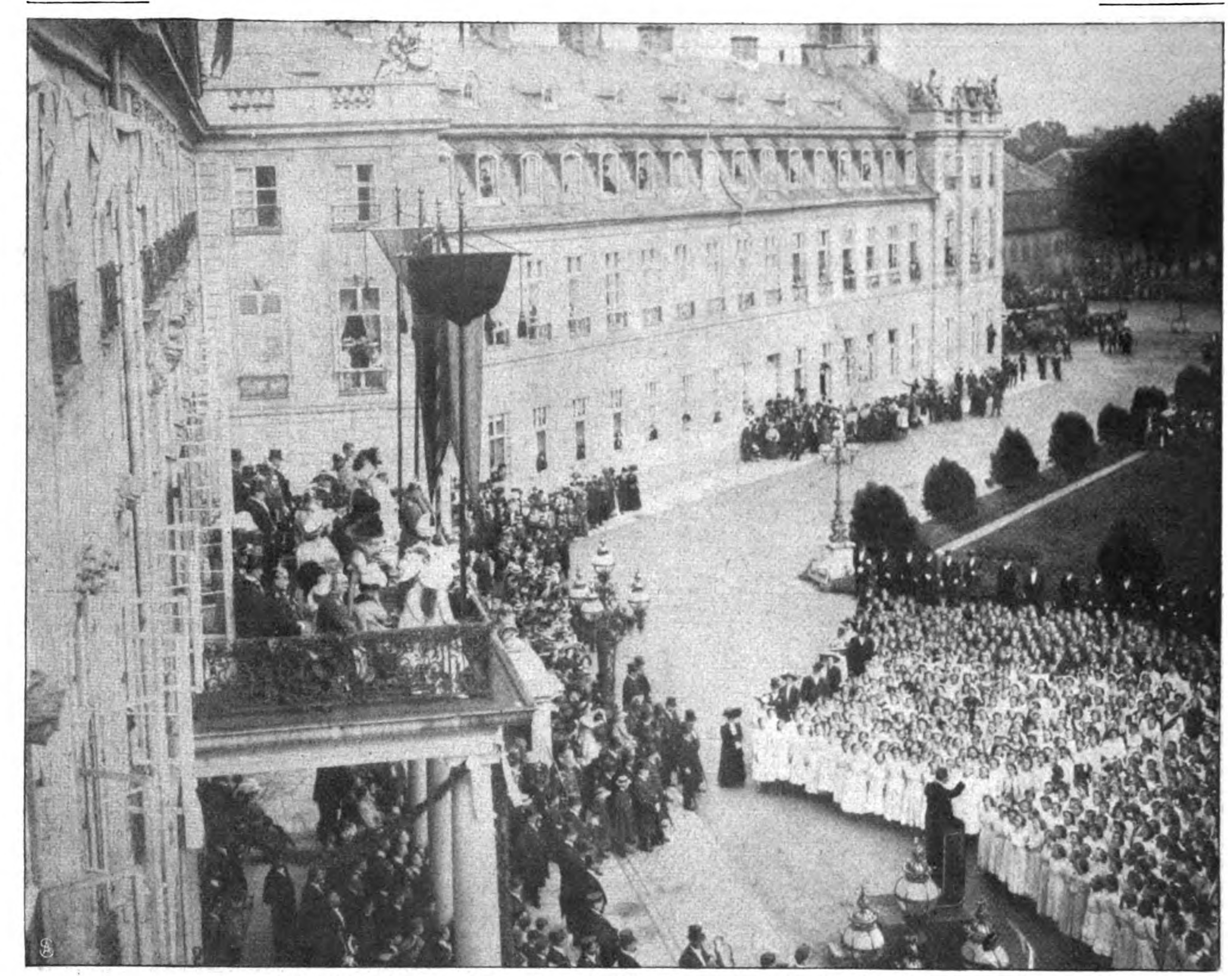


Kaiser Wilhelm. Kaiser Franz Josef. Phot. Lechner.

**Von Kaiser Wilhelms Besuch in Wien: Begrüßung hoher Militärs und Beamter vor dem Schönbrunner Schloß.**

×

**Kaiser Wilhelm mit dem Bürgermeister von Wien Dr. Josef Neumayer (×) vor dem Rathaus.**
**Ein historischer Augenblick vom Besuch des Deutschen Kaisers in Wien.** Phot. Lechner.



**2000 Schulkinder huldigen dem Jubelpaar vor dem Karlsruher Schloß.** Phot. Bauer.



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Von links nach rechts: (Sitzend) die Bürgermeister Hermann (Offenburg), Weber (Konstanz), Siegrist (Karlsruhe), Winterer (Freiburg), Wilkens (Heidelberg), Fieser (B.-Baden), Reichardt (Durlach); (Stehend) Ehret (Weinheim), Habermehl (Pforzheim), Martin (Mannheim), Bräuning (Rastatt), Weiß (Eberbach), Altfelix (Lahr), Stritt (Bruchsal).

**Die badischen Bürgermeister, die Glückwünsche und Geschenke ihrer Städte überbrachten.**

## Von der Silberhochzeit des badischen Großherzogpaares.



Phot. Gaziades.

Die Ankunft des kretischen Abgeordneten Venizelos zur griechischen Nationalversammlung im Hafen von Piräus. Oben: E. K. Venizelos.



Phot. Samson & Cie.

König Albert der Belgier vollzieht den feierlichen Akt.

**Die Wiedereröffnung der englischen Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.**



**Wilhelm Fürst v. Hohenzollern,**
**erhielt v. Kaiser d. Prädikat „Kgl. Hoheit"**
Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroth.



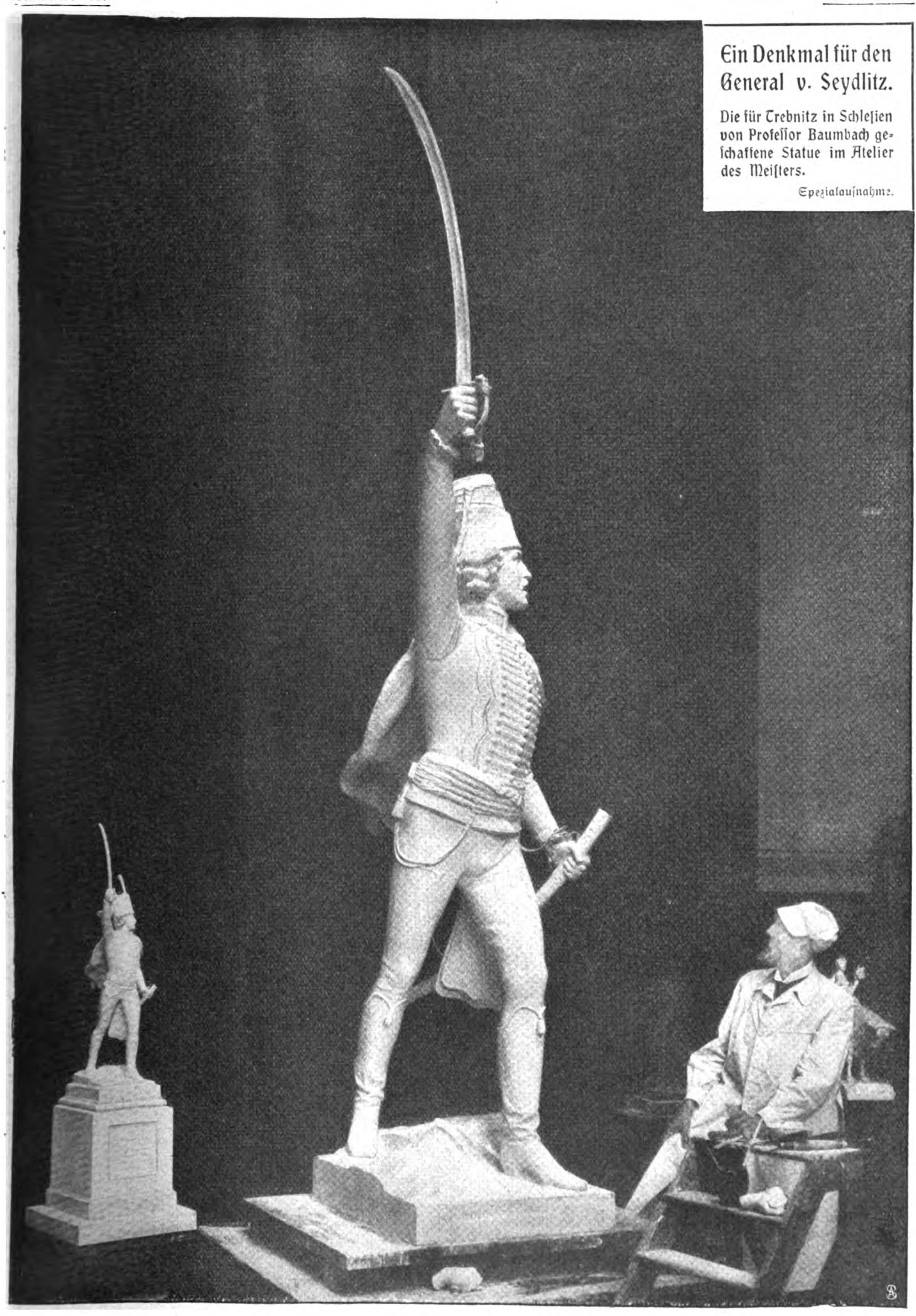
**Nasr el Mulk,**
**der vom persischen Parlament ernannte Regent des Landes.**



1. Frau v. Lallow. 2. Exz. v. Speidel 3. Prinzessin Klara. 4. Prinzessin Maria del Pilar. 5. Maria Teresa, Infantin von Spanien 6. Saint Saëns. 7. Prinzessin Maria de la Paz. 8. Reichsgräfin Wrbna. 9. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern.

**Das französische Musikfest in München: Empfang der Festgäste in Schloß Nymphenburg.** Phot. Böhm.





## Ein Denkmal für den General v. Seydlitz.

Die für Trebnitz in Schlesien von Professor Baumbach geschaffene Statue im Atelier des Meisters.

Spezialaufnahme.



**Otto Graf von Seefried,**
der Gemahl einer Enkelin Kaiser Franz Josefs, wurde in den erblichen Fürstenstand erhoben.



Copyright Harris & Ewing.

**Miß Helen Taft,**
die Tochter des Präsidenten der Ver. Staaten, debütierte in der amerikanischen Gesellschaft.



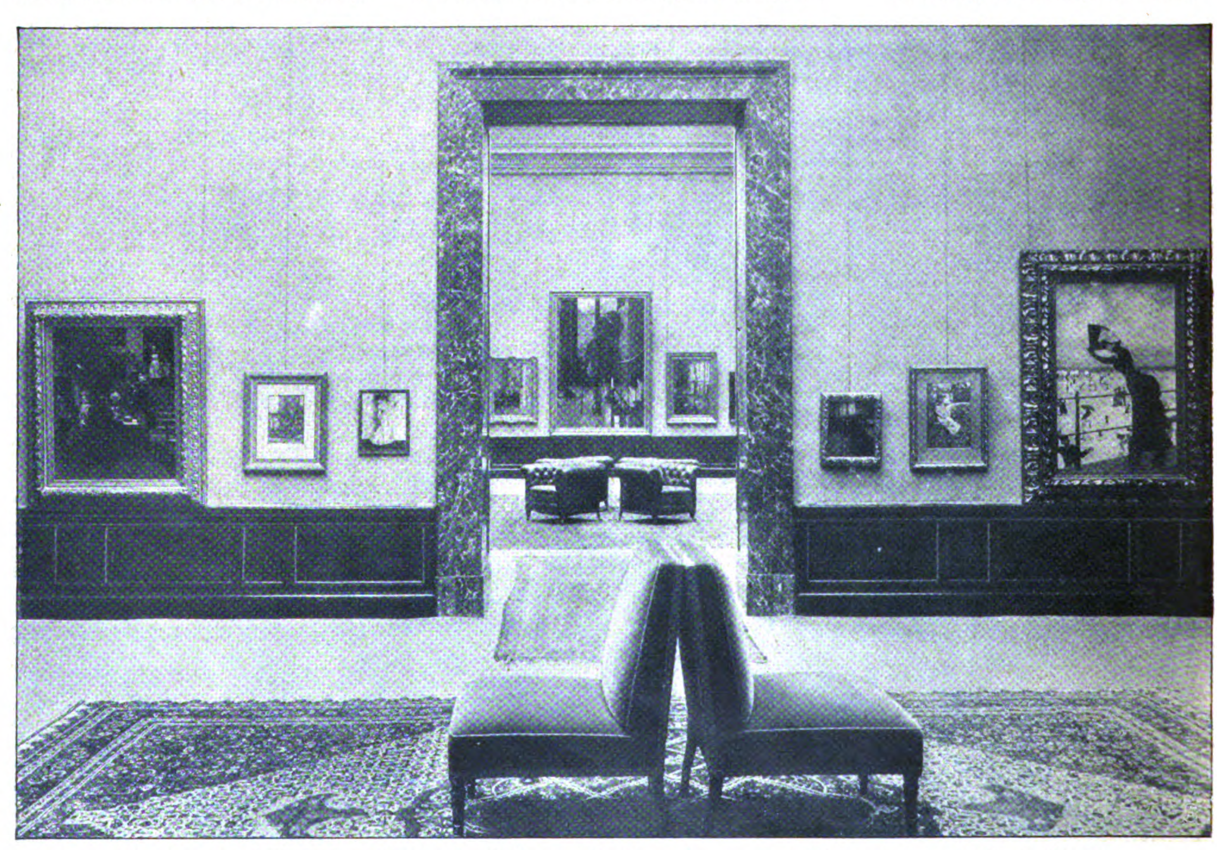
**Geheimer Baurat Jacobi †**
der bekannte Architekt und Wiedererbauer der Saalburg.



**Rudolf Dellinger †**
der bekannte Dresdner Kapellmeister u. Komponist.



**Karl Buttenstedt †**
ein verdienstvoller Vorläufer der Aviatik.



**Von der Ausstellung von Werken Prof. Franz Skarbinas in der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.**



# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

9. Fortsetzung.

Als Erik nach Haus kam, forderte er Frau Thorensen zu einer Privatunterhaltung in Annchens Zimmer und verlangte herrisch von der übermüdeten Amanda den Koffer seiner Tochter, da er sofort mit ihr in ein Hospiz überzusiedeln gedachte.

Erregter Stimmenwechsel klang aus der geschlossenen Tür. Dazwischen das naturalistische Kinderschluchzen der entthronten Maikönigin.

Die Schwestern Thorensen waren mit Doktor Meister allein.

„Sie treffen es gerade ungünstig bei uns!" sagte Anka leichthin und schwang sich auf die Lehne eines Sessels.

„Vielleicht treffe ich es charakteristisch", versetzte Meister.

„Onkel Erik ist eben durch und durch Spießbürger!" rief Anka empört.

„In diese Kategorie muß ich mich wohl auch rechnen, denn ich stehe hier vollkommen auf Ihres Onkels Seite. Die moralische Schuld, die Sie alle durch Ihre Fahrlässigkeit einem solchen Kind gegenüber auf sich geladen haben, scheint mir ganz ungewöhnlich groß, ja unfaßbar. Die Tatsache, daß Sie ein Ihnen anvertrautes, unerfahrenes junges Wesen ohne jede Kontrolle in so zweideutigen Kreisen herumirren lassen, ist für einen Menschen wie mich geradezu erschütternd. Sie springen merkwürdig um, Fräulein Anka, mit den Mädchenseelen, die Sie in Ihrer Gefolgschaft nach sich ziehn. —"

Er warf einen langen, traurigen Blick auf Gunhilde.

Diese schnellte empor.

„Anka ist die beste und liebste Schwester, die sich denken läßt!" rief sie aus und begann zu weinen. „Was wäre ich denn ohne Anka!"

„Vermutlich meine Frau", versetzte Meister langsam.

„Das ist eine durchaus irrige Annahme", erwiderte Anka kühl. „In dieser Hinsicht habe ich meine Schwester niemals beeinflußt. —"

„Es gibt auch unbewußte Beeinflussungen, die auf zarte Naturen genau so wirken wie die bewußten!" Er erhob sich. „Nun, ich habe den Zweck meines Besuches erreicht. Ich wollte eine Frage stellen, und die Umstände haben meine Frage präzis beantwortet — besser und eingehender, als Fräulein Gunhilde es fertigbrachte. Post festum komme ich mir fast indiskret vor, mich in die Privatangelegenheiten zweier junger Damen eingedrängt und den Pädagogen gespielt zu haben. Es kam mir vielleicht nicht zu. Jeder lebt sein Leben, und der Abwesende hat immer unrecht."

Er knöpfte den oberen Knopf seines Rockes zu und musterte die Schwestern.

Sie standen dicht nebeneinander — Gunhilde etwas zurück, Tränen in den Augen

Diese Kinder, durch deren Seelen er einst wie durch Glas geschaut, waren etwas Fremdes, ganz Unverständliches für ihn geworden, Wesen, für deren Beurteilung er keinen Maßstab mehr besaß....

Im Gehen traf Meister auf Frau Thorensen.

„Furchtbar!" rief sie ärgerlich. „Man redet und redet, und der Mann ist nicht zu beruhigen. Und diese überflüssigen Reden: was alles hätte passieren können! Mein Gott, es ist doch nichts passiert! Was ist denn gewesen? So ein harmloser Jugendzirkel. Und das Kleid! Ihr habt doch die roten Chiffonkleider x-mal getragen, und man hat mir noch Elogen darüber gesagt. Er gebärdet sich ja wie Odoardo Galotti. Liebster Meister, könnten Sie ihn nicht zur Ruhe reden?"

„Nein, Frau Thorensen!" lächelte Meister bitter und ironisch. „Ich kann mich doch zu sehr in Ihres Bruders Seele hineindenken. Gewiß haben Sie es alle nicht schlimm gemeint — aber wissen Sie! Gedankenlosigkeit kann auch Sünde sein...."

Er nahm seinen Mantel vom Haken. Er gab niemand die Hand, grüßte höflich und schwerfällig und ging.

Gunhilde kam ihm nach.

„Ich werde Ihnen das elektrische Treppenlicht aufdrehen", sagte sie leise.

„Ja! Drehen Sie es auf."

Das Licht fiel hell auf ihren blonden Scheitel. Sie sah ihn an, als warte sie auf ein Wort.

Er aber stieg die Stufen hinab.

„Werden Sie wiederkommen?" rief Gunhilde über das Geländer gebeugt. —

„Wohl nicht, Fräulein Thorensen —"

„Aber Sie hatten unsere Familie doch früher so gern? —"

Er hielt einen Augenblick im Treppabsteigen inne.

„Ach ja, das war einmal", sagte er und verschwand.

Gunhilde stand, bis das Licht verlosch und unten die Haustür ins Schloß fiel. Sie hörte das Zurückschlürfen des Portiers — dann ging sie zu den andern zurück.

„Was für eine greuliche Nacht!" sagte Frau Thorensen.

„Waldshut und Attenrade. Süd und Nord. Und doch ganz die gleiche Richtung in den Anschauungen", bemerkte Anka.

„War es denn so schlimm im Café Ludwig?" fragte die Mutter Gunhilde.

„Ach Mama — wie man's nimmt. Es war nicht anders wie sonst — aber als Momentbild für Onkel Erik wohl ein bißchen verblüffend. Vielleicht war es auch schlimm. Ich weiß nicht. Ich habe kein Urteil. Ich bin vielleicht auch etwas abgebrüht."





Sie sank ermattet in einen Sessel.

„Aber Gunhilde!" rief Frau Thorensen empört. — „Wie kannst du so etwas von dir aussagen? Wenn die ‚Bannbefreiten' wirklich so auf der Grenze sind, hättet ihr doch nun und nimmer dort verkehren dürfen!"

„Mama!" sagte Gunhilde leise und weich. „Es wäre wohl besser gewesen, du hättest dich hierum etwas früher gekümmert."

„Gunhilde übertreibt!" sagte Anka. „Bitte, keine prinzipiellen Erörterungen jetzt! Die Hauptsache ist jetzt, daß unsere teuren Waldshuter fort sind, ehe Papa kommt. Papa muß mit den Einzelheiten dieser Sache verschont werden. Er muß sie möglichst harmlos arrangiert bekommen. Arbeitende Männer können diese Rücksicht auf ihre Nerven verlangen. —"

„Und die Sommerreise?" fragte Frau Thorensen. „Ich sehe schon! Niemals im Leben kommt einer von uns noch nach Höchenschwand."

Man hörte Lärm auf dem Flur. Onkel Erik klingelte nach Amanda.

Er wehrte jeden Abschied ab.

„Ich werde schreiben," sagte er, „ich werde alles schreiben, was ich meine."

Annchen, in das Waldshuter Kostüm gepreßt, das sie bei ihrem Eintritt in die Reichshauptstadt getragen, warf sich den Schwestern um den Hals.

„Es war eine großartige Zeit!" schluchzte sie. „Es ist so furchtbares Pech."

Agnes Thorensen fiel es in diesem Moment ein, daß sie ja eigentlich den Bruder hatte anborgen wollen.

Die Idee schien ihr förmlich grotesk in der neugeschaffenen Lage.

Dies Tischtuch war entzwei. Sie kannte ihren Bruder. Sie wußte, daß weibliche Dialektik manche Arten von Männern um und um reden kann, bis sie das Schwarze für Weiß ansehen, daß aber dem Typus „ehrliche Haut" gegenüber, zu dem ihr Bruder gehörte, auch die glänzendste weibliche Beredsamkeit nicht imstande war, einen Tatbestand in sein Gegenteil zu verkehren....

Vom Flur her schlug es Mitternacht.

„Ein entsetzlicher erster Mai!" sagte Frau Thorensen. „Und daß gerade auch Meister das miterleben mußte! Es ist eine ganz diabolische Verkettung der Umstände. Ich hatte das Gefühl, er war gerade im besten Anhalten, als Erik an der Klingel riß."

„Anhalten? Um wen?" fragte Hilde.

„Nun, um dich! Er hält doch immer von Zeit zu Zeit um dich an —"

„Wie die Maikäfer", bemerkte Anka.

„Nicht wie die Maikäfer!" versetzte Gunhilde scharf. „Die Maikäfer kommen immer wieder. Meister kommt nicht wieder. —"

Anka strich sich über die Stirn.

„Ach, schlagen wir's uns aus dem Sinn. Ich werde für uns alle Lindenblütentee machen. Das gleicht aus und beruhigt. Ihr werdet sehen! Nach der ersten Tasse schon seht ihr die Sache ganz gelassen an. Was war denn auch schließlich dabei!"

Als Geheimrat Thorensen angeregt und befriedigt, aber auch sehr ermüdet von seinem parlamentarischen Abend heimkam, fand er seine drei Damen friedlich um die Eßzimmerlampe versammelt — ein Bild häuslichen Behagens.

„O wie gemütlich!" rief er. „Beinah wie in Attenrade. Alle zu Hause. So müßte es immer sein. Ihr sitzt da um euren Tee wie auf einer Insel des Friedens."

„Ja, und denk dir!" begann Anka. „Annchen ist fort. Onkel Erik hat's vor Heimweh nicht ausgehalten und hat sie plötzlich geholt. Sie dankte noch tausendmal für die Zeit. Und dann kam auch Meister plötzlich auf der Durchreise und läßt sehr grüßen."

„Da hab ich ja viel versäumt", versetzte Thorensen. „Annchen fort. Na — etwas anstrengend war es ja mit ihr. Schöner ist es ohne."

Und er sah stolz und beglückt im Kreise seiner etwas müde dreinschauenden Blondinen umher.

* * *

Geheimrat Thorensen trat in eine unerfreuliche Periode seines dienstlichen Lebens ein. Sein alter Gönner Exzellenz Furka wurde unerwartet Oberpräsident und schied aus dem Ministerium aus. Thorensens an sich nicht unbegründete Hoffnung, bei dieser Gelegenheit selbst zu avancieren, ging nicht in Erfüllung. Ein jüngerer, ihm nicht wohlgesinnter outsider wurde ihm vorgezogen und rückte zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten auf. An der Stelle eines Gönners und Freundes sah er einen seine Tätigkeit scharf kritisierenden Gegner. Dazu das Gefühl der Enttäuschung, unbefriedigten Ehrgeizes.

Seine Nerven versagten....

So wie dauernde Feuchtigkeit die festen Grundmauern römischer Paläste anfrißt, wie rankendes Unkraut unausrottbar an dunklen Brunnenwänden entlang kriecht, so zog in seine einst so ruhige Seele jener nagende beißende Ärger ein, der wie ein Fluch auf den überarbeiteten Nervösen lastet. Er brachte die dienstlichen Friktionen bei Tag und Nacht nicht mehr aus den Gedanken. Wenn er auf dem Rückweg vom Ministerium versuchte, an dem prangenden Kastaniengrün der Bellevuestraße, in dem Schönheitsmeer der weißen Blütenkerzen minutenlang seinen Ärger zu vergessen, so fühlte er die Widerstandslosigkeit seiner Stimmung, die seine Gedanken immer wieder zu einem erregten Disput zurücklenkte. Bis in die Träume verfolgten ihn dienstliche Dinge. Wenn er nachts aufwachte, überlegte er sich schneidende Entgegnungen, die er gern Widersachern gehalten hätte, wenn vernünftige Überlegung ihn nicht davor bewahrt hätte.

Sein Wesen geriet aus dem Gleis.

Ein müder, nörgliger Mann, quälte er sich und die Seinen.

Schließlich ging er zu einer medizinischen Autorität: Ausspannung von sechs Wochen mindestens in einem Sanatorium, vielleicht am Vierwaldtstättersee, lautete das Orakel.

Er wollte Höchenschwand in Vorschlag bringen, aber die Autorität hielt Aufenthalt in einer Familie für Gift.

„Das eine Gute hat es!" sagte Frau Thorensen zu ihren Töchtern, „nun braucht er nicht zu erfahren, daß Höchenschwand verscherzt ist. Wir müssen alle Rücksicht



auf ihn nehmen. Auch von den Rechnungen darf er nichts wissen. Für die Reise muß eben von meinem Kapital genommen werden. Das kann ich einrichten, ohne daß er es erfährt. Solche Ausnahmesachen gehen natürlich nicht vom laufenden. Ach Gott, Kinder, mir ist eigentlich viel leichter zumute, nun Papa den Krach mit Erik nicht erfahren muß und wir den Ärger allein tragen! So kann man ihm doch wenigstens das ersparen! Wenn ich nur wüßte, wo ihr sommerfrischen sollt? Es bleibt wohl wirklich nur Attenrade übrig. Tante Berta nimmt euch gewiß alle drei mit Wonne in ihre hübsche Mansarde."

Die Schwestern telegraphierten sich verständnisvoll zu.

„Wir haben schon in weiser Rücksicht auf unsere Finanzen disponiert!" sagte Anka. „Wir werden als Austauschgirls nach England gehen. Durch Vermittlung des Klubs haben wir schon eine sehr geeignete Familie in Rochester ausfindig gemacht. Rochester soll famos sein! Prachtvoll liegt es da mit großen Bäumen ringsum und Hammelherden. Die echten Southdowns. Kosten tut es uns dann nur das, was nächsten Winter die beiden Revanchegirls bei uns essen. Sie werden beide zusammen in Annchens Stube gepackt, denn Austauschmädchen hier und dort quartiert man meist wie Heringe. Moralische Verantwortung wie für Annchen fällt weg, denn die in Rochester übernehmen auch keine für uns. Es ist ein ganz reiner Kram, und wir vervollkommnen uns in Englisch."

„Aber Olaf — vielleicht nimmt Johanna Olaf?"

Frau Thorensen sah ihre Älteste dankbar an. Sie wußte immer Rat. Sie hatte Vernunft für drei. Sie war eine Stütze.... Gewissermaßen war plötzlich der Sommer geordnet....

Sie suchte die Schweiz im Atlas auf. Am Vierwaldstättersee — wie gut es klang! Die Schweiz einmal wieder in der Nähe sehen — nicht nur so als Phantasmagorie wie von Höchenschwand!

Und Furka konnte dort Station machen, auf dem Wege nach Andermatt, wo er eine Kur brauchen wollte vor seiner Abreise nach Japan.

Eigentlich klappte alles im Leben wieder sehr gut. Nur nicht den Kopf hängen lassen....

Sie ging erleichtert in das Schrankzimmer, ihre Toiletten und Dinerkleider durchzusehen, ob sie reisefähig waren.

Die Töchter sahen ihr nach, wie sie so elastisch dahinschritt.

„Eigentlich ist Mama die jüngste von uns", sagte Anka. „Manchmal beneide ich sie. Sie ist eine regelrechte Lilie auf dem Felde — ohne Sorgen, ohne Bedenken. Und mit allem sagt sie sich ein Kompliment. Nun wieder, daß sie Papa die Annchen-Sache erspart. Sich erspart sie glatt die Vorwürfe. Nun, wir sind ebenso loyal. Wir ersparen ihr die Mitteilung, daß Tante Berta uns wohl kaum in ihre Mansarde nehmen würde, weil wir in Attenrade drunter durch sind. Wozu reden, wenn Schweigen erbaulicher ist? Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen."

Gunhilde aber schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nein, Anka! Ich mag mich nicht mit austauschen. Ich bleibe hier. Ich will das Tapezieren der Zimmer überwachen und Olaf Solbäder nehmen lassen und einmal ganz für mich sein. Das ist auch billig, und mir ist's das liebste. Allein in der Wohnung. Ich sehne mich nach stillen Tagen —"

Anka sah sie scharf an.

„Irgendwie sind wir auseinandergekommen, Gunhilde. Du solltest dir eins sagen: wenn ich dir etwas verheimliche, tue ich es nur, um dich durch Mitwisserschaft nicht zu belasten. Du hast keinen Grund zu grollen, nur zu danken. Gut! Dann brauchst du nicht mit nach Rochester! Ich tausche mich allein aus. Und dann ißt nächsten Winter nur ein Girl bei uns. Ich zwinge dich zu nichts. Laß den Mann aus Faröer mein Geheimnis bleiben."

„Aber natürlich steht er mit deinem englischen Plan in Verbindung! Er wird auftauchen, gerade so plötzlich wie diesen Winter im Klub. Es wird sein wie in Faröer."

Sie sprach traurig, ohne Vorwurf, wie jemand, der weiß, daß er etwas, was er mißbilligt, ja doch nicht ändern kann.

Anka sah auf den Teppich.

„Ich will dir's beichten, Gunhilde! Ich hielt mich für feuerfest. Ich glaubte nicht, daß es in meiner Natur liege, je so etwas wie hingebende Liebe zu empfinden... Henry X.... Gott! wie wir erst aus dem Stumpfsinn von Attenrade kamen, ganz unverwöhnt, höchst erstaunt, wie amüsant das Leben war — wie er da bei Adelaidens Jour plötzlich neben mir stand, da war es doch wohl ziemlich natürlich, daß ich dankbar diesem Mentor ins neue Leben mich anschloß. Wen hatte ich denn bis dahin geliebt? Pastor Schreiber. Dann ein wenig den Marineleutnant, der bei Tönnies zu Besuch war. Henry X. bedeutete einen wesentlichen Aufstieg nach diesen beiden Größen. Er gewann Einfluß auf mich. Er regierte meine Ideen und erweiterte meinen Horizont und meine Kenntnisse. Ein bißchen verdarb er mich auch wohl Ein bißchen schlug ich über die Schnur. Und ein bißchen kompromittiert hab ich mich natürlich. Und dann, wie ich merkte, daß er sich lösen wollte, stieß ich ihn geschwinder ab, als seiner Eigenliebe gefiel, und wenn er jetzt wieder anfangen will, zeige ich ihm die kalte Schulter. Liebe war es nie. Aber den andern lieb ich, ehrlich, auf meine Weise. Und ich leide darunter, daß er ausgeschlossen für mich ist. Denn siehst du, Gunhilde! Es ist ja wohl uns weißen Mädchen irgend so ein instinktives Gefühl angeboren, uns nicht mit einer andern Rasse zu verbinden. Und seine Eltern waren Hindus. Freilich sage ich mir immer wieder, die Hindus sind ja Arier wie wir, sind Indogermanen, sind gewissermaßen unsere Stammväter. Auf Irans hohen Felsengraten saßen ihre wie unsere Voreltern. Mit andern gelben Rassen ist ja so einer gar nicht zu vergleichen. Denkt man sich die dunkle Farbe weg — seine Züge sind ganz europäisch. Und dennoch! Er hat bloß den englischen Firnis, hat in Oxford studiert, hat den richtigen europäischen Studiengang durchlaufen, aber in seiner Seele ist er Hindu geblieben, und all seine Wissenschaft ist ihm bloß



darum wert, um sie im Kampf der Eingeborenen Ostindiens gegen die englische Herrschaft zu verwenden. In zwei Jahren kehrt er zurück, will sich dann als Anwalt in Baroda oder Lahore niederlassen.... Gunhilde, nicht, daß er einen andern Glauben hat, stört mich — trotz meiner Liebe für Pastor Schreiber würde ich darüber hinauskommen. Aber immer wieder die fremde Rasse — dies bengalische Heimatmilieu mit dem Tigergebrüll in der Ferne, dem wilden Tropengestrüpp der Dschungeln, den bunten Götzen in den weißen Tempeln... ich weiß nicht, Gunhilde, ich habe den Mut nicht! Es ist mir, als sollte ich im Panoptikum durch die Löcher mit den Verwarnungen für Nervenschwache sehen, was ich auch prinzipiell nie tue. Ich fühle, daß ich doch kein ganz bannbefreites Exemplar des modernen Mädchentypus bin — irgendwie steckt in mir ein starker Rest von der holsteinischen Beamtentochter, die Sicherheit vom Leben will und keine kosmopolitischen Ideale hat. Ich quäle mich mit der Sache, Gunhilde. Vielleicht ist auf der andern Seite der beliebige weiße Mann doch nichts Geeignetes für mich und dies der Typ, der mir bestimmt ist. Die Tragik und die Romantik, die das Schicksal eines Menschen umschwebt, der den Widerständen der Umwelt zum Trotz seinem Volksstamm zu neuen Rechten verhelfen will, das alles begeistert mich oft — ich fühle, ich könnte auch meine Seele an so etwas hingeben. Über die meisten Dinge ironisiere ich ja doch nur — aber seine ganze Leidenschaft an solch einen Mann und solch eine Sache hängen — Gunhilde, das wäre doch etwas..."

Gunhilde sah die Schwester entsetzt mit großen Augen an.

„Liebste Anka! Das wäre ja Wahnsinn. Die Eltern würden es nie zugeben. —"

„Ich bin ja großjährig." —

„Anka! Du willst mich ängstigen! —"

„Nein! Ich ängstige mich nur selbst manchmal. Ich bin entschlossen, es nicht zu tun — ich bringe es nicht fertig, aber wer weiß? Vielleicht wäre er doch der einzig Rechte. Zuweilen mache ich Pläne. Ich könnte ein photographisches Atelier in Baroda einrichten. Ich schriebe Zeitungsartikel mit; gewiß würde ich mich schnell einarbeiten, federfix wie ich bin. Finanziell würde es gehen, er ist nicht ganz unbemittelt. Ich sehe mich manchmal schon dort, Gunhilde! Kleine Kulis fächeln Luft über die heiße Veranda. Kokusbäume stehen im Garten. Fabelhafte Palmen mit sonderbaren Früchten steigen in die tiefblaue Luft. Ich liege in einem englischen Korbstuhl und habe Jour. Zwischen all den blauschwarzen Haaren und bronzefarbenen Teints wäre ich die einzige Weiße, Blonde! Wie würde ich im Preise steigen! Ich könnte meine Kräfte regen! Ich könnte einer großen Sache dienen! Allerdings will ich ja zugeben, daß es an sich nicht in der Lebenslinie einer Juristentochter aus Attenrade liegt, im fernen Indien der Sache der Hindus aufzuhelfen. Aber wir machen uns ja selbst nicht unsere Lose zurecht. Wir müssen sie nehmen, wie sie fallen."

Gunhilde wurde immer ängstlicher.

„Anka! Du phantasierst dich in das Malerische der Sache hinein. Um Gottes willen!"

„Und dann liebt er mich. Heiß und regelrecht. Keine Spielerei ist dabei, nichts von Pose oder Kunstprodukt. Und er ist so edel. So gläubig. Wie in den Kelch einer Lotosblume sieht er in mich. Vera sagte mal, das Beste, was ein Mann uns geben könnte, wäre, daß er uns idealisiert. Er hält mich für den besten Engel Europas. Kein Mensch würde ihm je klar machen können, daß ich so durchweg engelhaft doch keineswegs bin. Ihm brauchte ich keine meiner kleinen Sünden zu beichten. Denk dir mal aus, was wohl eventuell ein deutscher Bräutigam mich mit indiskreten Fragen über Faröer ‚bothern' würde? Er vergibt mir alle Sünden von vornherein. Er ist so unendlich großmütig, halb von Natur, halb aus absoluter Unkenntnis unserer europäischen gesellschaftlichen Verhältnisse und unserer geschraubten Sittengesetze...."

Gunhilde spielte mit ihrem Rubinring, den sie von der alten Tante Anka zur Konfirmation bekommen hatte.

„Meinst du denn wirklich," fragte sie zaghaft, „daß es mit unserm Renommee in Attenrade so übel steht?"

„Mit meinem ganz schlimm — mit deinem nicht. Solo nähme Tante Berta dich am Ende. Mich würde sie bestimmt refüsieren unter dem Vorwand, daß sie keine Matratze übrighätte, oder auch ohne Vorwand, ganz unverblümt."

„Aber das ist doch eigentlich schrecklich, Anka...."

„Schrecklich gar nicht. Der Globus ist groß. Attenrade streiche ich von meiner Landkarte. Schrecklich wäre es nur, wenn ich dort leben müßte — aber so unfreundlich schütteln mir doch die Götter meine Lose sicher nicht — dann lieber das hinterste Indien...."

* * *

Frau Professor Marianne Landolt, geb. Hansen, wanderte mit aufgeregten Schritten vor der Universität auf und ab.

Sie wartete auf Professor Hansen.

Aber nicht auf den berühmten Hochschullehrer, dessen feingeschwungenes Profil die Studenten ehrfurchtsvoll ansahen, wie es nun zwischen den lenzgrünen Büschen und milchweiß schimmernden Denkmälern auftauchte — nicht auf den Mann, dessen Ruhm und dessen Bücher meerüber gingen und einen Höhepunkt in der deutschen Geisteswissenschaft bedeuteten — sie wartete auf den Vater, dem sie geheimen Groll trug, da sie ihn auf schiefem Wege glaubte, auf den einsamen Mann, an den sie oft mit überlegenem Lächeln dachte, weil er so hilflos zwischen allen Dingen des Lebens stand, soweit sie nicht seinen Beruf betrafen.

Frau Professor Landolt kam sich oft sehr viel intelligenter und weiser vor als er. Sie bevormundete ihn, oft mit Herablassung, oft mit Mißbilligung.

Und heute war der Tag für letztere.

„Sieh da, Marianne —"

Nicht gerade beglückt sah er die Tochter am Gitter stehen.

„Ich möchte dich sprechen — und da ich dich in Lichterfelde ja kaum allein treffe, sondern immer Fräulein Johanna dabei ist oder im Nebenzimmer hantiert —"

„Liebes Kind!" sagte Professor Hansen, nahm den Hut ab und strich sich über das Haar. „Ich geh erst ins



Café Bauer. Ich habe Fräulein Johanna versprochen, gleich nach dem Kolleg immer eine Kleinigkeit zu essen —"

„Ja, das Essen!" rief Marianne tadelnd. „Das ist so ihre Domäne! Alle zwei Stunden betritt sie den Weg zum Herzen durch den Magen. Als wenn es geistige Güter gar nicht gäbe...."

Hansen lächelte melancholisch. Ihm war, als hörte er seine Frau, die auch geistige Güter angeblich so hochgeschätzt und ihn jahrelang „unterernährt" hatte, wie ihm dann zu spät medizinische Kollegen vorwurfsvoll versicherten.

Auch Mariannens Stimme war die gleiche, eine dünne, stets irritierte Stimme, die fortwährend eine Szene anzukündigen schien.

Sie saß ihm im Café gegenüber.

„Ja, Papa", begann sie, kaum daß er seine Bestellung an den Kellner erledigt hatte. „Es muß endlich gesagt werden. All unsere Bekannten sprechen uns darauf an. Schirmers, die euch ja in Lichterfelde in den Garten sehen können, lächelten neulich in einer Weise, die selbst Leopold auf die Nerven fiel. Auch diese Wahl, die ich mit so viel Mühe und Überlegung ins Werk setzte, scheitert wieder an dem alten Dilemma, das fast alle Hausdamen heraufbeschworen haben: auch Fräulein Johanna will dich heiraten!"

Professor Hansen zog die Brauen hoch. Er sah ganz unendlich erstaunt aus. Seine Augen blickten ins Weite — dorthin, wo hinter den großen Glasscheiben des Cafés über den Köpfen der Menschen das Maigrün der Bäume wie auf einer geschmückten Feststraße zitterte.

Das Leben, das harte, entsagungs- und arbeitsreiche Leben, brachte es ihm in später Stunde wirklich noch solche verlockenden Möglichkeiten dar?

Marianne las falsch in des Vaters Augen. Sie hielt ihn für empört, für verletzt durch den rohen Angriff, der da so hinterrücks auf seine Freiheit gemacht werden sollte.

„Warum glaubt man das?" fragte er erregt.

„Lieber Papa, es muß ja jedem auffallen! Sie hat von Anfang an nicht den Ton der Hausdame gehabt, sondern den der Hausfrau. Sie ist überhaupt eine Natur, der das Dienen in dem Sinn, wie man es in solchen Fällen bei so hohem Gehalt und ganz freier Station wohl verlangen kann, nicht im Traum einfällt. Im Ton gegen uns hat sie sich von Anfang an vergriffen. Gegen uns, die wir der bezahlenden Seite angehören, wäre etwas mehr Demut am Platz gewesen und vor allem Rücksicht auf meine Anordnungen. Die von mir nach ausführlichsten Erkundigungen mit ihr zugleich eingesetzten Dienstmädchen hat sie nach kürzester Frist entlassen und sich etwas aus Holstein bezogen, wo ja, wenn man dich und sie manchmal hört, die Menschen unendlich viel besser sein müssen als hier an der Spree. Selten habe ich eine Katze so sehr im Sack gekauft wie diese! Ja, sogar den Vorwurf bewußten Komödiantentums kann ich ihr nicht ersparen. Als sie auf mein Inserat hin bei mir antrat, war es eine schlecht angezogene alte Jungfer mit häßlich nach hinten gerissenem Haar, die mir bestimmt jenseit aller Heiratsjagdprojekte zu stehen schien. Sehe ich sie aber jetzt in den weißen Blusen, auf die man nach fünfzig wohl eigentlich verzichten sollte, mit ihrer sorgfältigen, geschmackvollen Frisur, an deinem Teetisch sitzen, mit dem selbstgefälligen Siegerausdruck eines Welteroberers, der bald am Ziel ist, da muß ich doch sagen, kommt mir manchmal der Verdacht, daß sie sich beim Mieten bewußt auf unschön zurechtgemacht hatte. Nun frage ich dich: ist das Ehrlichkeit? Doppelt verdächtig wird das Ganze durch ein anderes Moment, hinter das ich ganz zufällig gekommen bin, und das dir, lieber Papa, entweder nicht klar ist, oder das du mir wissentlich hast verschweigen wollen. Ich saß letzte Woche auf einem Hildebrandschen Diner neben dem Abgeordneten für Attenrade. Ich kann dir sagen, er interessierte sich sehr für dich. Er erzählte mir beiläufig wie etwas ganz Bekanntes, daß du und Fräulein Johanna euch früher nahe gekannt hättet! Und so weiter, lieber Papa! Ich möchte beileibe nicht indiskret scheinen. Die Mitteilung setzte mich aber natürlich im höchsten Grad in Erstaunen. Und das muß ich jedenfall sagen: ist es richtig, was Herr von Kehren erzählte, so rückt Fräulein Johannas ganzes Verhalten in deinem Haus noch in ein besonderes Licht."

„So — so —", sagte der Vater und schälte nachdrücklich an seinem Ei. „All das, was du sagst, Marianne, kommt mir so überraschend, tut so viel neue Perspektiven vor mir auf, daß ich es erst in aller Ruhe durchdenken muß."

„Ja, denke es durch!" eiferte Marianne — „Willst du es mit Leopold besprechen? Leopold ist so menschenklug. Kündigungsfrist ist vierteljährlich — aber vielleicht wäre es besser, man machte eher Schluß und trüge die faux frais? Meine Freundin Liesel könnte dann so lange bei dir die Wirtschaft führen."

„Die Pockennarbige?" fragte Hansen.

„Sie ist erstklassig in Haushaltsdingen —"

Er löffelte sein Ei aus. „Ja, ja," sagte er bedächtig, „wie klug doch immer die andern Menschen sind! Und unsereins wandert wie im Traum mit der Binde vor den Augen."

„Du bist eben von einer ganz rührenden Unschuld, Papa! Nein, ich bewundere es geradezu! Alle Leute sind so gerieben und gerissen. Leopold sagt auch: dich zu sehen, ist eine Wohltat. Keinem traust du Eigennutz zu. Alle nimmst du auf guten Glauben."

„Sag einmal!" fragte er nach einer Pause, während er die Brille abnahm und sich die Augenlider rieb. „Meinen denn alle diese Menschen — also Leopold und Schirmers, die in unsern Garten sehen, und wer sich sonst noch zu der Frage geäußert hat — meinen all diese Menschen ganz bestimmt, daß Fräulein Johanna mich ernstlich ‚nehmen' würde? —"

„Aber, Papa, es wäre ja doch das Große Los für sie! Besonders, wenn sie doch früher schon gewollt hat. Wem fällt denn, was er mit zwanzig verpaßte, noch mit fünfzig in den Schoß? — Es wäre ja auch eine ganz ungewöhnliche Chance — eine alte Hausdame plötzlich Frau eines berühmten Professors! Ich bitte dich, Papa! Du bist anormal bescheiden — ich staune einfach, daß du nicht längst all ihre Attacken gemerkt hast! Wie sie dich an



ihre Familie gewöhnen wollte, wie plötzlich ein Kind als wochenlanger Logiergast bei dir auftauchte, ein ganz unmotiviertes Kind, das dich gar nichts anging und einfach das Erstaunen der Umwohner war — wie jeden Morgen eine gar nicht hingehörige Geheimrätin in deinen Zimmern saß und über deine Brücke lief. Es war doch alles eine ganz bewußte Belagerung! Sie spielt ihre holsteinische Verwandtschaft gegen dich aus, weil sie weiß, daß du dies Rasseninteresse und diesen Stolz auf deine nordwestdeutsche Abstammung hast. Das ist doch alles Berechnung. Das sind Tricks, Papa! Man muß diese Hausdame kennen, sie arbeitet mit allen Mitteln! Sie ist wie eine Nihilistin, die erst einen ganzen Bau in langsamer Arbeit unterminiert, damit dann plötzlich aus geheimnisvollem Grund die große Bombe in die Höhe geht. —"

Sie sprach mit geröteten Wangen. Ein Neugieriger am Nebentisch schob seine Ohren gespannt der Gruppe zu.

Einen gewaltigen Wortschwall goß sie über das Thema aus. Professor Hansen war es, als rausche ein Mühlbach beständig neben ihm über ein knarrendes Wehr. Er hätte nie gedacht, daß es so viel Untiefen in Hausdamenseelen geben könne, wie seine Tochter sie nun schonungslos aufdeckte. Alle Attacken, die je auf sein Zölibat unternommen waren, zählte sie an den Fingern herunter — Wesen, deren Namen er rasch und gern vergessen hatte, tauchten nebelhaft wieder vor seinem Auge auf.

Er sah sich im Licht eines begehrten Gegenstandes und begriff in seiner arglosen, bescheidenen Seele gar nicht, weshalb denn nur der Chor dieser Hausdamen so verzweifelte Anstrengungen um ihn gemacht hatte?

Griff denn die pessimistische Tochter all diese Ränke einfach aus der Luft? Irrte sie sich nicht vielleicht auch in bezug auf Johanna Thorensen?

* * *

Nun saß er allein im Vorortzug.

Er dachte an vieles, was er durchlitten hatte. An die Frau, die es nicht verstanden hatte, ihn zu beglücken, an das Unbehagen langer einsamer Jahre — an eine einsame, trivialen Widerständen preisgegebene Zukunft. Er dachte an das Ehepaar Landolt, die seine nächsten Angehörigen waren, die ihn bevormundeten, regierten wie einen halb Unzurechnungsfähigen — die das pessimistische Mißvergnügen ihrer Seelen wie trübe Wolken mit sich brachten, wo sie gingen und standen.

Und dann sah er Johanna Thorensen stehen, groß und stark und heiter! In der weißen Bluse, die ihr so gut stand zu den gesunden Farben und dem Haarknoten, den sie lockerer und jugendlicher trug als am Anfang. Sie hatte ihn, den großen, ungeschickten Mann, in ihre kraftvollen Hände genommen, Ordnung in sein Leben gebracht, Freude in seine Tage. Die Heiterkeit der Gesunden und Starken war um sie und der alte Zauber einer lang zurückliegenden Erinnerung.

O! er war auch ein wenig Komödiant gewesen, damals am Anfang, beim ersten „Besehen" in Frau Landolts Wohnung.

Ganz genau hatte er gewußt, daß die Züge des späten Mädchens, das ihm da so seelenruhig, beinah gleichgültig gegenüberstand, nicht nur das Thorensensche Geschlechtsgesicht aus dem Land an der Schlei war, sondern daß es nur jene eine Johanna sein konnte, die er in der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend so schwer verwunden und vergessen hatte.

Aber wozu das klarstellen? Er kannte seine Tochter.

Und Johanna?

Sie hatte genau gewußt, was sie tat....

Da war jener Abend im Segelboot auf der Schlei. Grün und weit lag das stille Land — die Sonne verblutete über einem Bauerngehöft. Der First war wie in rotes Gold getaucht....

Mein Gott! Was hatte die Tochter alles in ihm wachgerufen?! Gab es denn solche Möglichkeiten?

War er nicht ein alter, müder Mann, nahe den Sechzig? Nun, das konnte nur Johanna beurteilen. —

Wie im Traum stieg er in Lichterfelde aus, ging seinem Haus zu, sah eine helle Bluse am Fenster.

Wie dankbar er seiner Tochter war, daß sie ihn auf diesen Weg gebracht! ... Er war kein jugendlicher Stürmer mehr. Er aß erst ruhig mit Johanna zu Mittag.

Dann aber, als sie ihm den Kaffee hinsetzte, als sie die dicke Sahne bequem in die Nähe seiner rechten Hand schob, da sah er sie hinter seiner Brille hervor mit einem andern Blick als gewöhnlich an. Johanna verstand.

„Ca y est!" dachte sie und lehnte sich gegen das Licht an die Fensterbrüstung, damit er das Freudenfeuer in ihren Augen nicht sehen sollte.

Nach einem kleinen Seufzer der Verlegenheit begann der große Mann: „Hat Ihre selige Mutter Ihnen eigentlich niemals Mitteilung gemacht von meinem Briefe weiland?" fragte er langsam und bedächtig.

„Nein!" kam es leise vom Fenster. „Erst vor nicht langer Zeit fand ich Ihren Brief in meiner Mutter Nachlaß."

„Johanna!" rief er und stand auf.

„Albert!" versetzte sie und ging ihm entschlossen näher....

Zeit ist eine Kategorie des menschlichen Denkens, sagt die Philosophie. „Früh und spät sind Menschenzeichen, die an Gottes Tun nicht reichen", heißt es in einem alten Kirchenlied. Viel Zeit war seit einst vorbeigegangen...

Und doch war es gewissermaßen wieder wie bei jenem Abend auf der Schlei....

Wenigstens die handelnden Personen waren die gleichen. Grau statt blond. Aber Illusion ist ja schließlich alles. (Fortsetzung folgt).



## Verblüht!

Die Blätter meiner Rosen fallen ab
Mit einem Flüsterton von Tod und Grab;
Wie sie zum nahen Staube niederschweben,
Kann nur ein leiser Hauch die Luft durchbeben
Und muß doch siegreich alle übertönen
Die frohen Laute, die das Ohr verwöhnen,
Bezwingend durch die tiefste Seele zieht
Das große Abschiedsleid im Hauch: — „verblüht!"

Helene Gräfin Waldersee.



# Exotisches Hotelleben.

Von Victor Ottmann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Hotelleben in exotischen Ländern, besonders in den Tropen, wesentlich andere Formen hat und für den Reisenden von viel höherer Bedeutung ist als in Europa. Sieht man von unseren großstädtischen Luxushotels ab, die nicht nur flüchtige Rast gewähren, sondern auch gesellschaftliche Mittelpunkte sein wollen und sind, sowie von den Kurhotels in Bädern und Sommerfrischen, so wird der europäische Gasthof von der überwiegenden Mehrzahl des reisenden Publikums im allgemeinen nur als Unterkunft-, allenfalls auch als Verpflegungstätte betrachtet. Der Vergnügungsreisende, vor allen der deutsche, ist den ganzen Tag auf den Beinen; er benutzt das Hotel, wenn er nicht auch die Mahlzeiten darin einnimmt, eigentlich nur zum Schlafen, und es muß schon ganz trostloses Wetter sein, wenn er sich auch am Tag ins Zimmer zurückzieht oder in den Gesellschaftsräumen aufhält.

Anders in den exotischen Ländern, in Süd- und Ostasien, in Mittel- und Südamerika, in Aegypten, im Stillen Ozean, überall in den Tropen und Subtropen. Mit der Frage nach einem guten Bett, nach guter Kost und Bedienung allein ist es dort nicht getan. Für den Touristen in jenen Zonen bedeutet das Hotel etwas anderes als einen Ort, an dem er nicht viel mehr als ein Drittel der 24 Stunden des Tages verbringt; dort gleicht es einer Insel in einem unbekannten Meer, einem Hafen, in dessen Schutz der Fremde sicher vor Anker liegt. Wo die Sonne mittags scheitelrecht niederbrennt, fesselt schon die Hitze den Reisenden den größten Teil des Tages an sein Quartier, er kann es nur in den kühleren Stunden verlassen. Ebenso in der Regenzeit, wenn die tropischen Wasserfluten oft tagelang vom Himmel strömen und jeden Schritt ins Freie verbieten. Dazu noch die fremdartige Bevölkerung, die tiefe Kluft zwischen ihr und dem landesunkundigen Fremden, die Schwierigkeit der Verständigung und die Möglichkeit verborgener Gefahren. Daraus ergibt sich, daß man in den exotischen Hotels nicht nur vorübergehend weilt, sondern darin lebt und sie recht ausgiebig benutzt wie ein befestigtes Hauptquartier, das gegen alle Unbilden draußen schützt. Und so erklärt es sich, warum die Hotelfrage den Globetrotter auf weiter Fahrt so sehr beschäftigt, daß sie an Bord der großen Ozeandampfer einen Hauptgesprächstoff bildet, sein Urteil über Länder und Menschen stark beeinflußt, ja, ihn manche Gegend, die er gern besuchen wollte, meiden läßt, weil ihm die Mitreisenden abschreckende Auskunft über die dortigen Unterkunftsverhältnisse gaben.

Es wäre kleinlich, wollte man den Engländern das Verdienst bestreiten, auf dem Gebiet des exotischen Hotellebens bahnbrechend gewirkt zu haben. Zwar sind die Leiter der großen Hotels draußen nur zum kleinen Teil Engländer, weit häufiger Deutsche und Schweizer, aber das englische Reisepublikum, das bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Globetrottertum allein tonangebend war, hat durch seine weitgehenden Ansprüche den Typ des komfortablen Exotenhotels geschaffen. Gleichviel ob am Nil, im Hochland Ceylons, in Schanghai oder Jokohama, es wollte für sein Geld alles so wie zu Hause haben, im Gegensatz zu dem kosmopolitischen Deutschen, der sich willig den Bräuchen anderer Länder fügt. So entwickelte sich ein überwiegend englischer Stil der Lebensführung in den Ueberseehotels, der sich neuerdings überall, wo der Dollar rollt, mehr dem amerikanischen Stil nähert. Das Hauptcharakteristikum dieses Stils ist die Betonung aller Dinge, die der Bequemlichkeit und Hygiene dienen, ferner der Wert, der auf möglichst große Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Gesellschaftsräume gelegt wird. Während die Gastzimmer von schlichtester Sachlichkeit zeugen und nichts weiter als puritanisch schmucklose Schlafräume sind, konzentriert sich in den Konversations- und Musiksälen, den Lese-, Spiel-, Damen- und Rauchsalons, in der Halle und auf der Terrasse alles, was eine komfortable Geselligkeit begünstigt. Schwellende Ledersessel und schlemmerhafte Liegestühle, in deren raffinierter Konstruktion besonders die Amerikaner Großes leisten, wechseln in bunter Reihe mit leichten, zierlichen Korbmöbeln und orientalischem Bric à Brac ab, schöne Teppiche schmücken den Boden, und an den Wänden hängen Bilder, Waffen und phantastische Gewebe. Daß auch Billardraum, ausgedehnte Rasenspielplätze, photographisches Laboratorium und eine Bar ebensowenig fehlen wie Bäder aller Art, Frisiersalon und Gymnastikhalle, ist selbstverständlich.

Das Leben in einem gutgeführten Hause dieser Art hat hohen Reiz. Es gibt in Aegypten, in Südasien und im fernen Osten Hotels, die zu den freundlichsten Etappen einer Weltreise gehören, und an die man nach der Heimkehr zurückdenkt wie an ein Stückchen Himmel auf Erden; daneben freilich auch Häuser, deren Schrecken nicht aus der Erinnerung weichen. Das in allen Zonen gleichartige Wesen des internationalen Reisepublikums hat ein bestimmtes Schema des exotischen Hotellebens geschaffen, doch spielen klimatische und nationale Nuancen immerhin eine Rolle. Der wundeste Punkt ist, besonders in Indien, die Dienstbotenplage. Der europäische Hotelangestellte hat sich zwar schon Aegypten erobert, dann aber, auf der Weiterfahrt nach Osten, bekommt der Reisende nur noch eingeborene Dienerschaft zu Gesicht. Sie wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß mindestens zehn Mann zu einer Hantierung gehören, die ein europäischer Diener allein besorgt. Braune Boys an allen Ecken und Enden, vor der Zimmertür, auf den Korridoren, in den Gesellschaftsräumen, gruppenweise, rudelweise — nur wenn man sie braucht, sind sie wie weggeblasen, oder der Diener bedauert höflich, daß die gewünschte Dienstleistung nicht in sein Fach schlage, oder er schützt absolute Verständnislosigkeit vor, um sich vor einem lästigen Auftrag zu drücken. In der Kunst des passiven Widerstandes bei anscheinend tiefster Unterwürfigkeit leisten die lieben Boys Großartiges. Und wenn der Reisende klug ist, regt er sich darüber nicht auf, wenigstens nicht sichtbar, sondern fügt sich mit orientalischem Gleichmut ins Unabänderliche.

Lassen wir nun einmal den Tag eines Hotelgastes in den Tropen, z. B. in Colombo auf Ceylon, an uns vorüberziehen. Die angenehmste Tageszeit sind die ersten Morgenstunden nach einer gut verbrachten Nacht, wenn sich kein Moskito unter das Bettnetz eingeschmuggelt hat. Der Gast steht früh auf, bald nach sechs, und vertauscht das Nachtgewand mit einem seidenen Pyjama, jenem praktischen Negligé, in dem man sich morgens



auch auf dem Korridor ungeniert bewegen darf. Während der Toilette serviert der Zimmerboy das Vorfrühstück; meist Tee oder Kaffee, geröstetes Weißbrot, Konservenbutter und leckere Marmeladen. Durch das geöffnete Fenster dringt die würzige Morgenluft, aber auch mancher ungebetene Gast aus der Tierwelt, hier in Colombo zum Beispiel die Krähen, ein Gesindel von unglaublich komischer Frechheit. Sie sitzen auf dem Fenstersims, und sobald sich der Inhaber des Zimmers nur ein paar Schritt vom Frühstückstisch entfernt, stürzen sie sich auf Brot, Marmelade und Zucker, packen, was der Schnabel packen kann, und schwirren wieder im Nu zum Fenster hinaus. Der Gast nimmt nun sein erstes Bad, das in vielen Hotels mit jedem Schlafzimmer verbunden ist, umgürtet sich mit der blütenweißen Reinheit des Tropenanzugs und wandelt im Hotelgarten ungestraft unter Palmen, bis er um die neunte Stunde hinlänglichen Appetit für das eigentliche erste Frühstück verspürt. Es besteht aus einigen kalten und warmen Platten, in der Hauptsache aus „Ham and eggs“, dem unvermeidlichen und so ziemlich einzigen englischen Gericht, das auch ein Nichtengländer immer wieder gern zu sich nimmt. Dann gilt es, auszufahren, ehe die Sonne zu hoch steigt und die Hitze zu arg wird. Das Gehen gewöhnt man sich in den Tropen bald ab. Man winkt einem der zahlreichen Rikschakulis vor dem Hotel, der menschliche Motor setzt sich in Bewegung, und in munterem, durch die Erwartung eines Extrabachschisch angefeuertem Trab geht es durch das Labyrinth der volkerfüllten Gassen zu den Basaren oder wohin es sonst den Sahib gelüstet, bis die Mittagsglut fühlbar wird und die Rückkehr ins schattenreiche Hotel gebietet. Nun folgt ein Lesestündchen in dem lustigen, für den zugempfindlichen Deutschen fast zu lustigen Bibliotheksaal, bis um ein Uhr die dröhnenden Töne des Gongs zum Lunch oder „Tiffin“, wie es im Osten heißt, rufen. Man macht zum Tiffin nicht Toilette. Sind die gerade nicht üppigen Darbietungen der englischen Kolonialküche wieder einmal glücklich überstanden, so gibt sich alles, nicht zuletzt die Dienerschaft, einer gründlichen Siesta hin, einem köstlich trägen, auf die Dauer aber auch bedenklich apathisch machenden Träumen auf raffiniert bequemen Lungerstühlen in der Halle und auf der Terrasse. Allerlei fahrendes Volk sucht inzwischen einen Profit aus der gnädigen Stimmung der Sahibs zu schlagen; Gaukler und Schlangenbeschwörer, Akrobaten, Musikanten und Händler ziehen in buntem Reigen vorbei, und jeder bemüht sich, mit seinen Künsten oder seinem farbigen Tand ein paar Brocken vom Tisch des seiner Meinung nach unermeßlich reichen Europäers zu erhaschen. Der Nachmittagstee, zwischen vier und fünf Uhr serviert, ruft die Gäste aus ihrem trägen Hindämmern zum Leben zurück, dann folgt in der herrlichen Stunde vor Sonnenuntergang der Promenadenkorso, an dem sich hier in Colombo auch die vornehmen Kreise der eingeborenen Bevölkerung beteiligen, bis die Sonne wie ein Glutball im Meer versinkt und die überraschend schnell eintretende Dunkelheit dem fröhlichen Treiben Einhalt gebietet. Das zweite Bad sowie sorgfältiges Toilettemachen leiten zur Zeremonie des Diners hinüber, einer Veranstaltung, deren anspruchsvolle Feierlichkeit mancher Gast mit Vergnügen preisgeben würde, wenn er dafür etwas höhere gastronomische Reize eintauschen könnte. Aber man soll nicht wider den Stachel löken, und wer nicht unliebsam bemerkt werden und bei der Dienerschaft „sein Gesicht verlieren“ will, wie der Chinese so schön sagt, muß sich, wenn auch seufzend, dem gesellschaftlichen Zwang fügen. Die Punkahs, jene großen, von der Decke herabhängenden Fächer, die außerhalb des Saales von Kulis durch Stricke in Schwingung versetzt werden, sowie die surrenden Flügel der elektrischen Ventilatoren suchen einigermaßen gutzumachen, was der Bekleidungskodex am Reisenden sündigt. Nach dem Diner gibt sich jeder seinen Neigungen hin. In der strahlend erleuchteten Halle hält die elegante Damenwelt Cercle ab, aus dem Musiksaal fluten sehnsüchtige Akkorde in die weiche, warme Tropennacht hinaus, im Spielzimmer finden sich gleichgestimmte Seelen bei einer ehrbaren Partie Bridge, und jene Unverbesserlichen, die noch immer nicht von der allein seligmachenden Gnade des Sodawassers überzeugt sind, schleichen sich abseits zur Bar, um sich vom Mixer ein kräftigeres Mittel gegen den Durst verschreiben zu lassen und bei Cherry-Cobbler und dampfender Zigarre vernünftige Männergespräche zu führen.

Wer größere Zwanglosigkeit liebt und eine schmackhaftere Kost wünscht, als die in englischem Stil geführten exotischen Hotels zu bieten pflegen, wird sich in Java am wohlsten fühlen. Es ist erstaunlich, wie gut es die Holländer verstanden haben, ihren wundervoll ausgeprägten Sinn für das Stofflich-Exakte und Geruhsame auch auf die ferne Tropeninsel zu verpflanzen. In den reizenden Pavillonhotels in Batavia, Bandung, Surakarta usw. steht der ganze Vormittag und bei manchen Gästen sogar der ganze Tag im Zeichen des Negligés, das als vernünftiges Zugeständnis ans Klima und große Erleichterung vollen Beifall verdient. Die holländischen Damen tragen vormittags den Sarong, das nationale Bekleidungstück der Javaninnen, ein sehr leichtes, luftiges Gewand aus Kattunstoff mit schöner Batikmalerei, und erscheinen so auch noch zur „Reistafel“, dem Lunch, und den Herren nimmt es niemand übel, wenn sie beim Ruhen auf der Veranda vor ihrem Zimmer nichts weiter als den Pyjama anhaben. Noch summarischer ist die Kleidung der Kinder. Niemand verlangt hier des Abends einen Frack; jeder gute Rock genügt. Das javanische Hotelleben ist ebenso angenehm wie originell. Schon die Anlage der sehr weitläufig nach dem Pavillonsystem gebauten Hotels inmitten großer Gärten und Wiesenanger begünstigt eine wohltuende Zwanglosigkeit, eine idyllische Vertiefung in die tropische Natur. Man bewohnt einen kleinen Pavillon häufig ganz allein und geht nur zur Essenszeit in das Zentralgebäude, das die Gesellschafts- und Wirtschaftsräume enthält. Die javanischen Diener sind die besten in ganz Asien, nicht übermäßig intelligent, aber diensteifrig ohne Kriecherei, gewandt und ehrlich. Ihre Glanznummer ist das Präsentieren der „Reistafel“, jenes holländisch-indischen Nationalgerichts, das der echte Kolonist jeden Mittag zu sich nimmt. Es besteht zunächst aus seiner Grundlage, dem Reis, dann aber aus einer Unmenge von Zusätzen verschiedenster Art, aus Fleischstücken, Geflügel, Fischen, Eiern, Saucen, Gewürzen usw. Die Diener servieren dieses komplizierte Gericht, indem sie in prozessionsmäßiger Reihe am Gast vorbeidefilieren und die einzelnen Bestandteile darbieten, und der Gast stellt daraus eine individuelle Mischung zusammen. Diese Reistafel ist vorzüglich und bildet auch einen Reiz des so reizvollen exotischen Hotellebens.





# Im Heim des englischen Balletts.

Von Bolten-Baeckers.

Hierzu 6 Aufnahmen von Jllustration Bureau

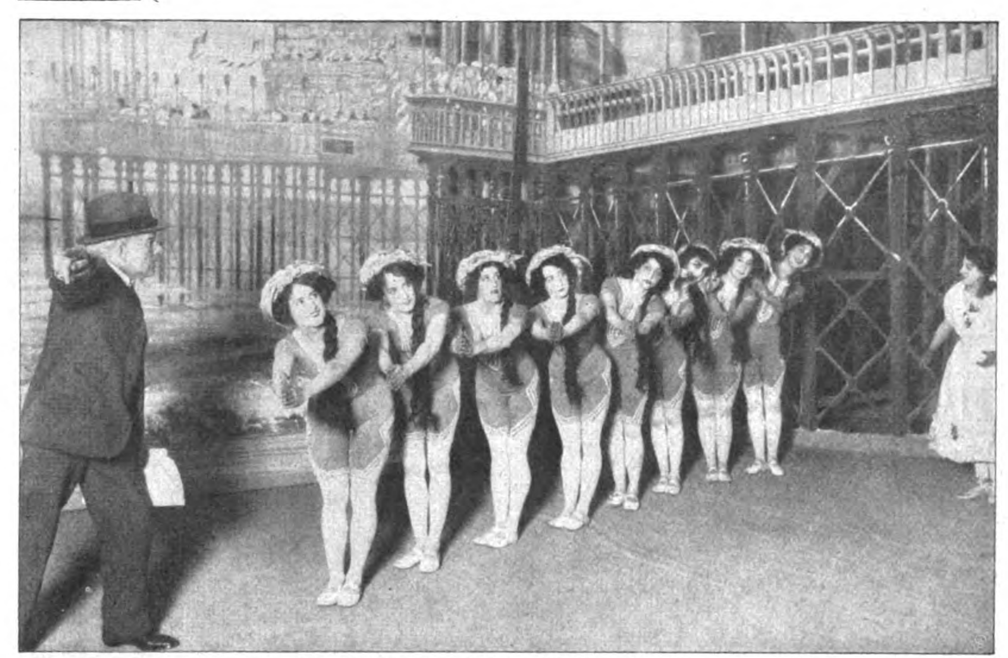
Das große Finale.

Leicester Square! Jeder Besucher Londons kennt den wenig anmutigen Platz, in dessen Mitte Shakespeare ziemlich melancholisch von seinem Denkmal herab auf das hastige Treiben der Weltstadt niederschaut. Sein Blick streift ein auffallendes Gebäude in maurischem Stil, das vom Einbruch der Dämmerung an in verschwenderischem Lichterglanz erstrahlt, und vor dessen Eingang in den Abendstunden ein Cab nach dem andern vorfährt. Buntlivierte Portiers sind eleganten Damen und ihren befrackten Begleitern beim Aussteigen behilflich, und in der Vorhalle weisen glattrasierte Diener in Kniehosen und mit gepudertem Haar den Weg. Jetzt geht es zwei Etagen tief in die Unterwelt... dann betritt der Ankömmling das Parkett des Zuschauerraums eines prächtigen Theaters. Hübsche schwarzgekleidete Mädchen mit weißen Spitzenhäubchen drücken ihm ein Programm in die Hand, lassen sich dafür einen Sixpence bezahlen, nehmen aber noch lieber einen Schilling und geleiten den freundlichen Spender mit einem reizenden Lächeln höchstpersönlich zu einem bequemen Sessel, in dessen molligen Polstern er behaglich versinkt. Der weißbehandschuhte Kapellmeister erhebt den Taktstock, eine schwungvolle Ouvertüre hallt durch den weiten Raum... ein Klingelzeichen: der Vorhang rauscht auseinander! Aber keiner unvergänglichen Dichtung Shakespeares lauschst du hier. Der einsame Mann draußen auf seinem Steinsockel hat mit den Darbietungen dieses Theaters nichts zu schaffen! Du befindest dich in der Alhambra, der ersten Spezialitätenbühne der englischen Metropole, die alle Sterne am Himmel des internationalen Variétés in ihrem Rahmen vereinigt und sich außerdem mit Stolz „das Heim des Balletts" nennt — wohlgemerkt: des englischen Balletts, denn im Reich der Choreographie nimmt die englische Tanzkunst eine ganz eigenartige Stellung ein, und in der Alhambra wird ihr eine äußerst sorgsame Pflege zuteil. Zwar sind die beiden Primaballerinen meist Italienerinnen, die glänzend bezahlt werden und Wochengagen von 25 bis 50 Pfund beziehen, aber der Hauptwert wird auf ein ausgewähltes Corps de ballet gelegt, das namentlich in Charaktertänzen und Evolutionen, die auf disziplinierter Massenwirkung beruhen, ganz Unvergleichliches leistet.



Vor der ersten Ensembleprobe.





Die Badenixen bei der ersten Kostümprobe.

Herzklopfen entgegen und stehen zagend in der Kulissengasse, um den Wink des Meisters abzuwarten, der sie an ihren Platz ruft. Wehe, wer da nicht bei der Sache ist! Erbarmungslos spaziert die unaufmerksame Jüngerin Terpsichores, der ein Platz in der ersten Quadrille angewiesen war, die vorn an der Rampe tanzt, in die allerletzte Reihe ganz hinten am Prospekt. — Was sich inmitten prunkvoller Dekorationen, im Zauberschein magischer Beleuchtungseffekte und in einem Farbenrausch von Seide, Gold und Silber wie tändelnde Spielerei ausnimmt, ist das Werk eisernen Fleißes und mühevoller Arbeit. Wie mancher niedliche Blondkopf, der mit fröhlichem Lachen im Dreivierteltakt oder im two-stepp vor den Augen des bewundernden Publikums vorüberhuscht, hat am Vormittag heimliche Tränen vergossen, weil Curti oder die Tanzmeisterin gar nicht zufriedenzustellen waren und immer und immer wieder an der Stange die Fußspitzen gestreckt und die Gelenke durchgedrückt werden mußten. Aber merken darf es niemand, wenn die Müdigkeit oder

Die englische Tänzerin beginnt ihr Studium frühzeitig und hat eine harte Lehrzeit zu bestehen, da ein Ballettgirl, das seinen Weg machen will, nebenbei auch eine geschickte Gymnastikerin sein muß, um allen Anforderungen ihres Berufs zu genügen. Es gilt auch hier das bekannte Wort: Aller Anfang ist schwer.

Mit vierzehn Jahren — nur in seltenen Ausnahmefällen wird die polizeiliche Genehmigung früher erteilt — darf die junge Ballettelevin den ersten „Sprung" vor das Publikum wagen, und am Alhambratheater wacht Ballettmeister Curti, ein wirklicher Künstler seines Faches, mit Argusaugen darüber, daß selbst die jüngste Anfängerin ohne faux pas ihr Debüt absolviert.

Ein Alhambraballett, dessen Spieldauer ungefähr eine Stunde währt, verschlingt ein Vermögen an Ausstattung und erfordert wochen-, ja monatelange Proben. In den Ballettsälen, in allen Ecken und Winkeln der Bühne wird studiert, erst einzeln, dann in Gruppen und endlich im Ensemble. Besonders den ersten Ensembleproben einer Novität sehen die Tänzerinnen mit einem gewissen



Aller Anfang ist schwer.



**Die Primaballerina mit ihrem Stab.**

die Nervosität drohend naht. Wie beim Photographen lautet beim Ballett selbst, auf den längsten und anstrengendsten Proben, die Devise: Bitte, recht freundlich! Abseits, hinter einem verschwiegenen Dekorationstück, klappt solch ein junges Ding wohl einmal zusammen, erschallt jedoch der Ruf: „Noch einmal!", dann wird nicht mehr gemurrt, sondern eifrig von neuem angefangen. Die Geduld und der Gleichmut, mit denen die englische Tänzerin Wiederholungen des Arbeitspensums über sich ergehen läßt, sind ganz erstaunlich. Dabei schließt sich oft kurz nach der Probe die Matinee an, die bis gegen sechs Uhr dauert. Um acht Uhr beginnt die Abendvorstellung! Aber was hilft es? Was der Kontrakt verlangt, muß erfüllt werden.

Nur zur Zeit der ersten dress rehursals, der ersten Kostümproben, geht es nicht ohne einige Aufregung ab. Von den acht kleinen Badenixen auf Abb. S. 1702 möchte doch jede zu gern die schönste sein. Da wird in der Garderobe versucht, hier ein paar Schleifchen einzuschmuggeln und dort ein Löckchen der vorgeschriebenen Frisur zu verändern. Aber daß nur nicht der gestrenge Regisseur dahinterkommt! Die Disziplinarstrafen sind unangenehm und werden mit unnachsichtlicher Strenge verhängt.

Tanzen ist das Lebenselement unserer Vettern jenseit des Kanals, und was die Minstrels auf der Straße für eine hingeworfene Kupfermünze leisten, ist oft erstaunlich. Daher darf es nicht wundernehmen, wenn im „Heim des Balletts" die Anforderungen auf das Höchstmaß hinaufgeschraubt werden. Der Engländer ist verwöhnt, und im Pitt — dem billigen Sitzplatz hinter dem Parkett — und auf der Galerie findet man Sachverständige, die schwerer zu befriedigen sind als das Modegigerl und die Lebedame in der vor-

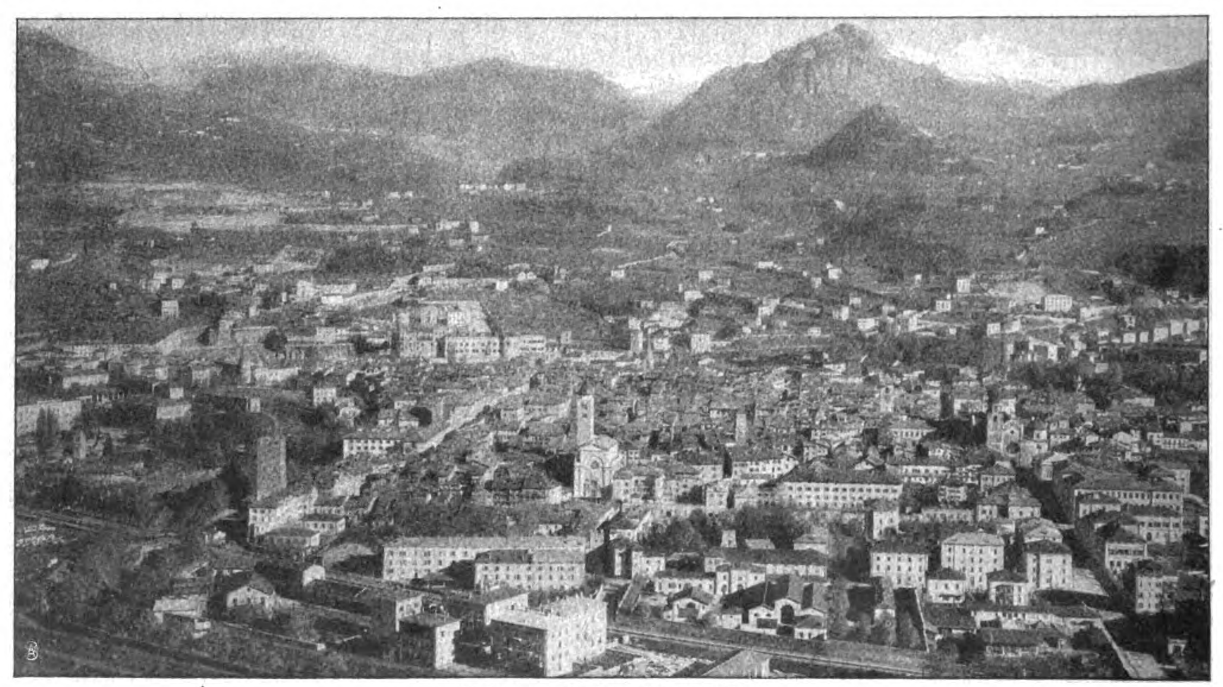
nehmen Proszeniumsloge. Auf den Pitt kommt es an! Der Pitt macht den Erfolg eines Werkes oder lehnt es ab. Ist aber die Premiere glücklich vom Stapel gegangen, beginnt sofort das Kopfzerbrechen: „Was nun?" Und nach wenigen Tagen der Ruhe ertönt im Probiersaal wieder der Ton der Geige, und zierliche Beinchen müssen neue Pirouetten und neue Pas versuchen, denn jetzt heißt es, den soeben errungenen Erfolg das nächstemal noch zu übertrumpfen. — Was die englische Tänzerin vor ihren Kolleginnen der anderen Nationalitäten auszeichnet, ist ihr schlanker Wuchs und das harmonische Ebenmaß der Glieder. Dabei sind die Mädchen nicht nur meist sehr hübsch, sondern viele unter ihnen sind wirkliche Schönheiten, die auch ohne Schminke und Puder im schlichten Probekleid ein Bild vollendeter Grazie bieten. Die jeunesse dorée Londons weiß diesen Wert wohl zu schätzen, aber die koketten Elfen sind klug und vorsichtig. Sonst trüge nicht manches einstige Alhambragirl heute eine Herzogskrone und sauste nicht dort im eigenen Automobil vorüber, wo sie noch vor kurzem bei strömendem Regen in dünnen Schuhen dem Bühnengang zustrebte. Und sieht solch eine moderne Julia an der Seite ihres millionenreichen Romeo im Vorbeifahren schemenhaft Shakespeares Standbild im feuchten Nebel auftauchen, dann denkt sie wohl im stillen: Dear old man, ein Liebesroman kann auch glücklich enden! Man muß nur praktisch sein!

Ein schwieriger Pas.

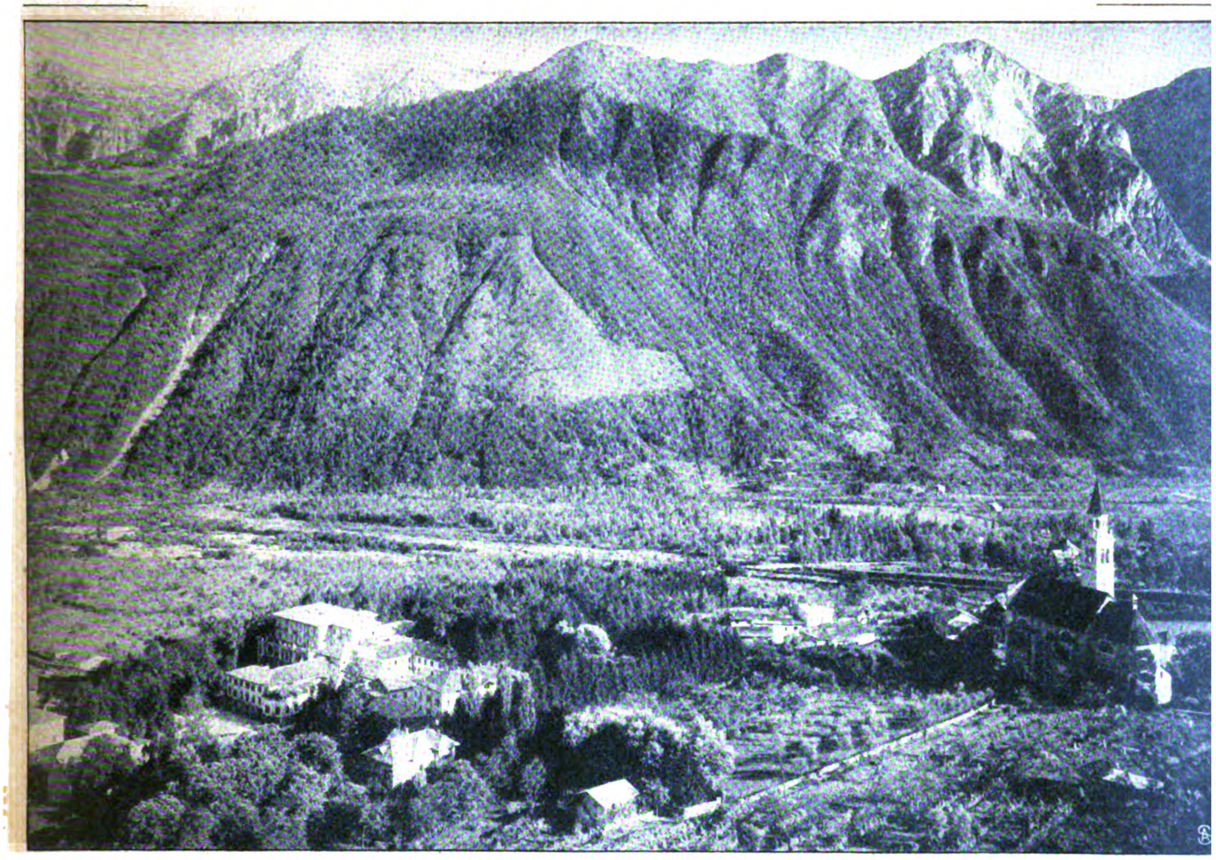
# Trient—Bassano—Venedig.

Von Karl Felix Wolff. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Wilh. Müller, Bozen.

Seit dem 21. Juli d. J. verkehren die Schnellzüge zwischen Südtirol und Venedig direkt, d. h. ohne den Umweg über Ala—Verona, auf einer Bahnlinie, die schon im Jahr 1846 projektiert war. Damals hatte sich nämlich in Augsburg eine Gesellschaft gegründet, die eine Eisenbahn nach Venedig bauen wollte. Schon



Trient gegen das Suganer Tal.



Roncegno im Suganer Tal.



Blick auf Roncegno und Borgo.





waren die Pläne entworfen und alle Vorarbeiten abgeschlossen, als die Unruhen des Jahres 1848 die Ausführung unmöglich machten. 26 Jahre lang ruhte das Projekt, dann begann der Kurort Levico dafür Propaganda zu machen. 1879 verständigten sich die österreichische und italienische Regierung, und bald darauf begannen die Oesterreicher mit dem Bau der diesseitigen Teilstrecke, die im Jahr 1896 von Trient bis zur Reichsgrenze bei Tezze dem Verkehr übergeben werden konnte. Weitere 14 Jahre verstrichen, bis auch die italienische Strecke ausgebaut und der Anschluß hergestellt war. Jetzt rollen die Züge direkt aus den Bergen Tirols bis an die blaue Adria.



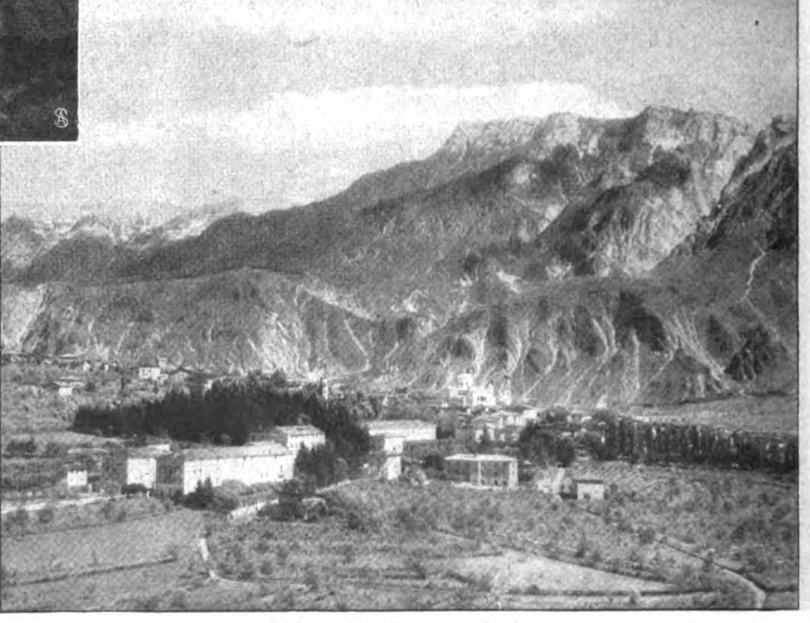
Am Christofer See.



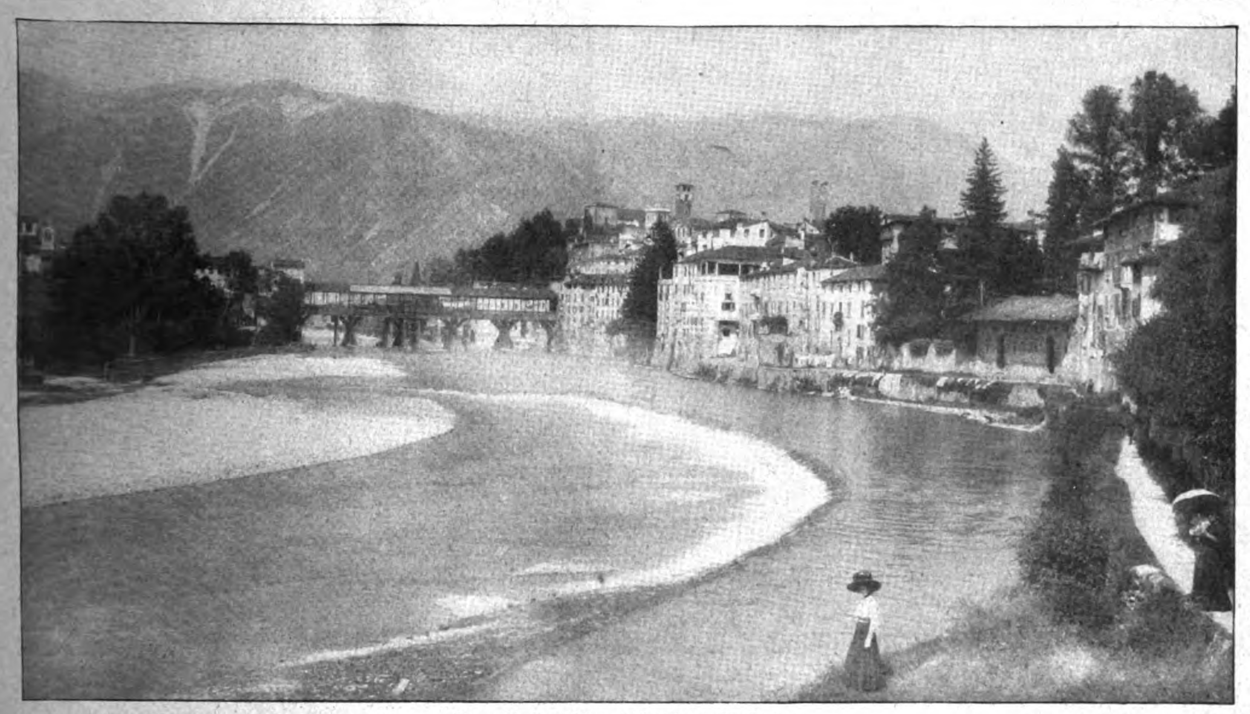
**Frau aus dem Suganer Tal**
im Nationalkostüm.

Kaum 200 Kilometer sind es, aber selten bietet eine Bahnstrecke so mannigfache Bilder, so wechselvolle Szenerien wie diese. Gleich hinter Trient zeigt sich eine ganz ungewöhnliche Anlage des Bahnkörpers: ein 1500 Meter langer Viadukt mit 122 Bogen quert das reiche, fruchtbare Etschtal und erlaubt herrliche Ausblicke auf die vieltürmige Stadt Trient und auf die prächtige, von hohen malerischen Bergen eingesäumte Ebene. Der Viadukt leitet hinüber auf die villenbesäten Hügel von Povo und Villazzano. Dann wendet sich die Bahn in die enge Felsenklamm der Fersen, die hier den Bergriegel in wilden Stromschnellen und Katarakten durchbricht. Eine ganze Reihe von Tunnels und kleineren Viadukten, mit steten Tiefblicken in Abgründe und gähnende Klüfte, führt uns plötzlich auf das weite Gefilde von Pergine (deutsch Persen).

Besondere Beachtung verdient die großartige Burg Persen, die von ihrem 200 Meter hohen Schloßberg die ganze Umgebung beherrscht und auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblickt. Sie ist wohl gleich dem Schloß Telvana über Borgo römischen Ursprungs, wird aber erst 845 zur Zeit der Kämpfe zwischen Franken und Langobarden erwähnt. Kaiser Konrad II.



**Ansicht des Kurortes Levico.**



Das italienische Städtchen Bassano.

schenkte sie 1027 dem neugegründeten Fürstbistum Trient. 1356 wurde die Burg von Ludwig dem Brandenburger, dem Gemahl der Tiroler Gräfin Margareta Maultasch, erobert und an die Herrschaft Tirol gebracht. Mit dieser kam sie zu den Besitzungen der Habsburger. Allein 1531 benutzte die Tiroler Regierung Burg Persen als Tauschobjekt und übergab sie wieder den Fürstbischöfen von Trient, die sie nun durch beinah vier Jahrhunderte besaßen. Es sind nämlich erst einige Jahre her, daß eine deutsche Gesellschaft (mit Sitz in München) die Burg angekauft und wieder stilgerecht instand gesetzt hat. Wer sich einen Herren=



Blick auf Carpanè-Valstagna.

sitz im schönsten Teil Südtirols schaffen will, kann es tun, indem er Mitglied der Gesellschaft wird und sich ein Zimmer einrichten läßt. Platz ist noch genug vorhanden.

Durch die Ebene von Persen geleitet uns die Bahn an den anmutigen Christofer See (italienisch: Lago di Caldonazzo), wo der deutsche Ort St. Christof mit seinen Villen und seinem Seehotel in raschem Aufschwung begriffen ist. Mit ihren dunkelbewaldeten Bergen zeigt die Landschaft hier im allgemeinen deutschen Charakter, während ihr die Vegetation des Talbodens, die Windstille und der Farbenreichtum, besonders aber der wunderbar milde, freundliche See doch wieder einen südlichen Einschlag geben. Der größte Teil des Sees und die wertvollsten Uferstrecken sind jetzt in deutschem Besitz. Der Zug fährt am Westufer des Sees entlang, läßt uns die ganze schimmernde Wasserfläche mit den gewaltigen Bergen des Fersentals im Hintergrund schauen und erreicht dann quer durch das breite Tal den berühmten und viel besuchten Kurort Levico. Das dazugehörige Bad Vetriolo liegt 1000 Meter höher in den Buchtungen des Nordgebirges.

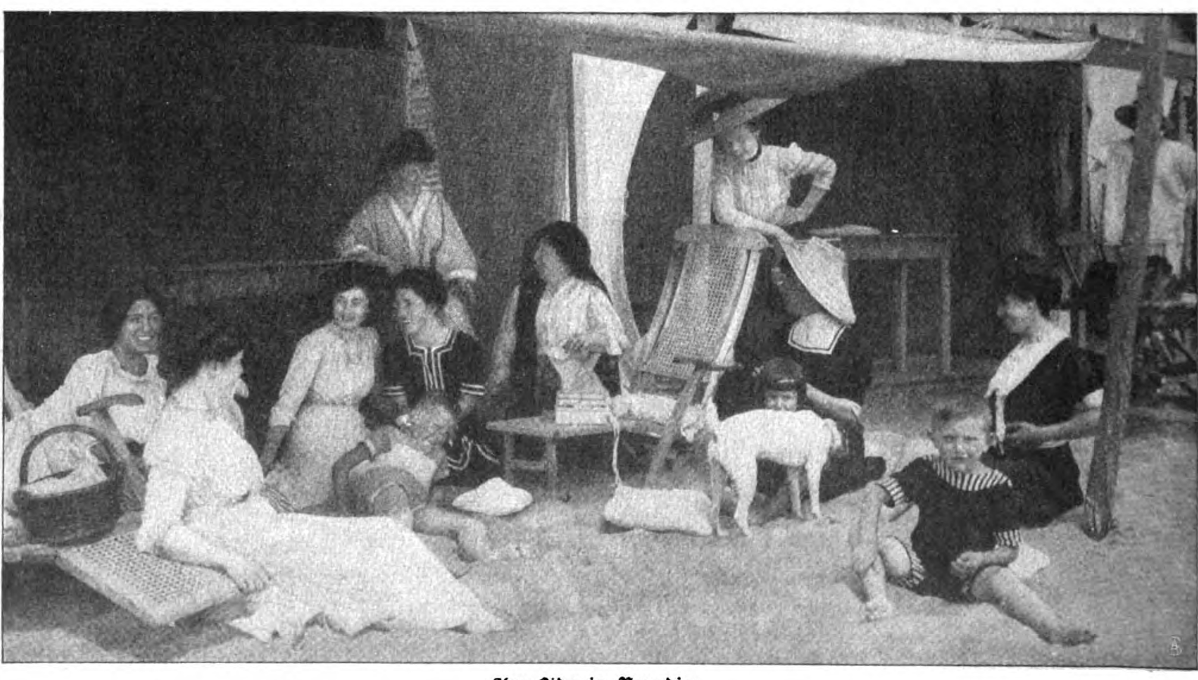


Platz in Bassano.

An einigen kleinen Dörfern vorbei geht die Fahrt zu dem nächsten Kur- und Badeort des Suganer Tals: Roncegno. Beide Kurorte haben Eisen-Arsen-Quellen, und ihre erstklassig ausgestatteten Hotels werden vom vornehmsten Publikum besucht.

Gleich hinter Roncegno liegt Borgo, der volkreiche Hauptort des Suganer Tals. Hier zog die römische Via Paolina vorbei, die ungefähr ebenso verlief wie die neue Bahn. Borgo aber hieß damals Ausugum, und aus Vallis Ausuganea entstand der Name Val Sugana, Suganer Tal. 1796 wurde in Borgo ein französisches Bataillon von einer österreichischen Kompagnie und vom Landsturm der Täler Fleims und Primör überfallen und nach hitzigem Gefecht in die Flucht geschlagen. Borgo selbst ist sehenswert; ein Kanal geht mitten durch den enggebauten Ort und gibt uns schon einen Vorgeschmack von Venedig.

Das Tal verengt sich nun immer mehr und ist bei Tezze, wo die Reichsgrenze es schneidet, fast unbewohnt. Dann kommen wir auf den geräumigen Bahnhof von Primolano, wo sich die Straßen nach Feltre und Bassano gabeln und Panzertürme mit Kanonen von



Am Lido in Venedig.

den Hügeln drohen. Die Felsen werden höher, die Talsohle noch schmäler, lauter rauscht die Brenta — der Zug fährt in den wildromantischen Canale di Bassano. Das ist eine jener tiefen Erosionsfurchen im Kalkgestein, wie sie nur die Venezianischen Voralpen kennen. Von der Witterung zernagt, mit schaurigen Zacken, Klüften und Höhlen, starren die Talwände beiderseits mehrere hundert Meter hoch empor. Inmitten dieser Felsenwildnis lag einst hoch über der Straße, auf schwer zugänglicher, von einem Ueberhang geschirmter Klippe, das feste Schloß Kofel. Als sich Arduin von Ivrea zum König hatte ausrufen lassen, zog Kaiser Heinrich II. mit Heeresmacht gegen ihn und nahm dabei den Weg durch das Suganer Tal. Die Besatzung der Feste Kofel wollte den Marsch des deutschen Heeres aufhalten. Allein nach heftiger Gegenwehr wurde Kofel von den kaiserlichen Kriegern genommen. Die Besatzung entkam angeblich über eine Strickleiter, die von den hohen Felsen herab bis auf den Turm des Schlosses hing. In späteren Jahrhunderten war Kofel (italienisch Cogolo) der Gegenstand endloser Kämpfe zwischen den Tirolern und Venezianern. Erzählungen voll seltener Romantik knüpfen sich an dieses wilde Felsental und an das trotzige Höhlenschloß.

Durch viele Tunnels führt uns die Bahn hart neben dem Fluß an den Stationen Carpanè, San Nazario und Solagna vorüber, worauf sich mit einem Schlag die Torflügel der Bergwelt auftun und Bassano im Kreis seiner Olivenwälder uns begrüßt — ein erquickender Anblick nach der düsteren Felsenöde der Schlucht, die wir durchfahren haben. Bassano ist ein echt italienisches Städtchen mit mancher Sehenswürdigkeit und schönem Rückblick auf die stolzen Gipfel der Alpen. Da haufte einst der Gibelline Ezzelino da Romano, Kaiser Friedrichs II. streitbarer Eidam, der wie kein anderer auf Italiens Fluren für die Hohenstaufen gekämpft hat. 1256 zog er durch das Suganer Tal hinauf, verbrannte fünf seiner schönsten Burgen und eroberte Trient.

Schneller fährt der Zug, denn schnurgerade geht es nun durch die unabsehbare fruchtstrotzende Ebene über Castelfranco nach Mestre, wo man die große Hauptbahnlinie erreicht. Wassertümpel und versumpfte Wiesen werden sichtbar und kündigen die Nähe der Lagunen an. Noch wenige Minuten, dann verläßt der Zug das Festland, Wellen tanzen um den Bahndamm, und vor unseren entzückten Blicken erhebt sich aus der blauen Flut mit rötlich schimmernden Palästen das märchenhafte Venedig „la regina del mare“ (die Meereskönigin).

Auf dem Markusplatz haben wir das Vergnügen, unsern seit 14 Tagen verheirateten Nachbarn und seine junge Gattin anzutreffen, denn welches deutsche Hochzeitspaar reist nicht nach Venedig? Man begrüßt sich aufs herzlichste und verwünscht sich aufs aufrichtigste, denn hier braucht man seine Zeit doch zu etwas anderm als zu einem nichtssagenden Gespräch. Dann wird der Markusturm beguckt, der noch immer nicht fertig ist, obwohl sie schon seit acht Jahren daran arbeiten, und nun geht's in einem flinken Vaporetto nach dem unvermeidlichen Lido. Das ist eine lange Sandinsel, an der die Wellen des Meeres leise plätschern. Groß liegt die blaue Adria vor uns, Gondeln und ferne Segelbarken schwanken durch die Flut, und über dem grenzenlosen Bild wölbt sich der leuchtende, so oft besungene Himmel Italiens.

# Jagdgäste.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Unser „Lindenpichl“ beginnt sich wieder zu beleben. Sonst ist es eher fad bei uns, aber zur Jagdzeit kommen immer eine Menge Gäste, und nun werde ich bei allem dabei sein, weil ich jetzt erwachsen bin. Gestern habe ich das erstemal an der Abendtafel speisen dürfen und habe nicht mit den Kindern um neun Uhr schlafen gehen müssen. Als es Zeit war, sich umzuziehen, finde ich in meinem Zimmer ein neues rosa Batistkleid, und Mamas Kammerjungfer ist bei meinem Toilettetisch gestanden, hat meine Kämme und Bürsten inspiziert und hat erklärt, daß sie mich jetzt auch alle Tage frisieren muß. Mit dem Kleid hatte ich eine Enttäuschung. Es war so lang und eng, daß ich es am liebsten wieder ausgezogen hätte. Und ein Mieder mußte ich dazu tragen, das mich beim Essen gedrückt hat. Auf das Essen habe ich mich nämlich am meisten gefreut, weil wir Kinder am Abend nur eine Milchspeise und Obst kriegen. Nun hätte ich alle die Herrlichkeiten nach Herzenslust genießen können, wenn meine Taille nicht so eng gewesen wäre, und mein Tischnachbar hat mich auch gestört, weil der immerfort hat reden wollen. Ich wäre auch viel lieber neben meinem Cousin Pepi gesessen, der immer schon ein anständiger Mensch war und sich zu uns Kindern nett benommen hat. Er ist jetzt plötzlich sehr spaßig zu mir, so zeremoniös, als ob ich eine der drei alten Tanten wäre, die bei uns in „Lindenpichl“ leben und immer beleidigt sind, daß man nicht genug Rücksicht auf sie nimmt. Neben dem Pepi ist eine Witwe gesessen, eine Frau von Kastanie. Eine alte Dame, die mir nicht gefällt. Sie soll geistreich sein und hat ein brennrotes Kleid angehabt. Der Abend nachher war langweilig. Wenn ich etwas gesagt habe, haben alle Leute gelacht. Die Tanten haben Französisch zu mir gesprochen, trotzdem sie sehr genau wissen, daß ich den „Ploetz“ in einer Bodenkiste verpackt habe und fremde Sprachen nicht mag. Der Pepi hat immerfort mit der alten Dame in Rot geplauscht. Ich habe Albums angeschaut, und als es neun Uhr war, bin ich gräßlich schläfrig geworden. Aber ich habe standgehalten und die Augen aufgerissen, wenn sie mir zugefallen sind, weil ich jetzt erwachsen bin.

* * *

Ich weiß nicht, aber ich muß sagen, daß ich mir das Erwachsensein bedeutend netter vorgestellt habe. Die Großen nehmen mich noch nicht ernst, und meine jüngeren Geschwister wollen jetzt auch nichts mehr von mir wissen, sperren ihr Spielzimmer vor mir ab und nennen mich einen eingebildeten Esel. Die Mama hat keine Zeit für mich, wenn das Haus voller Gäste ist, die Tanten haben immer an mir zu penzen, aber am



ekelhaftesten ist der Pepi. Der tut einfach, als ob ich Luft wäre. Wenn ich ihn etwas frage, lächelt er zerstreut vor sich hin und gibt keine Antwort. Wenn ich ihn auffordere, unsere Lieblingsplätze im Park zu besuchen, hat er keine Zeit, und bei den Mahlzeiten, wo ich ihn immerfort beobachte, schaut er kein einziges Mal nach mir hin. Gestern habe ich mich mit unserm Dackel im Park versteckt, wo mich niemand sucht, und wie der Waldi mich so gut und treu angeschaut hat, habe ich angefangen ihm zu erzählen, wie schlecht man mich jetzt behandelt, und dabei sind mir die Tränen gekommen. Ich war ganz verweint, als ich beim Essen erschien, und meine rote Nase hat geleuchtet, obwohl ich sie tief in den Teller steckte.

„Was hat denn unser Backfischerl?" fragte Frau von Kastanie, als ich ihr nach Tisch die Hand küßte. Sie entzieht mir übrigens immer die Hand und gibt mir einen grausligen Kuß, der nach Puder und Parfüm riecht. „Nichts habe ich," entgegnete ich, „nur ein bißchen Migräne", und bin schnell weg von ihr, daß sie mich nicht weiter in ein Gespräch verwickeln kann. Aber der Pepi scheint gern mit ihr zu plauschen. Ich habe ihn noch nie an der Seite einer andern Dame gesehen. Und als am Abend getanzt wurde, traue ich meinen Augen nicht, da hat er mit ihr getanzt, obwohl sie sicher vierzig Jahre alt ist und unserer Mama so etwas nie einfiele.

* * *

Heute war der erste Jagdtag. In aller Früh hat uns der Sohn des Gärtners geweckt, der gerade vom Militär zurück ist und laut blasen kann. Die Herren haben gemeint, daß das nur Kavalleriesignale wären, aber das macht nichts, es war doch hübsch und feierlich. Wir haben uns alle mit Toilette und Frühstück getummelt und versammelten uns in der Halle; die Herren haben sehr verwildert ausgeschaut, und die Damen waren auch in Loden und runden Hüterln. Nur die Frau von Kastanie war wie ein Gigerl gekleidet, und ihre Stiefeln müssen zu eng gewesen sein, denn so kleine Füße hat kein Mensch. In Breaks sind wir abgegondelt, und zufällig kam ich neben Pepi zu sitzen. Ich habe mich bemüht, eine Konversation zu machen wie die Frau von Kastanie, habe von der Oper in Wien gesprochen, die ich nie betreten habe, von Büchern, die ich nie gelesen habe, dann bin ich auf Landwirtschaft gekommen, wo ich schon besser Bescheid weiß, und zuletzt war mir ganz warm und gemütlich zumute, und ich habe geplauscht, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Der Pepi hat ganz nett zugehört. Und als wir ausstiegen, bin ich vom hohen Wagen herunter direkt in seine Arme gesprungen, und wir haben beide riesig gelacht. Das war ein einzig schöner Tag. Ich bin durch dick und dünn an seiner Seite gelaufen, und weil ich so gute Augen habe, habe ich ihm immer gleich gesagt, wo die Hühner aufsteigen. Es war damisch heiß, und die Luft hat einen rein betrunken gemacht, so prächtig war das Aroma von Wald und Wiese. Wenn wir die Kukuruzfelder durchquert sind, hat es gerauscht und geknarrt, und wir sind auch an einen breiten Bach gekommen, bei dem ich mir früher Schuhe und Strümpfe auszog, um ihn zu durchwaten. Gerade als ich studiert habe, ob man das kann, wenn man erwachsen ist, hat mich mein Cousin beim Gürtel gepackt, er selbst ist mit seinen Stiefeln mitten im Wasser gestanden, und drüben war ich. Ich war verdutzt, daß er so stark ist. Er sieht ganz schmal und feinknochig aus, als ob ihn der Wind umblasen könnte. Nur seine Stimme ist laut und patzig, als ob sie aus einem dicken, großen Menschen käme, und hat etwas Kommandierendes im Ton, das mich oft geärgert hat. Aber heute haben wir uns gar nicht gerauft, und bei Tisch bin ich wieder neben ihm gesessen (im allgemeinen Trubel habe ich das schlau so eingerichtet), habe ihm die größten Stücke Suppenfleisch aus der Terrine gefischt und sonst für ihn gesorgt. Wir haben in einem Zelt (in unsern Wappenfarben) gespeist, das im Jagdterrain aufgeschlagen worden war. Am unteren Ende der Tafel saß der Förster mit seinen Leuten, und vor dem Zelt waren unsere Hunde und heulten jämmerlich, weil die Dorfkünstler, die die Tafelmusik zu besorgen hatten, sehr gefühlselig dudelten. Aber es war doch gräßlich nett. Und die Landschaft lag so ruhig und schön und dampfte in der Mittagsglut, als ginge es noch gar nicht dem Herbst zu. Nach dem Mittagsmahl gingen wir Damen nicht mehr mit den Jägern hinaus. Wir saßen im Park mit unsern Handarbeiten und erwarteten die Rückkunft der andern. Ich hatte neben Frau von Kastanie Platz genommen und war sehr höflich mit ihr, weil der Tag so hübsch gewesen, und weil ich überhaupt froh und munter gestimmt war, daß ich heute alle Welt hätte umarmen können. Es ist merkwürdig, wenn man Frau von Kastanie näher anguckt, ist sie beinah schön und sieht gar nicht so alt aus, wie sie ist. Ihr Gesicht ist sehr weiß, und die Augen sind groß und traurig.

* * *

Ich folge der Frau von Kastanie auf Schritt und Tritt, habe sie nach ihrem Parfüm gefragt, und Mamas Kammerjungfer muß mir das Haar tief in die Stirn kämmen, wie sie es trägt. Ich flicke einen Polster für sie, und sie borgt mir von ihren Büchern. Wir sind sehr intim geworden. Es ist schon oft vorgekommen, daß eine Freundschaft mit Antipathie begonnen hat. Zum Kugeln ist der Pepi. Er ist, glaub ich, wütend, daß ich immer an Frau von Kastanies Seite bin, weil er nicht mehr mit ihr tuscheln kann. Ich lasse mich aber nicht vertreiben, und so lieb war noch niemand mit mir wie diese Dame, die mich behandelt, als ob ich ihre Freundin wäre und nicht ein dummes, ungebildetes Landmädel. Eine unserer Tanten hat mich neulich beiseite genommen und hat mir gesagt, ich solle mich meiner neuen Freundin nicht zu auffallend anschließen, weil sie kokett sei und eine Flirt. Das ist natürlich bloß eine Eifersüchtelei von der alten Schraube, denn Frau von Kastanie benimmt sich tadellos, und wenn ihr die Herren den Hof machen, ist das nur selbstverständlich. Wir drei Hauskomtessen, dick und pausbackig, wie wir sind, mit unserm faden, weizenblonden Haar, schauen direkt ordinär neben ihr aus. Sie spricht fünf Sprachen. Es ist zum Weinen, wie ungebildet man gegen so jemand ist. Ich habe heute meine französische Grammatik hervorgekramt und nehme mir fest vor (ich habe mir das große Ehrenwort gegeben!), alle Tage eine Uebung zu machen.

Heute habe ich den Vormittag in Frau von Kastanies Zimmer verbracht. Eigentlich ist es eins unserer Gastzimmer, weder sehr hübsch noch elegant, mit enormen Birnbaumkasten, japanischen Tapeten, einem kugelhupfrunden Kachelofen, Stühlen mit lyraförmigen Lehnen und Tischen mit Spinnenbeinen. Seit Frau von Kastanie



es bewohnt, ist es einfach nicht zu erkennen. Alles ist voller Blumen; der Gärtner scheint ihr mehr heraufzuschicken als den anderen Damen. Oder pflegt sie sie mit solcher Liebe, daß die alten auch immer noch frisch aussehen? Dazu liegen eine Menge wunderhübscher Dinge umher, aus Gold, Email, Schildpatt — alles, was sie zur Hand nimmt, ist raffiniert und elegant, wie ich es noch nie gesehen habe. Sie ruhte auf der Chaiselongue in einem Schlafrock, von dem ich nicht einmal die Farbe anzugeben wüßte: eine Mittelnuance zwischen meinen Korallen, den gelben Lampenschirmen im großen Salon und den Rosen, wenn sie schon ein bissel welken. Wir haben ein sehr vernünftiges Gespräch miteinander geführt. Sie hat eine eigene Art zu reden, so etwas Seltsames, Lockendes, das in einem alles mögliche Tiefe, Warme und Gute wachruft, das man ausspricht, ohne zu wissen, woher es einem plötzlich auf die Zunge kommt. Ich sagte ihr, daß mein höchster Wunsch sei, ihr ein wenig ähnlich zu werden, daß ich nun täglich im geheimen Französisch triebe, und später, wenn die Gäste weg sind, wolle ich es mit der italienischen Sprache versuchen.

„Sie will ja eine kleine Gelehrte werden," lachte meine Freundin, „aber es ist ein mißliches Ding mit den Sprachen, wenn man keine Gelegenheit hat, sie zu üben." — „O, ich kann ja mit dem Pepi sprechen, er kommt auch unterm Jahr uns besuchen — und am meisten freut's mich an der Lernerei, was für ein dummes Gesicht er machen wird, wenn ich ihn auf einmal im korrektesten Französisch oder Italienisch anspreche!"

Frau von Kastanie meinte, die Sonne sei stechend; ich ließ das Rouleau herab, sie drehte sich auch ein wenig zur Wand, denn ich glaube, sie hatte Migräne — als ich sie aber verlassen wollte, hielt sie mich zurück und hieß mich von Pepi erzählen. Und das tat ich natürlich. Ich erzählte ihr von allen ausgelassenen Streichen, die wir miteinander, als ich noch ein Kind war, vollführt haben. Ich glaube, ich habe ihr eine Glockenstunde vom Pepi erzählt, denn plötzlich hörte ich das erste Gongzeichen, das zum Lunch rief. Da sagte Frau von Kastanie: „Mir scheint, du hast deinen Vetter recht lieb?" — „Gräßlich lieb!" entgegnete ich unbedacht; denn ich habe mich nachher geschämt. Ich bin schnell davongelaufen, aber sie ist nicht zum Frühstück erschienen. Es fiel mir dann ein, mit welcher leisen, gedrückten Stimme sie gesprochen hatte. Sie hatte sicher dämonische Kopfschmerzen, und es war rücksichtslos von mir, ihr so viel vorzuschwatzen.

* * *

Heute habe ich mit Pepi eine Rauferei gehabt. Frau von Kastanie ist auf einmal weniger nett zu mir. Sie ist viel auf ihrem Zimmer, und wenn ich sie besuchen will, sagt sie, daß sie Briefe zu schreiben hat. Ich mopse mich sehr. Die andern Leute, die wir hier haben, sind mir ganz egal. Meine französische Grammatik habe ich auf den Boden hinaufgetragen und wieder zurück in die Kiste gepackt. Ich werde mir nicht auf meine alten Tage mit überflüssiger Lernerei den Kopf zerbrechen. Von unserm Boden hat man die schönste Fernsicht, so weit, so weit, daß man am liebsten eine der kleinen Schwalben sein möchte, um in diese Helle und Weite hineinzufliegen. Die Schwalben umkreisen jetzt beständig den Kirchturm, der aus den Parkwipfeln auftaucht, und werden nächstens nach dem Süden reisen. Unsere Gäste werden auch bald wieder fort sein und mit ihnen die vielen fremden Koffer, die hier ringsum aufgestapelt sind. Ich werde froh sein, wenn das Haus wieder leer ist, und doch hatte ich mich auf die Jagdzeit so damisch gefreut. Aber das weiß ich schon, seit ich erwachsen bin, daß das Leben viel merkwürdiger ist, als man glaubt. Wenn das Herz noch so voller Erwartung und Freude ist — auf einmal ist nichts mehr drin als eine wehmütige Leere. Gegen Abend habe ich mich in das Kinderzimmer geschlichen. „Que faites-vous là?" schnauzte mich die Mademoiselle mit ihrem Bierbaß an; aber die Bora, die netteste von uns Geschwistern, die immer sanft und freundlich ist, hat mir ihr altes Holzpupperl gebracht, damit ich ihm Kleider nähe. Ich bin mit Feuereifer an die Arbeit gegangen. Und weil ich mich nützlich gemacht habe, haben die Kinder nicht geschimpft, daß ich bei ihnen gesessen bin. Ich habe auch mit ihnen soupiert, Grießgasch und Weintrauben. Ich möchte wissen, ob Pepi es überhaupt bemerkt hat, daß ich oben an der Abendtafel fehlte.

* * *

Heute habe ich mich wie ein dummes Kind mit Puppenarbeit vergnügt, und heute haben sich Dinge ereignet, die mir für immer im Gedächtnis bleiben werden. Natürlich verlöschen sich die Eindrücke nach und nach, und mit der Zeit werde ich vielleicht wieder froh und lustig werden. Aber nach dem heutigen Tag werde ich doch nie wieder ganz die gleiche sein, die ich war. Ich werde trachten, hier in meinem Tagebuch alles aufzuschreiben, genau wie es sich abgespielt hat. Also angefangen hat es damit, daß es entsetzlich goß. Wir waren alle in der Halle versammelt. Meine Schwestern haben sich die Cour machen lassen, die Mama hat Patience gelegt, die Tanten haben Rheumatismus gehabt vom schlechten Wetter und haben gesagt, daß die moderne Zeit keine Ehrfurcht vor dem Alter kennt. Die Herren haben geraucht, und mitten unter ihnen ist die Frau von Kastanie gesessen und hat gestrickt, aber auf eine komische Manier, indem sie eine Stricknadel in ihrem Gürtel befestigt hatte. „Das ist italienische Sitte", sagte mir der Pepi, der heute sehr gnädig mit mir war. Er hat immerfort Späße getrieben und war so nett, als ob wir uns gestern nicht im mindesten gerauft hätten. Plötzlich beginnt er: „Du, Dundy, ich habe eine Bitte; du entwickelst so sauber photographische Aufnahmen, während ich nie Geduld habe und alles verpatze; ich möchte dir meine Films anvertrauen." — „Her damit!" sagte ich und war ganz glücklich, ihm beweisen zu können, daß ich ihm seine gestrigen Grobheiten nicht nachtrage. Er übergab mir die Films, und ich zog mich in die Dunkelkammer zurück und arbeitete im Schweiß meines Angesichts. Denn der Pepi ist ein Riesenfaulpelz und hat nur darauflosphotographiert und nichts entwickelt. Zum Lunch kam ich erhitzt, zerzaust, mit schmierigen Händen. Die Mama hat gesagt, daß aus mir nie eine Dame wird. Gleich nach der Abfütterung bin ich wieder verschwunden und habe bis spät in den Nachmittag weitergearbeitet. Als ich fix und fertig war, mir eine verbotene Zigarette anzündete, ein Lied pfiff und mich nach der Halle aufmache, fällt es mir ein, den Weg über den Bibliotheksaal einzuschlagen, um dort meine Zigarette auszurauchen. Als ich die Portiere zurückschlug, sehe ich — nein, ich habe wirklich nichts gesehen, denn das Herz ist

mir stillgestanden vor Schreck, und dann sind mir gleich die Tränen in die Augen getreten. Denn im Bibliotheksaal, wo nie jemand drin ist, saß Frau von Kastanie, und Pepi kniete vor ihr, und sie streichelte seinen Kopf und sagte immer wieder: „my poor boy!" Das habe ich davon, wenn ich keine fremden Sprachen kann; ich hatte keine Ahnung, was das heißt. Aber so viel habe ich gleich gewußt, daß der Pepi ganz außer sich ist, denn es hat ihn gebeutelt, als ob er schluchzen würde. Sein Gesicht habe ich nicht gesehen, denn das lag in ihrem Schoß, und sie hat ihn immer nur gestreichelt. Sie hat sehr ruhig und sehr traurig ausgesehen.

Ich bin still davongeschlichen und habe stundenlang vor mich hingegrübelt. Ich weiß jetzt schon, wie die Dinge zusammenhängen. Und ich werde morgen zur Frau von Kastanie gehen.

* * *

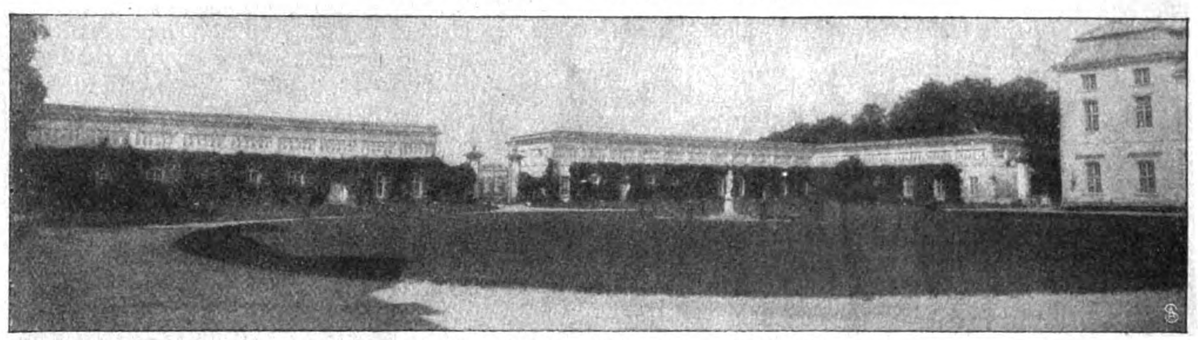
Den halben Vormittag bin ich im Korridor vor ihrer Tür herumgestrichen und traute mich nicht anzupochen. Endlich habe ich mir ein Herz gefaßt und bin hineingegangen. Sie ist unter ihren Koffern gestanden, und ihre Jungfer hat eingepackt. „Ich muß Sie allein sprechen", flüsterte ich Frau von Kastanie zu und fühlte, wie mir alles Blut zu Herzen schoß. — „Nanu, kleines Mädel, was haben wir denn für große Schmerzen?"

Da bin ich ihr um den Hals gefallen und habe statt aller Antwort gräßlich zu weinen angefangen. „In diesem Haus muß man immerfort Unglückliche trösten; gestern habe ich dem großen, dummen Jungen, dem Pepi, begreiflich machen müssen, daß er trotz ihrer Borstigkeit Hoffnung auf das Herz seiner ungnädigen Cousine zu haben scheint. Heute will sie mir vermutlich ihren Liebesgram beichten. Kinder, ich verdufte! Macht das allein miteinander aus. Oder zieht die Mama und die Tanten zu Rat. Ich bin zu wenig alt oder zu alt — wie man's nimmt. Ich will davon nichts wissen. Uebermorgen setze ich meinen Fuß auf eine Jacht und segle in die blaue Adria hinein. Bin dann selbst nichts anderes als ein Sonnenstäubchen, ein Tropfen salziger Gischt, eine schneeweiße Möwe, eine rosenrote Abendwolke oder ein Bündel schillernder Meertang, das sachte vorbeischwimmt. Nur durch den trunkenen Blick des Auges leben und die Ohren öffnen den brausenden Chorälen von Wind und Woge — wie da aller Gefühlsdusel zerflattert, zerpflückt wird wie ein nichtiger Kranz —"

Ich stand wie versteinert. Ich war gekommen, ihr zu sagen, daß sie Pepi heiraten müsse. Mein unvorsichtiges Geständnis, daß ich ihn gräßlich liebhabe, soll ihr nicht im Weg stehen. Aber nun schien sie sich gar nichts mehr aus ihm zu machen. Sie phantasierte von ihrer Reise und hatte rosige Wangen. Da ballte ich die Fäuste und verschluckte, was ich hatte sagen wollen, und bald nachher verließ ich das Zimmer. Auch mein Abschied von Frau von Kastanie fiel frostig aus. Es wäre viel anständiger gewesen, wir hätten uns ausgesprochen, von Frau zu Frau; so aber hat sie mich nur als Kind betrachtet, dem sie vielleicht ein schweres Opfer brachte — oder mag sein, ist sie gern auf und davon in die Weite, die sie anzieht, wie neulich mich, als ich von der Dachluke den Schwalben nachblickte. Freilich, wie schwer war mir das Herz — und ich möchte wissen, ob die Fremde immer nur lockt, wenn man einsam und traurig ist?

# Ein Herrensitz in Wolhynien.

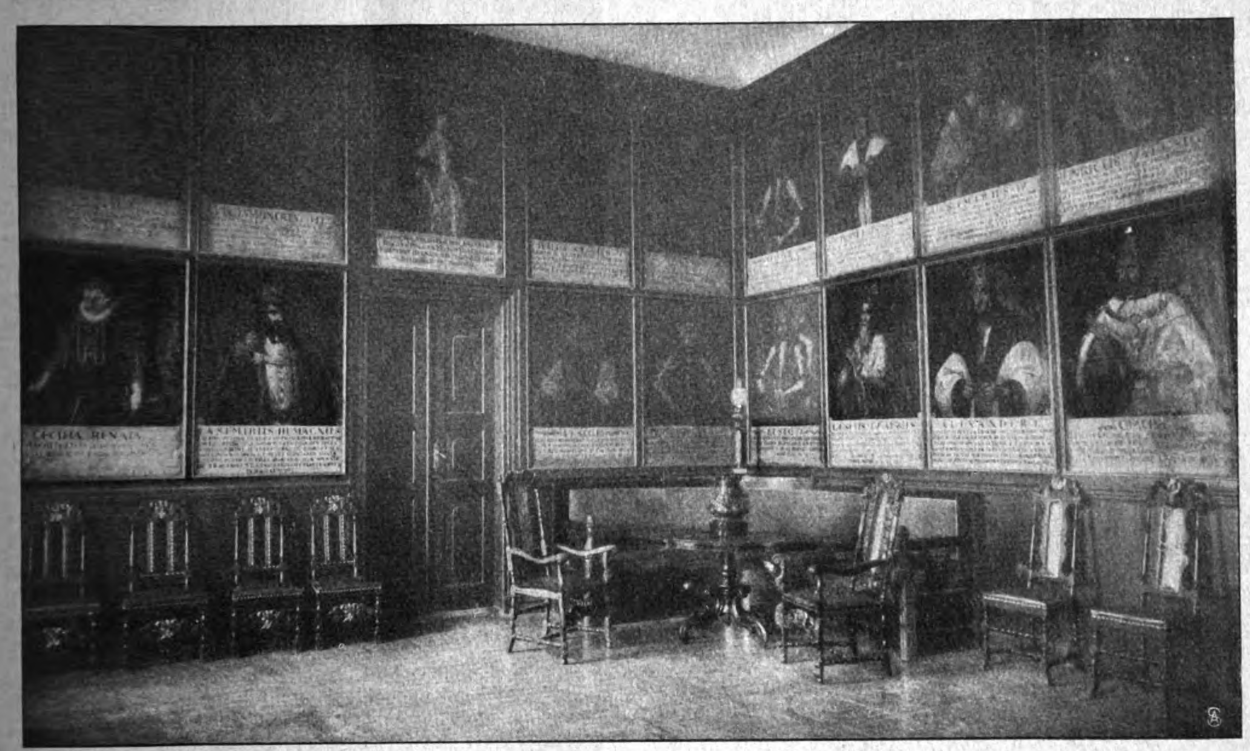
Von Fritz Volk. — Hierzu 6 Aufnahmen.



Ehrenhof des Schlosses Wichnewetz in Wolhynien.

Um kurz unsere geographischen Kenntnisse aufzufrischen: Wolhynien ist das nördliche der zwei russischen Grenzgouvernements, die an Galizien, also Oesterreich, stoßen. Reich gesegnet mit Waldungen, die von üppigen Getreidefeldern oder Tabakpflanzungen unterbrochen werden, steht es in großer Blüte. Von Lemberg aus nur wenige Stunden entfernt, ziehen zwei internationale Bahnlinien durch das wellige Grenzland: die Strecken Wien—Krakau—Kiew über Radsiwilow und Wien—Krakau—Odessa über Podwoloczyska.

In den Westdistrikten Wolhyniens hat zunächst Kremenez, das in einer Höhe von 450 Meter zwischen Ausläufern der Karpathen malerisch gelegen ist, als Garnison (ein Regiment Infanterie und ein Regiment Kavallerie) eine gewisse Bedeutung. Hart an das Städtchen gedrängt, ragt eine steile Feste, von Ruinen gekrönt: Burgüberreste eines im Jahr 1320 von Gedymin, dem litauischen Großfürsten und Eroberer Wolhyniens, an Georg Narymundowicz verliehenen stolzen Schlosses, das später, 1536, durch die Polenkönigin Bona Sforza restauriert wurde, dann aber im Lauf der Jahrhunderte in jämmerlichen Verfall geriet. Im Ort Kremenez wohnen außer den Behörden und dem Militär fast ausschließlich Juden, in kleinen, nach orien-



Das Porträtzimmer der polnischen Könige im Schloß Wichneweß.



Vor dem Pavillon im Park des Schlosses Wichneweß.

Sitzend: Großfürst Boris und Jonkheer van der Hoeven. Stehend (von links nach rechts): Exz. Mme Demidoff, geb Trépoff, Schloßherrin; Gräfin Joseph Potocka, geb. Prinzessin Helene Radziwill; Rittmeister Friederici, Adjutant des Großfürsten; Päpstl. Kämmerer Pogorski; Graf Etienne Przezdziecki; Exz. de Castro, portug. Gesandter am russischen Hof; Marquis Zarifi; Mme Friederici, geb. Prinzessin Ruffo; Exz. Paul Demidoff, Schloßherr, Kammerherr und Adelsgroßmarschall von Wolhynien.

talischem Muster gebauten und bunt bemalten Holzhäuschen: in Smyrna oder Galata sieht man die gleiche Art.

Knappe zwei Stunden führten mich auf leidlich gut federndem Wagen (mit jüdischem Rosselenker) nach dem historischen Schloß Wichnewetz. Von seinem prächtigen, selten schönen Park aus kann man die Größe und Ausdehnung des mächtigen Baues durchaus nicht voraussehen. Plötzlich aber fährt man durch eins der zahlreichen Gittertore, die allein schon Kunstwerke sind, in den weit ausgestreckten Ehrenhof ein und hat nun den überraschend großartigen Bau vor Augen.

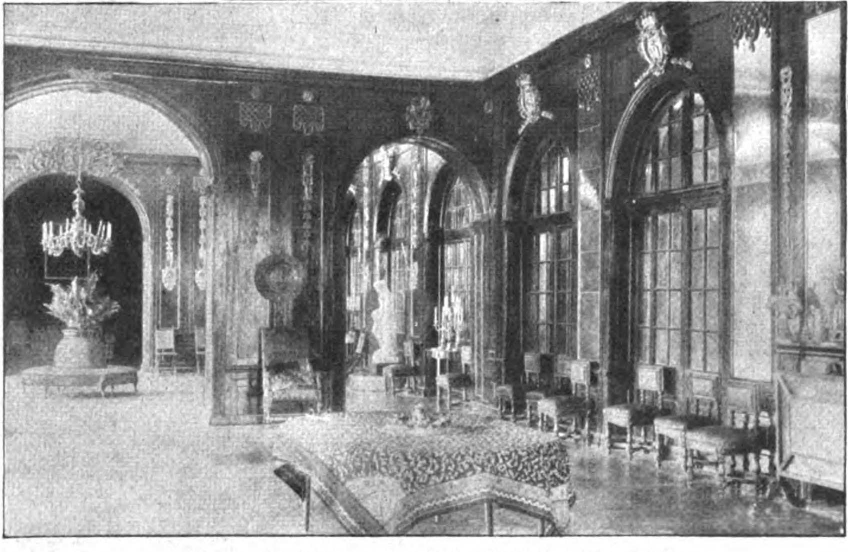
Im Jahr 1685 vom König Johann Sobieski (1674 bis 1696) für dessen Neffen, den Fürsten von Wichnewetz, erbaut, dessen Väter bereits 1463 in Wichnewetz, etwa gegenüber dem jetzigen Schloß, ansässig waren, erbte im Jahr 1744 die Gräfin Zamoiska, die Tochter des letzten Fürsten von Wichnewetz, den väterlichen Besitz; durch Heirat ihrer Tochter mit dem Grafen Mniszek kam Wichnewetz an die Mniszek; schließlich gelangte im Lauf des vorigen Jahrhunderts die Herrschaft an die Demidoff, deren Name auf dem ganzen europäischen Festland ja genugsam bekannt ist.

Der gegenwärtige Besitzer Paul Alexandrovitch Demidoff ist Kammerherr und Adelsgroßmarschall von Wolhynien. Ihm verdankt Wichnewetz sozusagen seine Wiedererstehung zu neuem Glanz, denn überall finden sich die Spuren geschmackvoller und im Geist früherer Jahrhunderte gehaltener Restaurierung, die er veranlaßte. Ein Intendant, das frühere Stadthaupt von Kremenez, ging ihm hierbei zur Hand und leitet den ganzen weitverzweigten Haushalt.

Die Innenräume des Schlosses sind durchweg auf das wohnlichste eingerichtet und enthalten neben antiken Möbeln, kostbaren Tapisserien und Gemälden sämtliche Einrichtungen der neusten Zeit. Man zählt allein etwa zwanzig Badezimmer, helle, große Räume, in Weiß gehalten. Besonders interessant sind das Haupttreppenhaus, ein Eingangsaal und mehrere andere Räume, deren Wandung 44 000 Stück eingemauerte Delfter Kacheln aufweisen in eigenartiger und wundervoller Zeichnung des 17. Jahrhunderts.



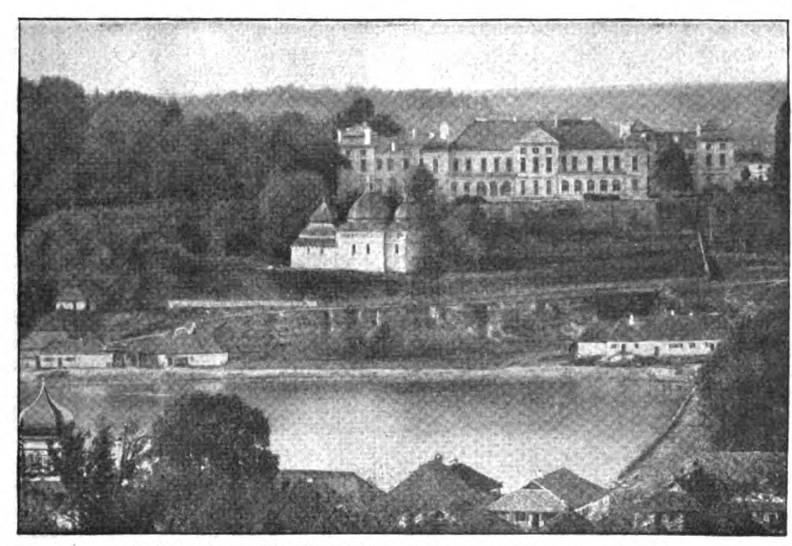
**Blick in die Bibliothek.**



**Der große Speise- oder Spiegelsaal im Erdgeschoß.**

Das Juwel des Schlosses aber ist der große Eß- oder Spiegelsaal im Erdgeschoß, mit Galerie und Vorsaal, eichengetäfelt, mit goldenen, diskret angebrachten Motiven und Waffen; eine wahre Sehenswürdigkeit, um derentwillen sich die Fahrt nach Wichnewetz allein schon lohnt. Interessant sind ferner der Porträtsaal der polnischen Könige, die Bibliothek (die auf den ersten Blick aber kaum als solche zu erkennen ist, da die ganze Bücherei in eichenen Wandkasten aufgenommen ist) und die sogenannten „Kaisergemächer". Denn außer Peter dem

Großen, der 1708 während des Nordischen Krieges vorübergehend hier geweilt, wurde dieses Schloß auch von Katharina der Großen zu einer Zusammenkunft erwählt, die auf ihr Geheiß Anno 1791 der damalige Zessarewitsch und spätere Kaiser Paul, begleitet von seiner Gemahlin Maria Feodorowna, geborenen Prinzessin von Hessen, mit dem König Stanislaus August Poniatowski hatte.



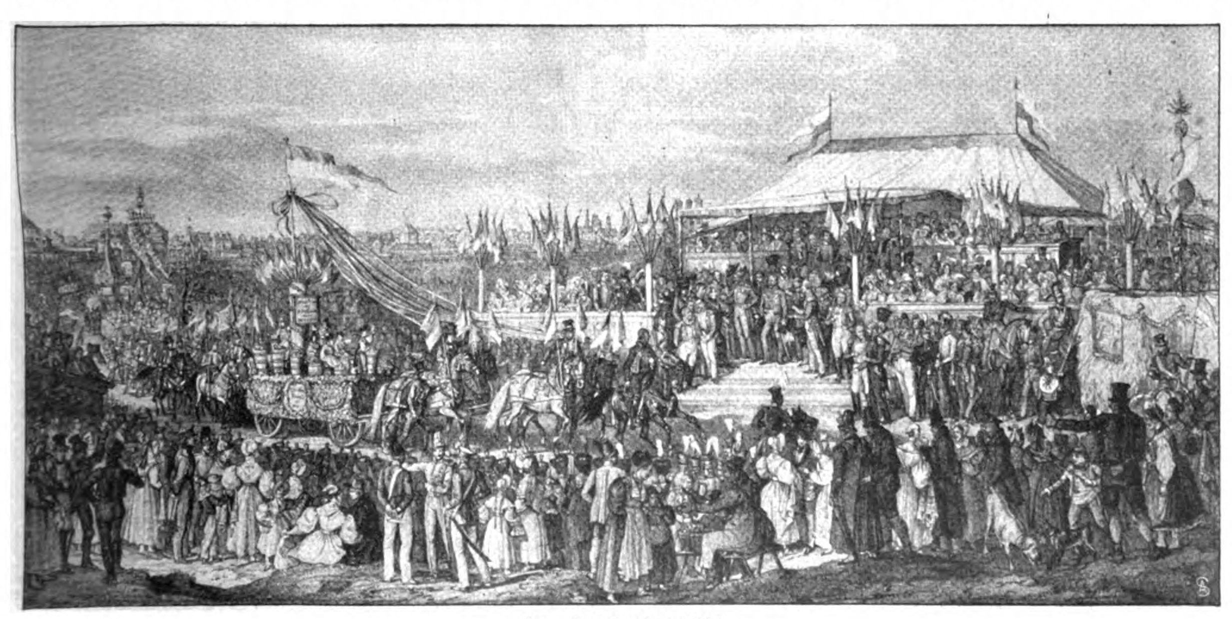
Fassade des Schlosses Wichnewetz, vom Ort aus gesehen.

Aber auch in unsern Tagen ist dieses Schloß ein von hohen Herrschaften gern besuchter Landaufenthalt geblieben. So war vor kurzem der Großfürst Boris Wladimirowitsch zu längerem Besuch erschienen. Da füllte denn reges Leben die weiten Hallen und Säle. Fanfaren luden zu lustiger Jagd im nahgelegenen Kronwald, Automobile und Viererzüge flogen hin und her; die Abende wurden durch Aufführungen im Theater des Schlosses, durch Illumination des Parkes und der Terrasse sowie durch Feuerwerk verkürzt; eine besondere Musikkapelle stellte die Tafelmusik und spielte zum Tanz auf. Von der hohen Schloßterrasse herab klangen lustige Weisen und veranlaßten die Bewohner des Städtchens zu Mondscheinpromenaden am Ufer der Gorina, in deren Fluten die farbigen Lampions und die hellerleuchtete Masse des hochgelegenen Schlosses sich prächtig spiegelten. Es war wie ein Wiederaufleben früherer Herrlichkeit und früheren Glanzes, von dem die Urgroßmütter so viel zu berichten wußten.

# Hundert Jahre Münchner Oktoberfest.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 4 Aufnahmen.

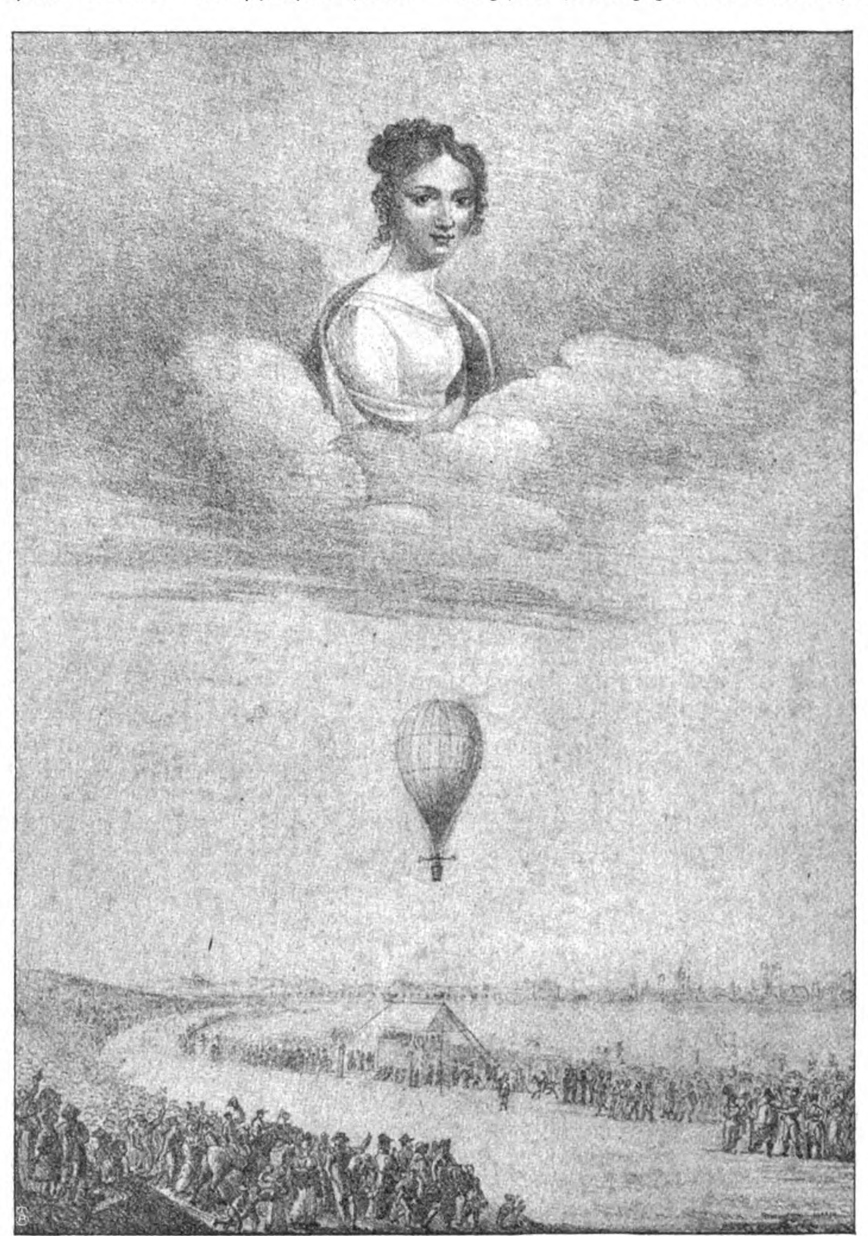
Sobald die ersten Herbstzeitlosen auf dem Grasteppich schüchtern die Köpfchen recken und der Bergwind kühler durch die Straßen fährt, erwacht das tolle Ding, Oktoberfest genannt, aus seinem starren Jahresschlaf. Wieviel Hoffnungen knüpfen sich an diesen Moment! Die Bavaria selbst bemüht sich von ihrem Sockel herunter und hämmert und putzt und malt und schafft, daß es eine Freude ist. Jede neue Regung ist ein neues Fest für den Wiesenbummler, und er ist stolz darauf, daß er das Ereignis nun schon



**Das Oktoberfest 1835.**
Nach einer kolorierten Lithographie von Gust. Kraus (Maillinger-Sammlung).



zum soundsoviesltenmal als wackerer Zeitgenosse gesund und ohne Trübsinn miterlebt. Würde das vielgeliebte Wunderkind in der von ihm selbst geschaffenen Atmosphäre von Stall- und Benzingerüchen, von Steckerlfisch- und Brathendeldüften einmal nicht mehr aufwachen, ich glaube, die Münchner würden das nicht überstehen. Es gehört zu ihrem Inventar als schönstes Prunkstück, genau wie der Karneval, der noch losere Gesell. Denn der richtige Münchner braucht öfter als der gewöhnliche Mensch ein derartiges Ventil für sein Innenleben, um nachprüfen zu können, ob die Lebensfreude nichts von ihrer Wärme eingebüßt hat, ob das liebe Herz noch in der Jugend Maienblüte verharrt, und ob der Durst der alte geblieben ist. Genau siebzig Jahre hört nun schon Schwanthalers eherne Schutzgöttin droben vor der Ruhmeshalle diese dröhnende Huldigung! Sie hat in dieser Zeit viel höfische Prachtentfaltung und Volksbegeisterung gesehen, und unzählige Schützen-Juhschreie und Liebesseufzer haben sich zu ihren Füßen mit dem Geräusch der Drehorgeln vermischt, die jedes Jahr einen neuen Gassenhauer brachten. Die Mutter Bavaria, die wirklich eine gute Mutter ist, hat das immer gern gehört. Sie stand fest in Wind und Wetter und trotzte jedem Wechsel der Zeiten. Vor hundert Jahren, als sie noch kein erzenes Denkmal hatte, war sie unter den Bürgern noch in persona Zuschauer gewesen. Sie hatte freundlich gelächelt, als der Kronprinz Ludwig mit seiner jungen Frau Therese von Sachsen-Hildburghausen am 17. Oktober 1810 den treuen Münchnern das erste Oktoberfest schenkte. Und sie trauerte aufrichtig mit, als Seuchen und Kriegsgeschrei viel Jammer über das Land brachten, so daß das Oktoberfest fünfmal — in den Jahren 1813, 1854, 1866, 1870 und 1873 — ganz ausfallen mußte. Alles das und noch vieles andere kann jeder jetzt hübsch zusammengestellt nachlesen in der vom Münchner Magistrat herausgegebenen Säkularchronik des Münchner Oktoberfestes 1810 bis 1910 (Zentrallandwirtschaftsfest), Preis elegant gebunden 15 Mark, die als Festschrift zur Jahrhundertfeier von E. von Destouches verfaßt und wie die zum Preis von 1 Mark erhältliche Volksausgabe „Das Münchner Oktoberfest 1810 bis 1910" im Verlag J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) in München erschienen ist.



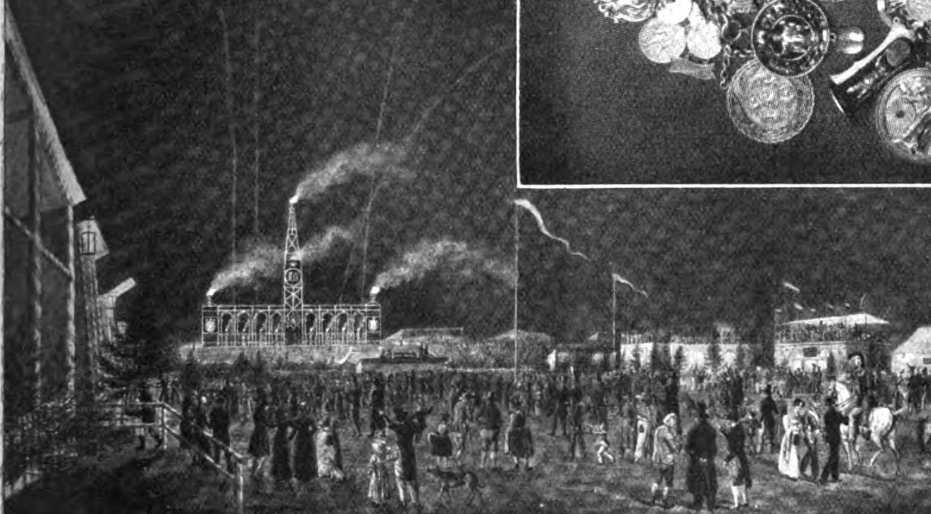
**Luftfahrt der Madame Reichard auf der Theresienwiese am Oktoberfest 1810.**

Da in der Welt nichts leichter ist, als in die Gedankenwelt der Bavaria einzudringen (weil man nämlich in ihrem Innern, wie jedermann weiß, ohne große Schwierigkeit bis in den Kopf hinausklettern kann), so sei hier von einem Besuch erzählt, den ich ihr abstattete. Sie war, was mich gar beglückte, sehr huldvoll und liebenswürdig und lud mich ohne viel Umstände sofort ein, es mir doch in ihrem Kopf, und zwar am schönsten Platz — an ihrem Mund — bequem zu machen. Als ich mich gesetzt hatte und ihr bescheiden mein Erstaunen darüber vortrug, wie sich doch die Festwiese in letzter Zeit verändert hätte, sagte sie: „Wissen Sie, nie gab es eine würdigere Zentenarfeier des Vergnügens als diese. Und auf welcher Basis baut sich das alles auf! Die Bierindustrie und die Landwirtschaft, die Kunst und der

Rennsport haben niemals Größeres geleistet wie heute, wenn man wie ich die Petroleumepoche noch mitgemacht hat! Wissen Sie, die Petroleumepoche — — Heute ist alles elektrisch: Karusselle, Weißwurstmaschinen und Spanferkelbratereien. Dazwischen das Heer von Phonographen und Kinematographen. Und über dem allem als größtes Wunder der Lenkballon, und dann — das Teufelsrad." „Ja, ja," fügte sie triumphierend hinzu, „wir leben in einer großen Zeit. Schauen Sie hinaus durch das Fenster! Welche Wohlhabenheit in diesem gigantischen Apparat! Welche Lebensfülle in diesem Lärm! Da ist nichts Kleinliches darin, nichts Kleinliches." Und während sie so sprach, goß die Sonne ihr Abendlicht über die Festwiese hin, rotleuchtend, schwelend über dem Brodem von Hunderttausenden. Und ich stieg bekehrt hinab durch den Hals, durch die Brust, durch den Bauch der Ehernen in die Tiefe, ins Freie, wo mich der Strudel des Menschenstroms jäh erfaßte und von hinnen trug.



Die historische Schützenkette des Oktoberfestes.



**Feuerwerk 1826.**
(Nach einem Aquarell von Gust. Kraus (Maillinger-Sammlung.)

# Bilder aus aller Welt.

Vor wenigen Tagen wurde der Kaiserin eine von Professor Wilhelm Lukas von Cranach entworfene Medaille überreicht, die bestimmt ist, den werktätigen Mitgliedern des Deutschen Hilfskomitees für die in Süditalien durch Erdbeben Geschädigten im Jahr 1909 als Zeichen der Anerkennung gegeben zu werden. Das Deutsche Hilfskomitee stand bekanntlich unter dem Protektorat der Kaiserin, und deshalb konnte der Künstler die Medaille der Kaiserin selbst vorlegen.

Lebende Bilder sind in Amerika sehr beliebte gesellschaftliche Veranstaltungen. Die schönen Damen der guten amerikanischen Gesellschaft lieben es sehr, sich in den Trachten und Stellungen der Heldinnen alter Dichtungen oder berühmter Meisterbilder zu zeigen, und man muß wohl gestehen, daß die Zuschauer keinen Grund haben, mit diesen Vorführungen unzufrieden zu sein.

Immer größere und größere Kriegschiffe werden gebaut, immer mächtiger werden die Geschütze und Panzerungen. Unser Bild zeigt ein modernes großes Schlachtschiff während des vollen Geschützfeuers. Donnernd krachen die riesigen Geschütze, und der Schiffskoloß erzittert in allen seinen Teilen, was auf dem Bild deutlich zu erkennen ist.

**Medaille für das Deutsche Hilfskomitee für Süditalien.**
Vorderseite.



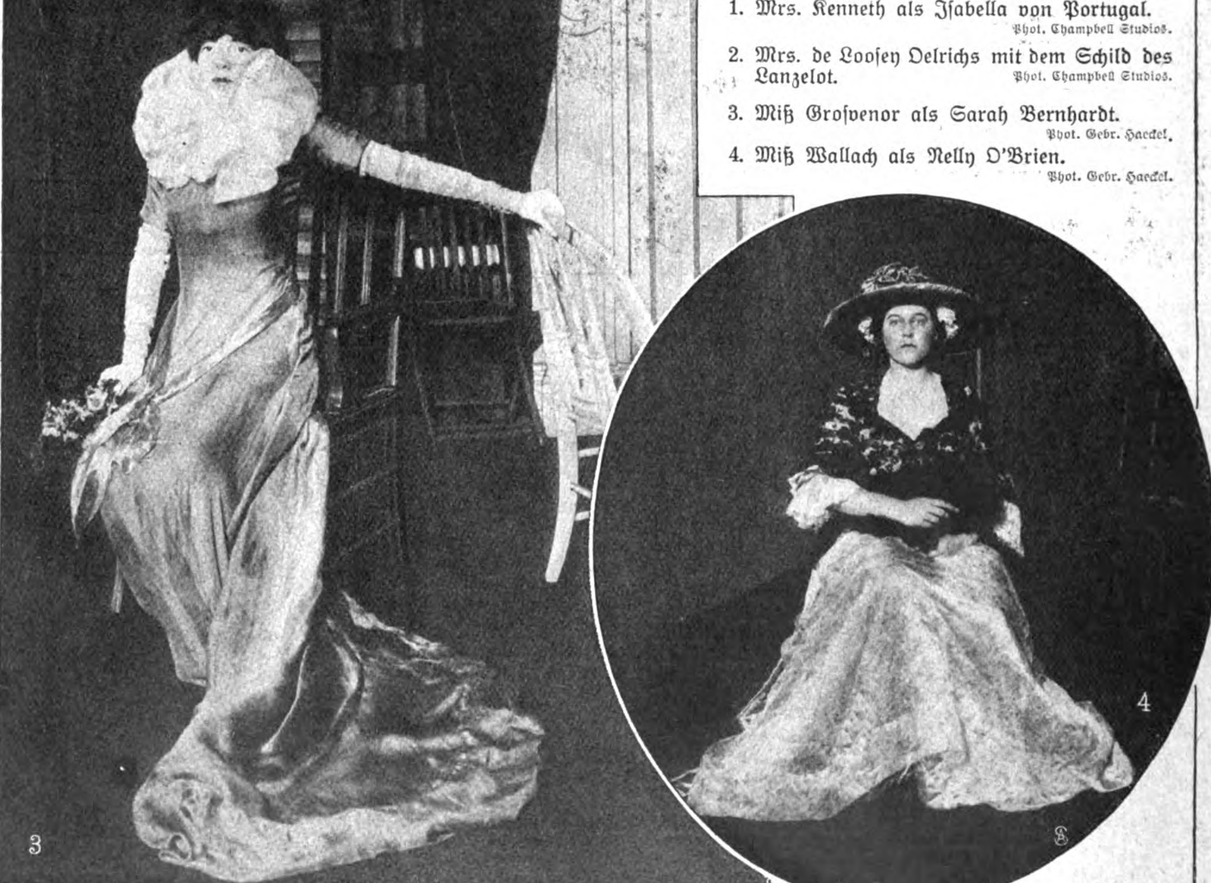
**Medaille für das Deutsche Hilfskomitee für Süditalien.**
Rückseite.

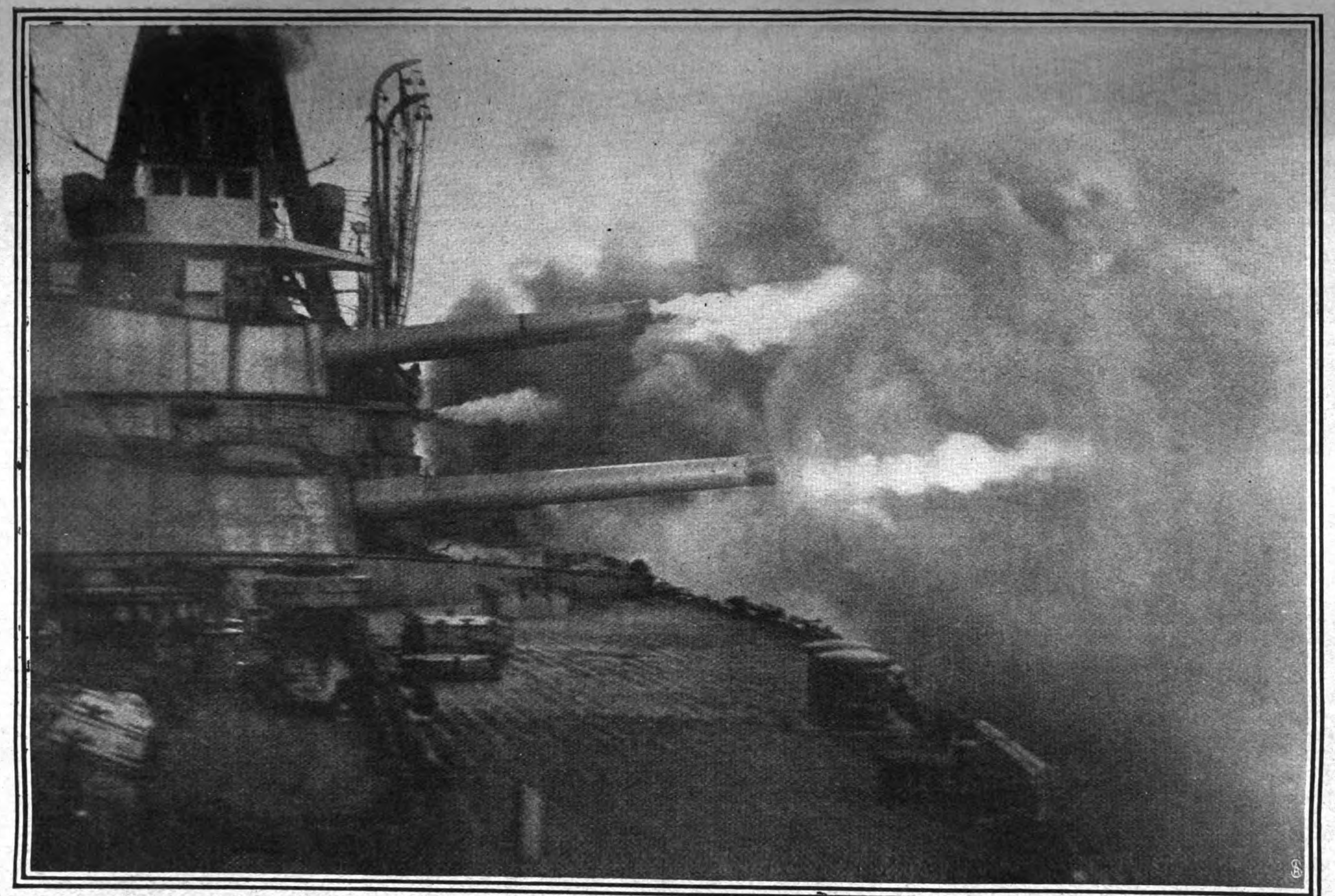




## Amerikanische Damen in lebenden Bildern.

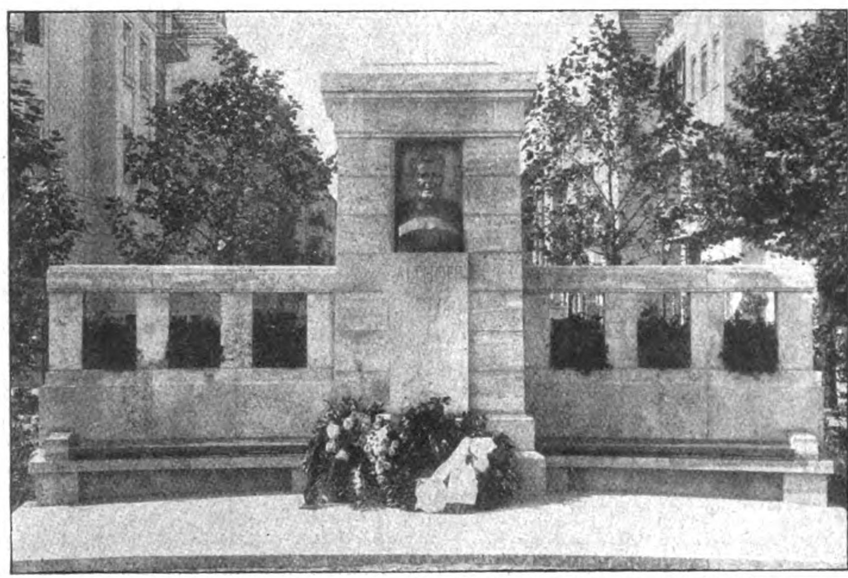
1. Mrs. Kenneth als Isabella von Portugal. Phot. Champbell Studios.
2. Mrs. de Loosey Oelrichs mit dem Schild des Lanzelot. Phot. Champbell Studios.
3. Miß Grosvenor als Sarah Bernhardt. Phot. Gebr. Haeckel.
4. Miß Wallach als Nelly O'Brien. Phot. Gebr. Haeckel.





**Das brasilianische Schlachtschiff „Minas Geraes“ im Feuer: Eine Breitseite aus zehn 25-cm-Geschützen.**

Die Unschärfe der Konturen ist durch die Erschütterung während des Feuerns bewirkt.



Die neuenthüllte Althoff-Büste auf dem Althoff-Platz in Steglitz bei Berlin.



Phot. O. Daum.

**Prof. Dr. Th. Fischer †**
bekannter Geograph und Forschungsreisender.



**Prof. Felix Krüger,**
verdienstvoller Philosoph, wurde nach Halle berufen.



**Woldemar Friedrich †**
bekannter Berliner Maler.



**Hugo Haßkerl,**
der neue Direktor des Stadttheaters in Thorn.

Dem verdienstvollen, im vorigen Jahr verstorbenen Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium Althoff hat die Stadt Steglitz bei Berlin auf dem Althoff-Platz ein Denkmal gesetzt. Es ist eine Bronzebüste in doppelter Lebensgröße, die auf der Rückwand einer Althoffbank Platz gefunden hat.

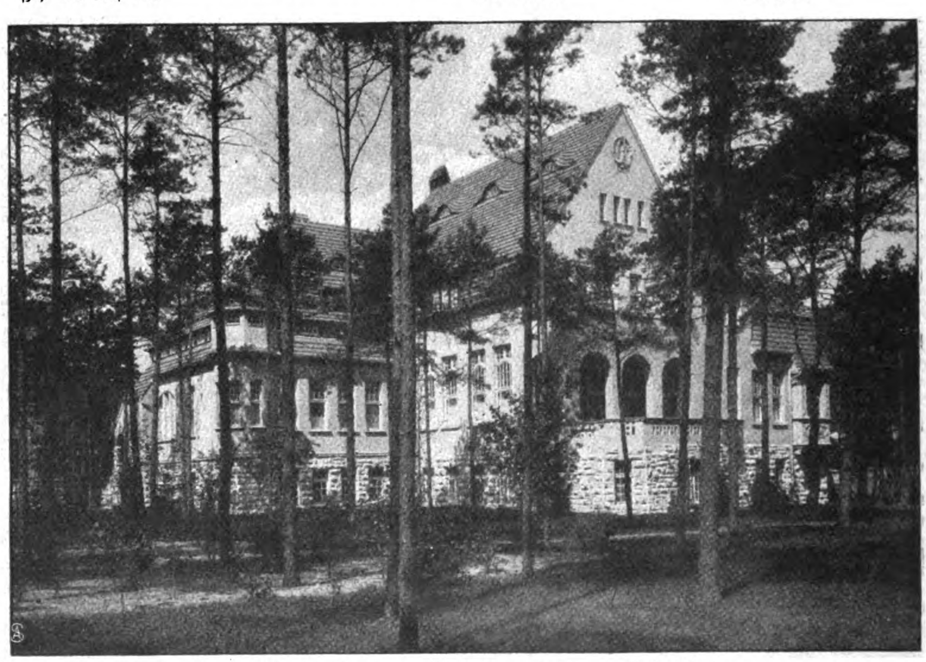
Vor wenigen Tagen starb der bekannte Geograph und Forschungsreisende Theobald Fischer in Marburg. Der Verstorbene hat eine reiche und erfolgreiche literarische Tätigkeit entfaltet.

Der Philosoph Prof. Felix Krüger, bisher an der Universität Leipzig tätig, geht als Ordinarius des gleichen Faches nach Halle.

Vor wenigen Tagen starb in Berlin der bekannte Maler Woldemar Friedrich. Seine Bilder zu dem Werk Hiltls über den Krieg 70/71 haben ihn bekannt gemacht.

Zum Direktor des Thorner Stadttheaters wurde Herr Hugo Haßkerl ernannt, der sich durch seine Bühnentätigkeit und als Reuter-Interpret einen guten Namen gemacht hat.

In Klein-Machnow wurde vor wenigen Tagen das von der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung erbaute Seemanns-Erholungsheim eingeweiht. Es ist dazu bestimmt, Mitgliedern der Kriegs- und Handelsmarine nach überstandenen Krankheiten Erholung zu gewähren. Der Gebäudekomplex des Erholungsheims umfaßt ein Mannschaftsgebäude, ein Offiziershaus, das Kasino und das Verwaltungsgebäude. Das ganze Grundstück hat eine Größe von sechs Morgen. Für eine Badeanstalt, für medico-mechanische Apparate ist Sorge getragen. Die Baukosten betragen 780 000 Mark. Die Leitung des 75 Betten umfassenden Heims hat Hauptmann a. D. Roeper übernommen.

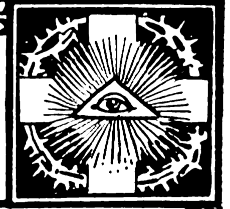


Das neueröffnete Seemanns-Erholungsheim in Klein-Machnow.

**Schluß des redaktionellen Teils.**



# DIE·WOCHE



Nummer 41. Berlin, den 8. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 41.





## Die sieben Tage der Woche.

### 29. September.

Der österreichisch-ungarische und der italienische Minister des Aeußern Graf Aehrenthal und Marquis di San Giuliano treffen in Turin zusammen.

### 30. September.

Der Berliner Zentralviehhof wird wegen Ausbruchs der Maul- und Klauenseuche gesperrt.

In Stockholm stirbt der frühere preußische Kriegsminister General Verdy du Vernois (Portr. S. 1732).

### 1. Oktober.

In Kassel tritt der nationalliberale Parteitag zusammen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Wächter überreicht in Bukarest sein Abberufungschreiben.

### 2. Oktober.

Auf Schloß Ernstbrunn stirbt, 55 Jahre alt, Fürst Heinrich XXIV. Reuß-Köstritz (Portr. S. 1732).

In Peking wird der chinesische Reichsausschuß, eine vorbereitende Versammlung für das künftige Parlament, vom Regenten mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

### 3. Oktober.

In Berlin wird der vierte Internationale Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke eröffnet.

In Lissabon wird der berühmte Irrenarzt Dr. Bombarda von einem geisteskranken Offizier erschossen.

### 4. Oktober.

Lloyds Schiffsagentur meldet aus Panama, daß der britische Dampfer „Chiriqui" auf der Höhe von Garachine untergegangen ist.

### 5. Oktober.

Aus Lissabon wird der Ausbruch einer Revolution gemeldet. Ein großer Teil des Heeres und der Marine hat sich gegen das königliche Haus erhoben.

## Zum Jubiläum der Universität Berlin.

Von Ludwig Bernhard, Dr. oec. pol. et jur.
Ordentl. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

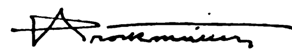


Die Professoren und die Studenten der Universität Berlin empfinden gerade gegenwärtig den Bann und den Zauber der Weltstadt; denn wir erkennen das Herandrängen neuer Aufgaben, die so erfüllt werden müssen, daß die Universität „von dem Glanz der Weltstadt nicht verdunkelt, sondern vielmehr ins Licht gestellt werde".

Friedrich Althoff, der Organisator, wollte noch kurz vor seinem Tode dem Zauberbann der Weltstadt entgegenwirken, indem er die Verlegung der Universität nach Dahlem bei Berlin plante. — Ob es ein Glück oder ein Unglück war, daß diese Kasernierung nicht durchgeführt wurde, brauche ich hier nicht zu erörtern, denn soeben hat sich die Universität im Kern der Stadt wiederum befestigt und weiht hier, gerade am Jubiläumstag, neue Räume, als wollte sie trotzig erklären, daß sie sich imstande fühlt, mitten im Trubel der Weltstadt ihren Platz zu behaupten und unter dem Eindruck großer Lebensverhältnisse etwas Besonderes zu leisten, was die stille Gelehrtenarbeit kleinerer Städte nicht ebenso vermag.

Also gewinnt das Säkularfest eine tiefere Be-





deutung, als sie einer Erinnerungsfeier allein zukäme, und es geziemt sich heute, über den eigentümlichen Charakter der „Hauptstadt-Universität" nachzusinnen.

*

Viele glauben, es gebe nur ein Mittel, um die Universität Berlin auch in Zukunft stark zu erhalten: man müsse die Stätte der Wissenschaft streng vom Treiben der Weltstadt trennen und den bewährten Gewohnheiten und Eigenheiten kleiner Universitäten nach Möglichkeit auch in Berlin folgen. — Die so denken, vergessen die Vergangenheit der Berliner Universität, sie vergessen, daß „die Universität des Mittelpunktes", wie ihre Schöpfer sie gern nannten, vom ersten Tag an ihre Besonderheiten hatte, die wohlberechtigt sind, und die man durch fremde Traditionen nicht verfälschen sollte.

Um das zu erweisen und um aus der Vergangenheit eine Hilfe für die Zukunft zu gewinnen, erinnere ich an die Auffassung eines Mannes, der für das vergangene Jahrhundert wohl als der würdigste Repräsentant der Berliner Universität gelten kann: August Boeckh.

Unter den großen Gelehrten, die in 100 Jahren in Berlin gewirkt haben, wird man nur wenige finden, die ihn auf einzelnen Gebieten überragten, sei es als Forscher, sei es als Schriftsteller, als Lehrer oder Redner, sei es als Vertrauensmann der Studenten oder als Organisator des Unterrichts. Keinen aber wird man nennen können, der alle diese Gebiete so harmonisch beherrschte wie Boeckh, und der wie er fast sechs Jahrzehnte in führender Stellung an der Universität Berlin wirkte.

*

Die Universität Berlin erschien manchem von Anfang an als ein problematisches Geschöpf. Gegründet in den Zeiten der tiefsten Demütigung Preußens als ein Mittel der Wiedergeburt des Staates, stand hinter all ihrer Arbeit, sein Teil heischend, der preußische Staatsgedanke. Zwar bezweifelte niemand, daß es ein großer und stolzer Plan war, dem Staat durch geistige Kräfte zu ersetzen, was er an physischen verloren hatte, aber vielen erschien doch fraglich, ob die Anstalt gerade in Berlin blühen könne, ob die freie Wissenschaft in der Stadt der Beamten und Kasernen gedeihen werde. Mancher Professor, den der Enthusiasmus des Moments nur kurze Zeit erregt hatte, flüchtete sich in seine Texte, um die politische, „illegitime" Geburt der Berliner Universität möglichst bald zu vergessen und Raum zu schaffen für das bewährte Gleichmaß unbeeinflußter Studien.

In dieser Lage und Stimmung wurde August Boeckh ein Lehrmeister — hoffentlich für alle Zeiten; denn er, der gelehrteste unter seinen Fachgenossen, überragte alle Fachgelehrsamkeit kraft seiner künstlerischen Phantasie und begriff, daß in dem politischen Ursprung der Berliner Universität und in ihrer zentralen Lage ein besonderer Charakter gegeben sei, dem der „Berliner Professor" in seiner Tätigkeit einen würdigen Ausdruck verleihen müsse.

Gleich das erste öffentliche Auftreten Boeckhs an der Universität war dafür höchst bezeichnend: Es war in der Aula am 3. August 1812. Vor dem Katheder standen französische Offiziere, denn Berlin war von französischen Truppen besetzt, während Napoleon mit einem ungeheuren Heer jenseits der russischen Grenze seinen Siegen bei Smolensk entgegenzog. — Boeckh sprach von Sparta und Athen und von der historischen Weisheit, daß große geistige Leistungen nur in politischer Freiheit gedeihen. Seine fein andeutende und gerade deshalb funkensprühende Kunst ließ die Beziehungen zur ereignisschweren Gegenwart nur durch Schleier erkennen, bis er zum Schluß dem Andenken Friedrichs des Großen huldigte und den Studenten zurief, daß das Vaterland auf sie hoffe....

Das war der Auftakt! Seitdem hat Boeckh in mehr als fünf Jahrzehnten gezeigt, wie man die gelehrten und gewissenhaftesten Studien immerfort und in immer edler Weise zu den Ereignissen des öffentlichen Lebens in Beziehung zu setzen vermag; und daß man ihn in dieser Kunst wohl verstand, haben seine Verehrer ihm bewiesen, die ihn, den gelehrten Philologen, als einen „Schöpfer und Bildner des politischen Bewußtseins im Vaterland" priesen, und die vollkommen begriffen, daß er an dem Neubau unseres Staates half, indem er der Jugend das antike Staatsleben schilderte.

Jeder, der Berlin kennt, wird in diesem feinen politischen Kontakt auch heute den besonderen Reiz der Berliner Universität erkennen. Es ist oft in den Hörsälen wie ein geheimnisvolles Schwirren, ein unausgesprochenes Einverständnis zwischen dem Professor und den Studenten, ein Verstehen — zwischen den Sätzen. Das ist Berlin! Denn die zentrale Bedeutung der Stadt läßt die Ereignisse des staatlichen Lebens unmittelbarer empfinden und legt jedem nahe, die Kette der politischen Vorgänge ununterbrochen zu beobachten. So entsteht notwendig ein rastloses Pulsieren, das mancher peinlich empfinden mag, das aber gewiß zu den feinsten Eigenheiten Berlins gehört; und die Kunst des Dozenten besteht gerade darin, die bildende Kraft dieser Stimmung zu benutzen, damit der Student erkenne, wie die Fragen, die ihn beschäftigen, mit dem Staatsganzen zusammenhängen.

*

Noch andere Eigenheiten hat die Universität Berlin — und hier wird unser Thema etwas heikler:

Wenn man am Eingang der Universität steht, erblickt man links das Königliche Schloß, rechts, einige Minuten entfernt, liegt das Kultusministerium, und im Verlauf von zehn Minuten kann man wohl alle Zentralbehörden der Staatsregierung erreichen. Die Gewalten des machtvollen preußischen Staates sind der Universität räumlich so nahe, daß schon in dieser Situation ein Problem verborgen ruht; ja in Wirklichkeit sind sogar viele Probleme darin enthalten, und wer über die Berliner Universität spricht, wird gewiß daran nicht vorübergehen können, wenn seinem Bild nicht ein wesentlicher Zug fehlen soll. Nur darf man die unleugbare Tatsache, daß die Universität in der Nähe der Macht liegt, nicht gar zu tragisch nehmen. Zwar kann man aus der Reihe der Berliner Professoren manchen nennen, der ein halber Hofmann wurde, manchen, der ein halber Politiker geworden ist. Dieser ließ sich halb in Verwaltungsämter stecken, jener sich neben seiner gelehrten Arbeit mit staatspolitischen Aufgaben belasten. Man muß daher auch ohne weiteres zugeben, daß es an keiner Universität eine so lange Reihe halbierter Existenzen gibt. Aber — auch das ist Berlin und gehört zu den Reizen Berlins! Wenn das räumliche Beieinander vieler Aemter und die ehr-



Berlin d. 8ten Novbr. 1860.

Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank für die Uebersendung Ihrer am Tage der Universitäts-Jubiläums gehaltenen Festrede. Bleibt mir der Eindruck der von Ihnen gesprochenen Worte gewiß in lebhafter Erinnerung, so ist der Besitz derselben in der eben erhaltenen Gestalt mir ebenso willkommen, weil ich auch künftig Gelegenheit finden kann mir eine Rede zu vergegenwärtigen deren Principien mein Herr Vater ja so unvergeßlicher Weise zu den Seinigen erklärte. Die Anerkennung welche Ihre Ansprache in allen Kreisen gefunden hat ist eine werthvolle Zugabe zu den denkwürdigen Tagen eines Jubiläums, dem beigewohnt zu haben mir eine unvergeßliche Freude bleiben wird.

Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm

Dem
Königlichen Regierungsrath
Herrn Professor Dr. Böckh

geizige Rastlosigkeit des Berliner Lebens manchem den Gedanken nahelegt, zweierlei zugleich zu versuchen, und wenn Berlin so um die Seelen ringt und Opfer fordert, so ergibt sich doch daraus eine Fülle von Bewegtheit und Anregung, und es erhöht die Wirkung der Universität, wenn neben den Gelehrten vom reinsten Wasser andere stehen, die mit gewichtigen Vorgängen der Praxis und mit dem Leben des Staates immerfort in Berührung kommen, und die aus Erfahrungen, die nur wenigen in ähnlicher Weise zu Gebote stehen, reden können.

Uebrigens weiß die Universität Berlin aus ihrer hundertjährigen Erfahrung noch manches andere über das Zusammenwirken der staatlichen Gewalten und der Universität zu berichten, und wiederum kann August Boeckh unser Lehrmeister sein. August Boeckh, der klug und selbstlos war, sah sofort, daß die unmittelbare Nähe der Machthaber ein Glück für die Universität und für den Staat sein könne, wenn dies Beieinander richtig benutzt werde. Ohne Furcht vor naheliegenden philiströsen Mißdeutungen hat er sich daher bemüht, durch seine intimen Beziehungen zum Ministerium und späterhin durch den Einfluß, den sein Freund Alexander v. Humboldt beim König hatte, die Wissenschaft und die Universität gegen Bedrückungen zu schützen, und er hat jede Gelegenheit benutzt, um den Machthabern den Wert der freien Forschung nahezubringen und gefährliche Mißverständnisse durch persönliche Aussprache zu beseitigen.

Wieviel er damit für die Berliner Universität erreicht hat, erkennt man am besten aus der Geschichte der erbitterten Kämpfe, die zwischen der preußischen Regierung und der Berliner Universität um die Lehrfreiheit und Lernfreiheit und um die Anerkennung akademischen Wesens geführt worden sind. Und wenn es mir auch nicht möglich ist, diese höchst komplizierte Situation hier ausführlich zu beschreiben, möchte ich doch versuchen, einige Schlaglichter darauf zu werfen.

Im Jahr 1819 wurde verfügt: „den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und Privatvorträgen verfahren, sorgfältig zu beobachten“. Das war österreichische Staatskunst, Metternichsche Weisheit — in Preußen aber machte man Ernst damit, „den Geist der Zügellosigkeit zu vertilgen“, und bald waren Polizeiagenten am Werk, um die führenden Männer, ganz besonders aber den Berliner Universitätsprofessor und Prediger Schleiermacher, zu kontrollieren. Bezeichnend für das hohle Mißtrauen ist folgende Notiz aus dem Geheimbericht eines Polizeiagenten, der eine Predigt Schleiermachers „beobachtete“: „Bei der hierauf erfolgten Kommunion, der ich leider nicht beiwohnte, war es eine auffallende Erscheinung, daß vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl kniend, scheinbar inbrünstig beteten.“

Bald darauf erhielt die Berliner Universität als ständigen Aufsichtsbeamten einen schnüffelnden und aufgeregten „Bevollmächtigten“, der eifrig nach Irrlehrern und Verführern Umschau hielt, sich in alle Interna der Universität mischte und gegen den akademischen Senat zu Felde zog. Und schließlich wurden die beunruhigenden Maßnahmen damit gekrönt, daß das Oberzensurkollegium verbot, eine neue Auflage von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ zu veranstalten, denn so schrieb der Zensor: „Nach meinem Dafürhalten sind die Reden an die deutsche Nation durch pp. Fichte, so gehaltreich ihr Inhalt ist, und so zweckmäßig sie für die Zeit waren, in der sie gesprochen wurden, doch für die heutige Zeit nicht passend, vielmehr nach Erledigung der Verhältnisse, derentwegen sie ans Licht traten, zwar als gelehrtes Werk sehr schätzbar, zugleich aber wegen der Verschrobenheit und Erhitztheit der jetzigen alten und jungen Jugend mit Grunde zu besorgen, daß solche mittels derselben vergessend, wofür sie geschrieben worden, ihre Philosopheme unterstützt und auf diese Fichte'sche Autorität gestützt, sich noch dringlicher berufen fühlen möchte, in ihrem unheilstiftenden Treiben beharrlich fortzufahren.“

In diesen Jahren des Kampfes, die für das Schicksal der Berliner Universität entscheidend waren, versagten alle offiziellen Kundgebungen der Fakultäten und alle Protestationen von Rektor und Senat, mochten sie noch so wuchtig stilisiert sein; sie erlagen der fast unbesiegbaren Macht der „geschlossenen“ Akten.

Daß es trotzdem gelang, die Studien in diesen schweren Zeiten weiterzuführen und die Einrichtungen des Unterrichts zu schützen und zu entwickeln, hängt mit den „intimen Beziehungen“ zusammen, die ich andeutete. Denn der bedeutendste und einflußreichste Rat im Kultusministerium Johannes Schulze, der in enger Freundschaft mit August Boeckh verbunden war, hat seinen Minister, den klugen Zauderer Altenstein, vermocht, viele Maßnahmen, die in ihrer Anlage verderbenbringend waren, in der Ausführung zu mildern, und er wußte in den Momenten der höchsten Gefahr auch auf Friedrich Wilhelm III., der sich niemals einer maßvollen und sachlichen Darlegung verschloß, einzuwirken. Also wurden jene „intimen Beziehungen“ über Berlin hinaus zu einem Segen und zu einer unberechenbaren Erleichterung, denn sie hatten die erstaunliche Wirkung, daß sich während der schlimmsten Demagogenverfolgungen das preußische Kultusministerium stillschweigend aus der Schlachtreihe der Regierungen zurückzog, um — „in Gesinnung und Grundsätzen mit der Universität übereinstimmend“ — „dem von seiten der Regierungen gefaßten Mißtrauen gegen deutsche Bildungsanstalten und ihre Lehrer kräftig entgegenzuwirken und in die trübe und verworrene Gegenwart Licht und Klarheit zu bringen“ (das letzte Zitat stammt aus einem im Jahr 1820 geschriebenen Brief des Universitätsdezernenten im Kultusministerium).

Ganz andere und gelegentlich höchst amüsante Formen nahmen die Berliner „intimen Beziehungen“ späterhin an, als unter Friedrich Wilhelm IV. die Zeiten kamen, in denen der König wichtige Angelegenheiten der Universität mit Vorliebe persönlich behandelte. Insbesondere übte er auf die Berufungen von Professoren zuweilen einen unmittelbaren Einfluß, damit man — so sagte der König — „endlich einmal wieder etwas Glänzendes, Frisches und Lebendes für Berlin erhalte“.

In jener Zeit griff Alexander v. Humboldt gemeinsam mit Boeckh häufig energisch ein, um Gefahren abzuwenden oder notwendige Maßnahmen durchzusetzen, und so stark waren diese weitverzweigten Beziehungen, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in bezug auf die Universität, die Akademie der Wissenschaften und die erlesene Gemeinschaft des Ordens pour le mérite nichts Wichtiges geschah, worin nicht fördernd oder warnend der Einfluß Humboldts und Boeckhs wirkte. Der unternehmungslustige Humboldt hatte immer Zeit und Kraft und erledigte die schwierigsten Fragen zum Entsetzen aller Pedanten mit einer lächelnden Leichtigkeit,



von der einige ungedruckte Zettel (die zahlreich hin und her flogen) Kunde geben mögen, obwohl sie in ihrer Anspruchslosigkeit durchaus nicht als „Briefe" gelten wollen:

Alexander v. Humboldt an August Boeckh
(aus dem Jahr 1844)
in großer Eile.

Mein Bruder pflegte zu sagen, daß es ebensowenig liberale Minister als liberale Fürsten gibt. Die Mythe wegen des Bundestages ist ein recht schlechter Vorwand. Ich habe, ehe ich hierher ging, an Min. Eichhorn geschrieben und ihm sehr frei mein tiefes Bedauern wie mein Erstaunen ausgedrückt. So ist die Welt, die ich verlasse, der Mann, den wir gesucht.

Graf Stolberg und ich wünschen beide sehnlichst, daß der König den vortrefflichen N. selbst spreche. Ich komme Dienstag nach Berlin und werde ihn im Hotel de Rome aufsuchen. Er ist der einzige talentvolle Schriftsteller in Deutschland über Staatsökonomie. Ich freue mich über die Ernennung von O.

Mit alter Liebe und Unmut Ihr
Al. Humboldt.

Alexander v. Humboldt an August Boeckh

Es schwebt wie alles, das noch nicht gefallen ist. Es ist also in dieser Schwebe nichts zu tun, als die Lokomotive G. O. R. R. Schulze (Universitätsdezernent im Kultusministerium) immer gewärmt zu erhalten. A. Ht.

Alexander v. Humboldt an August Boeckh
(April 1852).

Theurer Freund! In einem Diné, in dem ich, neben dem eisigen Kultusminister sizend, mich in einer Schulter rheumatisch erkältet habe, in dem der Ministerpräsident sehr böser Laune war, weil man dem elenden Fürst Reuß den Rang über ihm gegeben hatte und ihn, zur Erheiterung, zwischen diesen Ruthenius und Graf Arnim-Boitzenb., seinen intimen Feind, gesezt, waren Geschäfte (neben Israel-Stahl und Uhden) schwer zu treiben. Ich habe also in der uns interessierenden Angelegenheit dem Justizminister eine kleine schriftliche Anfrage: „ob er es möglich machen könnte, daß er eine Sache, die mich und meinen innigsten Freund Boeckh lebhaft beschäftigt, an den Min. Raumer bringen könne", in die Tasche gesteckt. Er hat mir das Versprechen gegeben, beim Weggehen mir baldigst eigenhändig Antwort zu geben. Sie sehen, daß, wenn ich auch wenig lerne, ich doch nichts vergesse. Die Toten reiten schnell! A. Ht.

Auch das ist Berlin! — Und wenn dem Ahnungslosen jene Methode seltsam erscheint, bedenke er freundlich, daß die Persönlichkeit der beiden großen Gelehrten die Gewähr bot, daß die Wissenschaft und die Universität dabei nicht schlecht fuhren. Uebrigens werden spätere Geschichtsschreiber zu erzählen wissen, daß die „intimen Beziehungen" in Berlin seitdem nicht ausgestorben sind. Es wäre auch schade darum!

*

Doch verlassen wir die verborgenen Pfade, da es in der Oeffentlichkeit noch einiges nicht minder Interessante zu sehen gibt.

Zweifellos hat die Berliner Universität dazu beigetragen, daß die deutschen Universitäten zu starken Faktoren der öffentlichen Meinung geworden sind. Zum Teil vollzog sich das stärkere Hervortreten unbewußt, weil Berlin, die Stadt, es so mit sich brachte. Denn es steckt in dieser gelästerten Stadt doch ein ausgeprägter Charakter und ein Wille, der alles, was nicht Kraft und Leben zeigt, beiseite drückt. Berlin kennt keinen hohlen Autoritätsglauben, sondern ist kritisch gestimmt und von einem naiven Sicherheitsgefühl getragen. Gewiß weiß Berlin ganz genau, daß es alles das, was es an Kulturgütern erlangt hat, nicht hätte erreichen können ohne die Scharen bedeutender Künstler und Gelehrten, die aus anderen Teilen Deutschlands, aus den Gegenden „alter Kultur" und aus dem Ausland kamen, aber Berlin weiß auch, daß alle diese berühmten und anspruchsvollen Männer — gern gekommen sind.

Das gibt dem Berliner eine gewisse Unbefangenheit. Er fühlt sich vom Pomp der Namen nicht völlig erdrückt und läßt sich nur vorübergehend imponieren.

Eine solche Stadt fordert und weiß auch durchzusetzen, daß „ihre" Universität sich nicht wie ein weltabgeschiedener Platz gebärdet, sondern teilnimmt am Leben; und so ist mancher Zopf — freilich auch manch Zauber — der alten Universitas litterarum in Berlin verschwunden.

Ein alter Zopf war z. B. das an fast allen Universitäten herrschende Herkommen, daß der Professor, der zu einer Feier die Rede hält, diese günstige Gelegenheit zur Ausstellung seiner sonst verborgenen Detailstudien benutzt, indem er ein fachwissenschaftliches Thema wählt, das der Veranlassung der Feier völlig fremd ist. — In Berlin hingegen wurde bald das Prinzip eingeführt, bei öffentlichen Gelegenheiten über Dinge von allgemeinem Interesse zu sprechen und der Stimmung des Tages gerecht zu werden, denn, so pflegte Alexander v. Humboldt zu sagen: „Das Recht, Langweile auszuüben, darf man nur unter sich ausüben, weil gegenseitig Rache, Wiedervergeltung möglich ist."

Von Berlin aus wirkte das Beispiel auf andere Universitäten, obwohl es manche erst spät befolgte. So entschuldigte sich z. B. der Rektor einer deutschen Universität noch im Jahr 1868 umständlich, als er an einem Festtag von dem geheiligten Brauch der fachwissenschaftlichen Rede abzuweichen wagte, und er versicherte mit versteckter Ironie, daß er „nur zaghaft im Bewußtsein der Ketzerei und unter ausdrücklicher Bitte an meine Herren Amtsgenossen, mir die freimütige Aussprache nicht verübeln zu wollen", den Fehltritt begehe. Zugleich aber berief er sich für sein pietätloses Vorgehen auf das glänzende Vorbild, das in Berlin August Boeckh gegeben hatte, dessen Festreden allmählich zu einem berühmten Kommentar des öffentlichen Lebens geworden waren. Als man z. B. aus politischer Besorgnis das akademische Turnwesen bedrohte, rief Boeckh: er erinnere sich nicht, bei den Alten gelesen zu haben, daß durch die gymnastischen Spiele die Pöbelherrschaft gefördert worden sei; vielmehr habe erst die Vernachlässigung der Leibesübungen zur Verderbnis der Sitten und zur Herrschaft der zügellosen Massen geführt. Und als man den Grundsatz aufstellte, daß die Universitäten nicht das geringste mit den öffentlichen Vorgängen zu tun haben sollten, hat er maßvoll, aber unermüdlich darauf hingewiesen, daß jener Grundsatz ein Irrtum sei, da das wissenschaftliche Erkennen, aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten, sich dem Kampfplatz des Lebens genähert habe; und er wurde weit über den Bannkreis der Universität hinaus zu einem Erzieher, indem er zeigte, wie gerade der Zusammenhang der Wissenschaften mit dem öffentlichen Wirken den Staat stark und die Verwalter des Staates aus routinierten Geschäftsleuten zu Staatsmännern mache.

„Freimütig und doch unanfechtbar" — so schreibt ein Mann, der Boeckh noch sprechen hörte — „waren diese Reden der Ausdruck dessen, was die Besten seiner Zeit bewegte. Sie waren oft ein öffentliches Ereignis, zumal in den Zeiten, als die freie Presse, die parlamentarische Tribüne, noch nicht bestanden oder durch die Reaktion wieder eingeschränkt worden waren. Während die Lenker des preußischen Staats sich von Oesterreich ins Schlepptau nehmen ließen, ertönte hier immer



wieder die Mahnung an die großen Aufgaben Preußens zugleich mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf das Königshaus der Hohenzollern." Und heute vor 50 Jahren zum Jubiläum der Universität, das in der Nikolaikirche gefeiert wurde, hatte Boeckh das Glück, alles, was er für die Universität gewollt und durchgekämpft hatte, gleichsam in einem Bild vor sich zu sehen:

Neben der Kanzel mit schwarzrotgoldenem Banner die einst so gefürchtete und verfolgte „Burschenschaft", für die Boeckh als Rektor kurz vorher die als unerreichbar geltende Genehmigung erlangt hatte. — Vor der Kanzel die gewaltigen Gestalten des Prinzregenten und des Thronerben. — Dem Festredner Boeckh aber gelang es in dieser Stunde, die noch immer ein wenig gespannte Stimmung völlig und auch für die Zukunft zu überwinden.

Zunächst freilich erschien es nur als ein höfischer Vorgang, daß der Prinzregent in besonders lebhafter Weise seine Uebereinstimmung „mit den Prinzipien der Rede" erklärte, und daß der spätere Kaiser Friedrich in einem hier wiedergegebenen Brief an Boeckh von der Rede sprach, „deren Prinzipien mein Herr Vater in so unvergeßlicher Weise zu den Seinigen erklärte". Bald aber erfuhr man, daß eine ganz bestimmte Stelle der Rede auf den Prinzregenten einen sehr starken Eindruck gemacht hatte. Es waren Sätze, deren Wirkung für die Persönlichkeit des alten Heldenkaisers treffend spricht, und die so lauteten:

„Kein Mißgeschick war es, wenn schon im dritten Jahr der Ruf des Königs zu den Waffen die Universität entvölkerte: wer sollte für den Freiheitskampf begeisterter entbrannt sein als die Jugend, und gerade die akademische, deren Lebenslicht die geistige Freiheit ist, die ohne politische nicht bestehen kann und von der Fremdherrschaft auch unmittelbar bedroht war? Nur wer es miterlebt hat, mag den Aufschwung der Geister in jener Zeit vollkommen würdigen. So sahen wir denn damals unsere Studierende freiwillig, in Haufen, gerüstet zu dem in der Bildung begriffenen Heer fortziehen, dem sich auch einige der Lehrer anschlossen; die Hörsäle standen bis auf wenige kampfunfähige oder ausländische Studierende leer. Ungefähr der zehnte Teil unserer damaligen Studierenden starb für König und Vaterland!"

*

Seit jenen Jubiläumstagen ist die Eigenart der Berliner Universität immer klarer hervorgetreten: Unter dem Schutz unseres Kaisers, der für alles, was einer kraftvollen Entwicklung des Vaterlandes entspricht, lebhaft und fest eintritt; in Wechselwirkung mit den staatlichen Gewalten aber auch mit der erstarkenden öffentlichen Meinung und in Berührung mit all den Einrichtungen des Wirtschaftslebens, die in Berlin konzentriert sind, wirken heute einige hundert Gelehrte, und Tausende junger Menschen strömen herbei, um in den entscheidenden Jahren freier Selbstbestimmung, die zwischen der Schulzeit und dem Berufsleben liegen, den Eindruck großer Lebensverhältnisse zu empfinden. Wohl hat man gesagt, die Universität Berlin habe kein Recht zu existieren, da die Weltstadt niemals Universitätsstadt sein könne, und da die Verführungen Berlins die Jugend vergiften. Als ob die schönen deutschen Musenstädte am Neckar und am Rhein die Jugend gegen die Sünde schützen könnten.

Die Existenzberechtigung der Berliner Universität hängt von ganz anderen Faktoren ab: von den Männern, die dort lehren, und von den Studenten, die dort hören. Solange es Männer gibt, denen es Freude macht, an der Stelle zu wirken, wo zwischen der klaren Wissenschaft und dem strudelnden Leben die lebhafteste Verbindung besteht, und solange es eine Jugend gibt, die sich jauchzend und stark in ein Meer von Möglichkeiten stürzt — so lange hat die Universität das Recht und die Pflicht, im Kern der Weltstadt zu stehen.

# Festgrüße an die Berliner Universität.

Die Schwesteruniversitäten Berlin und Breslau, in schwerster Zeit begründet bzw. neugestaltet, erstere im Brennpunkt des Reiches, letztere in der auch heute noch arg bedrohten Ostmark, haben in dem nun vollendeten Jahrhundert in der Fortbildung der Wissenschaft und der Erziehung deutscher Männer vollauf ihre Schuldigkeit getan und damit das Recht erworben, ein frohes Säkularfest zu feiern.

Breslau. Otto Fischer.

Die Jahrhundertfeier der Berliner Hochschule, die zu Beginn einer gewaltigen Entwicklung gegründet wurde, mahnt uns, daß wir an die große, wohl schwere, aber schöne Entwicklung denken, der wir auf allen menschlichen Gebieten entgegengehen, und die auf dem vergangenen Jahrhundert beruht. Wer möchte zweifeln, daß unsere Hochschulen hierbei eine Führerstellung behalten müssen!

Gießen, Oktober 1910. Wolfgang Mittermaier.

Unter den Sternen erster Größe, welche die Universität Berlin um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schmückten, glänzte als führender Biologe Johannes Müller — der letzte Naturforscher, der alle Zweige der organischen Lebenskunde einheitlich beherrschte, alles umfassend mit den bescheidensten Mitteln; gleich bedeutend als scharfsinniger Beobachter und Experimentator wie als tiefgründiger Denker und anregender Lehrer. Seine klassischen Vorlesungen über vergleichende Anatomie und Physiologie, die ich im Sommer 1854 hörte, waren grundlegend für meine Lebensarbeit.

Jena. Ernst Haeckel.

Geboren in Zeiten der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes, aus der Gesinnung des bekannten Königswortes, von der die edelsten Geister der Nation erfüllt waren, geleitet in ihren Anfängen von den Genien Fichte, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, die jüngste unter ihren Schwestern und doch oft Führerin auf weiten Gebieten des geistigen Lebens, wecke die Berliner Universität durch ihr Jubiläum in uns allen mit dem Verständnis des tiefsten Sinnes ihrer hundertjährigen Geschichte das freudige Bekenntnis zu dem unvergänglichen Erbe des deutschen Idealismus!

Göttingen, 4. Oktober 1910.
Professor D. Dr. Paul Wendland.

Unter den vielen Verdiensten der Berliner Hochschule scheint mir eins besonderen Anspruch auf den Dank der Gegenwart zu haben. Von Anfang an hat sie im Gegensatz zur kosmopolitischen Gleichgültigkeit des abgelaufenen Zeitalters gegen die „Vaterländer" eine edle Aufgabe auch in Belebung und Erhaltung nationalen Sinnes erblickt und hat denn auch, wie kaum ein anderer Bildungsfaktor, zur Einigung des deutschen Volkes, zum Aufbau des neuen Reiches mächtig beigetragen.

München, Oktober 1910. Heigel.

Das Jubiläum der Universität Berlin ist eine Feier in vollem Sinne, ein erhebender Rückblick auf einen steten, mächtigen Aufstieg, der von der Entwicklung der politischen Verhältnisse bedingt und getragen war. Solche Jubiläen kann die älteste deutsche Universität in Prag nicht feiern, mag auch an ihrem Geschick, die stets Kampfobjekt der nationalen Reibungen

war, Wert und Bedeutung der Hochschulen besonders hervortreten. Mit um so innigerer Teilnahme begrüßen wir in Prag die Berliner Feier. Emil Pfersche.

Der Samen, der in schwerer Zeit in den märkischen Boden gesenkt wurde, ging auf zu einer herrlichen Saat und entfaltete sich zu einem Baum, dessen fruchtreiche Aeste weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausragen. Möge ein kommendes Jahrhundert gleicher Entwicklung der Universitas litterarum unserer Landeshauptstadt sich dem jetzt beschlossenen würdig anreihen. Busz, Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster i. W.

Wenn die kleinste der deutschen Hochschulen den größten Heilwunsch sendet, so gedenken wir daran, daß Berlin aus nationaler Not zu nationaler Macht erwuchs, im eignen Schicksal die Geschicke von Stadt, Staat und Reich widerspiegelnd. Möge ein neues, ebenso glückliches Jahrhundert anbrechen! Die deutschen Hochschulen, alte und junge, kleine und große, haben dasselbe Ziel, die gemeinsame Arbeit an deutscher wissenschaftlicher Kultur, aber freie und eigenartige Wege, entsprechend ihrer Stammesart. In dieser Einheit und Verschiedenheit beruht der Wert ihrer Selbständigkeit.
Rostock. Professor Dr. Wolfgang Golther.

Was der feiernden Hochschule ein besonderes Gepräge gibt, ist der an ihr stets wache Sinn für die politische Aufgabe der Universitäten, für ihre Verpflichtung zu staatsbürgerlicher Erziehung. Die Träger der Wissenschaft haben auch ein Faktor zu sein im Getriebe des öffentlichen Lebens; ihre vaterländische Pflicht ist es, durch geistige und sittliche Bildung den Charakter der Nation zu kräftigen und zu bereichern. Allezeit hat die alma mater Berolinensis in ihren Reihen Männer besessen, die durch glänzende Gaben und unbeugsamen Mut nicht nur der Wissenschaft, sondern auch ihrem König und Volk gedient haben.
Straßburg. Universitätsprofessor Dr. jur. H. Rehm.

Was liegt wohl einem Straßburger wissenschaftlichen Veteranen beim Jubelfest der Berliner Universität näher, als sich dankbar daran zu erinnern, daß der Geist, der Preußen veranlaßte, nach der zerschmetternden Niederlage in seiner Hauptstadt eine glänzende Stätte der Wissenschaft zu gründen, dann die Hauptarbeit bei der Befreiung Deutschlands vom fremden Joch getan, nicht zwei Generationen später die Deutschen zu herrlichen Siegen geführt, das Reich geeint, Elsaß-Lothringen wiedergewonnen und auch die alte Straßburger Hochschule neu aufgerichtet hat?
Straßburg, 3. Oktober 1910. Th. Nöldeke.

In die vieltausend Grüße, die in diesen Tagen vom Strand der Donau der jungen Alma mater an der Spree zufliegen, mischt die ältere Schwester ihre Glückwünsche. Sie beseelt diese Wünsche mit der Bewunderung der wissenschaftlichen Großtaten der Berliner Universität und den Gefühlen der Sympathie, die Stammes- und langjährige Schicksalsgenossenschaft geschaffen haben.
Hofrat Prof. Dr. Bernatzik, Rektor der Wiener Universität.

Der Berliner Universität, die als eine der jüngsten alle ihre älteren Schwestern im kurzen Zeitraum von hundert Jahren überflügelt hat, durch zwei Semester angehört zu haben, werde ich zeitlebens als Ehre und Gewinn betrachten.
Wien, 1. Oktober 1910. J. Minor.

Gern ergreife ich die Gelegenheit, der Berliner Universität, von der ich selbst die ersten Anregungen zu eigenem wissenschaftlichen Forschen empfing, herzlichen Festgruß auszusprechen. Was ihr in den hundert Jahren ihres Bestehens Deutschland, was ihr die ganze Welt an Geistes- und Kulturarbeit verdankt, liegt vor aller Augen. Mit berechtigtem Stolz darf sie darauf zurückblicken, daß die größte Zahl der Führer deutscher Wissenschaft an ihr gewirkt hat — um eines aus meinem Fach, der Medizin, anzuführen, daß u. a. Rudolf Virchow, der universalste Mediziner, und Robert Koch, der größte Entdecker und Bahnbrecher in der Krankheitslehre, an ihr geforscht und gelehrt haben und mit dem eigenen Ruhm den Ruhm der Berliner Universität über den Erdball trugen. Und so wünsche ich ihr, daß sie auch fernerhin bleibe ein Mittel- und Glanzpunkt im Geistesleben der deutschen Nation!
Würzburg. Professor W. Leube.

Im Anschluß an diese Festgrüße, die uns von Vertretern der verschiedenen deutschen Universitäten zugegangen sind, veröffentlichen wir noch einige Sentenzen von Professoren der Berliner Universität, die zu den Porträten des in dieser Nummer erscheinenden illustrierten Artikels „Berliner Professoren" gehören:

Soweit die wirtschaftspolitischen Forderungen des Sozialismus berechtigt, ausführbar sind und ihre Ausführung im Interesse des gemeinen Wohls erwünscht ist, können sie nur durch den geschichtlich gewordenen bestehenden Staat als System eines maßvollen, langsam fortschreitenden, seiner auch wieder vorhandenen Mängel, Bedenken und Schwächen sich wohl bewußten „Staatssozialismus" verwirklicht werden. Dies sollte aber auch geschehen, und die Opfer, die eine solche Politik den besitzenden und wohlhabenderen Klassen auferlegt, sollten von diesen gebracht werden. Adolph Wagner.

πλέον ἥμισυ παντός
Eduard Meyer.

Die Philosophie ist keine Sache bloß der Schule, sie ist eine Angelegenheit der Menschheit selbst, und darum hat sie sich nicht überlebt und wird sich nie überleben. A. Riehl.

Die Geschichte lehrt uns, was der Mensch sei.
Wilh. Dilthey.

## Unsere Bilder

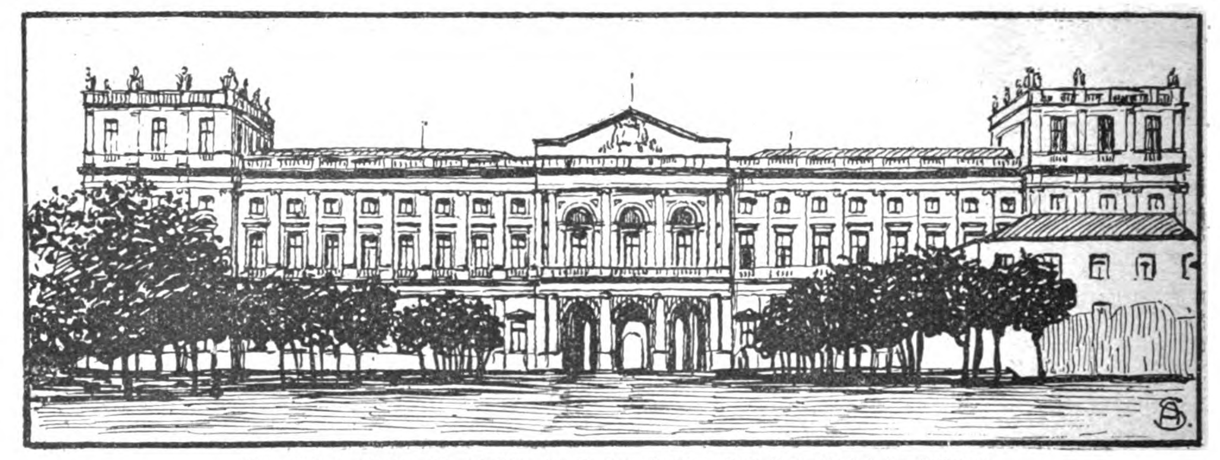
Das Jubiläum der Berliner Universität (Abbildgn. S. 1729 und 1730). Die Zeit, auf die alle Freunde der Berliner Universität mit ungeduldiger Freude gewartet haben, ist nun herbeigekommen: die Alma mater öffnet ihre Tore, um die Gäste zu empfangen, die zum hundertjährigen Geburtstag der Friederica Wilhelma aus aller Welt als Gratulanten herbeieilen. — Auch die Universitäten des Auslandes lassen sich bei der Feier durch hervorragende Gelehrte vertreten. Der englische Vertreter Lord Strathcona ist Kanzler der M'Gill-Universität und war 1899 Lord-Rektor der Universität Aberdeen. Der Vertreter der Sorbonne ist Henry Poincaré, der berühmte Mathematiker und Physiker, Mitglied der französischen Akademie, und Dänemark hat den Kopenhagener Professor W. Thomsen, einen der hervorragendsten Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft, nach Berlin abgeordnet. Die Petersburger Universität wird durch ihren verdienten Rektor Prof. D. D. Grimm vertreten. — Mit dem Jubiläum der Universität fällt das 25jährige Amtsjubiläum ihres Richters, des Geh. Regierungsrats Dr. Paul Daude, zeitlich fast genau zusammen.

Aus Portugal (Abb. untenst. u. S. 1728) kommen Nachrichten von einer Revolution. Der größte Teil des Heeres und die Marine haben sich gegen die monarchische Regierung erhoben. Kriegschiffe bombardieren den Königspalast und hissen die republikanische Flagge. König Manuel (Portr. nebenst.) selbst soll gefangen genommen sein; in den Straßen Lissabons toben Kampf und Aufruhr. Mit größter Spannung sieht man der weiteren Entwicklung der politischen Situation entgegen, die namentlich von dem Verhalten der Provinz in diesen kritischen Tagen abhängig sein dürfte.



König Manuel von Portugal.
Zur Revolution in Portugal.

Ein Denkmal Tonio Bödikers (Abb. S. 1732), des Schöpfers der staatlichen Kranken- und Unfallversicherung, wurde



**Zum Ausbruch der Revolution in Portugal: Das königliche Schloß in Lissabon.**

kürzlich anläßlich des 25jährigen Jubiläums dieser großartigen sozialen Hilfsorganisation in der Vorhalle des Reichsversicherungsamts enthüllt. Die Büste ist ein Werk des Bildhauers Prof. Janensch in Charlottenburg.

Das neue Dresdner Rathaus (Abb. S. 1733), ein schönes und kräftiges Bauwerk, das die Architekten Roth und Bräter nach fünfjähriger Bauarbeit vollendet haben, wurde dieser Tage in feierlicher Weise seiner Bestimmung übergeben. An der Spitze einer erlesenen Versammlung angesehener Gäste wohnte König Friedrich August von Sachsen dem Festakt im Saal des neuen Rathauses bei.

Graf Zeppelin im Parsevalballon (Abb. S. 1731). Während seines Aufenthalts in München hat Graf Zeppelin in Gesellschaft des bayrischen Thronfolgers einen Aufstieg in dem Luftschiff „Parseval VI" unternommen, das eben von einem schönen Flug zur Zugspitze zurückgekommen war. Die beiden illustren Passagiere waren nach ihrem Flug von der Leistung des „P. VI" sehr befriedigt, und Graf Zeppelin sandte ein Glückwunschtelegramm an Major v. Parseval.

Die Flugwoche von Trier (Abb. S. 1734) hat der deutschen Aviatik prächtige Erfolge gebracht, die leider durch den tödlichen Unfall des Wrightpiloten Haas getrübt wurden. Die Bewohner von Trier und Metz und des Moseltales haben den stolzen Flug deutscher Aviatiker bewundern können, die um den Preis für den besten Fernflug zwischen den beiden Städten kämpften. Der Elsässer Jeannin, der mit einem Passagier die Distanz zwischen den beiden Städten leicht bewältigte, blieb Sieger, aber auch seine Konkurrenten haben schöne Leistungen vollbracht. Kapitän Engelhardt flog mit seinem Wrightapparat nicht nur von Trier nach Metz, sondern, da er in der Dunkelheit den Landungsplatz verfehlte, über die französische Grenze bis Pompey bei Nancy, wo er landete. Außer den menschlichen Fliegern beteiligten sich auch die ältesten Aviatiker, nämlich die Vögel, an diesem Flugmeeting. Auf dem Landungsplatz in Metz wurden unter dem Jubel der Menge Tausende von Brieftauben aufgelassen.

Das Schnittmodell des Linienschiffes „Rheinland" (Abb. S. 1731), das der Geh. Marine-Oberbaurat Hoßfeld kürzlich als Gabe des Kaisers dem Deutschen Museum in München überbrachte, ist eine genaue Nachbildung des schönen Kriegsschiffes. Die Steuerbordseite des sechs Meter langen Modells ist freigelegt, so daß man alle Einzelheiten des Inneren erkennen kann. Das Linienschiff „Rheinland", in dessen Konstruktion das Modell Einblick gewährt, gehört zur „Nassau"-Klasse; es verdrängt 19000 Tonnen und legt 14 Knoten zurück.

Das neue Stadttheater in Posen (Abb. S. 1732), eine prächtige Schöpfung des Münchner Architekten Max Littmann wurde kürzlich eingeweiht. Das schöne säulengeschmückte Haus enthält im Innern einen Zuschauerraum mit 1000 Sitzen und eine so modern wie möglich ausgestattete Bühne.

Bühnenkünstler am Grammophon (Abb. S. 1735). Wenn heutzutage eine Gesangsnummer eines neuen Bühnenwerkes „eingeschlagen" hat, dann wird sie sogleich für alle jene, die sie auch außerhalb des Theaters hören möchten, auf dem Grammophon fixiert. So wurden schon wenige Tage nach der Premiere der neuen Revue im Berliner Metropoltheater Grammophonaufnahmen der erfolgreichsten Schlager gemacht, und nun kann man das allerneuste Duett des lustigen Giampietro und der schönen Massary allerorten in Muße genießen.

Ein Hunderennen (Abb. S. 1736), das war das neuste Ereignis des Berliner Rennsports. Am 2. Oktober pilgerten zahlreiche Berliner Sportfreunde nach Karlshorst, aber nicht, um einem Pferderennen auf der bekannten Bahn beizuwohnen, sondern um Rassehunde um die Wette laufen zu sehen. Die originelle Veranstaltung hat allen Zuschauern viel Vergnügen gemacht. Ob auch den Mitwirkenden? Aber die werden ja nicht gefragt!

Personalien (Abb. S. 1736). London hat sich einen Lord-Mayor gewählt. Der neue Träger der hohen kommunalen Würde Sir T. Vezey Strong ist nicht nur als erfolgreicher Kaufmann, sondern auch als Vorkämpfer der Antialkoholbewegung bekannt. — Der Tempelhofer Gemeindevorsteher Muffehl ist jetzt eine der beachtetsten Persönlichkeiten Groß-Berlins. Er hat seiner kleinen Gemeinde das Besitzrecht des westlichen Teiles des Tempelhofer Feldes verschafft, hat also Aussichten, demnächst aus dem Oberhaupt eines kleinen Vororts zum Vorsteher einer sehr großen modernen Gemeinde zu werden.

Todesfälle (Abb. S. 1732 u. 1736). Mit dem ehemaligen Kriegsminister General v. Verdy du Vernois ist einer der hervorragendsten Mitkämpfer des Nationalkrieges von 1870-71 verschieden, den der Verstorbene als Abteilungschef im Großen Hauptquartier mitmachte. Später erwarb sich der General als Gouverneur von Straßburg und im Jahr 1889 als preußischer Kriegsminister große Verdienste. Er war auch einer unserer tüchtigsten Militärschriftsteller. — Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz, der auf Schloß Ernstbrunn im Alter von 55 Jahren verschied, war das Haupt des apanagierten Astes der jüngeren Linie des reußischen Fürstenhauses. — Nach einem tatenreichen Berufsleben verschied der bekannte englische Jockei Tom Loates. Er hat sich im Lauf der Jahre das hübsche Vermögen von 5 Millionen zusammengeritten.

## Die Toten der Woche

Hofrat Prof. Dr. Rudolf Chrobak, berühmter Gynäkologe, † in Wien am 1. Oktober im 71. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Ernst von Leyden, berühmter Kliniker, † in Berlin am 5. Oktober im Alter von 78 Jahren.

Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz, † auf Schloß Ernstbrunn am 2. Oktober im Alter von 55 Jahren. (Portr. S. 1732.)

General der Inf. z. D. Julius v. Verdy du Vernois, ehem. preußischer Kriegsminister und bedeutender Militärschriftsteller, † in Stockholm am 30. September im Alter von 78 Jahren. (Portr. S. 1732.)

# Bilder vom Tage



Zur Jubelfeier der Berliner Universität:
**Rector magnificus der Friederica Wilhelma Erich Schmidt.**



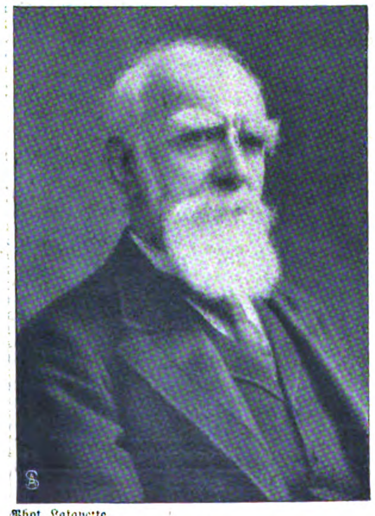
**Professor Thomsen, Kopenhagen.**



**Rektor Prof. Grimm, Petersburg.**
Auswärtige Gäste bei der Jubiläumsfeier der Berl. Universität.



**August Boeckh 1785–1867,**
Jubiläumsrektor der Berliner Universität im Jahre 1860.
Nach einer unveröffentlichten Zeichnung von Wilh. Hensel.



Phot. Lafayette.

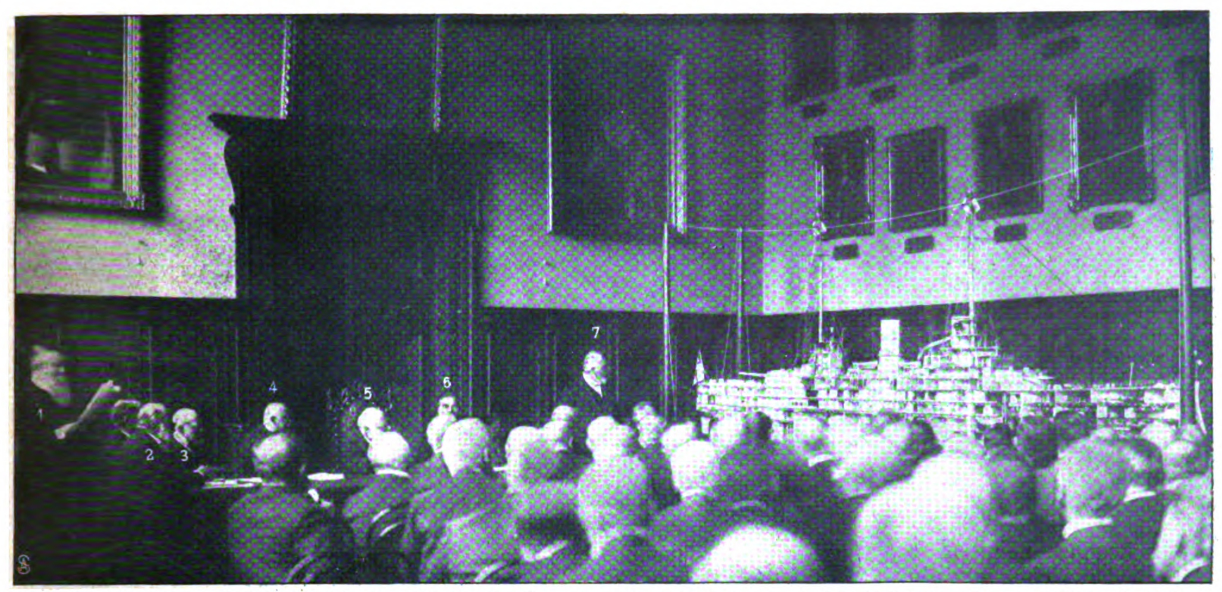
**Lord Strathcona,**
der Vertreter Englands bei der Berliner Universitätsfeier.



**Geh. Reg.-Rat Dr. Paul Daude**
beging sein 25jähriges Amtsjubiläum als Richter der Berliner Universität.



**Professor Henri Poincaré,**
Frankreichs Entsandter zur Jubelfeier der Berliner Universität.




1. Geh. Marine-Oberbaurat Hoßfeld. 2. Reichsrat v. Maffei. 3. Minister v. Brettreich. 4. Graf Zeppelin. 5. Prinz Ludwig von Bayern. 6. Reichsrat v. Miller, Vorstand des Deutschen Museums. 7. Dr.-Ing. Blohm-Hamburg.

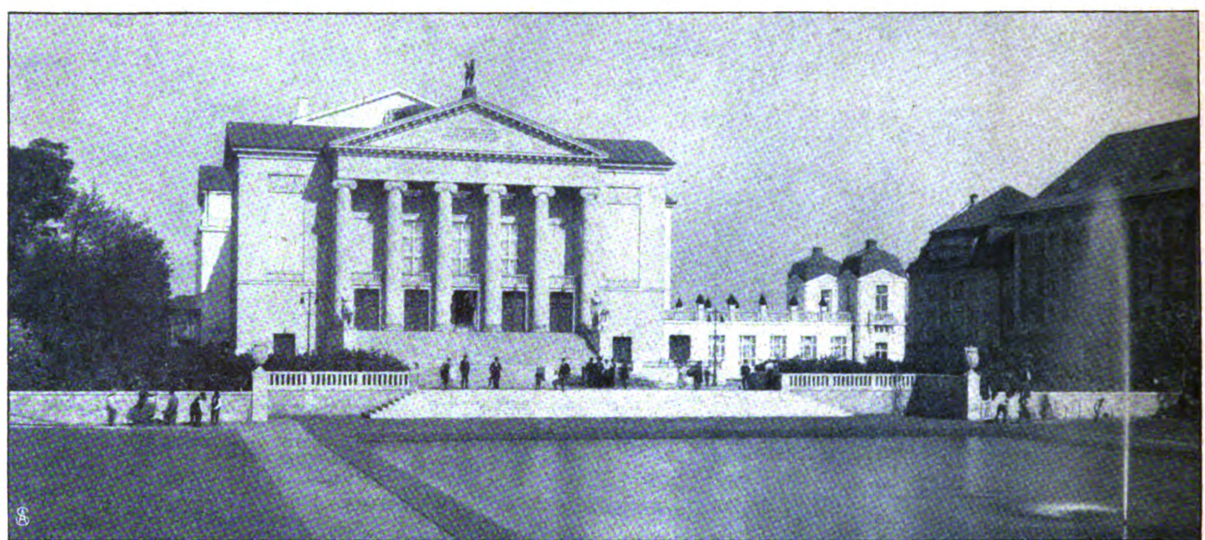
**Uebergabe des Schnittmodells des Linienschiffes „Rheinland" im Festsaal der Akademie der Wissenschaften.**

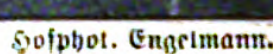
Eine Gabe des Kaisers für das Deutsche Museum in München. Phot. Süddeutsche Illustr.-Centrale.

Hofat. Gebr.

Eine denkwürdige Luftfahrt in München:

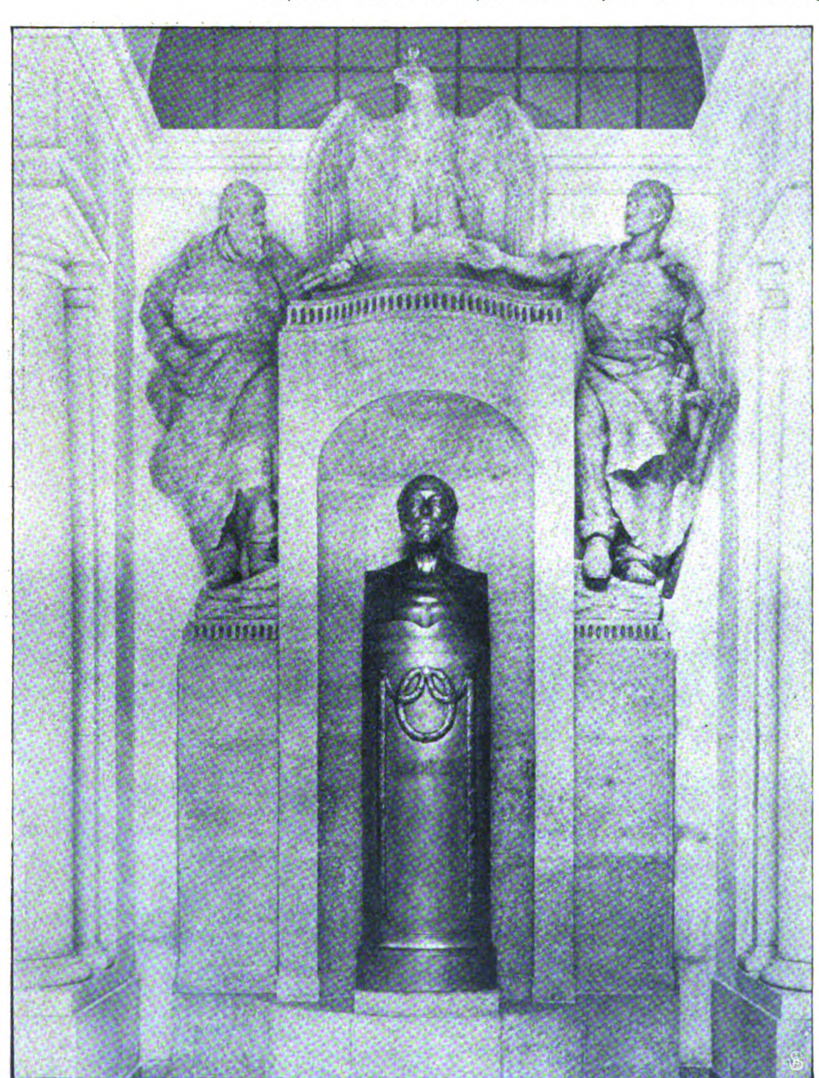
**Prinz Ludwig von Bayern (×) und Graf Zeppelin (××) in der Gondel des „Parseval VI" vor dem Aufstieg.**





Hofphot. Engelmann.

**Kunst und Kultur im Osten des Reiches: Das neue Stadttheater in Posen.**



Phot. Int. Ill.-Zentr.

Zum 25jährigen Jubiläum des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes.
**Die in der Vorhalle des Reichsversicherungsamtes enthüllte Büste Tonio Bödikers.**



Hofphot. Schaarwächter

**Julius von Verdy du Vernois †**
General d. Inf. z. D. und ehem. Kriegsminister.



Hofphot. Lutz.

**Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz,**
verschied auf Schloß Ernstbrunn in N.-Oesterr.





Die Feier im Festsaal des neuen Rathauses.
Unteres Bild: Empfang des Königs Friedrich August (×) durch den Oberbürgermeister. Phot. B. J. G.
**Die Einweihung des neuen Rathauses in Dresden.**




## Vom aviatischen Wettflug Trier-Metz.

1. Kapitän Engelhardts (×) Landung bei Nancy.
2. Jeannin während des Flugs über der Mosel. Illustrationsphoto.
3. Das Auffliegen von 12000 Brieftauben auf dem Landungsplatz in Metz.

Der Sieger Jeannin (×) mit seinem Begleiter Leutnant Bartejanu.

Phot. Zander & Labisch.

Zwei Berliner Bühnensterne:

**Josef Giampietro und Fritzi Massari vom Metropoltheater singen ihr neustes Couplet in das Grammophon.**

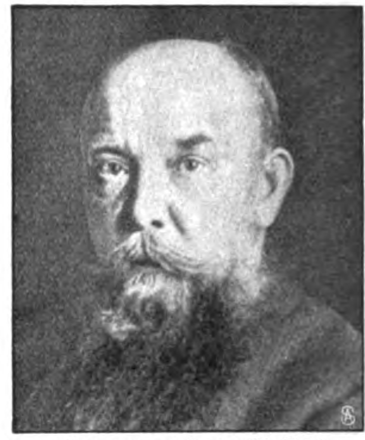


Phot. Sport und General.

**Tom Loates †**
der berühmte englische Jockei,
hinterließ 5 Millionen.



Ein Abstinenzler als Oberhaupt der City.
**Sir T. Vezey Strong,**
der neue Lord-Mayor von London.

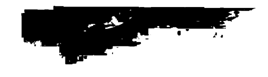


**Gemeindevorsteher Mussehl.**
Zum Verkauf des Tempelhofer Feldes bei Berlin
an die Gemeinde Tempelhof.

## Ein neuer Sport.

Phot. Gennecke.

Oberes Bild: Blick auf die Rennbahn. — Unteres Bild: Start der Doggen.
Das internationale Hunderennen in Karlshorst bei Berlin.





# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

10. Fortsetzung.

Ferdinand Furka hatte keine leichte Hand beim Produzieren. Die Gedanken entrangen sich ihm nur mühsam, und namentlich bei der Formgebung quälte er sich lange, bis die Sätze seinem anspruchsvollen, empfindlichen Geschmack genügten. Wie der Katakombenforscher, der in rastloser Arbeit an den dunkeln Mauerwänden der verschwiegenen Grüfte schürft, um die Gestalten eines alten Freskos freizulegen, so mußte er lange ringen und kämpfen, bis er einen Gedanken klar und in unanfechtbarer Form zu Papier brachte. Seine immer abspringende, flüchtig unstete Phantasie war nur schwer in den Ring eines abgeschlossenen Themas zu bannen. Was er aber fertigbrachte, das glitzerte dann von wundersamen Feinheiten wie geschliffene Kunstgläser.

Für einen kleinen, vertrauten, sehr verfeinerten Kreis war er eine hochgeschätzte literarische Erscheinung.

Er hatte vor zwei Jahren die größte Torheit begangen, die ein Neurastheniker begehen kann: den ersten Band eines Buches herauszugeben, ehe der zweite in seinem Kopf fertig war. Sein Verleger und sein Verehrerkreis verlangten stürmisch den zweiten Band! Anfangs aus Leselust und Vorfreude — dann mit einem gewissen Unterton von Mißtrauen, ob er denn auch fähig sei, diesen zweiten Band überhaupt und in gleicher Qualität herauszubringen?

„Die Leser sind grausame Leute", sagte Ferdinand Furka oft. „Sie haben keine Mühe von der Sache und verlangen einfach. Sie ahnen gar nicht, wie schwer die Gewissensfragen hinsichtlich des Maßes der eigenen Kraft einen ernsten, feinfühligen Autor belasten können."

Ferdinand Furka haßte manchmal seine Leser, mit dem gleichen Haß, den der gefangene flügellahme Adler gegen die Sonntagspaziergänger empfindet, die draußen vor dem Käfig auf und ab gehen und ihn neugierig mitleidsvoll anstarren.

Er hatte ausprobiert, daß gewisse, ganz erhabene Landschaftsbilder — etwa der Ätna, taubenweiß aus rosigen Morgenwolken aufschimmernd — ihm jenen seelischen Schwung zu verleihen vermochten, der ihm zum Schaffen nötig war, daß exotische Blüten und klingende Meeresbläue anfeuernder für ihn waren als die tausendfachen zerstreuenden und ablenkenden Bildungsströme.

Allerdings hatte die Fahrt nach Teneriffa versagt, was aber wohl auf Rechnung von Agnes Thorensen kam, die mit so unzarter Hand das schöne Verhältnis ihrer Seelen plötzlich entzweigerissen hatte. Es blieb ihm keine Wahl.

Wenn der zweite Band nicht dauernd als Alp auf seinem Gewissen lagern sollte, mußte er ein zweites Mal nach Japan, zurück an die Stätte, wo sein erster Band schnell und ohne allzu heißes Mühen aus der Stimmung jener wundersamen Umwelt emporgestiegen war. Wie eine trübe Wolke über dem Reiseplan hing der Abschied von der blonden Freundin. Nur in der Wonne des Leids fand er Tröstungen.

Es war wenigstens ein reiner, ein elegisch sentimentaler Schmerz — es war ein Opfer, höheren, geistigen Instanzen gebracht; es lag wehmütiger Genuß darin, Briefe über trennende Meere zu wechseln, Seufzer in Kuverten mit Doppelmarken von Europa nach Asien und vice versa zu senden. Er hatte Agnes lange Listen ausgeschrieben mit den Daten der Schiffe und den Adressen seiner japanischen Bankiers — er beschwor sie, jeden Tag Unter den Linden die kleinen blechernen Schifflein in den Riesenfenstern des Schiffsbureaus zu beobachten, wie weit sie waren auf dem dicken Strich nach Osten. Es gewährte ihm schmerzlich süße Freude, zu denken, wie sie in ihren Träumen all die märchenhaft bunten Kulissen des fernen Asiens um seine Gestalt stellte, wie sie stundenlang Bücher über Japan las und ein großes Bild des Fujiyama auf ihrem Schreibtisch stehen würde. Vielleicht — so überlegte er — gewann ihre Beziehung durch das Getrenntsein nur an Dauer. Alle Mißtöne fielen fort — ihre Geister konnten sich gewissermaßen einsam begegnen, während sonst seine Teestunden so oft durch den lauten Olaf, den heimkehrenden Hausherrn oder die kritischen Töchter brutal gestört worden waren. Seine Nerven rebellierten ohnehin immer stärker gegen die andern Familienglieder. Er haßte kleine Kinder, er mißbilligte junge Mädchen nach modernem Zuschnitt, er litt unter Herrn Thorensens Unterhaltung. Von dem ganzen Familienbestand machte nur sie, die eine, ihn nie nervös, sie, die mit ihrer anmutigen Kraft, ihrer heiteren Ruhe Balsam und Wohltat für seine Mimosenseele war. Wie sie ihm damals gegenübergestanden an jenem glühenden Julitag auf dem Kriegsschiff in der Kieler Förde — das helle Kleid, das helle Haar von Sonne umschimmert — ein Bild geschmeidiger Kraft und seelischer Gesundheit, so stand sie dauernd vor seiner Seele — ein Wesen, das ganz anders war als er, unbeirrbar und sicher, mit Nerven aus Stahl und dem federnden Gang gebrechenloser Menschen. Und zu allen diesen Vorzügen der schwärmerische Aufblick ihrer Augen, wenn er zu ihr sprach, das, wie ihm schien, feine und tiefe Verständnis für seine Eigenart, seine Ideen, seine Pläne.

Er grollte dem Schicksal, daß Frau Thorensen kein unabhängiges Einzelwesen war, keine jener losgelösten, auf sich gestellten single women, wie er sie so oft auf Schiffen und in Salons getroffen hatte — daß sie diesen ganzen Anhang besaß, diese vier auf ihre Betreuung angewiesenen Menschen.... Er wollte sie herausge-





schnitten wissen aus den Ansprüchen der andern, er wollte glauben können, daß sie doch eigentlich nur für ihn geboren sei, nicht eigentlich für Herrn Thorensen, für den es irgendein anderes rotbäckiges Holsteiner Mädchen ebensogut getan hätte, der dieses Edelwesen in einen prosaischen Hausbetrieb zwang, so wie wenn man eine Orchidee in einen Küchengarten pflanzte, und der das höhere Verständnis für ihre geistige Eigenart eben absolut nicht besaß.

Er konnte abends, wenn er zwischen den mit roter Seide bespannten Wänden seines mit subtilstem Geschmack eingerichteten Arbeitzimmers einsam auf und ab ging, förmliche Wutanfälle gegen Herrn Thorensens Harmlosigkeit bekommen, der diese Perle einfach für sich genommen hatte, ohne sich des Mißverhältnisses irgendwie bewußt zu sein.

Er versuchte, Agnes zu dem Standpunkt zu erziehen, daß sie ihre Ehe als Mißgriff ansehen sollte, als unbedachte Entgleisung einer Achtzehnjährigen. Aber Frau Thorensen lachte nur, wenn ihr solche Tatsachenverschiebungen zugemutet wurden — sie besann sich sehr wohl auf ihr Gefühl damals und die allgemeine Meinung, die beide dahin gingen, daß sie mit ihrer Heirat sehr gut getan habe und die „Treppe hinaufgefallen" sei, nicht ihr Mann! Sie dachte dann wohl an Thorensens Rivalen, den wüsten Gutspächter, der später am Trunk zugrunde ging, und von dem sie einem so feinfühligen Ästheten wie Furka überhaupt nicht zu erzählen wagte....

Ferdinand Furka hatte keine Schwestern, er wußte eben nicht, wie schwer ein Mädchen es hat, sein Schicksal richtig zu dirigieren, daß doch dabei immer nur die Ziffern in Frage kommen, die man kennt, und daß es für eine Zwanzigjährige ganz unwichtig ist, ob sie mal mit vierzig auf irgendeinem Schiffsbord später einer interessanten „Seele" begegnen wird! Ins Blaue hinein können Mädchen nicht warten... und überhaupt — sie wäre dann ja vielleicht gar nicht nach Kiel gekommen... und alles anders... so, wie wenn damals das Kleid nicht rechtzeitig fertig geworden wäre — das weiße Tüllkleid mit den blauen Bändern, das dünne duftige Sommerkleid, an dem gewissermaßen das Schicksal der Familie Thorensen hing....

... Es war überhaupt Unsinn in ihren Augen, sich das Leben anders vorzustellen, als es sich in Wirklichkeit abgerollt hatte... aber zuweilen hatte es auch wieder seinen Reiz, so in der Dämmerung beim Tee die Phantasie über sonderbare Möglichkeiten spazierenzuschicken, wie wohl alles wäre, wenn nicht....

Die nahende Trennung brachte stärkere Akzente in ihre Beziehung. Beide wurden sich voller bewußt, was sie einander verdankten, und beide übertrieben noch das Dankenswerte, was der andere Teil leistete. Sie hielten sich schriftlich und mündlich dithyrambische Reden über ihre Freundschaft und verfielen in den überschwenglichen Ton der romantischen Schule.

Für acht Tage kam Furka nach der Schweiz.

Geheimrat Thorensen gebrauchte seine Kur gewissenhaft weiter und ließ den Besuch fast allein von seiner Frau unterhalten.

So klang der Abschied für Japan mit all seinen melancholischen Momenten voll und schön aus.

Der große See schlang seine grünen Wassermassen in immer wechselndem Licht um das sommerliche Idyll.

Im Sanatorium gab es sehr viele Gruppen zu dreien: Abgearbeitete Ehemänner, die dem Freund die Unterhaltung der Frau überließen. Es schien fast wie eine erprobte ärztliche Vorschrift — ebenso nützlich wie die Massage am Nachmittag und die kalten Güsse frühmorgens.

Thorensen erholte sich zusehends. Furka wurde blaß und blasser.

Am bleichsten war er am Morgen seiner Abfahrt.

Frau Thorensen geleitete ihn zur Schiffstation nach Beckenried. Ein glühender Hundstagsmorgen ließ das frischgemähte Wiesenheu stark wie ausgesprengte Essenzen duften. In blaue Schleier gehüllt, reckte der herrliche Pilatus seine großen Linien am See.

„Ich möchte, wenn ich heimkehre nach Europa," sagte Furka mit feierlicher Stimme, die in ergriffenen Augenblicken wie die eines Fastenpredigers klang, „daß da, wo ich den Boden des heimatlichen Weltteils berühre, sei es nun Brindisi oder Syrakus oder Genua, daß dort an der Hafenmole die Frau mich erwartet, in deren Bild sich für mich das verkörpert, was mir im alten Europa das liebste und wertvollste ist. So, wie ich Sie heute verlassen werde, winkend am Rande des Wassers, in jenem historischen weißblauen Kleide, das vor fünf Sommern Gott sei Dank noch in letzter Stunde fertig wurde, so möchte ich Sie wiederfinden als den ersten Menschen, der mich nach meiner Heimkehr aus dem Osten begrüßt. Wollen Sie es mir versprechen, Agnes? Wollen Sie, willst du?"

„Warum nicht?"

Sorglos hielt sie ihm die Hand hin. Warum sollte es nicht sein können? Gewöhnlich gingen ja alle Lebensrechnungen doch ganz glatt auf...

„Es komme, was da komme: Sie werden an der Landungsbrücke stehen?"

„Gewiß! Thorensen wird es ja so natürlich finden —"

„Es ist auch das natürliche!" sagte er und ließ seufzend ihre kühlen, schlanken, so oft geküßten Finger aus den seinen.

Das Schiff stieß ab.

Sie winkte und winkte. Dicke, warme Tränen rannen in ihr Taschentuch. Ihr war sterbenselend zumute, als sie nun einsam den Weg zurückschritt, den sie vor zehn Minuten zu zweien gegangen. Erst als ein junger Pole, dessen graue Augen sie schon im Eßsaal des Sanatoriums öfters mit Beifall auf sich gefühlt, an ihr vorbeiging und seine Bewunderungsblicke ungedämpft in ihre Züge gleiten ließ, fühlte sie dankbar und wohlig, daß schließlich durch Furkas Abfahrt doch noch nicht der ganze Himmel entgöttert war.

Und leichtbeschwingt schritt sie dahin, sorglos wie die Lilien auf dem Felde.

* * *

Gunhilde und Olaf lebten indessen ein stilles Sommerleben in dem leeren Haus.

Die meisten Bewohner waren verreist. Fast überall



herabgelassene Jalousien, das Ferienantlitz der Großstadtfassaden, steinerne Gesichter mit lauter geschlossenen Augen.

Zuweilen kam Tante Johanna. Sie hatte etwas Mitleidiges und beinah Befangenes in dem Gedanken daran, daß sie die beiden nicht aus dem heißen Käfig heraus zu sich ins Grüne nahm.

„Diesen Sommer sind Hindernisse!" sagte sie und errötete ein wenig. „Wir haben auch die Maler. Alles wird neu gemacht, und Professor Hansen hat manchmal Kopfweh. Er muß äußerste Ruhe haben, und im August will er nach Schleswig."

Wenn sie Olaf auf den Schoß nahm und liebevoll an seinen weichen Ohren entlang strich, so fragte er jedesmal nach der Brücke über dem Wasser, die geheimnisvoll in seiner Kinderphantasie stand, von einem abstrakten Zauber umwoben, so wie in manches Menschen Gedankenwelt der Ponte molle steht oder der schöne Bogen des Rialto.

Er hatte Sehnsucht nach der aus Birkenstämmen gezimmerten Brücke, die sich draußen im Vorort über den zwecklos geschaffenen, trägen Wasserarm schwang.

Johanna litt an seiner Sehnsucht. So grausam erschien sie sich, daß sie taub gegen die stummen Bitten des armen Stadtkindes blieb — aber es waren im Augenblick allzu starke Gewichte vorhanden, die ihre Seele nach der andern Seite zogen.

Und eines Tags erfuhr die Öffentlichkeit, wie es um diese Gewichte stand.

Professor Hansen war ja eine offizielle Persönlichkeit, ein Gemeingut der gebildeten Welt. An einer besonders sichtbaren Stelle brachten Anfang August die Abendzeitungen die Notiz, daß sich der berühmte Forscher in seinem Heimatort Lügumkloster mit einer Landsmännin, Fräulein Johanna Thorensen aus Attenrade, habe trauen lassen.

In der Schweiz, in Rochester und Attenrade — überall, wo Mitglieder der Familie Thorensen im Augenblick saßen, schlug die Notiz bombenartig ein, zumal Johannas erläuternde Briefe erst zwei Tage später an die verschiedenen Adressen gingen.

Die Tatsache wurde mündlich und brieflich kommentiert und glossiert, rechts und links gewendet, mit Respekt aufgenommen oder mit prinzipieller Nichtbilligung belegt.

„Es ist ja wenigstens eine korrekte Lösung," sagte Thorensen zu seiner Frau, „aber so recht geht es mir doch nicht ein! Etwas wie ein Raubritter hat sich Johanna doch benommen, der den arglos hinziehenden Kaufherrn aus dem Hinterhalt überfällt. Sie muß ihn doch ganz regelrecht belagert haben. Natürlich werde ich's mir nicht merken lassen, wo doch Professor Hansen solche Leuchte ist. Aber ich für mein Teil verkehre nur ganz sporadisch da. Wenigstens lasse ich's langsam angehen und pausiere erst noch ein paar Jahre mit Intimität."

„Wenn man den Mann hat," versetzte Agnes philosophisch, „scheint's mir ganz gleich, wie man ihn bekommen hat, ob gutwillig oder par force. Wenn irgendwo, so entscheidet doch hier allein der Erfolg —"

Anka und Gunhilde hatten den gleichen Standpunkt. Zum erstenmal in ihrem Leben imponierte Anka ein anderer Mensch uneingeschränkt.

Nur Attenrade verhielt sich ganz ablehnend.

Onkel Asmus gab die Parole aus, daß eine so späte Heirat im Grunde nicht herkömmlich sei und eines frivolen Beigeschmacks nicht entbehre, und daß Johanna gewissermaßen als fahnenflüchtig anzusehen sei, da sie dem ihr vorbestimmten Beruf als spätes Mädchen und Tante in höheren Semestern nun endgültig untreu geworden wäre. Gewiß sei Hansen ein bedeutender Gelehrter, aber das entlaste Johanna nicht. Würden sie auf der Hochzeitsreise in Attenrade auftauchen, so müsse man zwischen den Zeilen doch einiges Kopfschütteln markieren.

Aber das neuvermählte Paar tauchte nicht bei den Verwandten auf.

Sie fuhren lieber allein nach Tirol.

* * *

Eines Morgens bekam Gunhilde einen lilafarbenen Brief von Marcell, der sie um eine Unterredung bat. Zu seinem Staunen hätte er vom Portier gehört, daß sie in den heißen Hundstagen mit ihrem Bruder in Berlin geblieben wäre.

Sie war sehr unlustig zu einem Wiedersehen. Was sollte diese abgetane Beziehung?

Sie schrieb ab — aber eines Nachmittags kam er unangemeldet doch.

Über die Balken und Farbentöpfe der Maler, die in den Vorderzimmern hausten und lange, zeitraubende Romane mit Antje und Amanda entfesselt hatten, ging er zu der hellen Loggia, die an der Rückwand des Hauses über einem wie in einen Lichtschacht versenkten Garten mit Bäumen hing, die sehr bescheiden in ihren Ansprüchen auf direkte Sonne waren, es aber in der Glut der Hundstage doch zu einem satten Grün gebracht hatten.

Gunhilde nähte, und Olaf sonnte sich zu ihren Füßen.

Marcell wurde rot, als er die einst so sehr geliebte Freundin vor sich sah, die zwei Jahre lang — jene ausprobierte Zeit der „Bannbefreiten" — sein Denken und seine Träume beeinflußt hatte....

Die beiden Jahre waren zwar die kontraktlich festgesetzten gewesen. Trotzdem lag in jedem Schluß etwas sehr Häßliches, gleichsam die Erinnerung Entwertendes. Marcell hatte das tief empfunden. Er war zu sehr der Sohn aus gutem Hause, als daß er jener frivolen Leichtigkeit des Gefühls fähig gewesen wäre, in der die meisten Klubgenossen glänzten.

Er litt unter dem Ende. Auch weil Gunhilde das Tischtuch so schnell entzweigeschnitten hatte, als sein Interesse auf die Cousine abgeirrt war....

Er wünschte von ihr verstanden zu werden. Darum kam er.

Aus der andern Etage kreischte ein Papagei. Gegenüber ertönte ein Phonograph.

Und doch war es idyllisch und schön hinter den dürftigen, sonnversengten Pelargonien. Die beiden Thorensenschen Kinder saßen so friedlich da wie Schwesterchen und Brüderchen im Märchen.

Gunhildens Wangen waren voller und röter. Heute



tat es ihm beinah leid, daß sie nicht mehr so bleich und verblüht aussah wie im Winter —

„Ich möchte dir etwas beichten, Hilde“, sagte Marcell.

„Die zwei Jahre sind um“, versetzte sie, „und das Du erledigt. Was wünschen Sie noch von mir, Herr von Wetterstein?“

Er spielte wie immer mit dem Handschuh, und wie immer war der Handschuh seegrün. Sonderbar! dachte Gunhilde, die Gefühle verbleichen. Aber die Handschuhfarbe besteht. —

„Ich habe einen Rezitationsabend in Waldshut gehalten“, begann er. „Ich hatte zahme Sachen gewählt. Baumbach und Schiller. Alle Honoratioren waren zugegen, auch Herr und Frau Dagbland mit Tochter. Die Bürgermeisterin lud mich zum Tee ein. Ich wurde drei Tage angefeiert und las noch einigemal in kleinem Kreis. Herr Dagbland hatte mich an jenem bewußten Abend wohl nicht genau gesehen. Ihre Cousine ist sehr diplomatisch und lavierte geschickt. Wir spielten Komödie. Es ist etwas sehr Reizendes, Komödie zu spielen in solch kleiner romantischen Stadt am Rhein. Ich bin lange nicht so glücklich gewesen.“

Er griff, wie er immer getan, von Zeit zu Zeit an die Stelle des tic douloureux.

„Meine Cousine diplomatisch! Von ihr gilt also auch das Wort aus dem westöstlichen Diwan ‚Das Mädchen hatte was gelernt!‘“ Gunhilde sprach es fast verächtlich.

„Wir sind geheim verlobt“, sagte Marcell. „Herr Dagbland ahnt nicht, daß ich zu dem Kreis der ‚Bannbefreiten‘ gehöre, gegen die er — zumal seit Vera von Beurens Revolverbuch — einen grenzenlosen Haß hat. Erfährt er es, bekomme ich Annchen nie. Sie können es mir also verschaffen oder verscherzen, Gunhilde!“

„Wir sind ganz auseinander mit den Verwandten — Annchens Vater hat ihr jede Korrespondenz mit uns untersagt. Sonst würden wir auch wohl nicht hier in diesem Brutofen, sondern dort oben im frischen Wind sitzen. Von unserer Seite droht keine unbewußte Aufklärung. Und zu einer beabsichtigten halten Sie mich doch wohl selbst einerseits für zu loyal, anderseits auch zu gleichgültig gegen die Sache?“

Sie legte die Hände vor das Knie und sah zu den Schornsteinen der Nachbarhäuser auf.

„Ich möchte, daß Sie mich begreifen“, wiederholte er. „Gunhilde, das Leben, das ich die letzten Jahre führte, lebte ich ganz contre coeur. Ich mag nicht mehr von Stadt zu Stadt. Ich mag nicht mehr hinter das jeweilige Pult. Diese hundert Blicke auf den bezahlten, bestellten Redner in den fremden Kasinosälen mit Lampenblak und staubigen Gipsabgüssen an grell getünchten Wänden sind mir so grenzenlos über. Das Hausieren mit meinem guten Namen, mit den äußeren Qualitäten, die ich der Familie, die mich verwünscht, abgeerbt habe, ist mir zuwider. Dieses ewige Hinleben in kleinen Pensionzimmern, wo man mir einen Teil des Preises erläßt, wenn ich Sonntags gratis vortrage! Dies Durchschieben einer so schwachen, zweitrangigen Begabung durch die großen Talente rechts und links, wie hab ich es satt! Ich bin lebenskrank, Fräulein Gunhilde. Vor Ihnen hab ich mich immer in Pose geworfen! Das, was Sie in mir sahen, was Sie in Ihren ersten Briefen so begeistert lobten, wollte ich auch darstellen. Ihr Glaube, daß etwas Besonderes an mir sei, hat zwei Jahre lang mein Selbstgefühl über Wasser gehalten, das bißchen Kraft in mir gestählt. Sie sind mir viel gewesen, Gunhilde —“

„Ja, bis mein Glaube an Sie nachließ, Marcell! Und dann kam das Natürliche. Jemand anders erschien und glaubte meinen verlorenen Glauben, und da wechselten Sie den Platz.“

„Die ‚Bannbefreiten‘ waren mein Unglück!“ grollte Marcell und schlug mit dem Handschuh auf die Knie. „Als große Nummer wurde ich erst aufgeputscht, wie ich zufällig zwischen sie geriet. Sie malten mir eine glänzende Zukunft, Bahnbrecher der Jugend, Prophet des neuen Bundes, Lektor für Deklamation an der Universität. Sie ironisierten über meinen Vornamen Max, an dem ich so hing, da fast alle Wettersteins Max getauft sind. Sie nannten mich Marcell und schrieben mich so in ihre Listen. Anfangs schmeichelte mir das eingehende Interesse der andern sehr. Sie taten, als sähen sie eine Autorität in mir für ihre literarischen Leistungen. Und was war die Absicht? Ihre wilden Poesien sollte ich unters Publikum bringen! Radomontaden, die ihnen kein Blatt druckte, an die Ohren der Zeitgenossen tragen! Immer wieder schoben sie mir bedenkliche Sachen von Henry X. ins Programm, und es wurde zuweilen in kleinen Städten gezischt, und Damen verließen das Lokal. Sehr peinlich war es oft im Moment. Aber beim nächsten Klubabend kam die Belohnung. Man wand mir Märtyrerkränze, und ich fühlte mich wie ein Giordano Bruno. Ich will da heraus. Ich will es abschütteln. Ich will ins Freie.“

„Ins Freie? Sie meinen damit, daß Sie nunmehr von Annchens Geld leben wollen?“ sagte sie geduldig und freundlich.

Er, von ihrem Ton beruhigt, schüttete seine Seele aus. „Ich dachte so: da ist doch das Haus in Höchenschwand. Man lebt ja beinah gratis dort. Milch kostet ja fast nichts, und Milch wird mir immer wieder verordnet. Alles wächst zu, um so besser, wenn man ohnehin vegetarisch lebt. Ich könnte mich mit literarischen Arbeiten beschäftigen. Vielleicht würde auch mal ein Posten an der Waldshuter Zeitung frei. Oder wir blieben auch im Winter dort oben und hüteten das Haus. Herr Dagbland muß ja doch immer jemand da hintun. Wie könnte ich mich da ausruhen! Wie schön wäre es, winters auf einer Ofenbank und draußen Schneemassen und die Welt versunken und keine Angst um den Mammon. Ich würde mich auf den Verlobungsanzeigen etwa als Privatgelehrter bezeichnen. Das klingt gut und ist dehnbar und verpflichtet zu nichts.“

Gunhilde lächelte sanft, gerührt von seinem Vertrauen —

„Ach heraus aus dieser Hexenküche! Gerettet aus diesem Kampf! Ich bin zu müde zu kämpfen. Ich habe nie ein Examen zustande gebracht so aus allgemeiner Müdigkeit. Papa war auch so. In der Kirche und bei den Zeitungen schlief er immer ein. Das liegt so in der



Familie. Es sind immer zu viel Cousinenheiraten bei den Wettersteins vorgefallen. Und glauben Sie, Gunhilde, mein Hauptstreben würde sein, die beiden verzankten Zweige Ihrer Familie wieder in Frieden zusammenzubringen. Und dann käme alles in Ordnung und Sie wieder nach Höchenschwand."

„O nein!" rief Gunhilde abwehrend — „Das wäre das letzte, das mich verlockte, da oben bei Ihnen zu sommerfrischen! Unter den verschrobenen Konjunkturen in meinem Leben wäre das die verschrobenste. Die ‚Bannbefreiten' dürfen nach zwei Jahren auseinandergehen, als hätten sie sich nie gekannt. So steht es ja doch in den Statuten. Wir wollen um Gottes willen genau bei diesem wohlerwogenen Programm bleiben."

„Und was sind Ihre Pläne?" fragte Marcell.

(Fortsetzung folgt).

# Berliner Studentenleben im Jahr 1848.

Aus dem Nachlaß von Dr. Paul Börner.

Vor wenigen Monaten fand man im Nachlaß der Gattin Börners ein umfangreiches Manuskript über die politischen Vorgänge vom 24. Februar bis zum 4. Juni 1848. Die Prüfung zeigte, daß die Schrift, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden und im Sommer 1851 beendet worden ist, nicht nur Meisterstücke der Charakteristik enthält, sondern auch von Vorgängen berichtet, die merkwürdigerweise bisher unbekannt geblieben sind. Das Manuskript trägt keinen Autornamen, jedoch lag von Anfang an die Vermutung nahe, daß es von dem bekannten, im Jahr 1885 gestorbenen Hygieniker Dr. Paul Börner stammt, da es seine Gattin sorgsam aufbewahrt hatte, und da wohlbekannt war, daß Börner in den Märztagen unter den Berliner Studenten eine führende Rolle spielte. Weitere Nachforschungen in den Briefen Börners und seiner Freunde unterstützten die Vermutung, und da auch die gelegentlich im Manuskript erwähnten persönlichen Daten mit den Personalien Börners genau übereinstimmen, glaube ich annehmen zu können, daß Paul Börner der Autor ist. Hierzu kommt, daß die glänzende, anschauliche Schreibweise ganz zu dem paßt, was sonst von Börner, der ein hervorragender Schriftsteller war, bekannt ist.

Aus allen diesen Gründen ist zu hoffen, daß das Manuskript als Buch veröffentlicht werden wird. Um aber schon heute zu zeigen, welche Feinheiten es enthält, sind im folgenden einige Stellen abgedruckt, die, von Humor beherrscht, das Berliner Studentenleben in den Märztagen schildern. Professor Ludwig Bernhard.

## I. Die Bewaffnung der Studenten.

Die Brennpunkte der Bewegung waren das Schloß und die Universität. Ich habe schon gezeigt, wie wenig sich die, die am Baum der Weisheit saßen, bei der Revolution selbst für nötig hielten, trotzdem war die „Tapferkeit" der Studenten, ihre hingebende Aufopferung zu einem Axiom geworden, das niemand zu bestreiten wagte, weil es in der ganzen Stadt und besonders vom Volk selbst geglaubt wurde. Jetzt nach der Revolution hielt sich übrigens die ganze Universität mit ihren Professoren und Studenten für die einzig berechtigte Trägerin der Bewegung und nahm mit hoher selbstbewußter Würde die Huldigungen auf, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden.

Vor allen Dingen galt es, sich zu bewaffnen. Schon am Tage vorher nachmittags hatten einige Studenten Seiner Magnifizenz einen Besuch abgestattet und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die Bürger Waffen erhielten und er dafür Sorge tragen möge, daß auch die Universität nicht zurückbleibe. Johannes Müller hatte versprochen, sich sogleich zum Polizeipräsidenten zu begeben, um das Nötige zu bewerkstelligen.

Am andern Morgen, dem 20. März also, versammelten wir uns in der Aula, um über die Bewaffnungsfrage näher zu verhandeln. Der Rektor selbst präsidierte.

Der Polizeipräsident selbst erschien, hielt eine große Rede, der es an den üblichen Schmeicheleien und Lobpreisungen für die in der „glorreichen Revolution" bewiesene Tapferkeit nicht fehlte, und versprach, uns Waffen zu besorgen. Er befriedigte indes durchaus nicht, da er uns nur durch Kavalleriesäbel bewaffnen wollte und wir mit aller Entschiedenheit auf Büchsen und scharfe Patronen drangen. Natürlich wurde uns vollständig nachgegeben, und wenn wir zuerst auch nur durch Dragonersäbel wehrhaft gemacht waren, so dauerte es doch nicht lange, und wir bekamen großenteils vortreffliche Büchsen.

Auch die Frage kam, nachdem uns Herr von Minutoli verlassen hatte, zur Sprache, welche Farben wir tragen wollten; soviel ich mich erinnere, ist von der schwarzweißen Kokarde gar nicht die Rede gewesen, und ohne Widerspruch mit Einstimmigkeit wurde die Trikolore gewählt.

Herr Woeniger selbst, der Demosthenes der Bürgerwehr, vermochte nicht, uns anderer Meinung zu machen, obwohl ihre Führerversammlung sich für die preußischen Farben erklärt hatte.

In aller Schnelle begann die Waffenausteilung, und sonderbar genug sahen wir mit den langen Schleppsäbeln aus, die jeder an einem beliebigen Phantasiebandelier befestigte. Gewiß, wir sind alle recht eitel gewesen, als wir so klirrend durch die Straßen zogen und uns bemühten, der guten Stadt Berlin den Mangel kriegerischen Pompes weniger fühlbar zu machen. Unendlich komisch aber machten sich die Professoren, die mit eiserner Konsequenz ebenfalls ihre Waffen trugen und die steifen Glieder durch Exerzieren geschmeidig zu machen anfingen. Besonders der frommen, friedlichen Theologen erinnere ich mich noch heute mit vielem Vergnügen, und wer jemals den Professor Piper auf der Wache sah, wird mir die kleine Schadenfreude nicht übelnehmen. Piper exerzieren zu sehen, war allein eine Barrikade wert!

Die erste Organisation war eine lockere, und soviel man auch experimentierte, sie ist niemals eine feste geworden, weil wir uns über die Prinzipien der aufzustellenden Statuten in keiner Weise vereinbaren



konnten. Der Thronwechsel war bei uns an der Tagesordnung, und in schneller Folge hatten die Ehre des Oberkommandos: Johannes Müller, die Professoren Hecker und Magnus, bis es in die Hände eines Studenten überging. Die ganze Wehrmannschaft wurde in Riegen von 120 bis 150 Mann geteilt, die sich wiederum in Rotten von etwa 20 bis 30 Mann zersplitterten. Unserer Partei gehörte als Kern und Stütze die Riege an, deren Kommando Salis erhielt . . . .

## II. Die Studenten genehmigen die Ministerliste.

Kaum hatten wir in der Aula die ersten Grundzüge unserer Organisation auszuführen begonnen, kaum hatte sich eine dirigierende Kommission im Senatzimmer installiert, als wir durch einen Besuch überrascht wurden, der uns später freilich noch oft wiederholt werden sollte. Der neue Kultusminister nämlich, Herr Graf Schwerin, schlug in den ersten Tagen des Jubels fast ausschließlich unter uns sein Lager auf. Er präsentierte sich mit vielem Pathos als alter Burschenschafter und demgemäß Freund aller Studierenden und gab die Rolle des Vermittlers zwischen Schloß und Aula, indem er es für nötig hielt, die Herren Studenten von jeder „neuen glücklichen Phase unserer Geschichte“ in Kenntnis zu setzen.

Heute schien er gekommen zu sein, sich uns feierlich vorzustellen, indem er nicht unterließ, auf die Schwere seines Amtes und auf die Hoffnung hinzuweisen, wir würden die Güte haben, ihn darin möglichst zu unterstützen. Am Schluß seiner langen, mit großer Andacht angehörten Rede brachte er uns die „freudige Nachricht“, Herr Bornemann (Bravo der Studenten) sei Justizminister geworden, ja der König habe sogar Herrn von Camphausen und Herrn Hansemann vom Rhein an seine Seite berufen.

Man wird sich leicht denken können, wie überwältigt die jungen Leute von dem Gedanken waren, plötzlich so wichtige Faktoren der Gesellschaft zu sein. Bisher hatten sie es sich nur heimlich gestanden, nun sprach es der Chef des Unterrichtswesens offiziell aus, verlangte ihre Unterstützung statt der seiner Geheimen Räte und ging so weit, ihnen die neue Ministerliste, gleichsam um ihre Billigung zu erhalten, vorzulegen. Natürlich erntete der gräfliche Minister den stürmischsten Beifall, mit Mühe zog man die eben empfangenen Säbel aus den Scheiden und schlug kriegerisch mit ihnen aneinander, so daß Graf Schwerin ganz erhoben zu seinen Kollegen zurückkehrte.

## III. Die Studenten schützen das Palais des Prinzen von Preußen.

Doch unser Tagewerk war noch lange nicht am Ende. Kaum hatte uns der hohe Besuch verlassen, so schickte Minutoli in die Aula und ließ dringend bitten, wir möchten kommen und das Palais des Prinzen von Preußen schützen helfen, die Gefahr wäre außerordentlich groß. Im Gefühl unserer Unentbehrlichkeit stürzten wir sämtlich hinaus, und es war fatalistisch genug, daß unsere erste Funktion eine nach allen Seiten hin polizeiliche sein mußte . . .

Hatte am Abend vorher das Transparent „Nationaleigentum“ sein Palais gerettet, so wollte das Mittel heute nicht mehr ausreichen, immer neue Massen rückten an und erbitterten sich so sehr, daß sie endlich allen Ernstes beschlossen, das kostbare Gebäude von Grund aus zu zerstören . . .

Minutoli, im vollen Glanz seiner Popularität, hielt vergebens eine Rede, er war in Verzweiflung darüber und bat uns endlich um unsere Intervention.

Unser Erscheinen schon wirkte vorteilhaft. Wie gesagt, in den Tagen nach der Revolution schwärmte der Berliner für seine Studenten, denen er alle heroischen Eigenschaften andichtete, die er für seine Befreier, für die eigentlichen Urheber der „glorreichen Revolution“ zu halten nur allzu gewiß war. Und das Volk in seinen kernhafteren Kreisen teilte diesen Glauben und empfing uns auch heute wie überall, wo wir uns blicken ließen, mit einem donnernden Hurra und tausendfachen betäubenden Hochs . . .

Wir stellten uns um die verlassene Wohnung des verbannten Thronfolgers, suchten den Andrang zu hindern und zugleich mit schönen Worten beschwichtigend zu wirken. Da wurde auf die nahe, leicht gefährdete Bibliothek hingewiesen, es wurde mit ernster Würde erklärt, wie fortan dies Haus dem Volk gehöre und nur zu seinem Nutzen verwendet werden solle, und vielfache Inschriften und Tafeln, schnell improvisiert, schienen unsere Behauptungen zur unumstößlichen Wahrheit machen zu wollen.

Genug, unsere Bemühungen gelangen vollständig. Der Proletarier selbst sah mit bewußtem Stolz eines Hausbesitzers zu der Tafel hinauf, auf der er „Nationaleigentum“ lesen konnte, er fühlte sich! Wie hätte er das, was ihm gehörte, verderben sollen, er machte ja Pläne, wie er es verwerten wolle, und allerlei Vorschläge über Arbeiterinvalidenhaus usw. sprach man mit vollem Ernst aus. Jubelnd wurden allen möglichen Personen, dem König, Minutoli, den Studenten usw. Lebehochs gebracht, und die Volksmenge zog weiter . . .

## IV. Der Polenführer Mieroslawski in der Aula.

Zur Orientierung der Leser bemerke ich, daß am 20. März die Freilassung der polnischen Revolutionäre, die im Zellengefängnis bei Moabit saßen, erwirkt wurde. Schon seit 1844 war von Paris aus die Revolution in Posen vorbereitet worden, und als einer der gefährlichsten Führer hatte sich 1846 Mieroslawski, im Auftrage der „polnischen Emigration“, von Paris nach Posen begeben, um die entscheidenden Maßnahmen zu treffen. Mieroslawski, Libelt und eine Reihe anderer wurden jedoch bald darauf gefangen und in Berlin verurteilt. Jetzt benutzte ihr Verteidiger Deyks die revolutionäre Bewegung der Märztage und erlangte wirklich die Freilassung der polnischen Führer. Im Triumph wurden sie in bekränzten Wagen, in denen auch einige Polinnen saßen, von Moabit durch die Straßen gezogen, und Börner teilt nun einige bis heute unbekannt gebliebene Tatsachen mit:

An der Universität hielt der Zug zuerst, und Mieroslawski hielt in französischer Sprache eine glühende hinreißende Rede. Wir Studenten zogen unsere Säbel und umgaben den Triumphwagen einer mißhandelten Nationalität, während von allen Seiten der Ruf ertönte: „Zum Schloß, zum König!“ und so geschah es. Langsam bewegte sich der Zug weiter und hielt vor dem gleichen Portal, durch das 24 Stunden vorher die Rebellenleichen getragen waren. „Der König, der König!“ so ertönte es wieder, als nur die Minister Graf Arnim und Graf Schwerin erschienen und grüßend baten, doch Ruhe zu halten, „man sei mit den wichtigsten Fragen der Regierung und der Verfassung



soeben beschäftigt". Endlich erschien der König selbst. Man glaubte, er werde reden, und die Polen bestimmten Libelt alsdann zu erwidern. Er aber zog nur grüßend die Feldmütze, während Graf Schwerin das Wort ergriff und die Hoffnung aussprach, die Polen würden sich nun um so fester an Preußen anschließen und durch Treue die Wohltat der Amnestie zu verdienen suchen. Da erhob sich Libelt und rief in wenigen energischen Worten das Volk zum Zeugen der Verbrüderung Polens und Deutschlands auf. Die Minister wußten darauf nichts zu sagen, noch einmal grüßend zog sich der König zurück, noch einmal baten sie jetzt um Ruhe und erreichten diesmal ihren Zweck, indem der Zug wieder umkehrte und sich den Linden zuwandte. Wieder hielten wir an der Universität. Mieroslawski und seine Freunde stiegen herab, und bald war die Aula von einer wilden, begeisterten Menge gefüllt. Mieroslawski sprach mit dem Enthusiasmus, der ihm so schön steht. Mit großer natürlicher Beredtsamkeit forderte auch er zur Einigung und zur ewigen Freundschaft der Deutschen und der Polen auf. Die letzteren wüßten wohl, daß sie nur durch die hingebende Hilfe der ersteren Unabhängigkeit und Freiheit wiedergewinnen könnten. Er zerriß die polnische Fahne, und schnell waren ihre Stücke als Zeichen der Erinnerung an diese Stunde vergriffen, während die Brust der Polen sich mit Deutschlands Trikolore schmückte . . .

### V. Die Studentenwache im Königlichen Schloß.

An einige Abende der Schloßwache werde ich und wir alle uns immer mit besonderer Freude erinnern. Wenn Lachmann*) sich mit uns dort befand, so erhielt unser Aufenthalt einen eigenen Reiz, da er trotz seiner sonstigen philologischen Schroffheit das Talent besaß, sich uns zu nähern und trotz seiner konservativen Gesinnung von uns allen geehrt und geliebt war.

*) Professor der Philologie.

Ein eigentümliches Bild muß es gewesen sein, als wir uns in unseren abenteuerlichen Kleidern, sämtlich bewaffnet, im Schweizersaal um ihn lagerten und er mit tiefer, klarer Stimme Geibels „König Sigurds Brautfahrt" vorlas.

Durch die hohen Fenster fiel das Abendrot mit reichem Gold hinein, in der großen Halle war alles still, selbst der Posten war leise hineingetreten, und die alten Ahnenbilder der Hohenzollern schienen erstaunt auf die Verse zu lauschen, die im Maß der Nibelungen kräftig durch die königlichen Gemächer tönten — schon hatte er geendet, und noch lange saßen wir träumend da.

Das Hauptquartier der Studenten war und blieb aber das Palais des Prinzen von Preußen, das man als nationales Eigentum unserem großmütigen Schutz besonders anvertraut hatte. Hier waren wir in ungestörtem, sicherem Besitz, hier kneipten wir gemütlich in einem langen Zimmer, wohlversorgt mit allem, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft diente. Professor Dove und unser Universitätsrichter, der jetzige Geheime Rat Lehnert, hatten für diese Wache eine besondere Vorliebe und präsidierten mit unvergleichlichem Humor den fröhlichen Gelagen.

Auch in den Hotels anderer königlicher Hoheiten bewirtete man in den ersten Tagen der besonderen Angst und Furcht die Lieblinge des Volks, und Prinz Albrecht zeichnete sich durch eine Gastfreundschaft aus, deren Splendidität unübertroffen blieb.

# Redende Zahlen.

## Die Entwicklung der Berliner Universität.

Von Kammergerichtsrat Dr. Friedrich Holtze

Wie Friedrich der Große mittelbar als Begründer des geistigen Lebens in Berlin bezeichnet werden kann, ist er auch der Schöpfer des Gebäudes, das der Hochburg dieses geistigen Lebens zu dienen bestimmt werden sollte. Er ließ nämlich in den Jahren 1754 bis 1756 und dann von 1763 bis 1764 für seinen Bruder Heinrich ein Palais am Eingang der Linden durch den Baudirektor Boumann ausführen und überwachte die Ausführung, namentlich die innere Ausgestaltung, bis in die Einzelheiten. Der Bau hatte im ganzen einen Kostenaufwand von etwa 125 000 Talern erfordert. Rechnet man hierzu den Wert des umfangreichen, ursprünglich als Park benutzten Hinterlandes, so erhellt die Größe des Geschenks, das Friedrich Wilhelm III. seiner neuen Hochschule machte, als er ihr durch Kabinettsorder vom 16. August 1809 das ganze Gelände zum ewigen Eigentum schenkte. Zugleich wurde der Etat der neuen Hochschule auf jährlich 150 000 Taler festgesetzt und nicht ohne Schwierigkeiten in jener geldarmen Zeit, in der man unter dem fortdauernden Druck des letzten unglücklichen Krieges litt, das Erforderliche an Deckungsmitteln beschafft. Allerdings nicht in voller Höhe, denn zunächst mußten 67 000 Taler genügen, von denen 14 200 zur Besoldung der Lehrkräfte bestimmt waren. Im November und Dezember 1809 begannen dann die Professoren Schmalz, Wolf, Schleiermacher und Fichte ihre Vorlesungen in dem nach und nach für die Universitätzwecke mit einem Kostenaufwand von etwa 6000 Talern hergerichteten Gebäude; Schmalz vor 15 Zuhörern, von denen drei Offiziere waren! Im Oktober 1810 bestand dann der Lehrkörper einschließlich von fünf Lektoren und sechs zum Lesen berechtigten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften aus 58 Personen, von denen 25 ordentliche, 8 außerordentliche Professoren und 14 Privatdozenten, letztere meist hervorragende Berliner Gelehrte in andern Hauptämtern, waren. Diese Zahl genügte für die 256 Studenten, von denen nicht weniger als 102 Nichtpreußen waren. Diese im Wintersemester 1810 erreichte Höhe ging im nächsten Sommersemester auf 198 zurück. Dieser scharfe Unterschied zwischen der Hörerzahl im Winter und Sommer dauerte etwa acht Jahre fort, um dann, nachdem die Hörerzahl das erste Tausend erreicht hatte, immer geringer zu werden. In der Zwischenzeit war — ein rühmliches Zeichen der Zeit — die Zahl der Studierenden in den Semestern des Sommers 1813 und des Winters 1813/1814 auf 28 und 29 zusammengeschmolzen. Ueberraschend groß blieb sehr lange der Prozentsatz der studierenden Nichtpreußen, trotzdem sich die Zahl der Preußen nach dem



Wiener Frieden fast verdoppelt hatte. In der ersten Zeit nach dem Krieg überstieg sogar die Zahl der Ausländer die der Inländer, um sich dann lange im Verhältnis von 1 zu 2 zu bewegen. Hauptsächlich lag dies an der Anziehungskraft mancher Berliner Dozenten, zum guten Teil aber doch auch an der großen Wohlfeilheit, mit der sich der ärmere Student in Berlin einrichten konnte. Genügte doch in den ersten Jahrzehnten ein Jahreswechsel von 100 Talern, um bescheiden auszukommen. Auch die Inländer, die auf Grund ihrer Studien die damals unglaublich schlecht entlohnten Staatsstellen oder die fast noch elender besoldeten Pfarr- und Lehrämter erstrebten, konnten meist nicht viel im Jahr aufwenden. Da reichten dann die Mittel selten zur Zahlung des 1 bis 4 Friedrichsdor (5 Taler Gold) für das Kolleg betragenden Dozentenhonorars, und die Professoren wurden oft mit Bitten um die zunächst in ihr freies Ermessen gestellte Stundung angegangen. Schleiermacher und Neander pflegten in solchen Fällen oft genug ganz auf das Honorar zu verzichten, v. Savigny lehnte solche Gesuche dagegen mit der Begründung ab, daß das ihm unmöglich sei, da die Honorare zum Nadelgeld seiner Frau gehörten, was einen abgewiesenen Bittsteller einmal zu der Bemerkung veranlaßte: „Herr Professor, Ihre Frau Gemahlin braucht aber viele Nadeln." Auf Schleiermachers Anregung trat indes später die noch heute bestehende Stundung der Honorare bei nachgewiesener Bedürftigkeit bis zur Erlangung einer besseren Vermögenslage der Studierenden an Stelle dieser willkürlichen Behandlung. Die oft nicht ganz einfache Regelung dieser Stundungen und späteren Einziehungen wurde im Jahr 1844 der Quästur übertragen, wobei erwähnenswert ist, daß v. Savigny auf seine gestundeten Honorare zugunsten armer Studierenden verzichtete. Ueberhaupt war trotz der Geldarmut in Privatkreisen immer für arme Studierende offenes Herz und offene Hand. In die ersten 40 Jahre fallen nicht weniger als 16 Privatstiftungen zugunsten bedürftiger Studenten, dazu kamen in den Jahren 1828 und 1830 die Stiftungen des Neanderschen Krankenvereins für Theologie Studierende und des Allgemeinen Krankenvereins, die Tausenden seit ihrer Stiftung Hilfe gebracht haben. Zur Belebung des Strebens der Hörer waren bald nach Gründung der Hochschule Ehrenpreise bestimmt, die für die besten Lösungen gestellter Preisaufgaben vom König gewidmet waren. Jede Fakultät verlieh jährlich einen solchen in einer goldenen, 25 Dukaten werten Medaille, die philosophische dagegen zwei. Zu diesen Ehrenpreisen kamen seit der Halbhundertjahrfeier der Universität im Oktober 1860 vier Ehrenpreise der Stadt Berlin für jede Fakultät mit je 75 Talern. Zugleich erhöhte damals die Stadt die von ihr jährlich zur Unterstützung armer Studierenden gezahlte Summe von 600 Talern auf das Doppelte.

Bei dieser Feier betrug die Zahl der Dozenten 173, von denen 51 ordentliche Professoren waren, die Zahl der Studierenden dagegen (Sommer 1860) 2255, darunter 833 nicht immatrikulierte Hörer. Diese Zahl war schon 30 Jahre früher erreicht worden; in der Zwischenzeit war der Besuch ziemlich auf gleicher Höhe geblieben. Erst seit 1860 erlebte die Hochschule eine neue, in den letzten Jahrzehnten sogar gewaltig gesteigerte Entwicklung. Es ist keine Uebertreibung, sondern ergibt sich aus den nüchternen Zahlen des letzten Universitätsberichts, daß sich seit dem Oktober 1810 die Zahl der Dozenten und Hörer genau verzehnfacht hat. Einen immer steigenden Prozentsatz bilden dabei die weiblichen Hörer, die seit dem 1. April 1909 nach Ablegung einer Abiturientenprüfung immatrikuliert werden dürfen, während früher ihre Zulassung vom Belieben der Dozenten abhängig war. Auch der Etat, der jetzt etwa mit 2 1/2 Millionen Mark balanciert, entspricht dieser Entwicklung von 1 auf 10.

Schon hieraus folgt, daß die vor 100 Jahren der Hochschule gewidmeten Räume, die bis vor 50 Jahren vollauf genügten, von Tag zu Tag immer unzureichender werden, obgleich viele mit der Universität im Zusammenhang stehende Institute (Kliniken, Seminare usw.) außerhalb des Grundstücks ihr Heim gefunden haben. Die Hochschule sieht sich daher vor die Aufgabe gestellt, durch Ausnutzung ihres reichen Hinterlandes in möglichster Schonung des Kastanienwäldchens und der köstlichen Fassade nach den „Linden" neue Baulichkeiten zu schaffen. Die große Schwierigkeit dieser Aufgabe hat bisweilen in den maßgebenden Kreisen den Gedanken an eine Verlegung der Universität in einen Berliner Vorort entstehen lassen; möge indes die Pietät die Verwirklichung dieses Gedankens verhindern und das Genie eines Architekten die würdige Ausgestaltung des Universitätsgebäudes mit neuen, ausreichenden Hörsälen ins Werk setzen, ohne dabei die köstliche, auch unzähligen Erinnerungen geweihte Hochburg am Eingang der „Linden" zu zerstören, denn hier reden Zahlen und Steine eine erhebende und begeisternde Sprache.

---

# Berliner Professoren.

Hierzu 30 Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Hertwig und 8 Porträtaufnahmen.

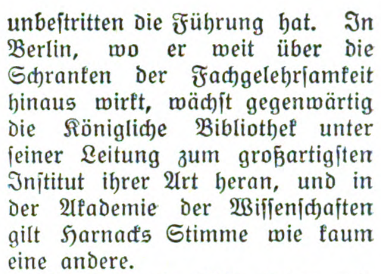
Die „Woche" möchte ihren Lesern am liebsten alle Berühmtheiten der Berliner Universität am Jubiläumstage vorstellen. Ein hoffnungsloses Beginnen! Denn der Lehrkörper der Universität besteht aus 510 Gelehrten, und wer wollte sich vermessen, aus dieser unübersehbaren Reihe die angesehensten oder populärsten mit sicherem Urteil zu wählen. Deshalb gewähre man uns die Freiheit, einige zu nennen, wie wir sie im bunten Wechsel der Fakultäten gerade auftauchen sehen.

Zuerst tritt uns der Rector magnificus Erich Schmidt (Portr. S. 1729) entgegen. Im goldgestickten Ornat die Verkörperung des Aesthetischen, ein Mann, dessen geschmückte Rede viele entzückt. — Ihm zur Seite sehen wir die vier Dekane: Den wichtig dreinblickenden Theologen Julius Kaftan (Portr. S. 1745), dessen christliche Systematik von einer eigenartigen Geschichtsphilosophie erfüllt ist. — Als Dekan der juristischen Fakultät schreitet traumverloren Joseph Kohler (Portr. S. 1745), der Dichter und Jurist, dessen Gutachten im Ausland hohes Ansehen genießen. — Die medizinische Fakultät ist durch den berühmten Direktor der Frauenklinik, den großen Arzt und Opera-



teur **Ernst Bumm** (Portr. untenst.) vertreten. Die Philosophen schließlich wählten als ihren Jubiläumsdekan den Germanisten **Gustav Roethe** (Portr. untenst.), einen bei der Studentenschaft beliebten Redner, dessen tönende Stimme den größten Kommerssaal beherrscht.

Das sind heute die offiziellen Vertreter der Universität Berlin. Wohin aber sollen wir jetzt unsern Blick wenden? Wenn man die ersten Namen in Deutschland nennt, wird der Name **Adolf Harnack** (Portr. S. 1750) genannt. Der große Theologe, von dem man sagen kann, daß er schon in seiner Jugend der Erste in seinem Fach war und heute


unbestritten die Führung hat. In Berlin, wo er weit über die Schranken der Fachgelehrsamkeit hinaus wirkt, wächst gegenwärtig die Königliche Bibliothek unter seiner Leitung zum großartigsten Institut ihrer Art heran, und in der Akademie der Wissenschaften gilt Harnacks Stimme wie kaum eine andere.

In Harnacks Nähe sehen wir zwei andere Theologen: den bartumwallten **Adolf Deißmann** (Portr. S. 1746), wohl der bedeutendste unter den jüngeren, da es ihm gelungen ist, über das Christentum in den ersten Jahrhunderten neues Licht zu verbreiten. Ferner **Reinhold Seeberg**



**Joseph Kohler,**
Dekan der juristischen Fakultät.
„Das Dunkel flieht, wo die Gedanken schaffen."



**Julius Kaftan,**
**Dekan der theologischen Fakultät.**



**Ernst Bumm,**
Dekan der medizinischen Fakultät.



**Gustav Roethe,**
Dekan der philosophischen Fakultät.
„Die Zukunft eines Volkes hängt ab von der Ueberlegenheit und von den Idealen seiner Besten, nicht von der geistigen Durchschnittshöhe."



**Reinhold Seeberg,**
Systematische Theologie.
„Wer über den Dingen stehen will und lebt nicht in ihnen, der bleibt leicht unter ihnen."



**Eduard Meyer,**
Alte Geschichte.

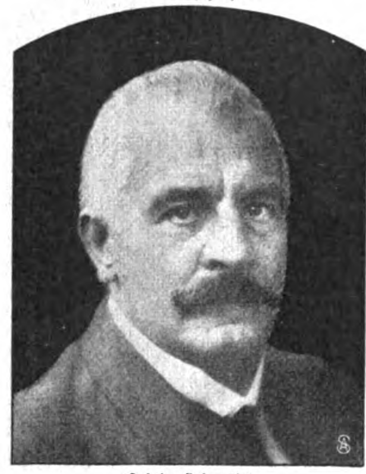


**Friedrich Delitzsch,**
Orientalische Philologie.

(Portr. obenst.), den positiven Theologen, dessen „Grundwahrheiten der christlichen Religion" sich einer großen Beliebtheit erfreuen.

Jetzt nahen zwei ehrwürdige Männer, die großen Juristen Heinrich Brunner (Portr. S. 1751) und Otto Gierke (Portr. S. 1748). Was ein Savigny an der Universität Berlin begonnen, die Einführung der historischen Methode in die Jurisprudenz, haben Brunner und Gierke vollendet und stehen heute gleichsam als die letzten mächtigen Säulen einer großen Epoche vor uns. Ihnen gegenüber sehen wir den lebhaften Vertreter der Gegenwart Franz von Liszt (Portr. S. 1747), den großen Kenner des Strafrechts und des Völkerrechts, zu dessen prächtigen Vorlesungen viele Studenten jährlich nach Berlin ziehen. Noch manchen andern müßte man aus der Reihe der Juristen erwähnen, insbesondere den jungen Staatsrechtler Anschütz, den gelehrten Juristen Seckel und den kleinen Martin Wolff, der von allen Berliner Juristen das größte Auditorium hat, ferner Bornhak, den Kampfbereiten, und Wilhelm Kahl (Portr. S. 1749), den berühmten Kirchenrechtler, ohne dessen repräsentative Erscheinung die Berliner Universität gar nicht gedacht werden kann.

Wenden wir uns den Medizinern zu, so begrüßen wir zuerst die greise Exzellenz Ernst von Leyden (Portr. S. 1750), in jüngeren Jahren der beliebteste Konsiliarius der ganzen Welt, der als ein Lehrer von ungewöhnlichen pädagogischen Fähig-



**Erich Schmidt,**
Deutsche Literatur.
„Wahrhaft und wehrhaft."



**Hans Delbrück,**
Neuere Geschichte.
„Der Zweck des Staates ist die Verwirklichung der Freiheit."



**Dietrich Schäfer,**
Geschichte.
„Den Nationen ist die geschichtliche Erinnerung, was den einzelnen Menschen ihr Selbstbewußtsein: die Quellen des Vertrauens auf die eigene Kraft, des Glaubens an das eigene Selbst, des nationalen Stolzes."



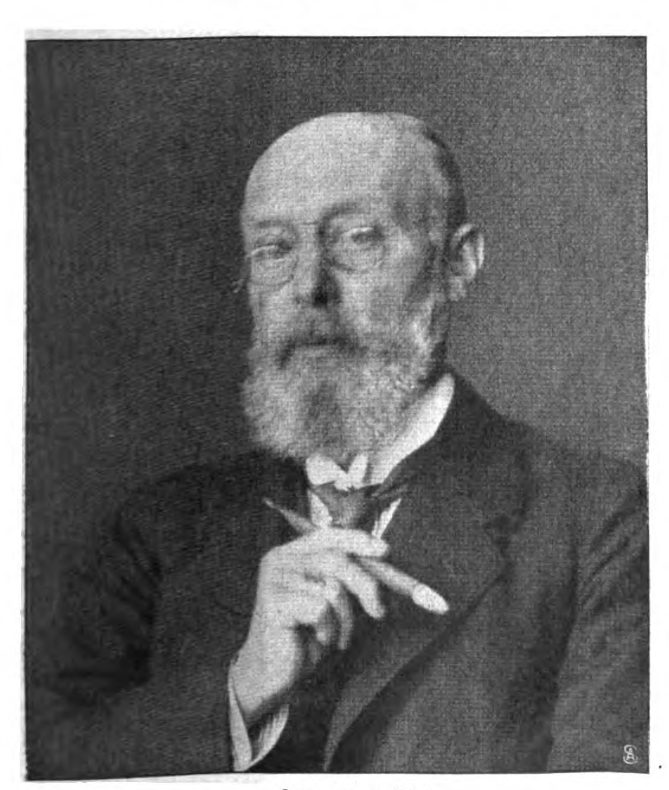
**Adolf Deißmann,**
Neutestamentliche Exegese.
„Buch der Völker wurde das Neue Testament, weil es Buch des Volkes war."



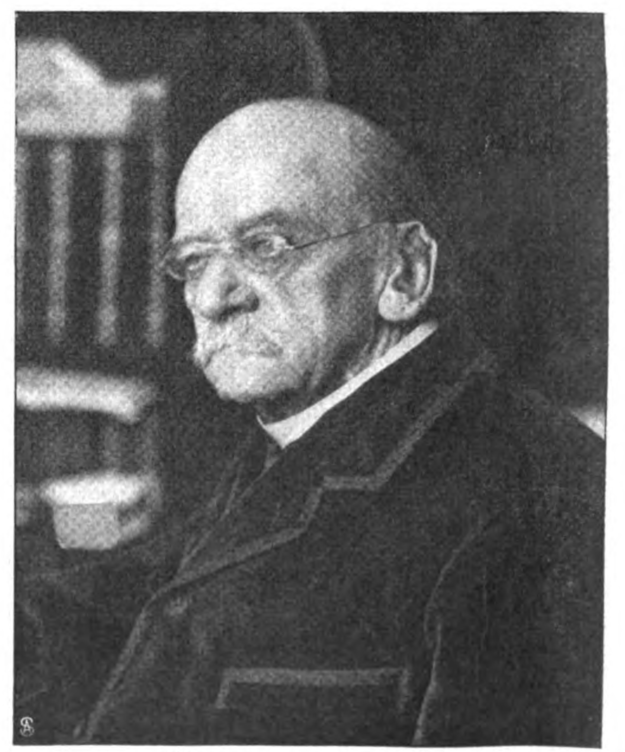
**Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff,**
Klassische Philologie.
„Non fumum e fulgore, sed e fumo dare lucem.“



**Wilhelm Waldeyer,**
Anatomie.
„Nicht hasten — nicht rasten.“



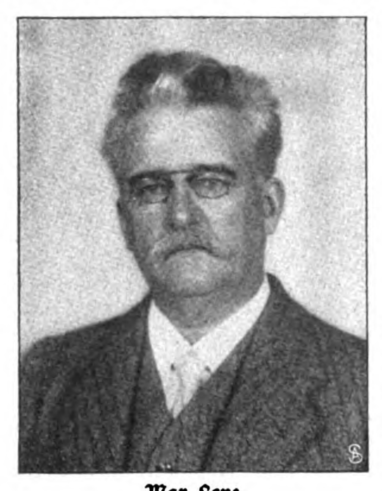
**Franz von Liszt,**
Strafrecht und Strafprozeß.



**Adolf Wagner,**
Staatswissenschaft.



keiten ganze Generationen von Aerzten herangebildet hat. — Neben ihm Wilhelm Waldeyer (Portr. S. 1747), der führende Anatom, ein Gelehrter von internationaler Bedeutung, dessen Vorlesungen von den jungen und alten Medizinern förmlich gestürmt werden. — Dort der geistvolle Kopf des genialen Physiologen Max Rubner (Portr. S. 1749), der durch zahlreiche bedeutende Arbeiten Wissenschaft und Praxis in gleicher Weise gefördert hat, hier der Schüler und Nachfolger Virchows Joh. Orth, wohl einer der bedeutendsten pathologischen Anatomen seiner Zeit. — Der Chirurg August Bier (Portr. S. 1750), dessen kraftvolle Erscheinung eiserne Nerven verrät, ist nicht nur ein Operateur ersten Ranges, sondern



**Max Lenz,**
Neuere Geschichte.

„Nicht durch ihre Wiederholung, sondern durch ihre Fortbildung wird die Lebenskraft der Ideen bewiesen."



**Jakob Heinrich van't Hoff,**
Allgemeine Chemie.



**Wilhelm Dilthey,**
Philosophie.

auch als Begründer der Lehre von der Hyperämie als Heilmittel ein bahnbrechender Gelehrter. — Von den Internisten erwähnen wir Kraus, den beliebten Arzt, und Wilhelm His (Portr. S. 1750), dessen Studien über die Nervenleitungsbahnen des Herzens ihn in die erste Reihe der bedeutenden Mediziner gerückt haben.



**Albrecht Penck,**
Geographie.

„Als Geograph empfinde ich nicht bloß die Größe, sondern auch die Schönheit der Erde"

Unter den Philosophen erblicken wir den feinen Kopf des greisen Wilhelm Dilthey (Portr. obenst.), der in seiner berühmten „Einleitung in die Geisteswissenschaften" ein grundlegendes Werk geschaffen hat, das noch heute dem Philosophen wie dem Historiker und Soziologen gleich unentbehrlich ist. — Ferner Karl Stumpf (Portr. S. 1751), den empirischen Psychologen, dessen eigenartige Untersuchungen über akustische Probleme in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen erregt haben. — Ferner Max Dessoir (Portr. S. 1751), als Schriftsteller wie als Dozent gleich beliebt, und Alois Riehl (Portr. S. 1751), der heute wohl am schärfsten und eindrucksvollsten den philosophischen Kritizismus vertritt. —

Es folgen die Vertreter der Staatswissenschaften, die ehrwürdigen Altmeister Adolf Wagner (Portr. S. 1747) und Gustav v. Schmoller (Portr. S. 1749), die für die Nationalökonomie eine neue Epoche heraufgeführt haben und noch heute als die strengsten Vertreter der Sozialpolitik in Deutschland gelten. — Neben ihnen lehrt seit kurzer Zeit der junge verdiente Nationalökonom Ludwig Bernhard (Porträt Seite 1750).

Den Nationalökonomen stehen die



**Otto Gierke,**
Deutsches Privat- und Staatsrecht.

„Was der Mensch ist, verdankt er der Vereinigung von Mensch und Mensch."

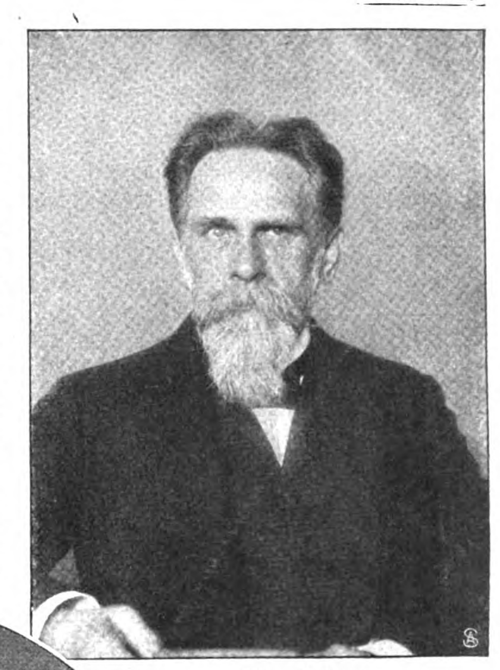


**Heinrich Wölfflin,**
Kunstgeschichte.





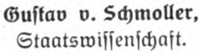
**Johannes Orth,**
Pathologische Anatomie.
„Nihil est in mente quod non prius fuerit in sensu."



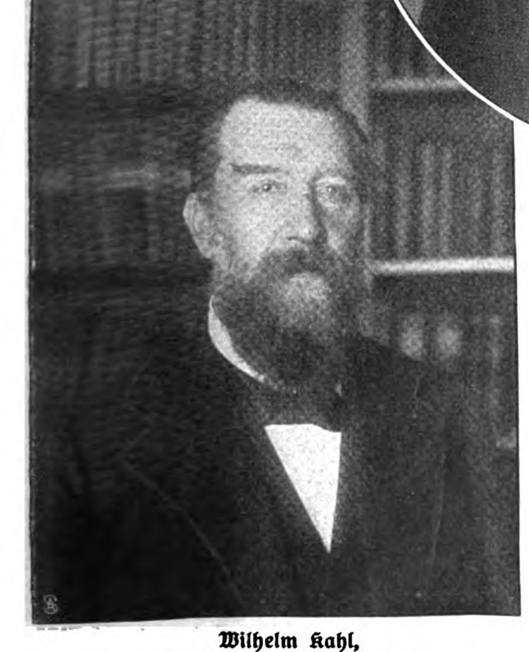
**Max Rubner,**
Physiologie.
„Labor omnia vincit improbus."
Virgil.

Historiker nahe: Max Lenz (Portr. S. 1748), dessen Geschichte der Universität Berlin als Jubiläumsausgabe erscheint, Hans Delbrück (Portr. S. 1746), der gewandte Publizist, Dietrich Schäfer (Portr. S. 1746), der wie keiner in die Geschichte des deutschen Mittelalters eingedrungen ist. Eduard Meyer (Portr. S. 1746), dessen methodologische Studien weit über die Grenzen seiner Wissenschaft hinaus gewirkt haben, und Theodor Schiemann (Portr. S. 1751), der kampffrohe Politiker, dessen scharfes Auge beobachtend auf die Ostgrenzen unseres Vaterlandes gerichtet ist.

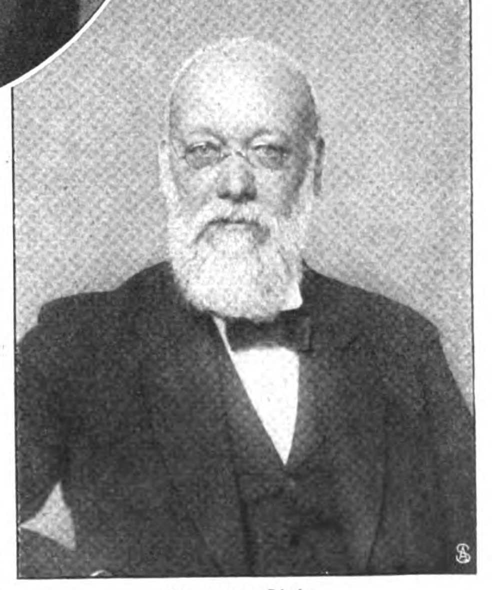
Einen besonderen Rang unter den Vorlesungen der Berliner Universität nehmen die Publika des großen Philologen v. Wilamowitz-Moellendorff (Portr. S. 1747) ein, die zuweilen geradezu Ereignisse sind, denn Wilamowitz ist das Prototyp eines glänzenden Dozenten. — Neben ihm sehen wir den Gelehrten Hermann Diels (Portr. untenst.). Er war einst Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium, bis er eines Tages wegen seiner ausgezeichneten Schrift: „Doxographi graeci" zum



**Gustav v. Schmoller,**
Staatswissenschaft.
„Die Volkswirtschaftslehre ist von den großen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts geschaffen worden und wird von diesem Ursprung nie loskommen, solange sie die Einsicht bewahrt, daß ihr Gegenstand menschliche Handlungen und menschliche Institutionen sowie deren sittliche Ordnung sind."



**Wilhelm Kahl,**
**Staats- und Kirchenrecht.**
„Doctrina multiplex veritas una."



**Hermann Diels,**
**Klassische Philologie.**
„Wem Arbeit Vergnügen, dem ist Vergnügen Arbeit."

Mitglied der Akademie erwählt wurde und bald darauf als Professor an die Universität berufen wurde. — Zu den beliebtesten Dozenten der Universität gehört Heinrich Wölfflin (Portr. S. 1748), der für die kunsthistorische Betrachtung neue Methoden gefunden hat, die er in seinen Vorlesungen auch mit glänzender pädagogischer Kunst darzulegen versteht.

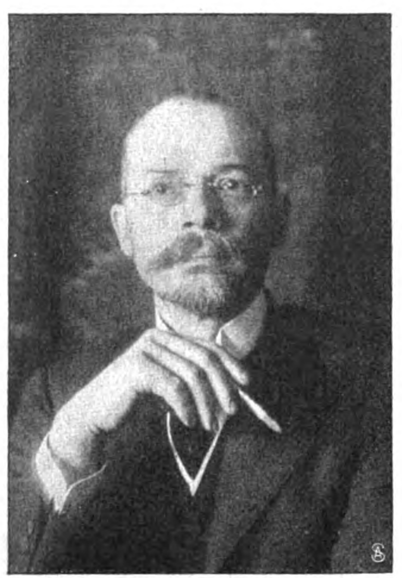



**Walther Nernst,**
Theoretische Chemie.

„Weit entfernt, daß die naturwissenschaftlichen Theorien im Lauf der Zeit wie welke Blätter abfallen, scheint ihnen vielmehr innerhalb gewisser Grenzen ein ewiges Leben beschieden zu sein; jedes von hervorragenden Zeitgenossen anerkannte neue Naturgesetz wird zwar in der künftigen Entwicklung gewisse Einschränkungen erfahren, dafür aber auf der andern Seite sich für alle Zeiten als der Inbegriff einer gewissen Summe von Wahrheiten erweisen."

dessen Studien über die Gestaltung der Erdoberfläche epochemachend sind.

Zum Schluß endlich drei Männer von internationalem Ruf, die großen Vertreter der naturwissenschaftlichen Sektion: Walther Nernst (Portr. nebenst.), der Direktor des physikalisch-chemischen Instituts, der in der Elektrochemie eine ganz neue Wissenschaft entdeckt hat, und von dem manche große technische Errungenschaften




**Wilhelm His,**
Spezielle Pathologie und Therapie.

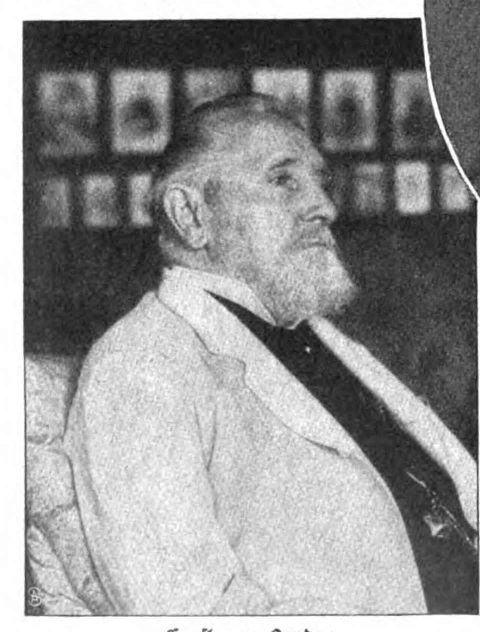
„Die Leiden der Kranken nachempfinden, aber dem Verstand die Herrschaft über das Gefühl bewahren, ist das schwerste, aber notwendigste Erfordernis für den Arzt."

**Ludwig Bernhard,**
Staatswissenschaft.

„Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft für offene Augen."

Hofphot. H. Noack.

**August Bier,**
Chirurgie.



**Ernst von Leyden,**
**Spezielle Pathologie und Therapie.**

„Tragen Sie die Wissenschaft hoch durch Ihr ganzes Leben. Seien Sie scharf und kritisch, aber als Aerzte seien Sie gleichzeitig mild, mitfühlend und gewissenhaft."

Neben ihm der berühmte Assyriologe Friedrich Delitzsch (Portr. S. 1746), der in weiten Kreisen durch seine babylonischen Entdeckungen und ihre Verwertung für die Beurteilung der Bibel bekannt geworden ist, und **Albrecht Penck (Portr. S. 1748), der große Geograph,**



**Adolf Harnack,**
**Kirchengeschichte.**

„Nur das, wonach wir mit Bewußtsein streben, ist unser Eigentum; was wir besitzen, tyrannisiert uns."



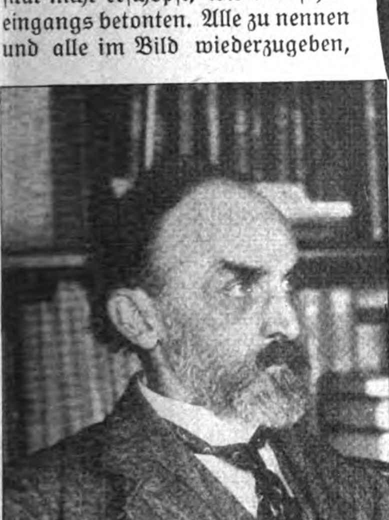
stammen. — Emil Fischer (Portr. untenst.) und Heinrich van't Hoff (Porträt S. 1748), die weltberühmten Chemiker, die uns für die Beherrschung der Materie ganz neue Möglichkeiten gezeigt und Scharen von Schülern herangezogen haben, die heute in der chemischen Industrie Deutschlands die Führung haben. Mit den Genannten ist die Zahl der Lehrer an der Berliner Universität nicht erschöpft, wie wir schon eingangs betonten. Alle zu nennen und alle im Bild wiederzugeben,



Karl Stumpf,
Philosophie.

„Ich möchte vor allem für wichtig halten, daß der Philosoph irgendein Handwerk gelernt und geübt, d. h., sich auf irgendeinem konkreten Gebiet, sei's der Geistes- oder der Naturwissenschaften, selbsttätig versucht habe."

Disziplin und würdige Nachfolger der für alle Ewigkeiten strahlenden Größen, die die Geschichte der Berliner Universität zieren. Namen wie Humboldt, Helmholtz, du Bois-Reymond, Virchow, Koch sind Marksteine in der Geschichte der Wissenschaft, nicht Berlins, nicht Deutschlands allein, sondern der ganzen Welt. Deutschland gilt überall als das erste Land der Wissenschaften, und mit Stolz blickt die gebildete Welt in diesen Jubeltagen des Oktober auf die „Friederica Wilhelma".



Theodor Schiemann,
Geschichte des europäischen Ostens.

„Mannes Herz und Mut überwindet alles."



Alois Riehl,
Philosophie.



Max Dessoir,
Philosophie.

„Bücher sind nicht hohe Dinge, sondern tätige Lebenskräfte; in günstigen Fällen sind sie die Quintessenz eines Menschen und einer Zeit."



Heinrich Brunner,
Rechtsgeschichte.

„Die Weltgeschichte arbeitet mit alten Gedanken und prägt sie in neue Form."

mangelt der Raum. In dieser Auswahl soll keine Bewertung liegen. Reich ist die Zahl der hervorragenden Lehrer, die der akademischen Jugend der Reichshauptstadt die Wege in die vielseitigen Gebiete der Wissenschaft weisen. Alle sind in ihrer Art bedeutsame Vertreter ihrer

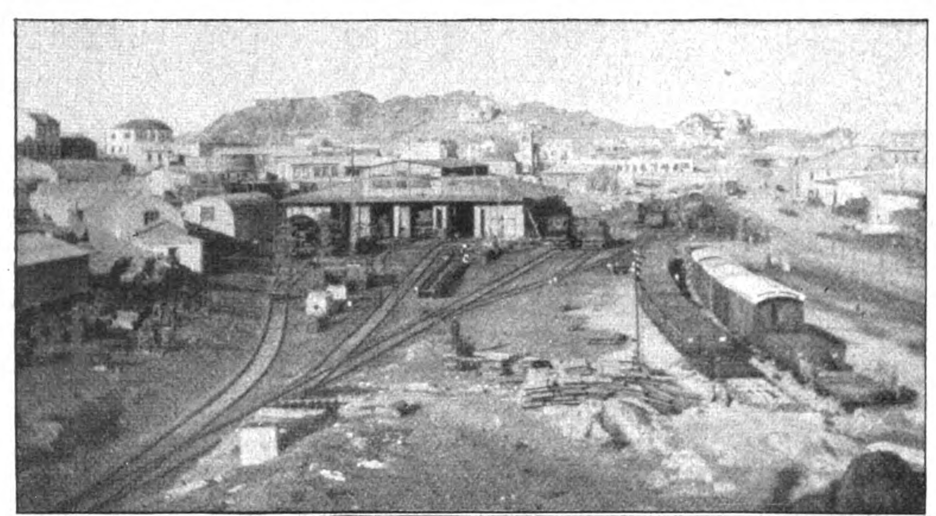


Emil Fischer,
Chemie.

# Die deutsche Diamantenküste.

Von Hans Grimm. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Vom Jahre 1486, in dem Bartholomäus Diaz unweit der heutigen Lüderitzbucht eines seiner afrikanischen Steinkreuze mit dem Portugiesenwappen aufstellte, bis zum ersten deutschen Kolonieerwerb durch Lüderitz hat die Namib, jener 100 Kilometer breite Wüstenstreifen an der Küste von Südwestafrika, mit ihrem Durst, ihrer Glut und ihren Sandstürmen jeden landenden Weißen wieder abgeschreckt. Ohne die Not der Namib wären wir nie zum Besitz der Kolonie gekommen, die allein ein rechter mündiger Koloniestaat werden kann. Aber für das trostlose Ufer hatten die fremden heimkehrenden Seefahrer nur üble Nachrede. Als 1883 Vogelsang in Lüderitz Auftrag erhielt, von den Bethanier Hottentotten die Angra Pequena und fünf Meilen Land rundum zu erwerben für 200 Gewehre und 2000 Mark, lachte der Hottentottenkapitän: „Den Sand wollt ihr Deutschen? Den Sand sollt ihr gewiß haben, damit kann niemand auf der Welt etwas anfangen."



Lüderitzort:
**Der Bahnhof und Diamantenhügel,**
der schon vor der Diamantenentdeckung diesen Namen trug.



**Die größte Waschmaschine auf dem Kolmanskopfeld**
und Bürgermeister Kreplin (X), Direktor der Kolmanskopmine.

Und der Sand — bisher hatten ihn nur einige Händler regelmäßig durchzogen — wurde bald den Deutschen zur großen Not. Fast ging an seiner unendlichen Schwierigkeit das ganze bißchen deutscher Kolonialfreude verloren. Breit und trostlos lag er immer zwischen uns und unserer Kolonie. Wer weiß, was in Zukunft geworden wäre ohne den großen Südwesterkrieg?

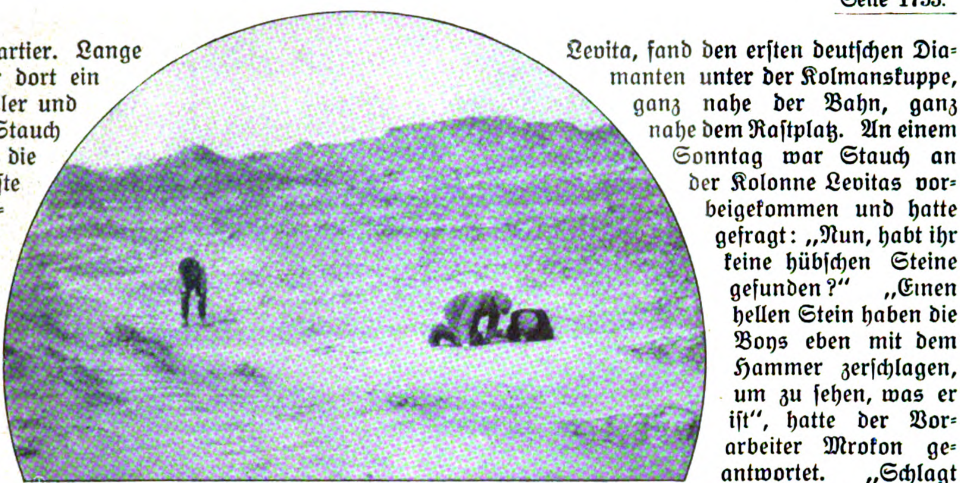
Im Südwesterkrieg fraß die Namib Menschen und Tiere auf. Kein Schienenstrang durchquerte sie im Süden, wo die schwersten Schlachten geschlagen wurden. Achtzehn Tage lang führte der wasserlose Baiweg durch den gelben Sand und die Sonne und den Staubsturm zu den grauen Steinbergen. Den Baiweg mußten die Truppen und ihre Tiere hinauf, vordem sie an den Feind kamen, und den Baiweg kamen auch alle die Todkranken und Todmüden und Todwunden herunter.

Erst gegen Ende des Feldzuges wurde die Bahn gebaut von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop. Oft laufen ihre Schienen neben dem Baiweg her, und wo früher Menschen mühsam rangen um den Durchlaß durch das Durstland, gleiten jetzt die bequemen Personenwagen der Bahn mit ihren Korbledersesseln, mit ihren Toiletten, mit Waschtischen und Wasserspülung, mit ihren doppelten Sonnendächern und ihren Staubläden gegen die Staubstürme und ihren Aussichtsterrassen. Hübsche Stationshäuser sind mitten in die Namib hineingestellt worden. Gegen die Wanderdünen kämpft die Bahn heute noch ebenso wie in früheren Zeiten die ziehenden Händler und Soldaten.

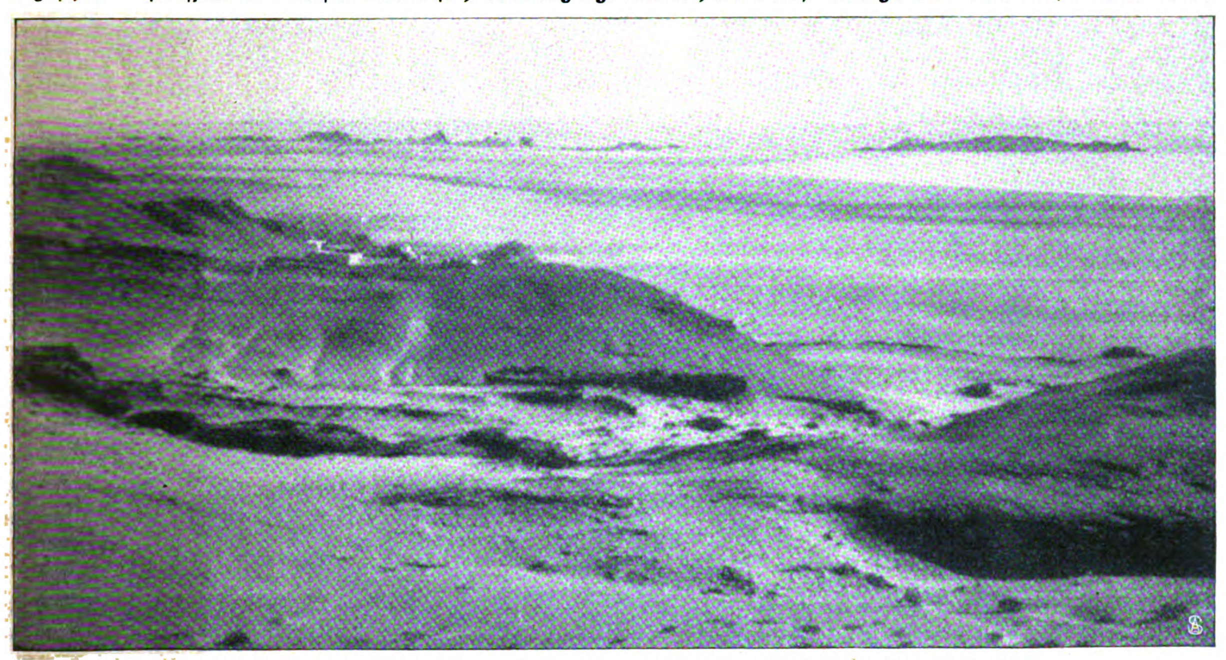
Im Anfang des Jahres 1908 hatte der Bahnmeister Stauch die Streckenkolonne unter sich, die die Gleise vom Dünensand freihalten sollte. Unweit der Kolmans-



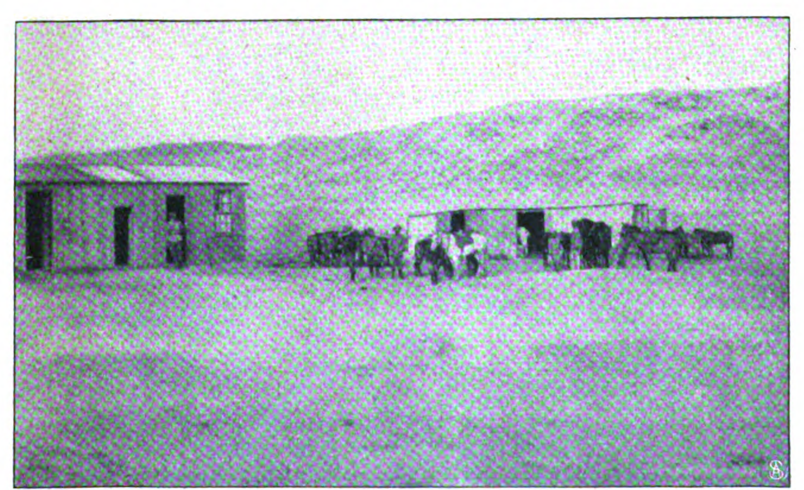
kuppe war sein Standquartier. Lange vor dem Bahnbau war dort ein alter Rastplatz der Händler und der Truppe gewesen. Stauch hatte den Einfall, daß die Leblosigkeit der Wüste irgendwo durch ein Lager an Schätzen, vielleicht an Gold, vielleicht an Edelsteinen, ausgeglichen sein müsse. Frühzeitig verschaffte er sich ein paar Schurfscheine, um am Tage seines erhofften Fundes auch ein Recht zu haben. Aus einem englischen Prospektierbuch, dem einzigen, das damals in Lüderitzbucht aufzutreiben war, unterrichtete er sich über die geologischen Möglichkeiten, und an seinen freien Sonntagen ritt er weiter in den Sand hinein, rechts und links von der Bahn, und suchte Steine. Seine farbigen Arbeiter hatten Weisung von ihm, genau aufzupassen. Einer von diesen Arbeitern, der Kapjunge Levita, fand den ersten deutschen Diamanten unter der Kolmanskuppe, ganz nahe der Bahn, ganz nahe dem Rastplatz. An einem Sonntag war Stauch an der Kolonne Levitas vorbeigekommen und hatte gefragt: „Nun, habt ihr keine hübschen Steine gefunden?" „Einen hellen Stein haben die Boys eben mit dem Hammer zerschlagen, um zu sehen, was er ist", hatte der Vorarbeiter Mrokon geantwortet. „Schlagt nur nicht etwa einen Diamanten entzwei!" sagte Stauch zu den Lachenden. Am nächsten Tag kam dann Levita zu Stauch und brachte einen Stein. „Master, ek denk, dit moet en Demant wees. —"



Auf Diamantensuche am Ausgang des Märchentals im Pomonagebiet.

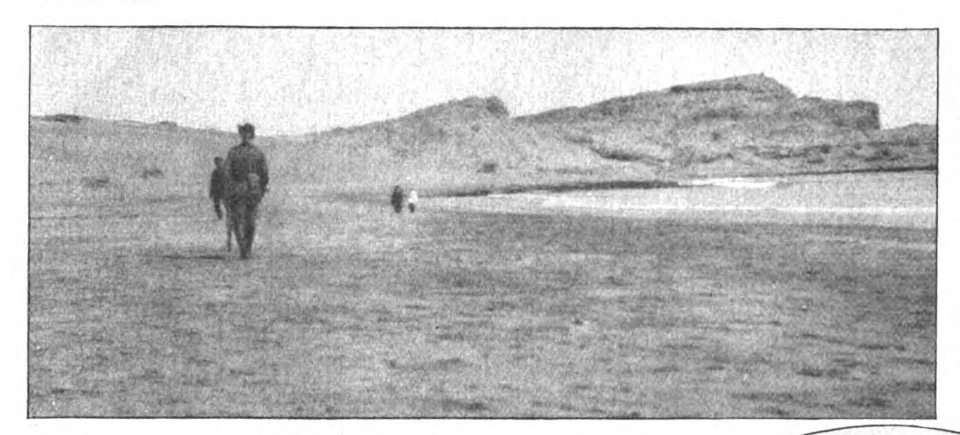


Das heißumstrittene Marmoragebiet mit der südlichsten Polizeistation Angras Juntas.
Die Bucht „Angras Juntas" und die britische Guanoinsel Roast Beef Island.



Pomonapforte, die Polizeistation, die den Eingang in das reiche Pomonagebiet bewacht.

Von der gewaltigen Ausdehnung der deutschen Diamantfelder, von dem großen Reichtum der ganzen Wüste hatte auch Monate nach den ersten Funden niemand eine rechte



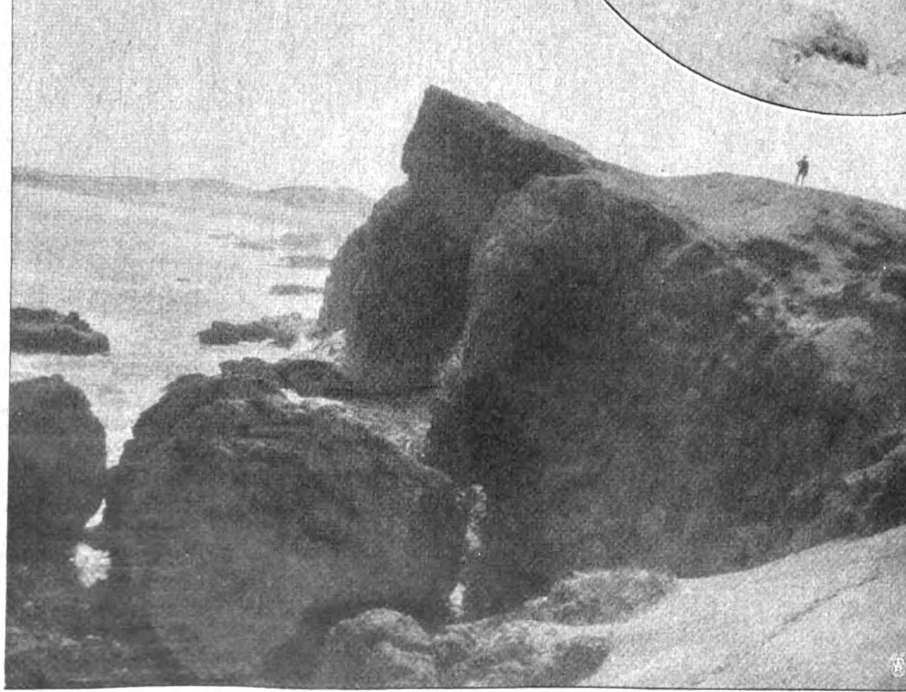
**Die Dreimasterbucht,**
Landungsstelle für die Felder Gute Hoffnung, Schweden und Bogenfels.

seinen Feldern eingeführt. — Erst Ende 1908 stellte sich durch die nach allen Seiten in der Wüste kundschaftenden Lüderitzbuchter der Reichtum der südlichen abgelegenen Namibstrecken heraus. Unter gewaltigen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren wurden Felder bis Angras Juntas belegt und dabei das traumhaft reiche Märchental entdeckt im Pomonagebiet. Noch heute gehört

Ahnung. Man suchte überall um die Kolmanskuppe herum und hoffte vor allem noch, eine primäre Lagerungsstätte zu finden; die losen Diamanten im Sand der Wüstentäler widersprachen allen bisherigen Erfahrungen. — Heute bauen in der Nähe der Kolmanskuppe die Koloniale Bergbaugesellschaft (die sogenannte Stauchgruppe) für sich und den Fiskus ab, dann die Colmanskop Diamond Mines, die zum Teil eine kapländische Gründung sind. Beide Gesellschaften arbeiten mustergültig. An der Spitze der letzteren Gesellschaft steht der vielgenannte Bürgermeister Kreplin als leitender Direktor. Er hat zuerst neben dem Handwaschbetrieb den Maschinenwaschbetrieb auf



**Der Bogenfelsen,**
das Wahrzeichen der südlichen Diamantenküste. Ein Felsentor, von der See gebohrt, 50 Meter hoch und 100 Meter tief.

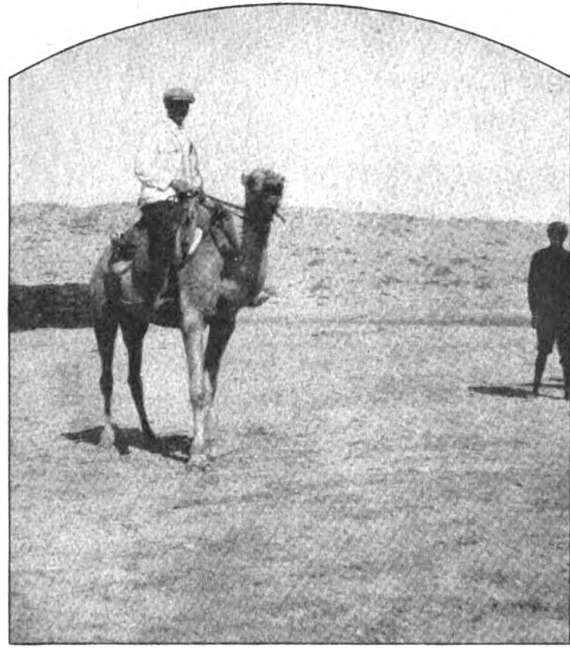


**Blick auf die Küste am Bogenfelsen.**

es niemand, da sich viele um seinen Besitz streiten und das letzte Wort von den Gerichten nicht gesprochen ist. Noch heute kann der, der mit besonderer Erlaubnis des Lüderitzbuchter Bezirksamts durchreitet und gelegentlich vom Pferd steigt und sich in den Sand wirft, rundum auf der Oberfläche die Diamanten im hellen Sonnenschein blitzen sehen und durchaus nicht nur Diamantensplitterchen. Unglaublich, daß so viele Jahrhunderte hindurch dies **Märchental,** in

dessen allernächster Nähe gar eine Kapstädter Firma einmal eine Kupfermine anzulegen versuchte, nie von eines Menschen Fuß betreten sein soll. —

Am Nordeingang des reichen Pomonagebiets liegt die Polizeistation Pomonapforte, im Süden aller Diamantfelder birgt sich die Station Angras Juntas in den Felsen, gerade einer englischen Guanoinsel gegenüber. Die braven Wachtmeister und Sergeanten der Polizeitruppe mit ihren braunen Polizeidienern durchstreifen fortwährend auf oft tagelangen Patrouillen die Namib nach allen Seiten, um Diamantenschmuggel und Diebstahl zu verhüten. Gestohlen wird trotzdem tüchtig, das Gebiet ist eben gar zu riesenhaft.



**Der Bur Bronckhorst, der Leiter des Kamelpostens** in Buntfeldschuh, vor dem Abmarsch einer Kohlenkarawane von Dreimasterbucht nach Gute Hoffnung.

Viel Plage schafft heute noch die Wasser- und Proviantzufuhr zu den Abbaufeldern in der Wüste. Anfangs schleppte man alles Wasser in Fässern oft 100 Kilometer und mehr durch den Wüstensand herbei. Inzwischen hat man sich geeignete Landungstrecken an der Küste gesucht; dort sind Kondensatoren errichtet worden, und Kamele tragen die Güter zu den nächsten Feldern. Von den Landungstellen ist Prinzenbucht schon zu einer richtigen kleinen Hafenstadt aufgerückt. Die jetzt für die Felder am Bogenfelsen usw. benutzte Dreimasterbucht war auf keiner Karte eingezeichnet, bis der Dampfer Linda Woermann sie fand. Der Bogenfelsen selbst ist ein gewaltiges Wahrzeichen der deutschen Diamantenküste; durch die Felsmassen hat sich die See ein fünfzig Meter hohes Tor gebrochen. Unser Bild S. 1754 gibt eine rechte Vorstellung von der einzigartigen Schönheit des Riesenbogens.

# Juana.

Eine amerikanische Ehegeschichte von Otto Krack.

War es denn möglich? Konnte man sich das vorstellen? Sollte es wohl einen Menschen in der weiten Gotteswelt geben, der seine Heimat so ganz und gar vergessen konnte? Der Hunderte von Meilen entfernt war und wochenlang nichts von sich hören ließ? Der nicht einmal daran dachte, nach Hause zu schreiben?

Heinrich Ohlsen konnte sich nicht genug wundern — was war das bloß mit seinem Bruder? Wie lange war es her, daß er kein Lebenzeichen von ihm bekommen hatte? Mindestens einen Monat — er rechnete nach — ja, einen ganzen Monat war es her. Er hatte geschrieben, seine Gustave hatte geschrieben, aber keine Antwort . . .

Was hatte das bloß zu bedeuten?

Der Baumeister ging langsam die Straße hinunter, verschränkte die Hände auf dem Rücken und schüttelte den Kopf.

Nein, das verstand er nicht, das konnte er sich nicht erklären. Hatte sein Bruder nicht bitter unrecht? Konnte er sich nicht denken, daß man sich daheim um ihn sorgte und beunruhigte, daß man geradezu in Angst war? Was konnte nicht alles geschehen — zumal drüben in einem solchen Land wie Venezuela!

Bill hatte ja selbst erzählt — eine Gänsehaut konnte einen überlaufen. Man war sich kaum seines Lebens sicher und durfte sich ohne Waffe gar nicht aus dem Haus trauen. Man hatte den Revolver immer in der Tasche; er war ein notwendiges Kleidungstück, das man ablegte wie Hut und Mantel. Wenn man auf einem öffentlichen Ball war, lagen die blitzenden Dinger in langer Reihe nebeneinander auf dem Tisch wie die Gummischuh unterm Tisch. Was für Zustände — du lieber Himmel!

Der Baumeister war angelangt und blieb vor dem hübschen Heim stehen, das er sich hier draußen errichtet hatte. Er warf einen wohlgefälligen Blick auf das kleine Eigenhaus mit dem roten Ziegeldach, das inmitten des verschneiten Gartens lag. Ein weißer Zaun lief ringsherum, und ein saubergepflegter Fliesengang führte bis vor die Eingangstür.

Wie schön wäre es, wenn er seinen Bruder bei sich hätte! Sie hatten beide den gleichen Beruf, waren beide Baumeister und hätten das alte Geschäft ihres seligen Vaters so gut zusammen fortführen können. Sie waren die einzigen Geschwister, hingen sehr aneinander und vertrugen sich prächtig, und seine Gustave hielt auch so viel von ihrem ritterlichen, lebenslustigen Schwager. Aber den abenteuerlichen Bill litt es ja nicht zu Hause, ihn trieb es immer fort — hinaus in die Welt, in die Ferne, bis er auf seinen Fahrten drüben in Südamerika hängengeblieben war. Jetzt baute er in Caracas — konnte er nicht ebensogut daheim bauen, in der gemütlichen alten Hafenstadt nahe der Ostsee, wo sie aufgewachsen und groß geworden waren?

Es war einfach schade, jammerschade! Das letztemal, als Bill hier gewesen war, vor zwei Jahren, hatte es ihm auch sehr gut gefallen. Es paßte ihm nicht mehr allein draußen in der Fremde; er wollte seine Verhältnisse drüben allmählich ordnen, seine Häuser

verkaufen und sich dauernd in der Heimat niederlassen. Er hatte auch oft davon geschrieben, und alles hatte sich sehr schön angelassen. Man konnte ihn schon in diesem Jahr zurückerwarten, sie hatten sich beide so darauf gefreut, und jetzt —? Jetzt war mit einem Male keine Rede mehr davon, alles war still — was war dazwischengekommen? —

Als er in dem kleinen Vorraum stand und seine Sachen ablegte, trat ihm eine große, blonde Frau entgegen und bot ihm den Mund zum Kuß. „Na, Mann," sagte sie und hing sich in seinen Arm, „bist endlich da? Ich warte schon mit dem Essen. Hast wohl Hunger, nich?"

„Wirst dich wundern, Guschen," meinte Heinrich lachend, „was gibt's denn Schönes, he?"

„Wird nich verraten, komm man!" — —

Als sie sich bei Tisch gegenübersaßen und der Baumeister sich eben in den gefüllten Rippenbraten vertiefen wollte, schrillte draußen die Klingel. Die beiden horchten auf: die Tür wurde geöffnet und gleich wieder geschlossen. Also wohl ein Brief oder eine Bestellung.

„Was ist denn, Mine?" fragte Heinrich das dralle rotbäckige Mädchen, das über die Schwelle trat.

„Nix weiter, Herr Baumeister", sagte Mine langsam und bedächtig in ihrer breiten plattdeutschen Mundart: „Von der Post. Man bloß abzugeben." Und damit reichte sie ihm ein kleines Stück Papier mit einem blauen Siegel, drehte sich um und ging ohne große Eile wieder hinaus.

Der Baumeister legte Messer und Gabel nieder, nahm das Blättchen, öffnete es, entfaltete es und las — las einmal — las zweimal — seine Augen wurden groß und starr, seine Lippen bewegten sich, als wollte er sprechen, aber er konnte keinen Laut hervorbringen.

„Mein Gott, Heinrich," sagte Gustave ganz erschreckt, „Mann, was ist denn? Was hast du —? Mir wird ja angst und bange. So sag doch bloß —!"

Aber Heinrich sagte gar nichts, sondern gab seiner Frau das Papier schweigend über den Tisch.

Was war das — —? Aus Venezuela — aus Caracas — von Bill?

Auch Frau Gustave las — las einmal — las zweimal, auch ihre Augen wurden groß und weit und starrten auf das Blatt, als ob sie nicht begreifen konnte, was da geschrieben stand.

Sie schüttelte den blonden Kopf und buchstabierte Silbe für Silbe die vier Worte, die der Schwager gekabelt hatte:

„In Juana verliebt. Bill."

Und der behäbige Baumeister nickte mit dem Kopf und wiederholte in dem gleichen Tonfall: „In Juana verliebt. Bill."

Weiter nichts, das war alles.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Heinrich sich besonnen hatte und an das so jäh unterbrochene Mittagessen dachte. Aber schließlich siegte der Rippenbraten, der doch gar zu köstlich duftete. Der Hausherr nahm Messer und Gabel wieder zur Hand und befriedigte zuerst mal seinen körperlichen Menschen.

Also das war es! Das war der Grund! Deshalb hatte Bill so lange nicht geschrieben! Er hatte keine Zeit gefunden, er war mit anderen Dingen beschäftigt, in eine Herzensache verwickelt — er war verliebt in — in — wie hieß sie doch? Richtig — Juana! Ein hübscher Name. Aber woher stammte er? Er war nicht deutsch, nicht englisch, nicht französisch, er klang so spanisch — natürlich, Don Juan war ja auch ein Spanier. Das wußten sie alle beide. Juana mußte eine Spanierin sein oder wenigstens spanischen Geblüts. Da drüben in Südamerika gab es ja so sonderbare Völkermischungen.

Nein, dieser Junge —! Solange hatte er gewartet, und jetzt endlich, mit sechsunddreißig Jahren, hatte er sich verliebt! War das nicht erfreulich? Ja, gewiß, eigentlich sollte man sich freuen, aber die Sache hatte doch auch ihre Kehrseite, denn wenn Bill kabelte, mußte er es sehr ernst meinen, und wenn er es ernst meinte, würde er wohl drüben einen Hausstand gründen, und dann war er für sie verloren und kam nie wieder . . .

Das war traurig. Aber man wollte nicht den Kopf hängen lassen, sich in Geduld fassen und abwarten, wie alles zusammenhing. Bill mußte ja schreiben, ausführlich schreiben. In zwölf Tagen konnte ein Brief da sein, konnten sie wissen, woran sie waren.

Aber es verstrichen keine acht Tage in Hoffen und Harren, da kam eine neue Botschaft aus Caracas. Es war kein Brief und keine Karte; es war wieder eine Kabelnachricht, und diese Nachricht enthielt wieder vier Worte:

„Mit Juana verlobt. Bill."

Der Baumeister hatte gerade sein Mittagschläfchen gehalten und rieb sich noch die Augen, als seine Frau ihm die Depesche brachte.

„Das geht aber schnell," fand Heinrich, „meinst du nich auch, Guschen? Vor ein paar Tagen verliebt und nun schon verlobt? Das scheint da drüben n' bischen anders zu sein wie bei uns — Hm, mag wohl vom heißen Klima kommen, nich? Na, dann können wir ja gleich unsere Glückwünsche anbringen . . ."

Und nachdem er seinen Kaffee getrunken hatte, ging er bei der Post vor und kabelte nach Caracas.

Heinrich und Gustave fingen allmählich an, sich an diese Art überseeischen Verkehrs mit Bill zu gewöhnen. Sie erwarteten keine ausführlichen Briefe mehr, sondern waren überzeugt, daß sie von dem verliebten und verlobten Bill auf die gleiche Art hören würden, wenn er in den Hafen der Ehe einlief.

So geschah es auch.

Es dauerte gar nicht lange, so erhielten sie Nachricht von drüben, und wieder in vier Worten:

„Mit Juana verheiratet. Bill."

Heinrich ging abermals auf das Postamt und kabelte dem neuvermählten Paar die Glückwünsche des Bruders und Schwagers wie der Schwägerin.

Also nun war es abgemacht. Nun war es eine Tatsache: Ihr Bill hatte sich verheiratet, ihr Bill war ein junger Ehemann.

Daß sie vorläufig keine weitere Nachricht, kein ausführliches Schreiben von ihm bekamen, das war ja ganz natürlich. Das nahmen sie ihm auch weiter nicht übel.

Ob die beiden den Honigmond wohl in der Heimat der jungen Frau verbringen oder eine Hochzeitsreise machen würden, wie es in Europa Sitte war? Vielleicht war es drüben auch üblich? Ja, gewiß! Sie hatten oft genug in der Zeitung gelesen, daß junge Paare gleich nach der Trauung auf das Schiff stiegen und nach dem Festland abreisten. Warum Bill nicht auch? Er hatte ja ein hübsches Stück Geld verdient und konnte es sich wohl leisten. War es nicht natürlich, daß er Frau



Juana seine Heimat zeigte und die Gelegenheit benutzte, Bruder und Schwägerin zu besuchen?

Das wäre eine Ueberraschung! Vielleicht wollte er sie auch überraschen? Vielleicht hatte er deshalb so lange nicht geschrieben? Er wollte selbst kommen und seine Frau mitbringen, wollte alles selbst erzählen anstatt zu schreiben —?

Ja, das war Bill zuzutrauen! Er fuhr von Südamerika nach Spanien oder Frankreich, blieb eine Zeitlang im wärmeren Süden und reiste langsam nach Norden, um sich allmählich an die rauhere Witterung zu gewöhnen. Dann bekamen sie eine Depesche aus Paris oder Berlin, und andern Tags war er da!

So hatte er es beide Male gehalten, als er sie besuchte, und so würde er es gewiß auch diesmal halten. Ja, in diesen Gedanken lebten sie sich allmählich ein, und schließlich waren beide felsenfest überzeugt, daß sie nicht mehr lange auf Bill und seine Juana zu warten brauchten.

Frau Gustave machte schon allerhand Pläne, wie sie ihre Gäste am besten unterbringen wollte. Sie mußten natürlich unter ihrem Dach wohnen — anders litt sie es nicht. Bill hatte ihre Bitte zwar nie erfüllt; er war jedesmal im „Nordischen Hof" abgestiegen. Und warum? Erstens wollte er andern keine Umstände machen, zweitens wollte er seine Freiheit behalten, und drittens wollte er schimpfen, wenn es ihm paßte. Ja, das hatte er gesagt. War das nicht sonderbar?

Aber diesmal kam er ja nicht allein, diesmal hatte er seine Frau mit, die auch ein Wörtlein mitzureden hatte. Das wurde einfach mit Juana abgemacht. Sie bekamen die beiden hübschen Fremdenzimmer oben und sollten sich schon heimisch fühlen — ja, dafür wollte sie wohl sorgen!

Auf die junge Frau waren sie ja sehr gespannt. Und wie Bill sich wohl mit ihr haben würde? Ob er wohl sehr herzlich und zärtlich war? Hm — nein — das war eigentlich nicht seine Art. Er hatte eher etwas Ruhiges, ja Kühles in seinem Wesen — wenigstens äußerlich. Gewiß, kein Mann konnte artiger und liebenswürdiger sein — Gott, was erwies er Gustave nicht alles für Aufmerksamkeiten, wenn er zu Besuch war! Aber Bill als Ehemann? Nein, das konnten sie sich gar nicht vorstellen!

Na, sie wollten sehen. Das würde sich ja alles zeigen, das würden sie ja bald erleben — — —

Und richtig! Als ob sie das nicht gedacht hätten! Das hatten sie ja vorausgesagt!

Es war Sonntagmorgen und das schönste Oktoberwetter von der Welt. Heinrich stand mit seiner Gustave am Fenster und sah seelenvergnügt auf die stille Straße hinaus. Da kam der Postbote quer über den Damm; er griff schon in seine kleine hellrote Tasche und steuerte gerade auf das Haus los. Sie warteten gar nicht erst, bis es klingelte und das Mädchen öffnete, sondern standen schon oben an der Treppe und nahmen das Telegramm in Empfang. Auf dem Fleck blieben sie stehen, Heinrich riß das Papier auf, und beide steckten die Köpfe zusammen und lasen . . .

Lasen einmal — lasen zweimal — und sahen sich an — starr und stumm — wie entgeistert — wie versteinert —. Was war das —? Was sollte das heißen —?

Sie guckten wieder in das kleine weiße Blatt, lasen Silbe für Silbe, als ob sie sich geirrt hätten. Aber nein, es war richtig — sie hatten sich nicht getäuscht. Da stand groß und breit:

„Juana unmöglich. Bill."

Der Baumeister ließ den Arm mit der Unglücksbotschaft sinken und ging schweren Schrittes ins Wohnzimmer zurück, hinter ihm Gustave. Sie setzten sich ans Fenster einander gegenüber — wie immer, wenn sie etwas Wichtiges zu besprechen hatten — und begannen, ihre Gedanken zu sammeln.

Bill hatte ihnen ja schon manche Ueberraschung bereitet, aber das war denn doch —! Sie glaubten ihn glücklich und überselig in diesen ersten Wochen, glaubten ihn mitten im schönsten Rausch junger Liebe, glaubten ihn am Anfang eines neuen Lebens, und es war schon am Ende? Er war schon fertig und erklärte Juana für unmöglich — — —?

Aber nein. Das konnten sie sich nicht denken. Es war gewiß nicht so ernst, so schlimm gemeint. Das junge Paar war wohl ein bißchen aneinander geraten, vielleicht das erstemal — wie das im Ehestand ja vorkommen soll — und Bill hatte sich das gleich zu Herzen genommen, hatte gleich in der ersten Aufwallung an sie daheim gekabelt — gewiß, so war es wohl, mit der Zeit würde sich alles wieder einrenken. . . .

Aber sie sollten sich irren, grausam irren. Kaum hatten sie sich getröstet und ihre alte Heiterkeit wiedergewonnen, da kam eine neue Hiobspost und schreckte sie aus ihrer Ruhe. Das junge Paar hatte sich nicht wieder versöhnt und Frieden geschlossen — nein — im Gegenteil, es war alles zu Ende. Denn Bill hatte Schluß gemacht und kabelte kurz und bündig:

„Von Juana geschieden. Bill."

Das war nun die Liebes- und Ehegeschichte ihres Amerikaners. In fünf Sätzen hatte er von seinen ganzen Schicksalen berichtet. Es mußte da drüben doch sehr, sehr sonderbar zugehen —!

Zuerst waren sie ganz niedergeschmettert und bedauerten ihren armen Bill, der so übel angekommen war. Denn das war ihnen von vornherein klar: nur Juana hatte schuld und kein anderer.

Sie war gewiß eine Halbwilde, hatte fürchterliche Launen und wollte wie eine Fürstin leben. Anders war es nicht zu erklären . . .

Vielleicht war es das allerbeste, daß es so gekommen war. Gewiß war ihm der Aufenthalt nun gründlich verleidet, und er machte endlich sein Versprechen wahr: er kam zurück. Denn was hatte ihn noch drüben gehalten als Juana?

Sie hatten auch richtig geraten. Eines schönen Abends, als sie beide in der „Schummerstunde" vor dem Kamin saßen, kam die Freudenbotschaft. Und diesmal waren es nicht die berühmten vier, sondern nur drei Worte, die drei wundervollen Worte:

„Auf Wiedersehn. Bill."

„Hurra!" rief der Baumeister und schwang das kleine, weiße Stück Papier hoch in der Luft. „Er kommt, Guschen! Was sagst du nun? Er kommt —!"

War das ein Jubel! Heinrich stieg selbst in den Keller hinunter, holte eine Flasche Champagner herauf und ließ sie kalt stellen. Die Fremden sollten leben!

Das erste Glas galt natürlich Bill, aber das zweite gehörte der Spanierin — der „unmöglichen" Spanierin. Denn wem verdankten sie es, daß ihr geliebter Amerikaner wiederkam? Juana allein!



# Französische Schauspielerinnen und ihre Lieblingshunde.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Ein jedes Volk, das etwas auf sich hält, führt, wie wir wissen, ein mehr oder weniger umfangreiches Buch, in das die Taten seiner Helden mit goldenem Griffel eingetragen werden. Wer über viel freie Zeit verfügt, kann sich durch die Lektüre solcher Heldensagen manche

Phot. Reutlinger. Mme. Delza mit ihrem deutschen Spitz.

angenehme Stunde verschaffen, denn in der Regel sind die geschilderten Draufgänger sympathische Menschen; steht doch bekanntlich Tollkühnheit dem Soldaten wohl an. Könnte man nun alle die Braven fragen, wen sie in ihrem Kreis für den größten Helden hielten, so



Phot. Bert

Mlle. Napierkowska mit ihrem Spitz.

würde sich durch die Stimmenzahl der Tapferste der Tapferen mit einiger Mühe feststellen lassen. Mag dieser Held nun am Engpaß der Thermopylen oder am Jalu sein Meisterstück verrichtet haben — einerlei! Würde man ihn beispielweise jetzt



Phot. Bert

Mme. Lefèvre und ihr Mannheimer Spitz.

und hier im vorliegenden Fall „in den Ring“ der von uns im Bild vorgeführten Hunde und ihrer holden Herrinnen mit der Aufgabe eines Preisrichters betrauen, und sollte er dann den schönsten unter den süßen Amis bezeichnen, ich glaube, er würde wohl zu seinem Ordner sagen: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich habe mein Taschentuch in der Garderobe vergessen“, er spräch's, und nie wohl sähe man ihn wieder.

Auch mich lechzt nicht danach, den im Beispiel angeführten Braven noch an Bravour zu übertreffen; das Geschäft des Preisrichters wurde mir ja auch glücklicherweise nicht übertragen, in jedem Fall ist es nämlich „undankbar“; man reiße sich daher nicht darum, war doch zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit Vorsicht immer der bessere Teil der Tapferkeit!

Lassen wir daher die Frage nach dem Preisträger, kynologisch gesprochen, ganz offen, und versuchen wir der Sache auf andere, weniger empfindliche Weise Interesse abzugewinnen, denn interessant bleibt eine



Phot. Reutlinger. Phot. Reutlinger.

**Mme. de Nanteuil mit ihren Zwerggriffons und ihrer Zwergbulldogge. Oben: Mlle. Dolley mit ihrem Terrier.**

derart improvisierte Schau auf alle Fälle, mögen sich auch Kenner und Männer von Fach über die Rassenreinheit der lieben Wauwaus niemals vollkommen einig werden.

Bekanntlich gibt es der Gründe gar viele, weshalb man sich einen Hund zulegt. Im allgemeinen kann man dabei die Erfahrung machen,



Mme. Darey mit ihrem Wachtelhund. Phot. Bert

Mme. Mealy mit ihrem Mannheimer Spitz. Phot. Bert.

Mlle. Depalleir mit ihrem Zwergspitz. Phot. Bert.

Mme. Suzanne Desprès mit ihrem chinesischen Chow-Chow. Phot. Bert.

daß sich aus der Wahl der Art Rückschlüsse auf die Charaktereigenschaften des betreffenden Besitzers ziehen lassen; auch bleibt es ferner bemerkenswert, daß sich sehr bald durch den täglichen Umgang mit einem intelligenten Hund bei diesem gewisse Uebereinstimmungen herausbilden, die gelegentlich so ausgesprochen sind, daß scharfe Beobachter in manchen Punkten eine Aehnlichkeit herausfinden, die allerdings auf einem Bild nicht voll zur Geltung kommen kann, da sie sozusagen mehr seelisch ist.

Ob der Hund eine Seele besitzt, soll dabei hier nicht zur Diskussion gestellt werden; nehmen wir es als feststehend an, um so mehr, da die hier „im Ring auftretenden" Damen die eventuelle Frage sicherlich mit einem recht energischen „Ja!" beantworten würden.

Was sollten ihnen auch die treuen Begleiter sonst, könnte man nicht mit ihnen sprechen und ihnen sagen, was das Herz bewegt? Sind es nicht Freunde, denen man alles anvertrauen darf, die mitempfinden, wenn wir leiden, und die uns verstehen, weil sie in ihrer rückhaltlosen Treue restlos in unserm Wesen aufgegangen sind?

Staffage? Vielleicht — doch auch vielfach dann nur, um eine schöne

Hand im weichen Fell besser zur Geltung zu bringen, um wohl auch einmal zu zeigen, wie sanft „man" streicheln kann. Auch mag es bei einigen der Bühnensterne mehr eine Modesache sein, sich einen Hund zu halten, die meisten dieser Damen dürften dagegen bei zunehmender Menschenkenntnis unbewußt oder bewußt die Worte des Philosophen von Sanssouci bei Beschaffung eines Hundes in die Tat umsetzen, der resigniert zu sagen pflegte: „Je mehr man die Menschen kennt, desto lieber werden uns die Hunde", und — wer nicht Menschenkenner ist, kann bekanntlich auch nicht ihr Darsteller sein.

Im Reich des Scheins hat naturgemäß die Falschheit mehr Heimatberechtigung als irgendwo, wahre Freunde sind daher dort noch rarer als sonst im Leben. Selbst der Beifall der Menge kann eine empfindsame Seele gelegentlich nicht über Zwischentöne hinwegtäuschen, die um so nachhaltiger im Gemüt eines Künstlers haften, je ernster er seinen Beruf auffaßt.

In solchen Stunden des Zweifels dann einen Freund zur Seite zu haben, der unbedingt treu zu uns hält, das ist ein Wunsch, der voll berechtigt ist, und wer sich in solcher Vereinsamung einen Hund zum Gefährten erwählt, wird nie betrogen sein.

Schon die Gewißheit zu haben bei der Rückkehr, sei es nach einem Erfolg oder nach einer Ablehnung, daheim mit Sicherheit ein Wesen anzutreffen, das sich nach seiner Herrin sehnt, das Liebe und Achtung ihr entgegenbringt, selbst dann, wenn alle sie hassen, läßt manche Bühnenkünstlerin die Stunden der Enttäuschung oder Qual leichter ertragen und überwinden.

Wer kann es daher diesen Damen verargen, daß sie ihre kleinen Freunde ganz besonders lieben und ihre Schönheit temperamentvoll preisen, obgleich sie vielleicht nur ihnen wahrnehmbar ist.

Den Hundekenner reizt es dabei trotzdem, sich die Auserwählten einmal genauer anzusehen, und er kommt bei dem Gesamturteil zu dem Schluß, daß sich die Damen bei ihrer Wahl auch von praktischen Erwägungen leiten ließen, denn ausnahmslos zählen die dargestellten Hunde zu den besonders wachsamen Rassen.

Aber auch als Verteidiger ihrer Herrin kämen einige unter ihnen ernstlich in Frage. So dürfte es durchaus nicht ratsam sein, sich dem von seiner Herrin am Hals zurückgehaltenen Chow-Chow zu nähern; besitzen doch diese aus China importierten Hunde in ihrem charakteristischen schwarzen Fang, den nebenbei auch eine schwarze Zunge ziert, ein ganz immenses Beißwerkzeug, auch sind sie sehr tapfere Burschen. Das gleiche gilt, wenn auch in etwas milderer Form, von dem braven deutschen Fuhrmannspitz, der neben seiner schlanken Herrin sitzt. An Wachsamkeit übertrifft der kleine schwarze Mannheimer Spitz dagegen wohl alle seine Kollegen, und weil er gleich in mehreren Exemplaren gelegentlich unserer Schau vertreten ist, läßt sich darauf schließen, daß im Heim der betreffenden Herrinnen hohe Werte zu schützen sind.

Sie sind in sicherer Hut!

# Bilder aus aller Welt.

Vor wenigen Tagen starb in Küßnacht bei Zürich der bewährte Schweizer Historiograph Karl Daendliker, Professor an der Universität Zürich.

Eine der hervorragendsten Altistinnen ist Frl. Augusta Müller, die seit einigen Jahren als Mitglied dem Kölner Opernhaus angehört.

Bei seiner jüngsten Automobilrundfahrt durch England und Schottland nahm Prinz Heinrich von Preußen oft an den im britischen Reich so sehr beliebten Sportspielen teil. Unser Bild zeigt ihn beim Golfspiel.



Prof. Karl Daendliker †
bekannter Schweizer Historiograph.



Generalmajor z. D. C. Hartmann,
feierte sein 50jähr. Dienstjubiläum



Frl. Augusta Müller,
erfolgreiche Altistin der Oper in Cöln.



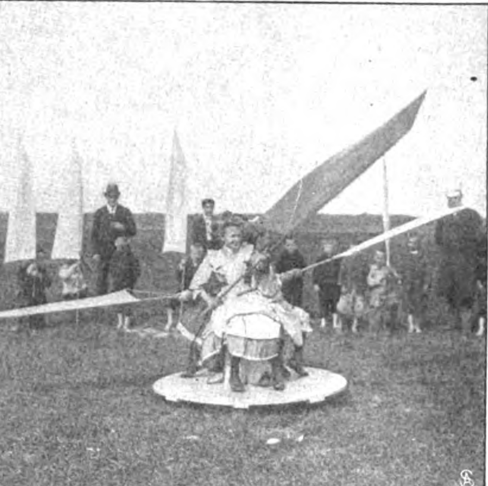
Phot. Gebr. Haeckel.

**Prinz Heinrich von Preußen**
im Kostüm der Hochländer beim Golfspiel.



Josephine Gerwing,
Violinistin, die mit einem Quartett den Westen Amerikas bereist.



**Eine moderne aeronautische Kinderbelustigung.**
Eine Erfindung des Flugtechnikers Buttenstedt.



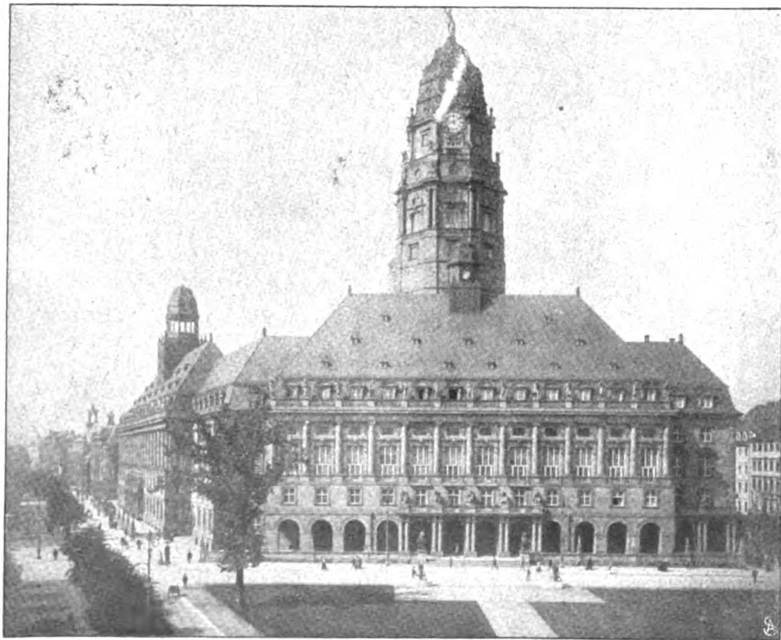
**Geh. Komm.-Rat O. Preibisch †**
Seniorchef der bekannten deutsch-österreichischen Textilwerke.

Sein 50 jähriges Dienstjubiläum feierte der Generalmajor z. D. Emil Hartmann. Der Jubilar betätigt sich seit langen Jahren als Freimaurer in hervorragender leitender Stellung.

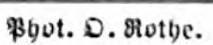
Eine talentvolle Violinistin, Josephine Gerwing, macht mit einem Quartett eine Tournee durch den Westen und Osten der amerikanischen Staaten und erntet allseitigen Beifall.



**Dr. Erdmann**
wurde zum Marine-Generalarzt befördert.



**Das neue Rathaus in Dresden.**
Die Hauptfassade an der Gewandhausstraße.



Phot. O. Rothe.



Phot. Rita Martin.

**Lady Ingestre,**
eine englische Aristokratin im indischen Gewand.

Ein ganz modernes Belustigungsmittel für Kinder hatte der verstorbene Flugtechniker Buttenstedt in Friedrichshagen erfunden. Auf einer beweglichen Drehscheibe sitzen die Kinder und drehen sie durch taktmäßiges Schwenken der messerförmigen Flügel.

Vor kurzem starb der Seniorchef eines der größten deutsch-österreichischen Textilwerke Oskar Preibisch in Reichenau in Sachsen.

Der bisherige Generaloberarzt der Marine Dr. Erdmann ist vor kurzem zum Marinegeneralarzt und Flottenarzt der Hochseeflotte ernannt worden.

Das neuerbaute Rathaus in Dresden wurde kürzlich seiner Bestimmung übergeben.

Englische Aristokratinnen lieben es, sich in indische Kostüme zu kleiden. **Lady Ingestre ist mit dem ältesten Sohn des Lord Shrewsbury vermählt und die Tochter des Lord Paget.**

**Schluß des redaktionellen Teils.**

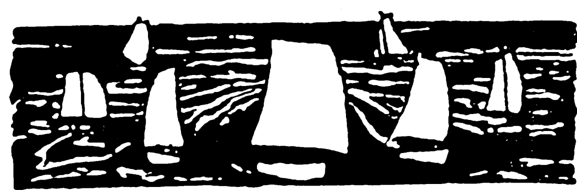
# DIE·WOCHE

Nummer 42. | Berlin, den 15. Oktober 1910. | 12. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 42.

Seite





## Die sieben Tage der Woche.

### 6. Oktober.

Das Kaiserpaar begibt sich mit der Prinzessin Viktoria Luise von Rominten über Königsberg nach Cadinen.

Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika meldet, daß bei Wilhelmsthal aus dem Kapland eingeführte Kaffern, die beim Umbau der Bahnstrecke Karibib-Windhuk beschäftigt waren, revoltierten, die Revolte aber mit Hilfe des Militärs schnell unterdrückt wurde.

Der Vorstand des Deutschen Städtetages beschließt eine Eingabe an den Reichskanzler und den Reichstag wegen Maßnahmen zur dauernden Behebung der Fleischteuerung.

Im Reichstag wird der dritte Deutsche Kolonialkongreß durch den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg eröffnet.

Aus Portugal wird die Bildung einer provisorischen republikanischen Regierung mit Theophilo Braga (Portr. S. 1772) als Präsidenten gemeldet.

### 7. Oktober.

In Breslau wird der 11. deutsche Fortbildungsschultag und die 19. ordentliche Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Fortbildungsschulwesen eröffnet.

Auf seiner Besitzung in Cappenberg stirbt, 67 Jahre alt, der Dortmunder Oberbürgermeister Schmieding, Mitglied des preußischen Herrenhauses (Portr. S. 1770).

In Portugal verfügt ein Dekret der provisorischen Regierung die Auflösung sämtlicher Kongregationen, deren Mitglieder das Land binnen 24 Stunden zu verlassen haben.

Oberhalb von Agra ertrinken 700 an den Ufern des Ganges lagernde Pilger in einer plötzlich auftretenden Flutwelle.

### 8. Oktober.

In Dresden tritt der achte ordentliche Deutsche Luftschiffertag zusammen.

Der finnische Landtag wird aufgelöst, die Neuwahlen werden auf den 2. Januar 1911 anberaumt.

Die türkische Regierung beschließt, über Saloniki den Belagerungszustand zu verhängen.

Aus Winnipeg kommt die Meldung, daß die Ortschaften Beaudette und Sporner durch einen Waldbrand zerstört wurden, wobei viele ihrer Einwohner ums Leben kamen.

### 9. Oktober.

Aus Amagala in Honduras wird gemeldet, daß der dortige Stadtkommandant Befehl gegeben habe, alle Engländer und Amerikaner festzunehmen und ihr Eigentum zu konfiszieren. Darauf seien sämtliche Ausländer aus der Stadt geflohen.

### 10. Oktober.

Die Feierlichkeiten zum hundertjährigen Jubiläum der Berliner Universität nehmen mit einem Festgottesdienst im Dom und einem Fackelzug der Studentenschaft ihren Anfang.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Wächter wird in Wien vom Kaiser Franz Josef in halbstündiger Audienz empfangen.

Die griechische Nationalversammlung wählt den Athener Advokaten Konstantin von Hößlin zum Präsidenten.

Eine Meldung aus Beirut besagt, daß die Türken unter Abdul Hamid-Bei in einem 10stündigen Kampf bei Kafr die Drusen geschlagen haben, die 2000 Tote auf dem Schlachtfeld ließen

### 11. Oktober.

Bei dem Festakt zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität in der neuen Aula hält der Kaiser eine Rede, in der er mitteilt, daß ihm zwischen 9 und 10 Millionen Mark zur Begründung selbständiger Forschungsinstitute zugestellt worden sind.

Die Angestellten der französischen Nordbahn treten trotz des Widerspruchs des Generalsyndikats in den Ausstand.

### 12. Oktober.

In Frankreich dehnt sich der Eisenbahnerstreik auf sämtliche Linien aus.

## Portugal.

Von Professor Robert Piloty (Würzburg).

Aenderungen von Staatsformen pflegen sich nicht auf Wegen des Rechtes zu ereignen. Ihre Theorie gehört daher nicht der Wissenschaft des Rechtes, sondern der Geschichte und der Politik an. Man würde jedoch die Grenzen des Rechtes und seiner Wissenschaft zu eng ziehen, wenn man annähme, daß aus solchen Vorgängen für das Recht nichts zu lernen sei, oder daß umgekehrt das Recht in diesen Vorgängen völlig bedeutungslos sei. Die Herrschaft eines Staates, die sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge in Normen des Rechtes hüllt, zeigt zwar, wenn sie auf gewaltsamem Wege ihren Inhaber wechselt, ihre tatsächliche Natur. Zugleich aber offenbart sich auch die einer höheren Notwendigkeit entspringende Unausbleiblichkeit des Rechtes, indem selbst die usurpierte Herrschaft in der Zeit ihres noch angefochtenen Besitzstandes nach Form und Namen des Rechtes greift. Die nur auf tatsächlicher Gewalt beruhende Autorität sucht so rasch wie möglich nach einem Titel rechtmäßiger Staatsgewalt. Die kürzeste Formel für den Vorgang und zugleich seine Erklärung ist: Trennung von Autorität und Staatsgewalt! Die Geschichte des Staates und seines Rechtes lehrt, daß diese Trennung unter mannigfachen Voraussetzungen, in verschiedener Weise und mit sehr wechselndem Erfolg sich ereignen kann; ein politisches Gesetz aber, das im Wesen des Staates begründet ist

besagt, daß solche Trennung in keinem Fall für den Staat auf die Dauer erträglich sei. Unter den vielen Arten von Krankheiten, denen das Leben des Staates ausgesetzt ist, ist sie die einzige, die sicher zum Ende führt*).

Da die Herrschaft ihre Rechtsform in der Verfassung des Staates zum Ausdruck bringt, so läßt sich die Tatsache der verlorenen Autorität beim rechtmäßigen Inhaber der Herrschaft am sichersten durch eine Vergleichung des wirklichen Geschehens mit dem von der Verfassung verlangten feststellen. Man möchte nun nach gewöhnlichen Gesetzen der Logik vermuten, es stehe die Aenderung der Staatsform stets um so unmittelbarer bevor, je größer und offenkundiger jene Dissonanz sei. Die Logik des Staatslebens aber ist nicht die gewöhnliche. Natürliche Gesetze, begleitende Umstände, Lage des Landes und vor allem der Charakter des Volkes und seine Geschichte wirken herein. So kommt es, daß jede gewaltsame Aenderung der Staatsform ihre besonderen Merkmale hat und ihre besonderen Ueberraschungen bereitet. Unsere Generation erlebte die so folgenreiche Selbstbefreiung des Mikado, die sich unter gewaltsamer Beseitigung des Jahrhunderte alten Taikunats durchsetzte, sie erlebte die beiden unblutigen Revolutionen der Trennung der skandinavischen Union und der bosnischen Okkupation. Der neueste Vorgang solcher Art, dessen Ausgang heute noch ungewiß ist, spielt sich in Portugal ab. Ist auch der Erfolg der portugiesischen Staatsumwälzung noch ungewiß, so belehrt doch das Geschehene schon, daß es die verlorene Autorität ist, die der dortigen Monarchie die tatsächliche Grundlage der Herrschaft entzogen hat. Die Verfassung ist gebrochen, von selbst wird sie nicht wieder erstehen. Durch die tatsächlichen Gewalthaber ist die Aenderung der Staatsform erklärt, der Besitzstand wird in die Rechtsform der Republik gehüllt.

Wenn auch die Ungewißheit des endgültigen Erfolgs und die Unvollständigkeit des Einblicks in die letzten entscheidenden Motive ein abschließendes Urteil über das Geschehene noch verbieten, so lassen sich doch aus der Geschichte der portugiesischen Monarchie und aus den Grundzügen der zerbrochenen Verfassung schon jetzt wichtige Schlüsse ziehen, deren Richtigkeit an den Sätzen der allgemeinen Staatslehre zu prüfen ist. Weder das ruchlose Attentat, dem König Carlos zum Opfer fiel, noch die Jugend oder Unerfahrenheit des entthronten Königs Manuel sind ausreichende Gründe der Erklärung des Geschehenen. Die Monarchie trägt Garantien in sich, die ihre Erhaltung auch in solcher Lage sichern können. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man den Mangel an Widerstandskraft, den die portugiesische Monarchie in diesen Tagen bewiesen hat, auf besondere Gründe ihrer Geschichte und verfassungsmäßigen Grundlagen zurückführt.

Die Geschichte der portugiesischen Monarchie umfaßt, wenn man auf ihre ersten Anfänge zurückgeht, einen Zeitraum von etwa acht Jahrhunderten. Sie entwickelte sich wie die meisten europäischen Monarchien aus grundherrlichen Anfängen, sie stand im Mittelalter unter dem besonderen Zeichen der päpstlichen Lehensoberhoheit, die sich auch in Portugals großer Zeit, der Blüte des Kolonialreichs, des ersten der Neuen Welt, behauptete. Bis ins 17. Jahrhundert teilte Portugal auch die landständische Verfassung mit den meisten übrigen Monarchien Europas. Mit einem Dynastiewechsel und der Thronbesteigung des Hauses Braganza endigte 1640 die bis dahin stetige Entwicklung. Der päpstliche Ehrentitel Fidelissimo, den Benedikt XIV. dem König Johann V. im Jahr 1748 verlieh, blieb bis heute mit dem Majestätstitel des Königs von Portugal verbunden. In jener Zeit des fürstlichen Absolutismus teilte auch Portugal den Glanz und die Gefahren der unbeschränkten Monarchie. Sie überstand im Hause Braganza die Erschütterungen, die von der französischen Staatsumwälzung her, und die Anfechtungen, die von der napoleonischen Herrschaft her alle europäischen Staaten bedrohten, aber sie überstand nicht die der Monarchie verhängnisvollste Klippe jenes Zeitalters, die Staatslehren Rousseaus und Montesquieus.

Schon der äußere Gang der Dinge gibt über diese Tatsache einige Aufklärung. Aus der Revolution von Cadix im Jahr 1820 ging die portugiesische Monarchie als eine gebrochene geschichtliche Größe hervor. Seither erlebte Portugal die Lostrennung Brasiliens (1823) und damit das Ende der kolonialen Großmacht und in der Folge vier Revolutionen. Die erste war jener Staatsstreich von 1828, durch den Don Miquel, der Bruder und Schwiegersohn des ersten Kaisers von Brasilien Dom Pedro, sich zum König erhob, und der den Bruderkrieg zur Folge hatte. Die drei andern waren Volksrevolutionen, von denen jede zur Beseitigung der bestehenden Verfassung führte. Die Revolution von 1842 stellte die Verfassung wieder her, die am 29. April 1826 Dom Pedro bestätigt hatte, und die der Revolution unserer Tage zum Opfer gefallen ist. Schon der häufige Wechsel der Verfassungen und die gewaltsame Form der Umgestaltungen deuten darauf hin, daß in Portugal die Monarchie seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts untergraben ist.

Die politische Lehre von der Volkssouveränität und die Montesquieusche Lehre von der Teilung der Gewalten haben, wie in so vielen andern Staaten, es vermocht, den Geist der geschichtlichen Ueberlieferung in Portugal zu töten. Der Boden war jenen Lehren bereitet durch den Umstand, daß das Haus Braganza im Lande niemals den Grad von volkstümlich geschichtlicher Wirklichkeit erlebte, wie es bei den meisten deutschen Dynastien der Fall war und ist.

Die Verfassung von 1826 trägt deutlicher als die meisten Verfassungen jener Zeit den doktrinären Charakter der Begriffskonstruktion auf der Stirn. Sie ist eine vom Volk der Dynastie und dem Staat wiederholt gegebene, und damit schließt sie, obgleich sie die Erbmonarchie bestätigt, den Geist der Republik schon in sich. Die Republik läßt sich gleichsam zwischen den Zeilen aus ihr lesen. Es ist nicht etwa so, als hätte sie es versäumt, dem Königtum irgendein ihm unentbehrliches einzelnes Recht einzuräumen. Der Widerspruch einer verfassungsmäßig behaupteten Volkssouveränität und eines verfassungsmäßigen Königtums ist im Wortlaut vermieden. Man sieht aber gerade an dieser Verfassung, daß es nicht immer die Worte und Sätze der geschriebenen Verfassung sind, die ihren wahren Geist tragen. Der Grundgedanke der portugiesischen Verfassung ist die Teilung der Staatsgewalt nach dem Muster der amerikanischen von 1787, in der zuerst Montesquieus Lehre Eingang gefunden hat*).

*) Vgl. dazu meine Abhandlung: Autorität und Staatsgewalt. Tübingen, 1905.

*) Vgl. J. J. Tavares de Medeiros, das Staatsrecht des Königreichs Portugal in Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts. Bd. IV, 1. Halbband, 9. Abt. Freiburg i. Br. 1892.



Und die Besonderheit, mit der diese portugiesische Verfassung die unteilbare Staatsgewalt zu teilen vorgibt, besteht darin, daß neben der üblichen Teilung nach Gesetzgebung, Justiz und Exekutive, dem König als dem Inhaber der Exekutive noch ein Pouvoir moderatif zugeteilt wird. Die allgemeine Staatslehre ist dieser Teilung und insbesondere dieser erfindungsartigen „moderierenden Gewalt" seit ihrer Erfindung skeptisch oder gar ablehnend gegenübergestanden. Es gibt namhafte Schriftsteller, besonders in der deutschen Wissenschaft, die hinter einen König mit Exekutive und moderierender Gewalt selbst dann ein Fragezeichen machen, wenn er nicht gewählt, seine Dynastie nicht „eingesetzt", sondern „übernommen" ist. Und dieses Fragezeichen hat gute Gründe. Wohl ist auch die neuere deutsche Staatslehre geneigt, das Merkmal der Souveränität auch in der Monarchie dem Monarchen abzusprechen und nur als eine Eigenschaft des zur juristischen Persönlichkeit konstruierten Staates zu denken. Es würde zu weit führen, diese Lehre hier kritisch zu würdigen. Genug, die portugiesische Verfassung gehört zu jenen, die es geflissentlich unterlassen, die Staatsgewalt dem König allein zuzusprechen. Sie überläßt es dem Leser und den Trägern der geteilten Gewalt, den Souverän zu suchen, sie gleicht darin jenen Bildern, die man vor Jahren zu sehen bekam, die unterschrieben waren: Où est la femme? Es bleibt an dem Punkt, wo Klarheit unerläßlich ist, der Phantasie ein Spielraum überlassen. Die unausbleibliche Folge, das geheime und schließlich offene Ringen um den Besitz dieser zwar nicht bestimmten, aber doch unentbehrlichen höchsten Gewalt, blieb auch in Portugal nicht aus.

Nach der portugiesischen Verfassung von 1826 hat der König allein, ohne Mitwirkung von Parlament und Ministern, nur gebunden an die Beratung des von ihm besetzten Staatsrats, eine Reihe wichtiger Rechte, vor allem das unbeschränkte Recht der Gesetzessanktion, der freien Ernennung und Entlassung der Staatsminister, der Ernennung einer bestimmten Zahl von Pairs, er hat ferner die formellen Rechte der Einberufung und Vertagung des Parlaments, der Auflösung der Abgeordnetenkammer und des gewählten Teils der Pairskammer. Er hat sogar unter dem gleichen Titel der moderierenden Gewalt auch die Aufgabe, unablässig über der Unabhängigkeit des Gleichgewichts und des guten Einvernehmens der übrigen Gewalten, der Gesetzgebung und Justiz zu wachen. Rechnet man dazu weiter noch all seine in Art. 75 der Verfassung aufgeführten Rechte der Exekutive, das Verordnungsrecht, das Recht der Beamtenernennung, der Kriegserklärung, der auswärtigen Vertretung, das Recht des Budgetentwurfs und Budgetvollzugs und alle sonstigen Rechte in bezug auf die Verwaltung des Staates, in die er sich mit den von ihm frei ernannten Ministern teilt, so möchte man meinen, es fehle ihm in der Tat nichts zu einem Souverän. Eine systematische Analyse der Regierungsrechte eines deutschen Monarchen könnte ja kaum ein Einzelrecht entdecken, das nicht auch der König von Portugal nach dieser Verfassung, sei es unter dem Titel der moderierenden, sei es unter dem der exekutiven Gewalt, besäße. Und dennoch! Das Beispiel lehrt! Die Doktrin an der geteilten Staatsgewalt hat in Portugal faktisch einen Schiffbruch erlitten. Der moderierenden Gewalt fehlte es de facto im rechten Zeitpunkt nicht nur an der Fähigkeit zu moderieren, sondern sogar an der, sich selbst zu behaupten. Versenkt man sich in den Geist der Teilung, so findet man beim portugiesischen König alles, nur nicht den einen, doch unentbehrlichsten Teil, den wir in der Sprache der Teilungslehre als Pouvoir constituant zu bezeichnen haben, der aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Souveränität.

Es soll mit diesen Ausführungen keineswegs die Frage nach dem Wert der verschiedenen Verfassungen eine Erörterung finden. Die liegt außerhalb meiner Absicht. Auch das, was man etwa als die Schuldfrage bezeichnen könnte, bleibe unerörtert. Es mag wohl sein, daß es Umstände geben kann, unter denen ein König nach der Art, wie ihn die portugiesische Verfassung mit Rechten ausstattet, sich behaupten kann. Das eine aber ist sicher, daß es Umstände gibt, unter denen ein König sich mit solcher Verfassung nicht behaupten kann. Der Beweis dafür ist das, was in Portugal sich ereignet hat. Die allgemeine These, die in dieser Lehre sich bestätigt, ist die: eine durch das Volk oktroyierte Verfassung vermag einem König Rechte der Staatsgewalt zu geben, die Autorität aber, deren er bedarf, um sich zu behaupten, vermag sie ihm nicht zu geben.

# Kindermanieren.

Von Geh. Oberreg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

Wenn man jemand aus guter Familie den Vorwurf macht, er habe „keine Manieren", so hat das auf dem Gebiet gesellschaftlicher Beurteilung etwa die gleiche Bedeutung, als wenn man jemand auf dem moralischen Gebiet nachsagt, er habe silberne Löffel gestohlen. Deshalb tun wir gut, bei unseren Kindern früh nach dem Rechten zu sehen, daß sie mit guten Manieren in die Welt gehen; diese sind oft mehr wert als ein vollgespicktes Portemonnaie, mit dem dieser oder jener junge Protz ins Leben eintritt. — Ganz schön gesagt: „man soll nach dem Rechten sehen!" Wie aber soll man's machen? — Bei Töchtern ist's schon leichter. Sie besitzen von Natur her einen beneidenswerten Nachahmungstrieb. Nicht ohne Grund sprechen wir bei ihnen, wenn sie klein sind, viel häufiger als bei kleinen Jungen von „kleinen Aeffchen". Und daß wir dem weiblichen Geschlecht auch in älteren Semestern häufiger den Vergleich aus dem Reich Darwinscher Theorien zubilligen, dürfte unbestritten sein. Noch einen andern Grund gibt's, weshalb unsere Töchter leichter gute Manieren annehmen als unsere Söhne. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Mit der Freiheit ist Ungebundenheit nahe verwandt; das merken wir oft bei unseren Söhnen, besonders wenn sie in der Maienblüte ihrer Flegeljahre sich befinden; bei unsern Töchtern bemerken wir um die gleiche Zeit leicht ein Uebermaß von Manieren und Geziertheit, die man kurz und treffend als „Affigkeit" bezeichnen kann. — Das Weib strebt nach Sitte; gute Manieren sind aber ein Teil guter Sitte; sie sind zweifellos der am



meisten augenfällige Teil. Die Grazien, die unsterblich sind wie alle Götter, haben bei ihrem Gang durch die Bildungsgeschichte der Menschheit diese Manieren geschaffen und umgebildet je nach Zeit, Umständen und Bedürfnissen der jeweiligen Generation. Oft sind sie leider mißverstanden, weil der Sinn, mit dem man sie beachten muß, nicht zartfühlend genug war; dann kamen jene Mißbildungen in Mode und Sitte, die uns solche Zeiten unausstehlich machen. Verstand man aber die Grazien recht und sinnig, dann waren es Zeiten, wo Schönheit und Anmut auf allen Wegen wandelten. Da Grazien, da weibliche Wesen die Schöpferinnen und Bewahrerinnen schöner Sitte und guter Manieren sind, deshalb sind die jungen, heranwachsenden weiblichen Wesen besser daran als die männlichen, sie brauchen nur auf ihre Schwestern in Olympo zu lauschen und zu schauen, um kraft ihres Nachahmungstriebes sich anzueignen, was ihnen gut zu Gesicht, Körperhaltung und Benehmen steht. Wohl den Töchtern nun, die eine Mutter haben, an deren Wiege die Grazien gesessen, und die mit feinem Sinn alles getan hat, um von der Wiege her jene Göttinnen als treue Genossinnen festzuhalten. Wehe dir aber, du armer Ehemann, wenn du dich vergriffen und wenn du in blinder Liebe eine von den Grazien niemals begünstigte Ehegenossin erwischt hast, einen Küchendragoner von männlicher Wucht oder einen Putzteufel mit Hang zu Schürze, Schrubber und Besen oder ein Wesen, das, wenn es große Wäsche hat, in unglaublicher Toilette einherfegt und die letzten Spuren von Grazie, die sie sich allenfalls in glücklichen Stunden noch anzuquälen weiß, ins Waschfaß zu der Wäsche versenkt. Dann tu alles, um andere Vorbilder zu gewinnen für deine Tochter; suche den besten Verkehr aus graziösem Haus, damit sie den Gefahren ungraziösen Vorbildes entrinnt. Hilft das aber nicht, dann kann ich dir, trotzdem ich ein guter Deutscher bin, nur raten, eine graziöse Französin ins Haus zu nehmen, um ein dauerndes Gegengewicht gegen das Uebergewicht an ungraziösem Wesen deiner besseren Hälfte zu bekommen. —

Nun aber die Söhne! Auch sie werden, wenn sie eine graziöse Mutter haben, wenn sie gute Manieren tagein, tagaus vor sich schalten und walten sehen, sich diese aneignen, ohne es zu merken. Aber bei ihnen muß der Vater ein Wesentliches beitragen. Bei der Mutter sind feine Manieren etwas Natürliches, etwas Unbewußtes, etwas Angeborenes; beim Vater soll Bewußtsein, Verstandesgemäßes, soll Vernunft hinzutreten. Er soll wissen, daß gute Manieren der Ausfluß wahren inneren Anstandes und wahrer innerer Höflichkeit sein sollen, die alles Elementare, Rohe und Anstößige von sich fernhalten vom Auflodern unmanierlicher Eigenschaften bis hinab zu unschönen Aeußerungen der Naturtriebe und Naturbedürfnisse, daß alle Schlaffheit im Benehmen, alles Sichgehenlassen, alles, was den Charakter haltloser Bequemlichkeit an sich trägt, von gutem Anstand vermieden wird, und daß alles Verletzende auf diesem Gebiet die Höflichkeit gegen unsere Mitmenschen mitverbietet. Eine Menge von selbstverständlichen Aeußerlichkeiten gehören hierher, die aber im Haus zu beständigem gutem Ton gehören sollen und nicht erst gleichsam angezogen werden, wenn man unter die Menschen und in den Verkehr mit der Außenwelt tritt. Daß unsere Kinder daheim niemals mit ungekämmtem Haar, nicht mit schmutzigen Händen und mit schmutzigen Nägeln, schmutziger Kleidung und schmutziger Wäsche vor uns erscheinen; daß sie völlig angekleidet bei allen Mahlzeiten antreten und nicht in niedergetretenen Pantoffeln heranschlürfen, sollte zu selbstverständlicher guter Manier des Hauses gehören. Ebenso, daß unsere Kinder stets freundliche Tageszeit bieten, daß sie morgens und abends nicht ohne Morgen- und Abendgruß uns entgegenkommen und von uns gehen; daß ihr Gruß überhaupt die Formen gewinnt, die sich ziemen, und daß sie jedermann grüßen, dem sie Ehrerbietung schuldig sind. Die Kinder sollen auch lernen mitzugrüßen, wenn ihre Begleiter grüßen oder gegrüßt werden, sie sollen wissen, daß sie mehrere Schritte vor der unmittelbaren Begegnung sich zum Gruß bereitmachen, daß sie Erwachsene vor sich ins Zimmer treten lassen, selbst aber zuvorkommend die Tür öffnen. Vor allem aber sollen unsere Kinder in Gesellschaft Erwachsener (abgesehen vom engsten Familienkreis) nicht sprechen, ohne gefragt oder ins Gespräch gezogen zu sein, und niemals jemand plump ins Wort fallen. Schon die Bibel Alten Testaments gibt Anweisung zu guter Manier, in dem sie die Jugend ermahnt: „Sie soll sich den Herren nicht gleich achten, und wenn ein Alter redet, nicht drein waschen.“ Gute Manieren in der Gabe feiner Unterhaltung sind ja seltener bei den Deutschen als bei den Franzosen, die Meister im aufmerksamen Zuhören und gewandten Erwidern sind. Wilhelm Busch kennt seine Landsleute, wenn er sagt:

> „Das Reden tut dem Menschen gut,
> Wenn man es nämlich selber tut.“

Schon bei Erwachsenen stößt es ab, wenn sie die wenig angenehme Manier besitzen, aufdringlich immer allein das Wort zu führen. Wieviel mehr bei Kindern! Leider ist aber unsere Zeit sehr reich an Grünschnäbeln; das hängt mit der Affenliebe zusammen, die viele Eltern so erfüllt, daß sie sich gehoben fühlen, wenn ihre Kinder sich hervortun, auch wenn sie das ungewaschenste Zeug vorbringen. Man verweile nur in der Zeit der Sommerfrischen in einem Hotel, wo viele Familien zusammenströmen und hier die Manieren ihrer Kinder vorführen. Vielfach ist hier das Verhältnis gerade umgekehrt wie im alten Sparta. Dort war der Jugend Schweigen geboten, wenn das Alter das Wort hatte; bei uns ist dem Erwachsenen Schweigen auferlegt, denn im Jahrhundert des Kindes hat die Jugend das Wort. Und nun erst bei der Table d'hote! Wie benehmen sich hier vielfach die Kinder! Wie wenig entfalten sich hier gute Manieren! In gutem Haus setzt sich das Kind nicht vor dem Erwachsenen nieder, hält das Kind Messer, Gabel und Löffel hübsch oben am Stiel und schlürft nicht, wenn es die Suppe ißt. Seine Bitten um Speisen und die Speiseschüsseln sind bescheiden; aufmerksam reicht es älteren Leuten das Gewünschte, wenn es am Blick den Wunsch sieht. Hier aber im Hotel scheint es einen Freipaß für schlechte Manieren zu haben. Es greift rücksichtslos, fordert laut und unverfroren, wenn es etwas haben will, und lehnt ebenso frech ab, wenn es etwas nicht haben will. Man kann in dieser Beziehung die wunderbarsten Dinge erleben. Glücklicherweise sind es nicht die wahrhaft feinen Familien, die diese Musterexemplare von Unmanierlichkeit vorführen. Es sind zumeist die Emporkömmlinge in allen Volksschichten, bei denen Fortschritte guter Sitte und guter Manieren nicht haben gleichen Schritt halten können mit dem Anwachsen äußerer Glücksgüter; sie bezahlen ja im Hotel; wozu

Rücksichten nehmen? Wozu gute Manieren herrschen lassen? Für mein Geld kann ich mir alles, auch schlechte Manieren leisten. In den gleichen Kreisen bewegt sich eine andere Sorte von Kindern, die nicht zu wenig haben, sondern an zu viel Manieren an „Uebermanieren" leiden. Man bezeichnet sie am besten als „lackierte Flegel und Backfische". — Natürlicher Anstand, natürliche Höflichkeit, natürliche Manieren stimmen nicht immer zusammen mit konventionellen Manieren, die zuzeiten etwas Krankhaftes, etwas Perverses an sich tragen, weil sie sich von schlichter Natürlichkeit bedenklich entfernen und mit gesundem Menschenverstand nicht in Einklang zu bringen sind. Es sind z. B. weder vernünftige noch ästhetische noch moralische Gründe dafür zu finden, weshalb die Simplizissimusfiguren unserer jeunesse dorée männlichen und weiblichen Geschlechts heutzutage mit ihren zum unschönen Quadrat formierten Armen in Nasenhöhe einander die Hand zum Gruß bieten, und weshalb die jungen Männer in ihren Bügelhosen so knickebeinig einherstapfen, als seien sie rückenmarkleidend. Ganz abstoßend aber wirkt es, wenn dumme Jungen und Backfische solche Manieren zur Schau führen, die man als Manieren des Lebensüberdrusses bezeichnen muß. Es ist ein fataler Gedanke, aber es drängt sich mir immer wieder auf: In diesen Kreisen finden sich die meisten Selbstmordkandidaten. Und in der Tat rekrutieren sich aus diesem Milieu die meisten jugendlichen Selbstmörder. Ganz natürlich! Denn jede Spur von Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit fehlt diesen armen Wesen. Da ist mir denn doch der Junge oder das Mädchen lieber, die gar keine Manieren haben; sie besitzen dafür ein gut Teil frischer Lebenskraft. Und im Hinblick auf diese Kraft tröste ich mich mit dem Gedanken:

„Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenigen Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch'n Wein."

# Herbst im Schwarzwald.

Plauderei von Margarete von Oertzen-Fünfgeld.

An der Sonnenseite der Halde schütteln die jungen Eichen ihre leuchtenden roten Köpfe, sie sehen aus, als hätten sie das Abendrot festgehalten, das langsam, langsam in den Wald taucht — hinab in das feuchte, dornige Brombeergewirr, daran die Rehe nagen. Die silberne Bahn der Herbstschnecken schimmert wie Perlmutter auf dem zerrissenen Waldboden, hell lacht der flammende Fliegenpilz aus der Fäulnis, die zerfallende Baumrinde, nasses Blattwerk und schimmelnde Erdkrume bilden.

Drunten im Tobel steht das Höflein des armen Lochkonrad, so genannt, weil er im „Loch", das heißt in der tiefen Mulde, haust; daneben reckt sich der uralte Erbhof des Steinerbauern mit seinen übervollen Scheuern und Stallungen.

Auf der Auffahrt rastet wie ein Riesentier mit ungeheurem Höcker im nächtlichen Schatten der hochbeladene Wagen, in dem blitzblanken Geschirr glänzt fahl ein letzter Tagesschein. Die Kette klirrt. Der Steinerbauer hat das Oehmd erst spät heimgebracht, es soll stehen bis zum Morgen. Bald scheinen die Sterne darauf, und der heiße Sonnenrauch, der sich in den leichtgebauschten Fudern verfangen hat, steigt dampfend in die klare, blaue Nachtluft . . .

Einsilbig und voll satter Erntezufriedenheit sitzt der Bauer am warmen Ofen, denn sie haben heute zum erstenmal die Kunst geheizt, und die Mannsbilder ruhen aus auf der sanft durchwärmten Ofenbank, am runden Tisch, auf den das Herrgöttle so still herabblickt aus seinem Kranz von korallenroten Vogelbeeren.

Des Bauern Maidle hat sie so gern, die Vogelbeeren. Der Knecht des Lochkonrad auch. Er holt sie oft im Wald für den „Kanari" und hat dann immer ein Zweiglein zwischen den Lippen.

Der Qualm der Kartoffelfeuer auf den weiten, abgeernteten Aeckern zieht beizend in langen, langen Schwaden über das Tal zur Höhe, eine tiefe Traurigkeit folgt ihm. Es ist vorbei: das Blühen und das Reifen und das Heimholen. Keine Schwalbe schießt mehr in toller Lebenslust dicht am Boden hin und dann wieder dicht unter dem Himmel. Entsetzlich tot ist die Welt — da, wo aus dem Kartoffelkraut des letzten Feuers schwere Dämpfe sich wälzen.

Nur dort, wo der heiße Brodem der Kuhställe die Luft würzt und wärmt, ist Leben, behagliches, beschauliches, gut behütetes Leben. Sie sind heimgekehrt aus den Viehhütten in den Bergen, all die Blessen und Braunen, ihr Geläut ist verstummt, der Hirtenbub geht mit dem Ränzlein in die Schule; er trägt eine bunte, gehäkelte und bestickte Kappe, auf dem Ranzen zwei prachtvolle, in Perlen gestickte Hirsche. Aber der selbstgeschnitzte Hirtenstab aus Haselnuß ist ihm lieber.

Durch die niedere Tür, die ein wenig offen steht, lugt das Herz des Hauses, das rote Herdfeuer. Aus der glänzenden Schwärze der „Kuchi" glänzt es wie ein Karfunkelstein und lockt die Eulen in die Nähe des Hofes auf den knorrigen Nußbaum, der vor keinem Oberprechtäler Hause fehlt. Der Eulenschrei zieht hohl durch den fadendünnen Nebel die weiße Landstraße entlang. Die Elz führt Hochwasser und rauscht dem unheimlichen Eulenlied eine gewaltige, orgelstarke Begleitung. In diesen Tagen ist auch der Marketenderseppel wieder gesehen worden, und jetzt wissen die Oberprechtäler Bauern erst völlig, daß der Sommer dahin ist.

Er ist keine Mythe, nicht das Kind einer dichterischen Erfindung, jener Marketenderseppel, sondern ein wirkliches, lebendes Wesen, ein menschliches Geschöpf, wenn auch ein sehr merkwürdiges — er ist ein altes Mannsbild, verhutzelt und vertrocknet, und man weiß von ihm nur, daß er von Marketendersleuten stammt. — Alle lieben ihn, und niemand spottet seiner, obwohl er . . . nie anders als in Weibertracht gegangen ist seine Lebtage: einen violetten, vom Regen verwaschenen Rock, Strümpfe aus blauer Schafwolle, dazu den Tschoben (kurze Jacke) mit einem Perlenbesatz geschmückt, Mieder und Hemdsärmel; auf dem Kopf den flachen Strohhut, garniert mit kleinen Blümlein und schwarzem Samtband, das in einem sauberen Schlupf über des Marketendersepp dürftigen Buckel hängt. Dies wunderbare Wesen hat auch eine ganz verdächtige Passion



für Kaffee, von dem es unbeschreibliche Mengen vertilgen kann. Denn wo er sein rot- und weißkariertes Bündelein unter einen Tisch legt, bewirtet ihn die Bäuerin mit seinem Lieblingsgetränk, und er singt ihr dafür mit einer Stimme, die klingt wie zerbrochenes Glas, alte, eintönige und endlose Lieder vor. Er hat nicht Haus noch Heim; wie ein Rest aus der wildfreien Hunnenzeit wandert er auf den Höhen und in den Tälern der Sonne zu. Aber wenn es herbstet und keine Beere mehr hängt am Strauch, dann sucht er wohl in der flimmernden Ferne ein heimisches Rauchwölklein und ein nestbraunes Strohdach.

Leider hat ihm eines schönen Tages die Obrigkeit irgendeines Dorfes den prachtvollen, faltigen, violetten Weiberrock verboten; seitdem stopft er ihn gehorsam in ein paar weite Inexpressibles aus blauer Leinwand, die er nur jeweils ablegt, wenn er in der sicheren Hut eines gastlichen Hofes angelangt ist. Ja, der Marketenderseppl mit der seltsamen spitzen, schnabelartigen Nase ist der Herbstvogel des Waldes.

Das ist im Oberprechtal, dicht an der Wasserscheide zwischen Elz und Kinzig. Dort hat der Sturm sein Quartier und rüstet sich nun mit seinen riesigen Scharen. Das Dorf Mühlenbach zwischen den schwarzen, tannenbestandenen Berglehnen hört ihn schon die Kriegsdrommete blasen; der Griesbaumbur, der heute achtzig Jahre alt ist und neunzehn lebende Söhne hat, der des Sonntags noch den schwarzen Manchesterrock trägt, den er sich zur Trauung hat machen lassen — der Griesbaumbur, sag ich, liegt im Bett, streckt einen Fuß heraus und setzt mit der großen Zehe die Wiege des jüngsten Urenkels in Bewegung. Dazu raucht er seine Pfeife. Das ist sein Herbstvergnügen.

Und der Sturm fährt jauchzend durch die Rebenhänge des Oberlandes. Den Glottertälern muß er ein wenig die Köpfe warm machen, denn die haben einen Wein, der schillert wie Teerosen und rote Levkoien, und der ist stark wie Feuer und süß wie Honig im Klee — der macht den Kopf frei und klar, das Herz fröhlich, und die Beine knickt er wie Zündhölzer. — Faß um Faß, geschmückt mit Blumen, einen leuchtenden Strauß und seidene Bänder am Spunden, zieht stolz auf hohen Wagen ein in die kühlen Keller. Des Abends sitzen sie um den vollen Krug und den Teller mit neuen Nüssen, die glücklichen Männer vom Glottertal, und oft auch die Weiber dazu — sie sind auf der Sonnenseite geboren, wo der Herbst mild und goldig ist, sanft wie Oel, gelb wie Bernstein, durchsichtig und himmlisch klar . . .

Im Tobel der Ravennaschlucht, drüben im Höllental, weint der Wildgewordene seine wütenden Tränen. Die Wasser schwellen an, brüllen und werfen sich jäh an die Ufer, die in ihren Grundfesten erbeben. Die Welt zittert: die Welt will untergehen. Die seidenen Wellen des Titisees und der dunkle Samt des enzianblauen Feldsees spiegeln das dräuende Schwarz des Himmels wider. Die Wolken schießen ohne Aufenthalt über die Einsamkeit und die Logierhäuser dahin, die menschenverlassen in den Herbst starren.

Aber in den kleinen Wirtshäusern an der Straße geht es lustig zu. Die Holzfuhrwerke stehen in langer Reihe da mit ihren geschälten und ungeschälten Riesenstämmen. Da ist einer dabei, der hat fünfunddreißig Festmeter. . . .

In der Stube wird stark politisiert. Man darf ja jetzt wieder mit der Faust auf den Tisch schlagen, Gott sei Dank. Der Franzsepp hat wieder seinen Prozeß am Hals wegen einer Stalltür. Mit jedem Herbst hat der sein Prozeßle, das hat der „Federweiße“ auf dem Gewissen, der manchem einen bösen Magen und manchem einen bösen Kopf macht. Man muß ihn nur nicht schütteln, daß die Hefe unten im Glas bleibt. Und das kann sich der Franzsepp nie merken.

Allmählich wird die Herbstnacht wie ein dicker, schwarzer Sack.

Der Steinerbauer lugt aus dem Kammerfenster noch einmal auf seinen Wagen voll Oehmd. Das duftet so laut — und ein jeder Halm zittert, als habe er ein kleines, klopfendes Herz.

Solch ein Wagen ist ein geheimnisvolles Ding. Er trägt in sich den Herbst in seiner höchsten Potenz. Den Duft der Reife, der über das Welken hinwegtäuscht. Er weiß von all den Küssen, die einst geküßt wurden, als der Mond über die noch frischen Blumen und Gräser dahinzog. Mondnächte und Sonnentage raunen aus ihm.

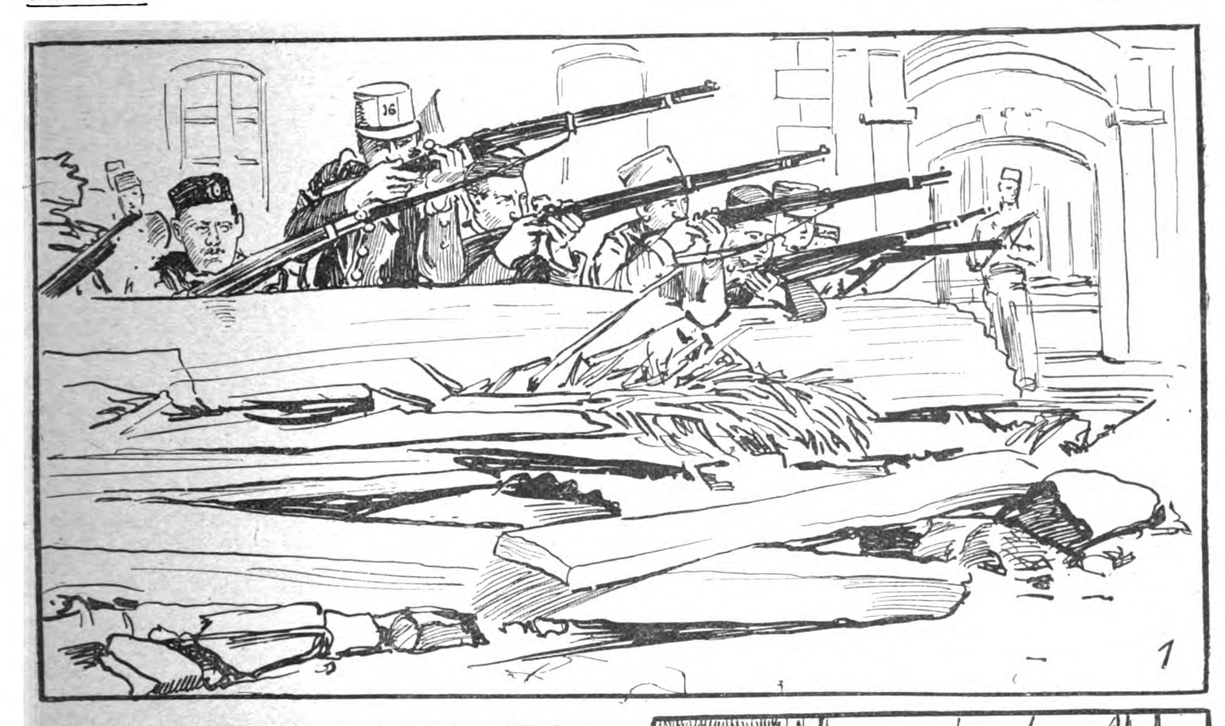
Es ist wirklich Herbst. Die Scheuern sind bis oben gefüllt mit der goldenen Pracht, und die Früchte wollen bersten und überfließen von süßem Saft.

Des Steinerbauern Tochter erzählt dem Knecht des Lochkonrad, daß die Aepfel noch nie so süß waren wie diesen Herbst. . . .

## Unsere Bilder

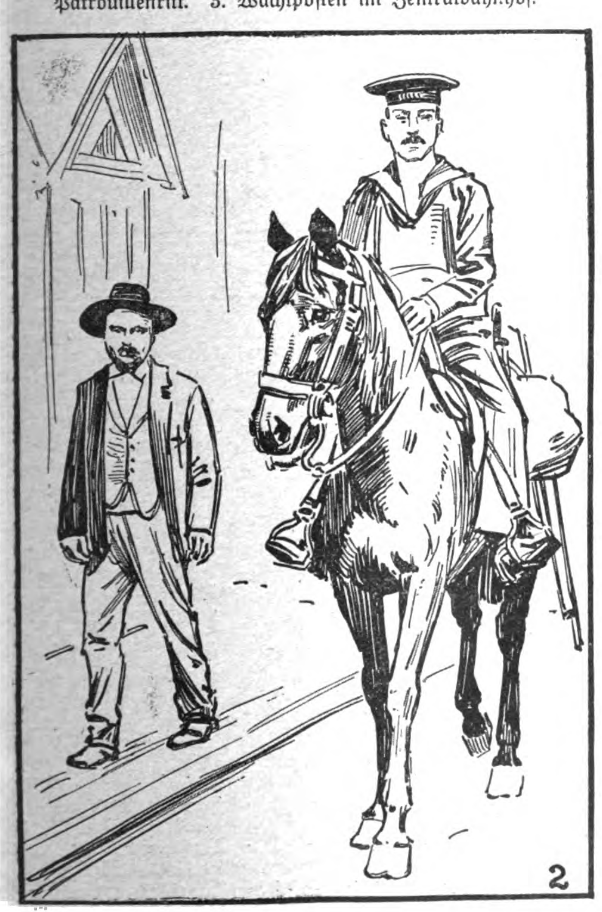
Die Revolution in Portugal (Abb. S. 1771—1776). Unsere Bilder aus den Sturmtagen von Lissabon illustrieren mit großer Anschaulichkeit den Kampf und den Sieg der portugiesischen Republikaner. Der Aufstand, dessen unmittelbare Veranlassung die Ermordung des Republikaners Bombarda bildete, war seinem Wesen nach eine Militärrevolte; die von uns reproduzierten Aufnahmen lassen aber deutlich erkennen, daß von Anfang an auch bewaffnete Bürger in den Reihen der Revolutionäre kämpften, und daß nach dem Sieg der Republik die ganze Bevölkerung von einem wahren Freudentaumel erfaßt wurde. Die vereinigten Streitkräfte der Republikaner konnten mit den wenigen königstreuen Truppen so leicht fertig werden, da diese in der Bevölkerung gar keinen Rückhalt fanden. Um so mehr ist die Tapferkeit dieser Royalisten zu bewundern, die sich auf vielen Punkten verzweifelt schlugen. Das letzte Regiment, das die königliche Fahne verteidigte, war das 5. Jägerregiment. Es konnte der republikanischen Artillerie, die alle strategisch wichtigen Positionen besetzt hatte, nicht lange Widerstand leisten. Am Morgen des 5. Oktober hatten auch die letzten königstreuen Truppen die Waffen gestreckt. Jetzt schwieg der Donner der Geschütze, große Volksmassen strömten auf die Straße. Auf dem Balkon des Rathauses standen die Führer der siegreichen Bewegung und proklamierten die Absetzung des Hauses Braganza und die portugiesische Republik. Dann wurden die Namen der Männer genannt, die als Häupter der provisorischen Regierung die Aufgabe übernommen hatten, die junge Republik zu lenken. Theophilo Braga, der Präsident der provisorischen Regierung, ist ein hervorragender Gelehrter, ebenso der greise Bernardino Machado, der vorläufig das Portefeuille des Aeußern übernommen hat, der aber nach der Konsolidierung der neuen Staatsform der erste gewählte Präsident der portugiesischen Republik werden dürfte. Auch die andern Mitglieder der provisorischen Regierung, so der Jurist d'Almeida, der zum Minister des Innern ernannt wurde, sind nicht nur überzeugte Republikaner, sondern auch in ihrem Beruf hervorragend tüchtige und im Lande sehr angesehene Männer. Diese Revolution hat also nicht etwa obskure Demagogen ans Ruder gebracht, sondern Leute, an deren patriotischen Absichten kaum zu zweifeln ist. Allerdings harrt ihrer eine große Aufgabe. Sie haben nicht nur die verrottete Verwaltung im Innern zu regenerieren, sondern vor allem auch den in diesen Zeiten der Verwirrung gefährdeten Kolonialbesitz dem Land zu erhalten. An der baldigen Anerkennung der Republik durch die Mächte ist nicht

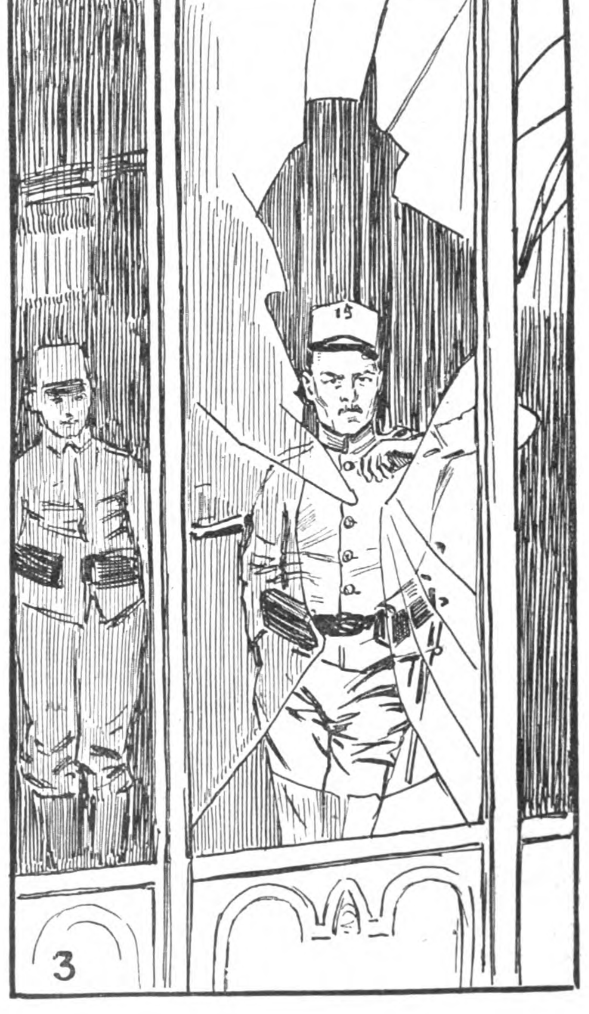


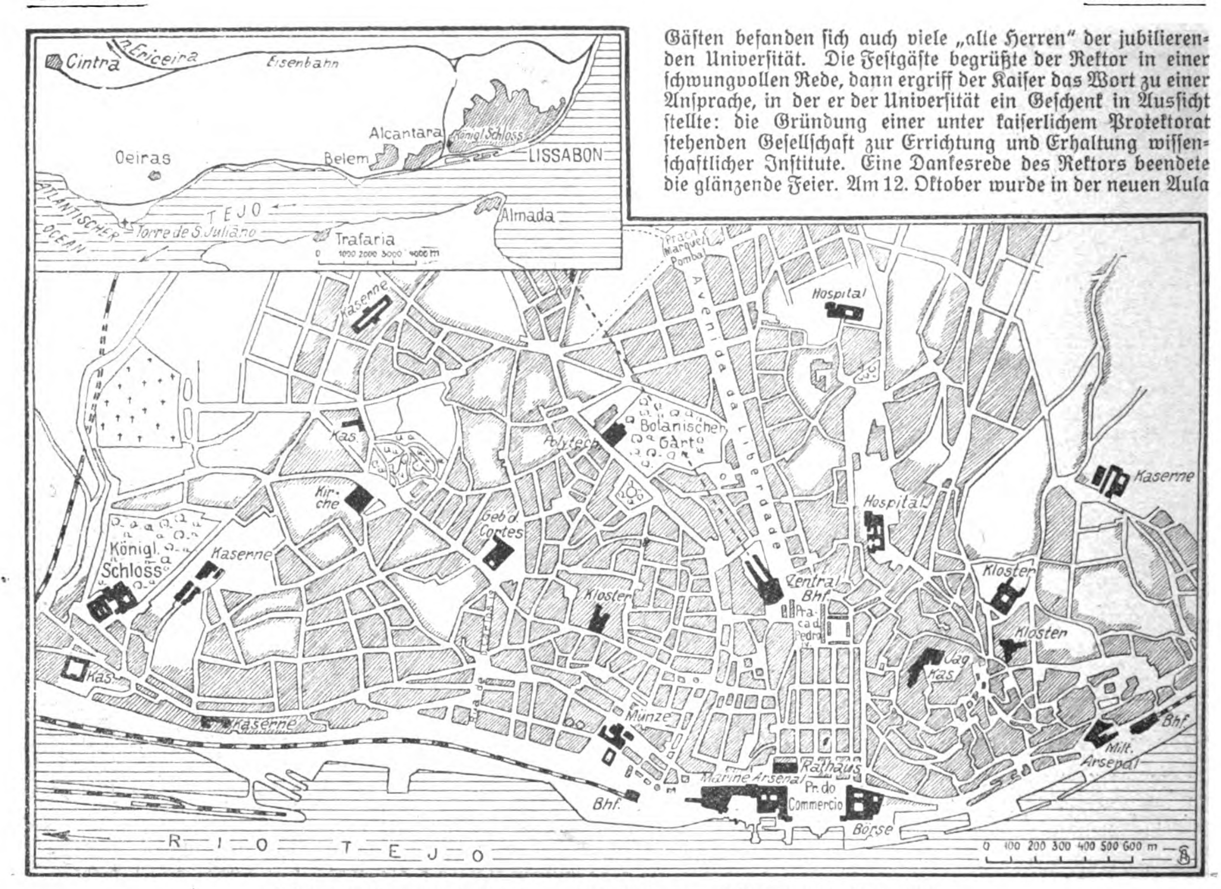


## Vom Kampf um die Republik in Lissabon.

1. Republikanische Soldaten hinter einer Barrikade auf dem Platz „Marquez Pombal". 2. Berittener Matrose auf einem Patrouillenritt. 3. Wachtposten im Zentralbahnhof.








**Plan der Hauptstadt Lissabon.** Oben links: **Lissabon und Umgebung.**

zu zweifeln. Man hat im Ausland viele private Sympathien für den jungen König Manuel, der hauptsächlich für die Sünden anderer büßt, wenn er es auch nicht verstanden hat, sich populär zu machen. Das Mitleid mit dem gestürzten König hat die Vertreter der Mächte in Lissabon nicht davon abgehalten, gleich nach der Proklamierung der Republik mit der provisorischen Regierung inoffizielle Verhandlungen anzuknüpfen. In Paris sympathisiert man rückhaltlos mit der neuen Republik, die dort von Dom Magelhes Lima vertreten wird.

Das Jubiläum der Berliner Universität (Abb. S. 1777 bis 1778b) ist mit allem dieses bedeutsamen Anlasses würdigen Glanze gefeiert worden. Am 10. Oktober, dem Vortag des Jubiläums, wurde die Jahrhundertfeier durch einen großen Festgottesdienst im Dom eingeleitet. Bald nachdem die letzten Orgelklänge verrauscht waren, begann in den Straßen der Stadt ein festliches Leben und Treiben. Die Chargierten der farbentragenden Verbindungen brachten ihre Banner nach dem Exerzierplatz des 4. Garderegiments z. F. in Moabit, und Tausende von Studenten aller Farben und ohne Farben strömten zu diesem Sammelplatz, auf dem sich dann der große Fackelzug formierte. Dreitausend Musensöhne und auch einige Musentöchter zogen mit leuchtenden Fackeln und unter fröhlichen Musikklängen durch den Tiergarten zur Universität. Eine Deputation der Studentenschaft begab sich in die Aula, um dem Rektor die Festgrüße der Kommilitonen zu überbringen. In seiner Dankrede konnte der Rektor Professor Schmidt mit Stolz hervorheben, daß auch berühmte Gelehrte aus aller Welt, die Ehrengäste der Universität, Zeugen des herrlichen Schauspiels gewesen waren, das der Fackelzug bot. Am nächsten Vormittag fand dann in der neuen Aula im früheren Gebäude der Königlichen Bibliothek der eigentliche Festakt statt. In dem mächtigen Saal waren die bedeutendsten Vertreter der deutschen Wissenschaft mit den höchsten Würdenträgern des Staats vereinigt. Die Kaiserfamilie, der Reichskanzler, die Minister und Staatssekretäre, die Abordnungen deutscher und fremder Universitäten und der Studentenschaft füllten den herrlich dekorierten Raum. Unter den Gästen befanden sich auch viele „alte Herren" der jubilierenden Universität. Die Festgäste begrüßte der Rektor in einer schwungvollen Rede, dann ergriff der Kaiser das Wort zu einer Ansprache, in der er der Universität ein Geschenk in Aussicht stellte: die Gründung einer unter kaiserlichem Protektorat stehenden Gesellschaft zur Errichtung und Erhaltung wissenschaftlicher Institute. Eine Dankesrede des Rektors beendete die glänzende Feier. Am 12. Oktober wurde in der neuen Aula ein zweiter Festakt abgehalten, nach dem mehrere Ehrenpromotionen erteilt wurden. Am Nachmittag gab es dann im Ausstellungspark ein frohes Volks- und Studentenfest, dessen Höhepunkt lebende Bilder aus der Geschichte der Berliner Universität und des akademischen Lebens in Deutschland überhaupt bildeten.

## Die Toten der Woche

Maria Konopnicka, berühmte polnische Dichterin, † in Lemberg am 8. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Willem Maris, bekannter holländischer Maler, † im Haag im Alter von 66 Jahren.

Arnold Ott, bekannter Schweizer Dichter, † in Luzern im Alter von 70 Jahren.

Alois Penz, bekannter Maler, † in Graz im Alter von 56 Jahren.

Dr. Anton Pergelt, österreichischer Abgeordneter, † in Wien.

Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Wilhelm Schmieding, † in Cappenberg bei Dortmund am 7. Oktober im Alter von 69 Jahren (Portr. nebenst.).

**Oberbürgermeister W. Schmieding †.**

Professor Friedrich Wander, bekannter Illustrator, † in Nürnberg im Alter von 71 Jahren.

Fritz Weidmann, bekannter Opernsänger, † in Hamburg am 10. Oktober im Alter von 50 Jahren.



# Bilder vom Tage

**Die Ausrufung der Republik in Lissabon.**

Dr. Innocencio Camacho (×) verliest am Morgen des 5. Oktober vom Balkon des Rathauses die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung.



**Bernardino Machado,**
Minister des Aeußern.



**Theophilo Braga,**
Präsident.

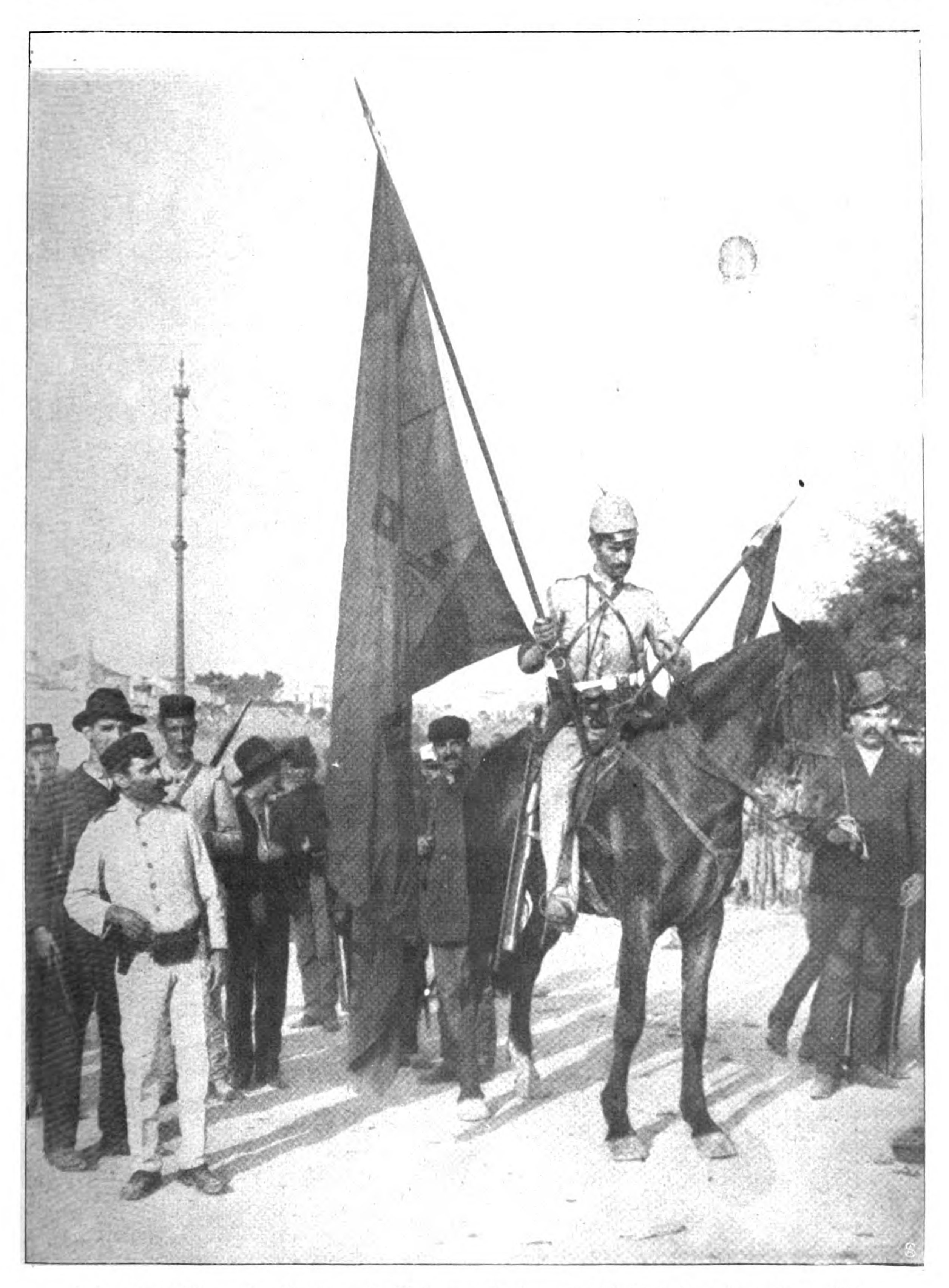


**José d'Almeida,**
Minister des Innern.

Die führenden Männer der provisorischen Regierung.

**Die Volksmenge vor dem Rathaus in Lissabon am Morgen des 5. Oktober während der Ausrufung der Republik.**



Die neue Aera in Portugal: Reiter mit der Freiheitsfahne der Republik.



Republikanische Artillerie auf dem Platz „Marquez Pombal“ am Ende der „Avenida da Liberdade“.



Durch Granaten der republikanischen Artillerie zerstörtes Haus in der „Avenida da Liberdade“.



Die letzten Königstreuen der Lissaboner Besatzung: Soldaten des 5. Jägerregiments gefechtsbereit.

Der Kampf um die Republik in Lissabon.



Soldaten und bewaffnete Bürger als Schützer der öffentlichen Ordnung.



Im Rausch der Freiheit: Jubelszene auf dem Platz „Dom Pedro“.

Das republikanische Lissabon.



Phot. Reutlinger.

**Gaby Deslys, Paris,**
wird ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu König Manuel wegen viel genannt.



Phot. Harlingue.

**Der Vertrauensmann der neuen portugiesischen Republik in Paris M. Lima**
teilt französischen Journalisten die neusten Telegramme aus Lissabon mit.



**Freiherr von und zu Bodman,**
der kaiserl. deutsche Gesandte in Lissabon.



Phot. D. Knights Whittome, Sutton.

**Sir Francis Villiers,**
der englische Gesandte in Lissabon.

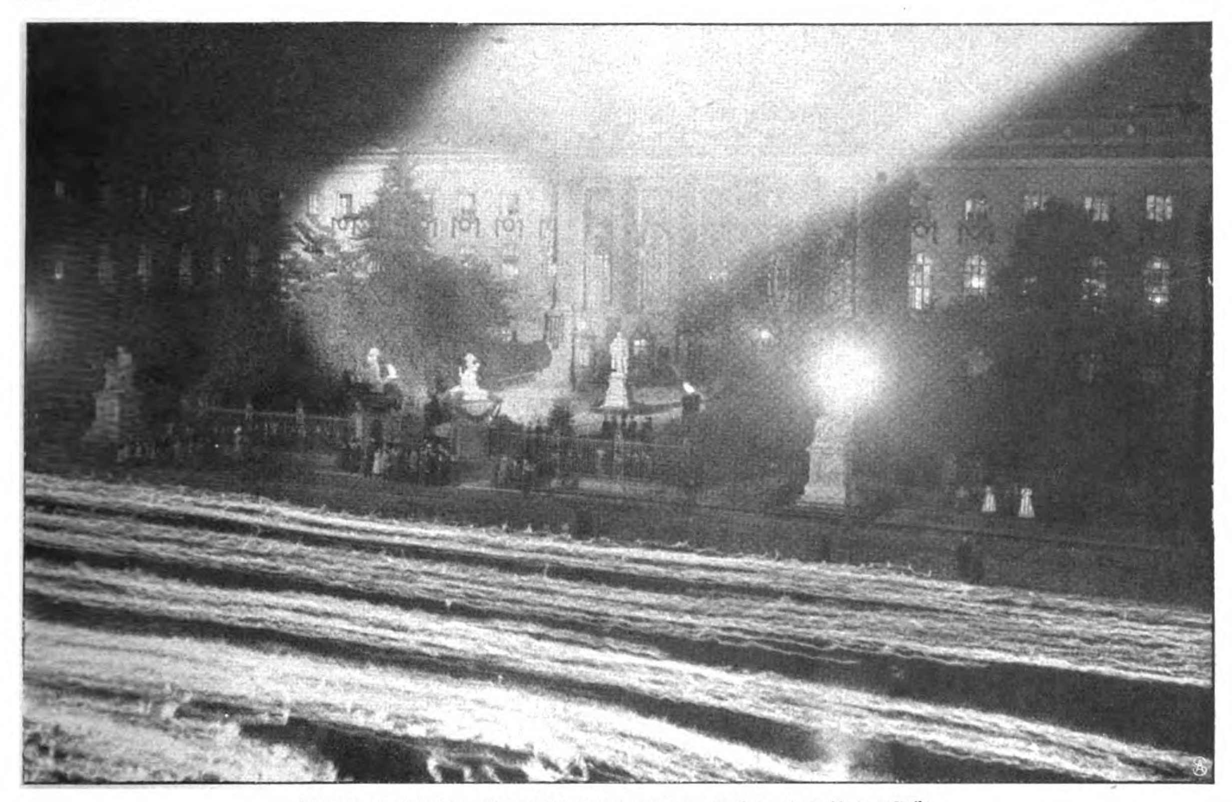


Mit Genehmigung von Manes & Co., Berlin.

**Prof. Dr. Bombarda,**
dessen Ermordung die Ursache zum Ausbruch der Revolution wurde.



**Am Tage der Proklamation der Republik.**
**Der spanische Gesandte Marquis de Villalobar (×) begibt sich zu Verhandlungen mit der neuen Regierung in das Rathaus.**



Die durch Scheinwerfer festlich beleuchtete Fassade der Universität

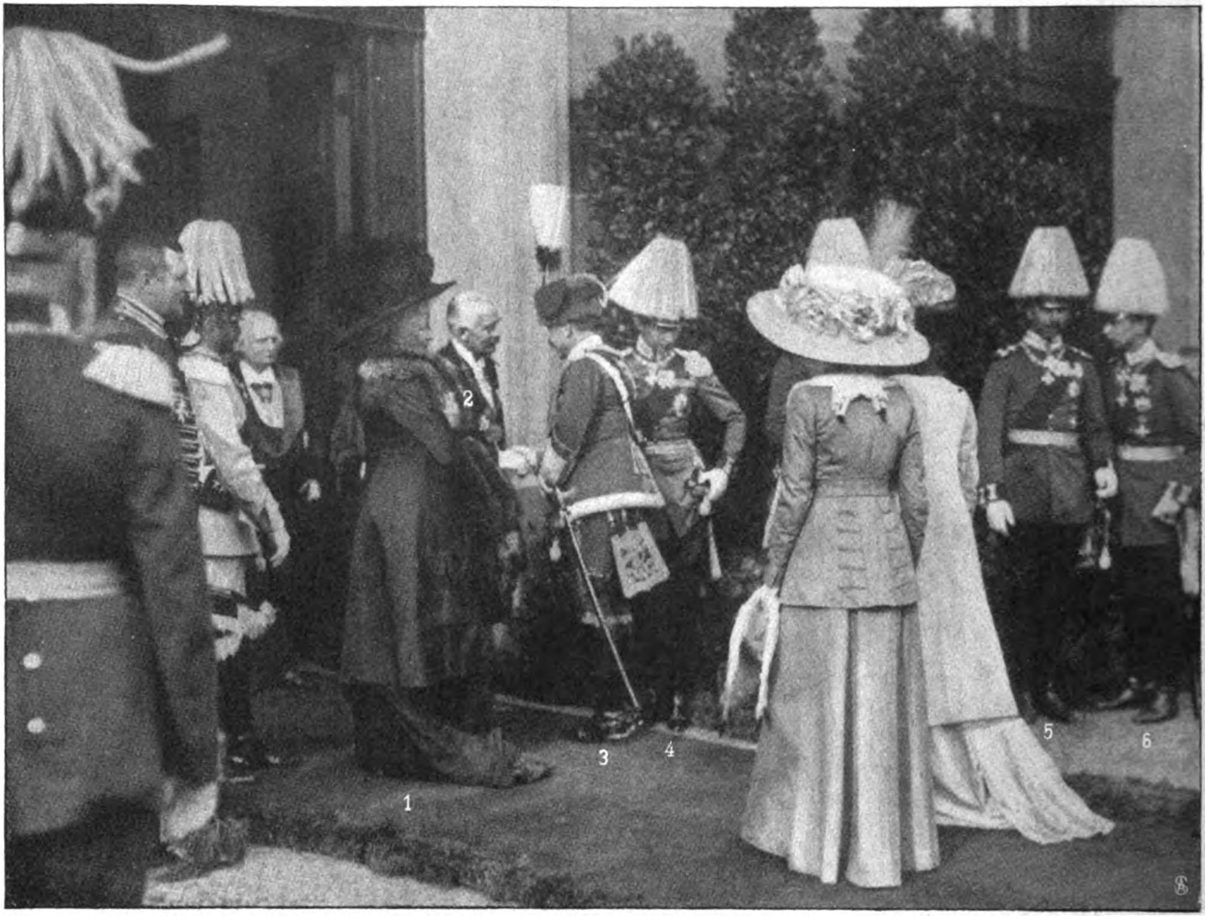


Der große Fackelzug der Studenten vor dem Universitätsgebäude.

## Die Jubelfeier der Berliner Universität.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.





1. Die Kaiserin. 2. Rektor Erich Schmidt. 3. Der Kaiser. 4. Der Kronprinz. 5. Prinz Oskar. 6. Prinz Joachim.

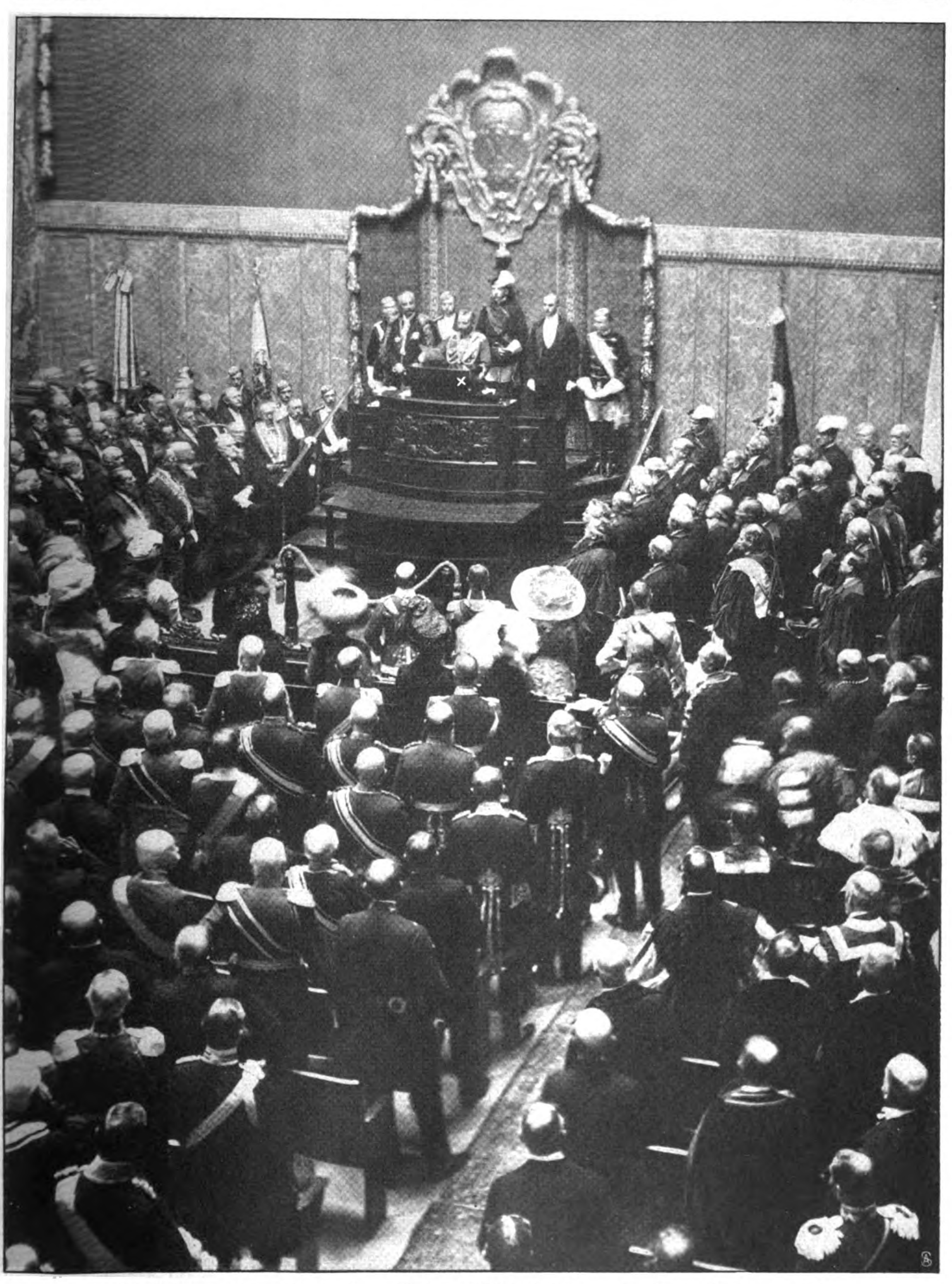
**Begrüßung der kaiserlichen Familie durch Rektor Erich Schmidt vor der Universität.**



Von links nach rechts: Frau v. Bethmann Hollweg, Unterstaatssekretär Wahnschaffe, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.

**Ankunft des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg zur Feier.**

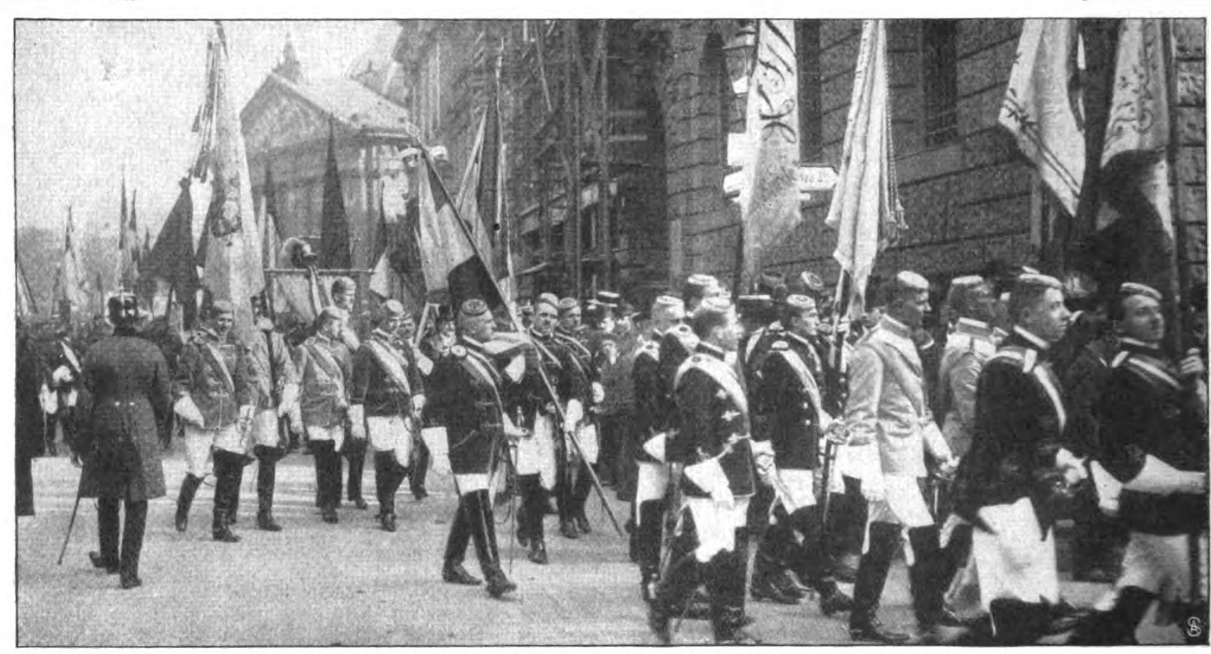
Die Jubelfeier der Berliner Universität.



**Festakt in der Aula der Universität: Ansprache des Kaisers (X).**

Die Jubelfeier der Berliner Universität.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Die studentischen Korporationen verlassen nach der Feier die Universität.





Ankunft auswärtiger Gäste.

Prof. Mahaffy (Dublin) und Prof. Thomsen (Kopenhagen). Superint. a. D. Martius (153 Sem.) u. Sohn Prof. Martius (Rostock).

Die Jubelfeier der Berliner Universität. Spezialaufnahmen für die „Woche“.

# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

11. Fortsetzung.

Gunhilde saß ruhig da und sagte zu Marcell: „Ich habe einen sehr altmodischen Beruf ergriffen, den der Haustochter. In Ermanglung anderer Begabungen bin ich auf dies ziemlich überlebte Arbeitsfeld zurückgekommen. Dabei merke ich, daß man eigentlich zu Unrecht diesen Posten in so vielen Familien gestrichen hat, und philosophiere dann beim Staubwischen oder Obsteinkochen über die Unzweckmäßigkeit vieler sogenannter Errungenschaften!"

„Ja, Gunhilde!" sagte Marcell — „Sie haben recht, der Lebenskampf um die großen Ziele ist nur für die Starken. Die Schwachen bleiben besser davon. So wie ein kleiner Kahn ganz sicher auf dem Rhein treibt, da, wo er breit und ruhig dahinströmt, aber gerät solch ein Kahn in eine Stromschnelle, etwa wie die schöne da bei Lauffen, so ist's vorbei —"

Er erhob sich.

„Nein, Marcell! Erst sollen Sie noch ein Glas Milch haben."

Er blieb mit Olaf allein.

Olaf lag auf der Strohmatte in der Abendsonne und dehnte sich wie ein junger Jaguar. Er beachtete den Besucher gar nicht. Wie alle Kinder, solange sie naiv sind, hatte auch er den untrüglichen Instinkt dafür, ob ein Erwachsener eine Kinderseele begriff oder nicht.

Er lehnte Marcell ab.

Dieser junge, altkluge Greis hatte nicht den Schlüssel zu seinem achtjährigen Herzen.

Gunhilde lächelte über die stumme Gruppe, als sie zurückkam.

„Sonderbar! Kinder und Hunde gehen nicht an Sie!" sagte sie ein wenig boshaft. „Und zu mir kommen diese beiden Arten Lebewesen immer. Dabei sehen Sie doch keineswegs so gefährlich aus...."

„Sie sind vernichtend heute, Gunhilde!"

Marcell trank seine Milch, langsam und mit Bedacht. Milch dürfe man nicht trinken, sondern man müsse sie kauen, wenn sie bekommen solle, hatte ihm einmal ein Arzt gesagt, und er dachte jetzt viel an seine Gesundheit. Er wollte nicht zu sehr als blasser Zwirnsfaden von Annchens blühender Gesundheit abstechen.

Gunhilde betrachtete ihn ohne Groll.

Er ist ein armer Junge, dachte sie, der sich endlich auch mal satt essen will. Er ist ein erwachsenes Kind. Männer gibt's offenbar nicht allzuviel in der Welt.

Und sie dachte mit seltsamem Gefühl an den einen Mann, der ihr nahegestanden hatte, der nun in Rußland reiste und ihr nie ein Wort geschrieben hatte, nicht einmal zu ihrem Geburtstag.

Hatte er wirklich vergessen?! Er?

* * *

Agnes Thorensen beschloß, die Zeit ohne Furka nützlich und weise anzuwenden.

Es hatte keinen Sinn, allzuviel in Zimmerecken zu sitzen und mit Sehnsuchtseufzern Handarbeiten zu machen.

Es galt, dem Leben eine recht zerstreuende Seite abzugewinnen, die kein zu starkes Gefühl der Leere aufkommen ließ.

Mit einer Art Heißhunger stürzte sie sich in die Saison.

Immer stärker empfand sie den Reiz der abendlich hellen Säle, der gesteigerten gesellschaftlichen Kultur, des anregenden Durcheinanders von Blumen und Flirt und Lachen. Sie duldete nicht, daß abgesagt wurde, und war sittlich entrüstet, wenn Thorensen einmal bei einem Diner streiken wollte. Sie kannte auf diesem Gebiet keine Gnade mehr. Sie empfand keinerlei Anstrengung dabei. Sie schlief nach spät in die Nacht dauernden Festen bis neun Uhr morgens in einem Zug durch und stand dann auf, frisch wie Quellwasser, ohne Ränder unter den Augen, ohne die fahle, graue Farbe, die Thorensen neuerdings so viel älter erscheinen ließ, als er war.

Sie pflegte ihre Schönheit und schonte ihre Kräfte. Im Haushalt wurde sie ja doch nicht gebraucht, da Gunhilde alles besorgte. Sie träumte davon, ihren Verkehrskreis nach der geistigen und literarischen Seite möglichst zu erweitern. Sie träumte, daß Furka sie bei seiner Heimkehr wiederfinden sollte als geistigen Mittelpunkt eines erlesenen Kreises. Sie stellte ihrem Mann vor, daß er ja besonders qualifiziert für einen höheren Posten erscheinen würde, wenn es ihnen gelänge, sich gesellschaftlich hervorzutun, in geschickter Weise zu repräsentieren.

Sie konnte ihre Pläne so kindlich freudig auseinandersetzen, wenn sie bei ihm im Zimmer saß.

Es klang alles so berechtigt, so überzeugend. Und ihre Gleichgültigkeit gegen Geld war noch wie eine aparte reizende Nuance an ihr.

Wenn er zu allem ja sagte, war alles gut. Nur wenn er widersprach, zog zuweilen etwas Kaltes, Feindseliges in ihren Augen herauf, so, als fände sie, es säße jemand bei ihr, der ihr ihre Lebensrechte verkümmern wollte. Er fürchtete sich vor diesem Blick. Er hatte Freundlichkeit und Güte nötig, wenn er in seine vier Wände heimkam. So schrieb er über sein Leben das berühmte Sammelmotto geprüfter Ehemänner: „Anything for a quiet life."

Er stellte in diesem Winter keine Berechnungen über sein Debet und Kredit mehr an. Später, wenn er wieder ganz taktfest mit den Nerven war, vielleicht nach einer



zweiten Kur in der Schweiz — sie wurden ja immer so besonders gepriesen, diese zweiten Kuren, von allen, bei denen die erste nicht lange vorhielt! — dann wollte er einmal wieder ganz genau nachrechnen, einen neuen Überschlag machen, bestimmte Ersparungsgrundsätze festlegen. Vielleicht kamen ja auch neue Hilfsquellen. Er konnte ja das weiße Haus in Attenrade plötzlich gut verkaufen. Am Ende ging der Plan der Stadtverordneten durch, eine neue Querstraße zum Bahnhof gerade durch seinen Garten zu legen. Sollte er also aus hausväterlicher Pedanterie Agnes' Liebhabereien beschneiden? An den Töchtern knausern?

Er schied für die nächste Zeit die Geldsorgen einfach aus den Gedanken aus. Er mußte sein inneres Leben vereinfachen. Er konnte nicht auch noch solche Skrupel tragen. Seine Schultern waren ohnehin so müde....

Agnes verfocht überall mit Überzeugung den Grundsatz, daß Diners für scharf arbeitende Männer die größte Erholung wären, weil sie nur dadurch ganz sicher gezwungen würden, einmal drei Stunden lang nicht an ihre Akten zu denken.

Die Tischnachbarn, denen sie diese medizinische Überzeugung mit Feuereifer vortrug, streiften wohl mit etwas Mitleid den bleichen Mann, der manchmal so erschöpft auf die Weingläser vor sich starrte und als Unterhaltungskraft in der Anschauung der Damen berühmt langweilig geworden war. Aber schließlich, es ging ja Dritte nichts an. Alle Menschen müssen selbst wissen, wie sie fertig werden....

Kundige sagten, daß Frau Thorensen, so wenig es den Anschein habe, doch in gewisser Weise eine ungewöhnlich talentierte Streberin sei, daß alle Begabungen zur machtgewaltigen Spitzengattin in ihr schlummerten. Es wäre geradezu schade, daß sie bei dem vorzüglichen Material als einfache Geheimrätin ihre Tage hinbringen müsse. Sogar der neue Vorgesetzte wurde freundlicher gegen Thorensen, seit er bei den amtlichen Diners Frau Agnes after dinner manchmal wie eine richtige Oase empfand.

Sie galt mit der Zeit für geistreich. Sentenzen aus all den philosophischen, künstlerischen Gebieten, in die Furka sie eingeführt, mischte sie wahllos, aber nicht ohne Geschick in ihre Unterhaltung. Geriet bei Diners ein Literaturprofessor neben sie, so geschah es wohl, daß er sie als „esprit fort" einschätzte und überschätzte. Auch Ankasche Sentenzen servierte sie öfters mit Erfolg als eigene Ware.

Und wenn sie dann in Briefen nach Japan ihre gesellschaftlichen Erfolge schilderte — vorsichtig, mit etwas Selbstironie, aber nicht ohne Hochgefühl, so fühlte sie sich als Furkas erfolgreiche Schülerin, fühlte sich „geistig unendlich gewachsen" und gewöhnte sich allmählich daran, die Briefe an ihn sogar gleich ins reine zu schreiben.

In seinen Antworten, die furchtbar langsam binnen drei Wochen über Sibirien herangekrochen kamen, lobte er ihren verfeinerten Stil, die Expansionsfähigkeit ihres Geistes.

Sie träumte sogar von Autorenruhm und verfaßte an einigen stillen Sonntagnachmittagen eine Novelle, in der sie Beckenried landschaftlich verwendete und sich und Furka als idealisiertes Edelmenschenpaar als Staffage hineinstellte.

Mit lächelndem Stolz unterbreitete sie eines Tages Anka das Manuskript.

Anka nahm es ein wenig ironisch an sich und blätterte es sachkundig durch.

„Mama!" sagte sie. „Mit diesen Schilderungen lockt man keinen Hund mehr vom Ofen... und überhaupt... du willst ja meine offene Meinung — es ist Kaff!"

Die Mutter nahm entrüstet ihr Manuskript und verließ wortlos das Zimmer.

„Warum gleich so schroff?" sagte Gunhilde vorwurfsvoll.

„Die Wahrheit ist das einzig Gesunde", sagte Anka. „Sie soll auch keine Übergriffe auf mein Gebiet machen! Dann haben wir die Konkurrenz im eigenen Haus, und es geht wie bei Brennerbergs, wo die Tochter das zurückgeschickte Manuskript der Mutter dieser hohnlächelnd über den Frühstückstisch reicht, mit der Mitteilung, daß sie selbst soeben ihren Roman untergebracht hat. Jeder seine Domäne! Sie hat die große Geselligkeit, auf die wir gar keine Ansprüche erheben. Du hast deinen Seelenfrieden und Olaf, und ich habe ja nun jetzt das Literarische. Wir sind so ein durchaus richtig organisierter Hausbestand, bei dem jeder auf seine Rechnung kommt. So muß es bleiben. Komplikationen sind unbequem."

„Das Literarische?" fragte Gunhilde. „Schreibst du denn?"

„Ja, ja! Essays über meinen denkwürdigen Aufenthalt in Rochester. Das heißt, nur das Landschaftliche bring ich zu Papier. Was meine Seele erlebte, diese Privatgeheimnisse verhökere ich nicht —"

* * *

Glatter Winterfrost glitzerte auf den Straßen, als Geheimrat Thorensen an einem Nachmittag im März sein Ministerium verließ.

Er stand, die Hände in den Taschen seines Winterpaletots, und überlegte, nach der Uhr sehend, ob er zu Fuß nach Haus gehen oder wie meistens mit der Untergrundbahn fahren solle?

Seinen müden Schläfen gelüstete nach der herben Luft, nach der kühlen Frische des Winterwindes....

Er war so grenzenlos müde. Diese endlose Sitzung! Diese unbeweglichen Gesichter der Kollegen, die im Herbst vom bräunlichen Erholungston der Urlaubsreisen frischer und jünger gefärbt gewesen waren und nun gegen das Winterende wieder bei jener fahlen Blässe anlangten, wie Arbeit und Zimmerluft und Gesellschaftsleben sie zeitigt....

Er fühlte, daß die Erholung der Sommerkur auch für ihn längst vorüber war, daß die alten Nervenzustände wieder auf der Lauer lagen, um bei jedem leisen Ärger wie Vampire über ihn herzufallen. Ein Grauen überkam ihn beim Gedanken, daß er abends wieder in Gesellschaft gehen müsse. Er haßte nachgerade Frack, weiße Weste und Orden. Seine physische Kraft reichte knapp zur Bewältigung der Aktenberge, den Gesellschaftsmenschen nebenher gab sie nicht auch noch aus....



Er zuckte erschreckt zusammen, weil jemand hinter ihm seinen Namen gerufen hatte. Es war der Kollege, der ihm im Sommer die medizinische Autorität empfohlen hatte.

„Nun, hält die Schweiz bei Ihnen noch vor?" fragte er.

„Ein wenig."

„Bei mir dauert's nie über Februar. Ich bin schachmatt. Ich will acht Tage in den Harz. Weiße Schneedecken haben etwas so Ausruhendes. Alles andere liegt dann so fern. Nur den Lärm von hier hat man die ersten Tage immer noch in den Ohren. Im Halbschlaf glaub ich erst noch so oft, die Hochbahn surren zu hören — aber dann ist's eine Schneelast, die langsam von einem Dach heruntergleitet und vor den Harztannen liegenbleibt. Man ist wie vom Schnee umfriedet, und mir fallen dann oft die Verse ein, die mein Junge in der Schule gelernt hat: ‚Eine Mauer um uns baue'. Sie sollten auch einen Wintertrip machen. Warum gehen Sie nicht mal ein paar Tage nach Holstein? Sie haben doch die beneidenswert schöne Heimat. Sehen Sie! Ich stamme aus einem Teil von Westpreußen, wo aber nicht viel an der Natur ist, um sich daran zu begeistern. Ich finde es einen großen Vorzug, in eine reizvolle Landschaft von Geburts wegen hineinzugehören —"

„Ja, ja!" sagte Thorensen — „wir haben nur für lange hinaus fast für jeden Abend ein Diner angenommen."

„Freilich! Diners habe ich längst gestrichen."

„Aber was sagt Ihre Frau dazu?"

„Sie dankt Gott und liest abends die Nibelungen mit unsern Jungen. Wenn ich aus meinem Zimmer hereingucke, sitzen sie alle mit roten Köpfen und haben große Angst, daß ich sie durch plötzliche Anforderungen bei der Donaufahrt oder dem Hunnengemetzel störe — Aber ich muß nach links schwenken. Adieu —" und er sah plötzlich, wie müde und verbraucht der arme Thorensen im grellen, erbarmungslosen Licht einer Glühlampe, die keine Runzel schenkte, aussah — „tun Sie doch auch was für sich. Sechs Tage tun unter Umständen schon viel."

Thorensen ging nachdenklich weiter — der feste Schnee knirschte ihm unter den Füßen.

Eine Frau, die gern zu Haus ist und mit den Kindern die Nibelungen liest.... Ob Agnes nicht vielleicht auch solch eine Mutter geworden wäre, wenn sie droben hätten bleiben können, zu Hause an der Wasserkante?

Das Leben hier stellte so viel Ansprüche an sie, und sie war so willig und liebenswürdig.

Gewiß trug sie ja gar keine Schuld, und doch kam sie ihm manchmal vor wie jene geheimnisvoll lächelnden Frauen auf alten Bildern oder in alten Sagen, die, ohne es zu wissen, in aller Sanftmut unendlich grausam sind.

Warum warf sie all die verdoppelten Anstrengungen in sein Leben? Warum zwang sie ihm die Erlaubnis ab für Dinge, zu denen er bloß aus physischer Schwäche nicht nein sagte? Weshalb sah sie es denn gar nicht, wie müde er oft war, wie gealtert vor der Zeit?

Weshalb lächelte sie immer so sorglos und schrieb immer so viele Briefe an Furka?

Warum begriff sie es denn nicht, daß es doch die oberste Mission einer Frau war, die Herdflamme in Gang zu erhalten, damit sich an ihrer Glut Mann und Kinder die Hände wärmen konnten?

Ach, die Herdflamme von Attenrade war längst verloschen.

Ungenügende Gasöfen standen in der immer kalten Etage — ein trauriges Symbol.

War das, was man eingetauscht hatte, die aufgegebenen Güter wert?!

Ihm schwindelte selbst bei den eigenen Fragen —

War es nicht Erhaltungstrieb, das Grübeln zu lassen, vor allem Nachdenken zu fliehen, die Tage kritiklos herunterzuleben, so wie sie sich eben aneinander reihten, voll von Arbeit und Zwang?

Er sah seufzend um sich.

Plötzlich haftete sein Auge im Schaufenster eines Buchladens auf dem großen Buntdruck, der in der Mitte der aufgestellten Folianten hing. Wie gebannt blieb er stehen.

„Holsteinischer Sommer" stand unter dem Blatt.

Ja, das war die Heimat, das grüne, segenschwere Land, von der goldenen Wärme des Hochsommers wie in gelbem Licht gebadet — das war der Buchenwald mit den Sonnenflecken, neben dem die Halme der Felder hochaufgeschossen standen und ein blauer See seinen unschuldig frommen Spiegel dehnte. Das waren die Bauernhöfe mit dem Schindeldach, die großen Eichen im holzumgitterten Garten, aus dem Stockrosen sich bogen und weißer und roter Phlox....

In den fahlen Winterglanz, den Lärm der jagenden Wagen hinein grüßte dies Bild wie eine Verkündigung neu erstehenden Glückes, wie eine tröstende Verheißung, daß ja in wenigen Monaten schon die gleiche Herrlichkeit wiedererstehen würde, daß ja noch alles da war — die Heimat, der Friede....

Mit einem beruhigten Lächeln ging er weiter. Ihm war, als habe ihm jemand plötzlich ein großes Geschenk gemacht, eine wunderschöne Möglichkeit eröffnet, ihm im hastenden Lärm der Großstadtstraße eine tröstende Hoffnung ins Ohr geraunt.

O, er konnte ja wieder dahin... er würde bestimmt hinauffahren im Sommer. Nie hatte er die Sehnsucht nach der Heimat so stark gefühlt wie eben jetzt.

Er schloß die Augen, als er den Fahrdamm der ruhigen Querstraße überschreiten wollte, in der der Lärm der Hauptader zu verbranden schien.

So deutlich sah er das weiße Heimathaus mit den Büschen des roten Phlox auf dem Rasen. Daneben wölbte der Pyrusstrauch seine rotgeblümte Pracht wie eine große Kuppel.

Über die Nachbargärten kam Sommerwind — herber, starker, beschwichtigender Wind... Wind vom Meer.

Nun trat er vom Trottoir herunter auf den Asphalt.

Da kam auf der mattbeleuchteten Straße von links ein riesiges Automobil in schneller Fahrt mit voller Wucht auf die Straßenkreuzung zugesaust.

Er sah nichts davon in seiner Abgespanntheit, seiner großen Versonnenheit, er schritt weiter....

Ein Augenblick. Kaum ein Schrei. Ein Knattern des bremsenden Gefährts. Ein Menschenzusammenlauf. Eine grenzenlose Erregung. Rufe. Zwei Schutzleute.



Herbeieilende, von den Sitzen ihrer Wagen abgesprungene Kutscher.

Langsam wirbelten weiße Flocken auf das traurige Bild.

Und rechts und links sauste das Großstadtgetriebe weiter wie eine Schar wildgewordener Pferde.... Die Jagd des Augenblicks tobte dahin, rastlos und lärmend.

Hermann Thorensen lag still da und hörte nichts mehr.

Die Hetze des Lebens hatte für ihn ein Ende....

* * *

Wochenlang lag es wie dumpfe Betäubung über den armen, von der Brutalität des Lebens so plötzlich eingeschüchterten Frauen.

Selbst Anka hatte diesem Ereignis, diesem Kummer gegenüber ihre stolze Sicherheit eingebüßt.

Wie in einem furchtbaren Traum zogen die Begebenheiten an ihnen vorüber, Schlag auf Schlag, vom Entsetzen des ersten Schrecks bis zur düsteren, flockendurchwirbelten Nachmittagstunde auf dem Kirchhof von Attenrade, bis zur traurigen Heimkehr in die verödete Wohnung, in der der verängstigte Olaf bei der jammernden Antje einsam zurückgeblieben war.

Sie alle waren sich klar, daß der Beste von ihnen geschieden sei.

Ein edler, gutherziger Mensch, der stets mit heiligem Eifer seine Pflicht getan, von dessen Lippen keiner der Seinen je ein hartes oder ungerechtes Wort gehört hatte.

Hermann Thorensen, den bei seinen Lebzeiten niemand idealisiert hatte, dessen Güte und Herzensfreundlichkeit Frau und Töchter stets als ihr selbstverständliches Recht hinzunehmen pflegten, rückte durch seinen frühen gewaltsamen Tod in ein höheres Licht.

Die Kollegen, die zum Kondolieren kamen, priesen seine Arbeitskraft, seine Pflichttreue, seine Verläßlichkeit, seiner Sitten Freundlichkeit. In den Beileidsbriefen aus Attenrade wurde es den Frauen des Hauses Thorensen zwischen den Zeilen aufs deutlichste bezeugt, daß er menschlich und moralisch stets über ihnen gestanden habe.

Sie nahmen das geduldig hin und bestätigten es in ihrem Innern.

Eine Zeitlang strömten die schwarzgekleideten Besuche ab und zu. Die gleichen Fragen wurden gestellt und die gleichen Antworten gegeben.

Von der Situation beeinflußt, waren die Kollegenpaare inniger und herzlicher als jemals — aber wenn sie dann an der Türschwelle die drei Frauenhände drückten und etwas von Wiedersehen murmelten, so stand es dabei doch in ihren Augen gleich wie ein Vermerk geschrieben, daß diese Beziehung naturgemäß abgetan für sie sei, da kein Mensch in Berlin Zeit hat, Gutmütigkeitsverkehr zu pflegen, und man doch überhaupt kaum allen Pflichtbekannten gerecht wird.

Zwei Assessoren, die als Hilfsarbeiter unter Thorensen gearbeitet hatten, erschienen eines Sonntags. Sie nahmen einen starken Eindruck mit von dem hellbesonnten Zimmer, in dem die drei feinen, blonden, schwarzumhüllten Frauen saßen, und bedauerten beim Treppabsteigen, daß man den Töchtern nicht auf den Ministeriumsfesten begegnet sei, auf denen sie ja gewiß gewirkt haben würden. Sie gingen Thorensen als Gesamterscheinung durch und konstatierten, daß die Provinz Schleswig-Holstein mit die besten Arbeitskräfte für viele Berufe liefere.

Auch der Minister klomm die drei Treppen herauf. Er entschuldigte seine Frau, die soeben ernstlich leidend an die Riviera abgereist sei, und sah neidvoll seufzend Frau Thorensens blühende Gesundheit, die das Schwarz der Kleidung beinah noch unterstrich.

Er fragte freundlich, ob die Damen in Berlin wohnen bleiben wollten, bemerkte, daß Berlin Vorzüge und Nachteile habe, stellte sich für etwaige Schwierigkeiten ritterlich mit Rat und Tat zur Verfügung und murmelte auch seinerseits zum Schluß etwas von Wiedersehen.

Mit diesen Besuchen war der Fall Thorensen für das Ministerium abgeschlossen....

Es wurde still auf der Etage, und die große Einsamkeit, die vergessene Menschen, die irgendein Unheil für die Mitlebenden aus der Präsenzliste streicht, in einer Riesenstadt umfangen kann, lagerte sich wie Nebel auf das stillgewordene Leben.

Die „Bannbefreiten" waren in alle Winde zersprengt. Infolge von Adelaidens Übersiedlung nach München hatten sie ihr Hauptquartier an die Isar verlegt, wo die Zensur mit Henry X.' Stücken dauernd zu tun bekam. Vera von Beuren hatte Doktor Giesebrecht geheiratet und sich mit ihm irgendwo vor Anker gelegt, wo sie barhaupt und in Sandalen einer Art Naturreligion sich angeschlossen hatten, die ihre Gesundheit kräftigen und ihre Moral veredeln sollte.

Die alten Freundinnen schrieben nur kurze, eilige Briefe. Die „Bannbefreiten" kondolierten überhaupt nicht gern. Es waren Freunde für die heiteren Tage, nicht für die dunkeln.

Nur von Annchen und Marcell kamen lange und herzliche Schreiben.

Sie waren auf der Hochzeitsreise, natürlich an den oberitalienischen Seen, wo die jungen Paare scharenweise, beinah willenlos und vorschriftsmäßig, von See zu See eilten.

Die Wärme dieser Briefe hatte etwas Wohltuendes, verglichen mit den Phrasen, in denen die „Bannbefreiten" sich ergingen, um dann im dritten Satz schon wie mit einem Aufatmen auf ein literarisches Thema überzuspringen.

„Es zeigt sich etwas Überraschendes", bemerkte Anka nach der Lektüre der Briefe. „Das junge Ehepaar Wetterstein hat Menschenblut in den Adern — unsere andern Klubgenossen nur Tinte."

„Überhaupt!" entgegnete Gunhilde nachdenklich. „Woher kommt es, daß man so viele Bekannte hat und so wenig Freunde?" —

„Das liegt nicht an uns, das liegt an Berlin. In Großstädten gedeiht viel, aber vieles geht auch drauf. Das Effektvolle kommt hoch, und die stillen fines fleurs werden niedergetreten. Richtig ausgebildete Freundschaftsgefühle bleiben den kleinen Städten mit der vielen Zeit reserviert. Die müssen doch auch etwas haben! Ich übrigens kann mich nicht beklagen — ich habe ja meinen



Freund — leider jenseit des Ärmelkanals!" und sie wog einen dicken Brief in der Hand, der englische Marken trug. „Unsere deutschen Freunde taugen nicht viel. Man sollte meinen, der Deutsche habe seine bemerkenswerten Talente hierzu in der Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts verbraucht. Warum schrieb Meister nicht auch an uns, sondern nur an Mama und Olaf?"

„Er wird schon wissen, warum...."

Ein seltsamer Brief kam aus Dänemark von der Insel Moen.

Ein Vetter von Frau Thorensen schrieb ihn, der ein altes Anwesen nahe bei Liselund besaß und mit seiner guten kinderlosen Frau einsam sein sicheres, sorgenfreies Dasein verbrachte. Er hatte als Schuljunge mit Agnes gespielt und für sie geschwärmt, bis politische Streitigkeiten die Familienzweige entfremdeten. „In Frau Thorensens glückliche Jahre hätte er sich nicht drängen mögen mit seinen verblaßten Erinnerungen," schrieb er, „aber wenn sie nunmehr einen Freund und Berater brauchen sollte, bäte er sie, daran zu denken, daß hinter den weißen Kreidefelsen an der Hjelm-Bucht jemand wohne, der über alle dänisch-deutschen Streitfragen hinweg ihr stets zur Verfügung stände."

„Ja, ja!" sagte Frau Thorensen — „er war immer gut und hilfreich. Einmal zog er ein Kind aus dem Wasser und bekam ein öffentliches Lob. Schade, daß er so weit weg ist. Aber Freundlichkeit tut doch wohl, einerlei, woher sie kommt."

Allmählich wurden auch diese Briefe spärlicher, und bis auf die Privatkorrespondenzen aus Japan und England, die regelmäßig wie abonnierte Zeitungsblätter kamen, blieb der Briefkasten leer.

Für alle Menschen ging das Leben seinen gewohnten Gang weiter.

Sie aber lebten noch immer im Halbschlaf, obwohl sie sehr genau wußten, daß wichtige Entscheidungen warteten und drängten.

Bis ein grauer Tag kam, an dem sie gewissermaßen erst den ganzen Umfang der Katastrophe realisierten und sich klarmachten, daß es sich nicht um schreckliche Trugbilder, sondern um unerschütterlich feststehende Tatsachen handelte!

Sie saßen in dem langen Eßzimmer um den runden Tisch und rechneten.

Durch das Schwarz der Kleider sahen ihre Haare noch blonder, goldiger aus — ihre Gesichter noch weißer und feiner. Sie hatten endlose Papiere vor sich. Rechnungen, Notizen des alten vertrauten Familienbankiers in Attenrade, der die, ach, so häufigen Papierverkäufe der letzten Jahre vermittelt hatte, und anderes.

Und als Resultat rechneten sie heraus, daß sie gar nicht in der Lage waren, von der Witwenpension und den ihnen verbliebenen Zinsen in Berlin eine ihren Lebensgewohnheiten auch nur einigermaßen entsprechende Existenz zu führen.

Sie begriffen die Masse der unbezahlten Rechnungen und den großen Betrag der verkauften Papiere gar nicht.

Sie hatten doch so einfach gelebt! Jede von ihnen sich doch so einzuschränken gemeint. Andere Leute gaben ja viel mehr Geld aus....

Sie sahen sich ratlos an.

„Wenn wir doch wenigstens einen Beruf gelernt hätten!" sagte Anka verzweifelt.

„Vater wollte es doch nie!" entgegnete die Mutter vorwurfsvoll.

Nach einiger Zeit erschien Frau Professor Hansen, setzte sich zu ihnen und rechnete mit.

Ihre Wimpern zuckten manchmal bei dem trübseligen Geschäft.

Aber sie rechnete Licht in das Dunkel, rechnete die einzige vernünftige Möglichkeit heraus.

Einen raschen Aufbruch von Berlin, ein Zurückziehen nach Attenrade, in das alte, weiße Haus, das ihnen zum Glück noch gehörte, und in dem sie, da es nie leicht zu vermieten war, sozusagen unentgeltlich wohnen konnten. Dann stimmte alles — dann konnten sie in bescheidenen Grenzen behaglich leben....

Einen großen Teil der unbezahlten Rechnungen nahm sie auf sich, Johanna Thorensen.... Das war ihr Recht, da sie so lange ihre Heimat gehabt hatte im Hause des Bruders.

Und überhaupt...

Die drei Frauen hatten schweigend ihren Auseinandersetzungen zugehört.

Nach Attenrade...

Von der Wand sah das Bild der Stadt herab, die Riesenphotographie im braunen Holzrahmen. Wie auf Verabredung schauten sie plötzlich alle hinauf. Die Türme der Heimat schienen zu winken — ernst und eindringlich und ein wenig vorwurfsvoll, so wie man Renegaten zur Rückkehr auffordert....

Frau Thorensen legte ihre Hand vor die Augen.

„Ich wußte, daß das dabei herauskommen würde!" sagte sie mit tiefem Seufzer.

„Denk an Olaf, Agnes!" sagte Johanna ernst. „Wenigstens ist dann einer, der sich stark verbessert — soweit man das von einem vaterlosen Kind sagen kann."

Frau Thorensen brach in Tränen aus.

„Attenrade ist mir so schrecklich!" rief sie. „Wie sehr, hab ich beim Begräbnis gefühlt! So kalt und vorwurfsvoll waren sie alle! Ihre Sympathie galt ja immer nur Hermann. Wir standen wie Outsider da, wie Wesen von einem andern Planeten, denen man nicht traut. Mir graut vor Attenrade!"

„Agnes! Du hast dein volles Leben gelebt!" entgegnete Johanna. „Du mußt es für Olaf tun und für Gunhilde. Die sind dem Boden dort nicht entwachsen und können da besser gedeihen als irgendwo sonst —"

Anka trat an den Tisch heran, vom Fenster fort, durch das sie versonnen in den grauen Nebeltag gestarrt hatte —

„Und ich, Tante Johanna?" fragte sie. „Hab ich vielleicht mein Leben auch schon gelebt?"

„Du wirst immer auf deine Rechnung kommen! Du bist die einzige, die selber zu schwimmen versteht...."

„Selber schwimmen?" fragte Anka bitter. „Was soll ich denn anfangen? Abhängige Stellungen passen nicht für mich. Meine paar Honorare haben auch von jeher nur dazu gereicht, daß ich recht skrupellos viel weiße



Glacés tragen und immer eine bessere Sorte Schokolade essen konnte, als ich mir vernünftigerweise sonst geleistet hätte. Eine Existenz läßt sich jedenfalls auf das bißchen Begabung nicht gründen! Allenfalls Kunstphotographin. Aber das Stillsitzen zwischen den scharfen Essenzen würden meine Nerven im Moment auch nicht aushalten. Mir scheint, wir sind ‚höhere Töchter‘ unter besonders ungünstigen Aussichten —“

Sie raffte alle Papiere zusammen und machte sich einige Notizen.

„Ich hab eine gute Bekannte, die Rechtsanwalt ist“, fuhr sie fort. „Mag sie mal erst alle diese Ziffern durchrechnen. Vielleicht findet sie einen Weg, der um Attenrade herumführt.“

Frau Thorensens Augen leuchteten hoffnungsvoll.

„Tu das, Anka! Am Ende weiß sie wirklich einen Ausweg. Es soll doch so billige Vororte geben — oder vielleicht Gemeinschaftshaushaltungen? Wir wollen ja gern auf allen möglichen Komfort verzichten, wenn wir nur hier bleiben können, wo wir doch so glücklich waren.“

Johanna seufzte. „Ihr seid nicht für Vororteristenzen vier Treppen hoch geeignet — glaubt es mir! Ihr seid nicht robust genug dazu. Wenn irgend etwas, das an Proletariertum grenzt, eure Nähe streifte, würdet ihr zu sehr leiden. Die Stadt, in der man lebt, ist nicht so wichtig als die vier Wände, zwischen denen man wohnt — so wie das Hemd wichtiger ist als die Bluse. Und Ankas weiblicher Rechtsanwalt wird auch das nicht ändern. Standesgemäß könnt ihr nur in Attenrade leben, und sei gewiß, Agnes, wir norddeutschen Familien haben die Neigung zum Standesgemäßen sehr tief im Blut....“

Anka rechnete zwei Tage lang mit und ohne Rechtsanwalt. Sie erwog alles hin und her. In der Wagschale, die gegen Attenrade sprach, lag unendlich viel, fast der ganze Inhalt ihrer Seelen — aber in der Wagschale für Attenrade lag der Gedanke an Doktor Meister.

Er schien ihr wie ein Entgelt dafür, daß die Finanzlage der Familie nun einmal unerbittlich in die verlassene Heimat zurückdrängte.

Tante Johanna hatte recht.... Das Dasein, das Mutter und Töchter in Berlin erwartete, würde sie leise, aber unerbittlich deklassiert haben. In Attenrade aber blieben sie, was sie waren....

Frau Thorensen nahm Ankas Entscheidung wie einen schweren Schlag hin. Sie empfand mit Recht, daß, wenn Anka für Aufgeben der Berliner Existenz sei, dann dieser Entschluß unvermeidlich sein müsse. Gunhilde warf sich der Schwester um den Hals.

„Wenn wir nur zusammenbleiben!“ rief sie. „Wenn wir nur nicht auseinandersplittern.“

„Ich nehme es von der physischen Seite!“ versetzte Anka und strich müde über ihre blasse Stirn. „In Attenrade wird man sich gewiß glänzend wieder auffüttern und sich ganz enorm konservieren. Wer weiß! Vielleicht rentiert sich das im späteren Leben noch....“

...Und so steuerten sie das Familienschiff, das vor wenigen Jahren fröhlich und glücksgewiß ausgefahren war, traurig und resigniert wieder der Heimat zu, ein leck gewordenes Fahrzeug, dem Fortuna untreu geworden war....

Nur Gunhilde glaubte an die Zukunft.

Eine alte Liedstrophe kam ihr in dieser Zeit öfters auf die Lippen:

„Laßt uns die grüne Flagge hissen,
Die Hoffnungsflagge auf den Mast!“

* * *

Es war Sommerzeit.

Frau Thorensen saß mit ihren Töchtern um den runden Tisch, der jetzt schon seit einem Jahr wieder im Heimathaus in Attenrade stand.

Gunhilde beugte sich über eine Reihe von Musterzeitungen und suchte Blusenschnitte zurecht. Die Mutter nähte langsam an weißen Ärmeln. Anka nähte auch, aber rascher, entschlossener. Sie nähte gleichsam wie mit dem Feuer der Verzweiflung.

Am Fenster, eingerahmt vom lichten Glanz der Herbstsonne, ein zartes Profil auf hellem Grund, saß Olaf und las vor, die Finger auf den Zeilen, sich entlangtastend auf den Linien des Buches.

Es war ein anderer Olaf wie das Kind auf der Berliner Etage. Die bleiche Stubenfarbe zwar hatte der holsteinische Sommer weggebräunt. Seine Wangen waren voll und festgespannt, und wenn er lächelte, schien das Grübchen in dem weichen Fleisch stehenbleiben zu wollen, wie wenn man den Finger in feuchten Ton leise heineindrückt.

Aber er lächelte selten. In seinen Augen war etwas Frühreifes, ein halb unbewußtes Verstehen der Tragik, die im Niedergang eines Familienschicksals liegt.

(Fortsetzung folgt).

# „Fröhliche Pfalz“.

Eine Herbstwanderung. Von Walter Tiedemann.

„Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's!“ lautet ein gutes altes Wort, eins von denen, die in knappster Form ein ganzes Programm entwickeln. Die Pfalz gehört, wenn auch räumlich davon getrennt, zu Bayern, und der Pfälzer stellt in seinem ganzen Wesen ein Bindeglied zwischen dem Bajuvaren und dem Rhenanen dar. Bayrisch ist die derb-gesunde Lebenslust, das Gemütliche, im besten Sinn Demokratische, rheinisch die Leichtigkeit, das Anschmiegsame und Rührige, pfälzisch die Mischung von beiden. Ein Weinland par excellence und doch nicht ganz dem Bacchus geschworen, auch dem Gambrinus hold, kerndeutsch von Gesinnung und doch auch wieder, wie aus der wechselreichen Geschichte des Landes erklärlich, mit manchem fremden Einschlag in der Bevölkerung, konfessionell zersplittert — die größere Hälfte der Pfälzer ist evangelisch, die kleinere katholisch —



und trotzdem in religiösem Frieden lebend, hat die Pfalz nicht nur in ihrer Landkartengestalt, sondern auch innerlich etwas Abgerundetes und Ausgeglichenes. Es liegt ein Frohsinn über der Pfälzer Erde, der auf alle Gegensätze versöhnend wirkt, keine forcierte Lustigkeit von jener Art, die gewöhnlich nur eine Selbstbetäubung, der gewaltsame Ausgleich schmerzlicher Dissonanzen ist, sondern die heitere Zufriedenheit einer harmonisch abgestimmten Natur. Und um die Pfalz von dieser Seite kennen zu lernen, bedarf es keines langen Suchens, denn sie hat die Freundlichkeit, ihre beste Seite, den Weingau, der kompakten Masse des übrigen Deutschlands einladend zuzukehren. Dort, links vom Rhein, längs der großen Flutebene des Stroms, liegen am Fuß des Haardtgebirges die lieblichen Rebenhügel, wo der Pfälzer Wein gedeiht und eine Anzahl reizender Städte und Dörfer den Wanderer zum Verweilen lockt. Aber ehe wir diese Gefilde und ihr flüssiges Gold mit Kennermiene würdigen, wollen wir schnell einen Blick auf die Eingangspforten der Pfalz im Osten werfen, auf Ludwigshafen und Speier.

Ludwigshafen, die pfälzische Schwesterstadt des auf der andern Rheinseite liegenden badischen Mannheim, ist, obwohl die jüngste, dennoch die größte Stadt des Landes, und was ihr an der intimen Gemütlichkeit der kleineren Pfalzstädte abgeht, ersetzt sie durch ihre erstaunliche Energie. Diese kommt schon durch ihr ganz amerikanisches Wachstum zum Ausdruck, denn erst vor 56 Jahren mit einer Handvoll Einwohnern als selbständige Gemeinde begründet, zählt Ludwigshafen heute 75 000 Köpfe, und die Zunahme geht in so hurtigem Tempo weiter, daß sie für Mannheim eine ernste Konkurrenz bedeutet. Der außerordentlich lebhafte Rheinfrachtverkehr — ist doch Mannheim-Ludwigshafen einer der größten Binnenhäfen der Welt — und die stark entwickelte Industrie verleihen der Stadt das charakteristische Gepräge. Ganz im Gegensatz zu diesem Brennpunkt moderner Geschäftigkeit steht die Ruhe des alten Speier, das zwar von Kaiserslautern und Pirmasens an Größe übertroffen wird, aber als Hauptstadt der Pfalz und Sitz der Regierung die höhere Distinktion besitzt. Speiers Name beschwört die deutsche Vergangenheit herauf, hehre Geschlechter und düstere Schatten. Leider ist vom alten Spira und späteren Speier, dem Sitz bedeutungsvoller Reichstage, infolge der schweren Kriegschicksale nicht viel Bedeutendes erhalten geblieben mit Ausnahme des ehrwürdigen Doms, dessen Anfänge ins 11. Jahrhundert zurückreichen, und der die Grabmäler von acht deutschen Kaisern enthält, darunter Heinrichs IV., des Büßers von Kanossa.

Ziehen wir nun landeinwärts den blauen Höhen des Weingaus entgegen und gerade auf ihren Mittelpunkt zu, auf Neustadt, das sich zum Unterschied von den vielen Städten gleichen Namens „an der Haardt" benennt. Die Haardt ist kein Fluß, wie manche in der Geographie nicht ganz festen Leute mitunter vermuten, sondern das Pfälzer Waldgebirge, das in seiner höchsten Erhebung, dem Kalmit, zu 683 Meter ansteigt. Ein reizender Ort, dieses Neustadt, gleichviel ob man im Frühling kommt, wenn aus dem ersten zarten Grün die schneeigrosige Pracht der Obstbaumblüte leuchtet, besonders der Mandelbäume, die hier, in dem mildesten Klima Deutschlands, zu voller Reife gedeihen, oder im Herbst, wenn der Winzer in den „Wingert" den Lohn für seinen sauren Schweiß einheimst und Freudenfeuer und Böllerschüsse ein gesegnetes Weinjahr feiern. Nach Osten über die weite Rheinebene bis Heidelberg hinüberschauend, nach Westen in ein liebliches Waldtal geschmiegt, von entzückenden Promenaden, Villen und Gärten umringt, nicht zu groß und nicht zu klein, ein Mittelpunkt anregenden geistigen Lebens, eignet sich Neustadt so recht zur „Pensionopolis", zum behäbigen Ruhesitz nach getaner Arbeit. Für den Naturfreund birgt der ziemlich einsame Haardtwald eine kaum zu bewältigende Fülle von Wanderzielen und lockenden Pfaden sowie manche von der Romantik verklärte Ruine, wie z. B. das nahe bei Neustadt gelegene Hambacher Schloß, jetzt Marburg genannt, den berühmten Schauplatz des revolutionären „Hambacher Festes" im Jahr 1832. Leider ist überall in der Pfalz außer Burgruinen und ein paar schönen Kirchen nicht viel Altes von Bedeutung zu finden, dank der gründlichen Arbeit der französischen Mordbrenner, die zuerst im Namen des „allerchristlichsten Königs" Ludwigs XIV. und dann noch einmal im Namen der „Freiheit" das unglückliche Land niederbrannten, ausraubten und verwüsteten, ganz zu schweigen von den Spaniern, den Schweden und den Religionshaderern eigenen Stammes, die allesamt vom gleichen Trieb beseelt waren. Wer die Chronik der Pfalz durchblättert, diese mit Blut beschriebenen Seiten, dem erscheint es unfaßbar, wie sich das Land aus allem Elend wieder zu solcher Blüte emporheben konnte, und er sucht die Gründe dafür mit Recht in der kraftvoll zähen Natur der Pfälzer.

Noch einen kurzen Abstecher nach Landau, dem hübsch gelegenen Hauptplatz des südlichen Weingaus, und dann wenden wir uns nach Norden, zum Produktionsgebiet der edelsten Qualitätsmarken des Haardtweins. Namen, wie Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim usw., sind für den Kenner wahrlich nicht „Schall und Rauch", sondern festumrissene Programme, die vor manchem politischen Programm der Gegenwart den Vorzug völliger Klarheit voraushaben. Hier haben die „Weinkönige", wie der Volksmund sie nennt, die großen Weingutsbesitzer, ihre Domänen, und es gewährt einen eigenen Reiz, unter gastfreundlicher Führung in die ewige Nacht der Kellereien hinabzusteigen und zwischen den ungeheuren Fässern der labyrinthisch verworrenen Gänge praktische Quellenstudien über die berühmtesten „Lagen" zu treiben. In den Wohnhäusern der Weingutsbesitzer findet man manches hochinteressante Sammelobjekt, z. B. altrömische Weingläser, wie der Winzerspaten sie dem Erdreich entriß, und die so recht erkennen lassen, mit welcher Sachkenntnis die edlen Römer hier pokulierten. Die harte Arbeit des Winzers bringt es mit sich, daß hier im Weingau mehr der Ernst als die Freude heimisch zu sein scheint, aber einmal im Jahr, im Herbst, das heißt, wenn der Sauerwurm und die andern Schädlinge es nicht gar zu arg getrieben haben, macht sich die verhaltene Lebenslust doch übermütig Platz, und mit historischen Umzügen, mit Kurzweil, Tanz und frohem Trunk begrüßt das arbeitsame Volk den Erntesegen. Auch bei den häufigen Weinversteigerungen, zu denen die Großkäufer und Weinkommissionäre von weither herbeiströmen, geht es selbstverständlich nicht trocken zu. Zwar nehmen die Sachverständigen, die eine große Menge von Proben zu durchkosten haben und daraufhin mit einer den Laien verblüffenden Sicherheit Qualität und Preis bestimmen, im Interesse ihrer Nüchternheit den

Wein im allgemeinen nur auf die Zunge, um ihn dann wieder hinauszubefördern, aber nicht alle sind von so vorsichtiger Zurückhaltung, und deshalb stehen die Probetage meistenteils im Zeichen einer echt pfälzischen Fidelitas. Nebenbei bemerkt, ist das Weinbaugebiet des Haardtweins das größte in Deutschland und seiner Produktion nach dem Rheingau und dem Moselweinbau weit überlegen.

Den landschaftlichen Glanzpunkt dieses gesegneten Stücks Erde bildet Dürkheim, ein überaus freundliches Städtchen und ob seiner Solquellen und arsenhaltigen Brunnen auch als Badeort wohlbekannt, mit schönen Kuranlagen und reizvollen Ausflugzielen, unter denen besonders das weit ins Gebirge hineinführende Waldtal der Isenach Erwähnung verdient. Zwei große, herrlich gelegene Ruinen: das durch Brand zerstörte Benediktinerstift Limburg, eine der stattlichsten Ruinen Deutschlands, und die Hardenburg, rufen interessante geschichtliche Erinnerungen wach. Leider gestattet der knappe Raum dieser Skizze nicht, länger dabei zu verweilen, auch wollen wir auf der Weiterreise nach Westen noch Kaiserslautern und Pirmasens besuchen, zwei namhafte Industriestädte, die, wie Ludwigshafen, ganz vom Getriebe rastloser Tätigkeit erfüllt sind. Und damit nehmen wir Abschied von einem Land, das mit seiner glücklichen, heiteren Natur, seinem Weinbau und seinem Gewerbefleiß zu einem der schönsten Flecken deutscher Erde gehört. „Glückliche Pfalz, Gott erhalt's!"

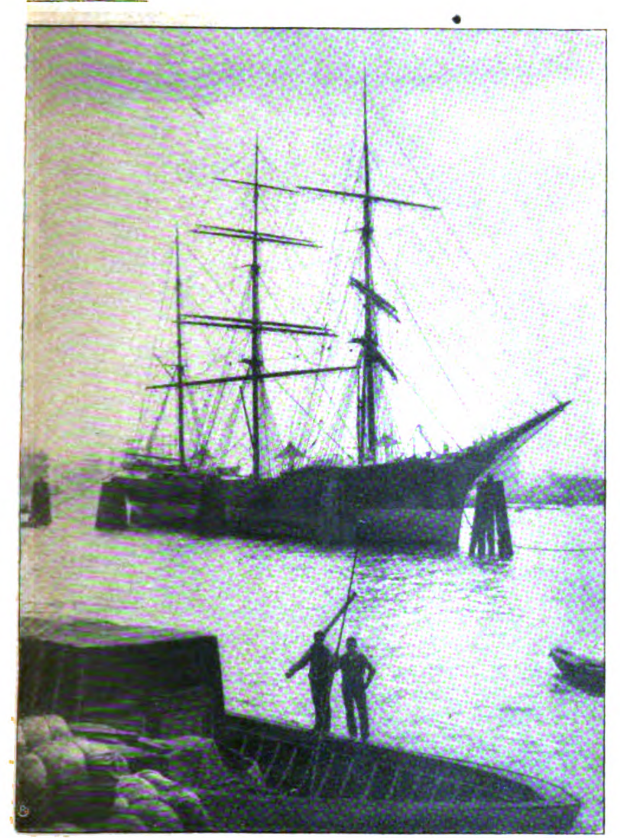
# Moderne Segelschiffe.

Von C. Lund. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Als sich in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in der Schiffahrt der Uebergang vom Segel- zum Dampfbetrieb rascher zu vollziehen begann, als besonders die größeren Reedereien in unsern Ostseehäfen ihren keineswegs unbedeutenden Bestand an hölzernen Schonern, Dreimastschonern, Barken abstießen, fehlte es nicht an Stimmen, die das völlige Verschwinden der Segelschiffe aus der großen Fahrt in nahe Aussicht stellten. Für das Ostseegebiet ist diese Prognose im großen und ganzen eingetroffen, denn die Zahl der heute noch in unsern Ostseehäfen beheimateten großen Segelschiffe ist auf ein Minimum herabgesunken, und die wenigen vorhandenen sind bei der erdrückenden Konkurrenz der Trampdampfer außerstande, einen Gewinn abzuwerfen. Anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Nordseehäfen Bremen und Hamburg. Wohl gingen auch an diesen Plätzen die meisten Reedereien zum alleinigen Dampfbetrieb über, aber es fehlte auch nicht an solchen, die an der Einstellung von Segelschiffen festhielten und dabei auf ihre Rechnung zu kommen wußten. Wohl stießen auch sie ihre hölzernen Schiffe allmählich ab, aber sie gaben für die veräußerten jedesmal eiserne oder stählerne Neubauten von weit größeren Abmessungen und erhöhter Schnelligkeit in Auftrag; sie gingen dabei von der Annahme aus, daß Schnellsegler von großer Ladefähigkeit bei langdauernden Reisen, wie nach den Salpeterhäfen der Westküste Südamerikas oder nach den Reisplätzen Hinterindiens und Chinas, den Dampfern an Rentabilität im allgemeinen nicht nachstehen würden. Daß dies zutreffend sei, ergab sich aus folgenden Gründen. Auf Dampfern nehmen die Maschinen, Kohlenbunker, Mannschaftsgelasse usw. einen solchen Raum in Anspruch, daß beispielsweise ein Fahrzeug von 3000 Bruttoregistertonnen nicht mehr als 3750 Gewichtstonnen Ladung einnehmen kann, während ein Segelschiff von der gleichen Registertonnage mindestens 4600 Gewichtstonnen befördert. Sodann sind bei der Konkurrenzfähigkeit der Dampfer die viel größeren Ausgaben für die doppelte Besatzung (Deck- und Maschinenpersonal) sowie für die Kohlen in Ansatz zu bringen, die auf langen Routen durch den Unterschied der Reisedauer keineswegs immer ausgeglichen werden können. Letzterer ist nämlich durchaus nicht so bedeutend, als von Fernerstehenden gemeinhin angenommen wird, und er würde noch geringer sein, wenn nicht die Segler von den Windverhältnissen abhängig und damit an der Einhaltung der direkten Reiseroute verhindert wären. Rechnet man 9½ bis 10 Seemeilen in der Stunde als Durchschnittsgeschwindigkeit eines gewöhnlichen Frachtdampfers, so ergibt sich für die Zurücklegung der Entfernung von Hamburg oder Bremen nach Iquique oder umgekehrt eine Reisedauer von 52 bis 55 Tagen, während die modernen Hamburger und Bremer Schnellsegler die gleiche Reise nicht selten in 65 bis 75 Tagen zurücklegen, obwohl sich der Durchschnittsweg der Segler oft bis zu 1000 Seemeilen weiter stellt als die kürzeste Route der Dampfer. So wird es verständlich, daß große Segler auf langen Routen den Dampfern an Rentabilität gleichkommen können.

Während Mitte der achtziger Jahre Segelschiffe von 1500 Nettoregistertonnen noch seltene Erscheinungen waren, ging man anfangs der neunziger Jahre zur Einstellung von Vollschiffen und Viermastbarken von 2000 bis 3000 Registertonnen über, ja im Jahr 1892 wurde in Geestemünde eine Fünfmastbark („Potosi") in Auftrag gegeben, die bei einer größten Länge von 121 Meter und einer Ladefähigkeit von 6150 Gewichtstonnen à 20 Zentner zehn Jahre hindurch den Ruhm, „das größte und schnellste Segelschiff der Welt" zu sein, in Anspruch nehmen durfte, bis ihr das 1902 in Dienst gestellte Fünfmastschiff „Preußen" wenigstens in bezug auf die Größe den Rang ablief. Seit etwa drei Jahren ist nun auch der Fünfmaster „R. C. Rickmers" in Betrieb, der der „Preußen" an Nettoraumgehalt nur wenig nachsteht, sich aber durch den Besitz einer 1100pferdigen Hilfsmaschine von ihr unterscheidet.

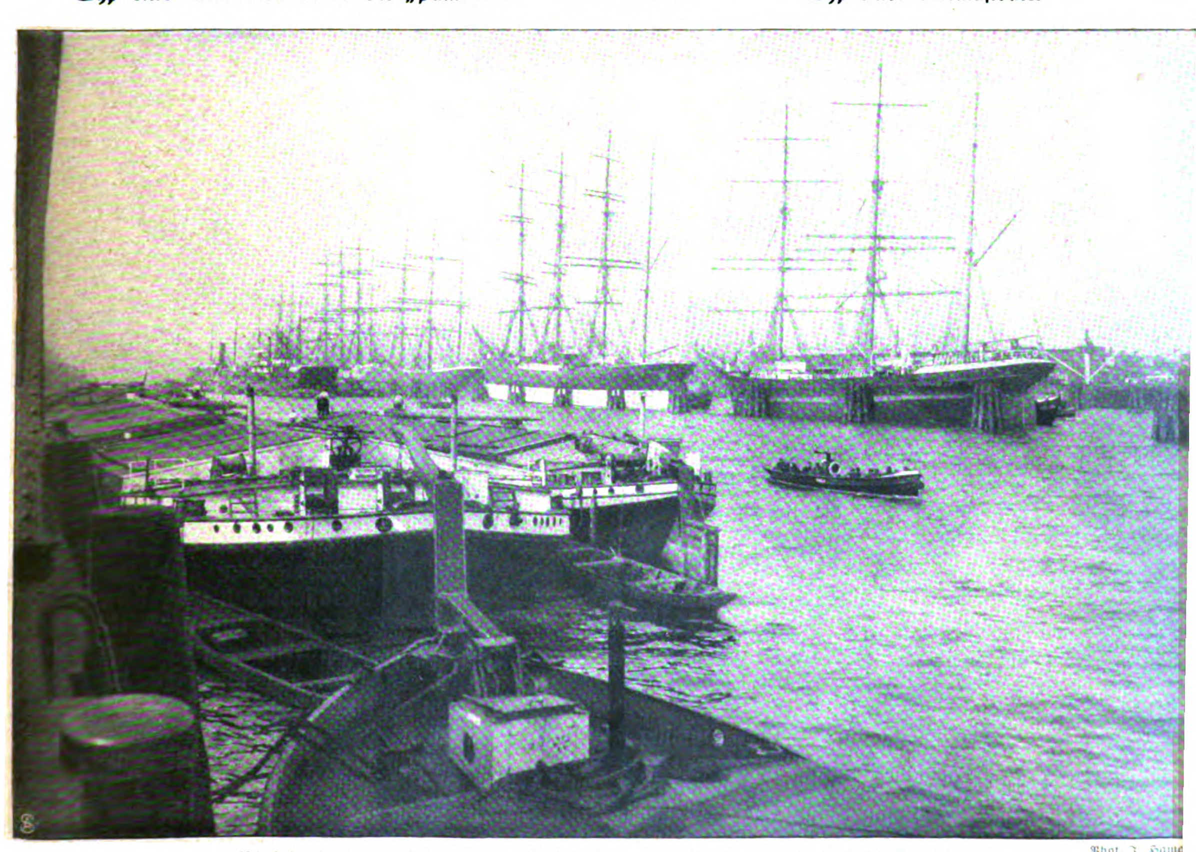
Wenn man von den wenigen noch vorhandenen eisernen Barkschiffen, die durchweg kleineren Reedereien gehören, sowie von den genannten Fünfmastern absieht, besteht das Gros der Segler aus stählernen Vollschiffen und Viermastbarken, deren Raumgehalt zwischen 2000 und 3000 Registertonnen liegt, bei manchen aber noch über letztere Ziffer hinausgeht. Schon in der äußeren Form weichen die stählernen Schiffe nicht unwesentlich von ihren hölzernen Vorgängern ab, indem sie sich durch weit schlankere Linienführung auszeichnen, was aus dem Umstand hervorgeht, daß sich bei ihnen durchweg die Länge zur



Typ einer modernen Bark: Die „Pamelia". Phot. J. Hamann.



Typ einer Viermastbark.



Blick in den Hamburger Segelschiffhafen. Im Vordergrund Oberländer Kähne.

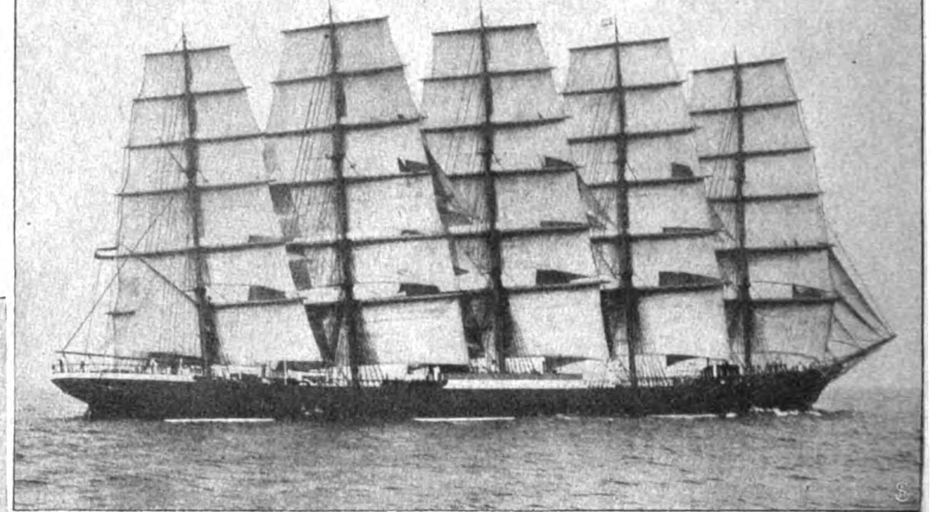


Phot. J. Hamann.



größten Breite wie 7 : 1, in einzelnen Fällen auch wie 8 : 1 verhält. Sodann ist die Takelage gegen früher wesentlich vereinfacht, und statt der zahllosen Flaschenzüge sind zur Bedienung der gewaltigen stählernen Rahen usw. Fall-, Reling-, Brassewinden und andere mechanische Hilfsmittel vorhanden, die sich durch leichtes Arbeiten auszeichnen und in Verbindung mit den sonstigen Verbesserungen eine starke Herabsetzung der Mannschaftziffer zugelassen haben. Nach dem Stand der Schiffbautechnik vor 50 Jahren hätte eine Viermastbark von 3000 Registertonnen zur Bedienung ihrer Segel eine Besatzung von mehr als hundert Köpfen haben müssen, das Vergleichschiff von heute kommt mit 32 aus; und selbst die Fünfmaster „Potosi" und „Preußen" führen mit Einschluß der Offiziere nicht mehr als 44 bzw. 48 Mann Besatzung.

Das gegenwärtig größte aller Segelschiffe ist das Laeiszsche Fünfmastschiff „Preußen", das im Jahr 1902 auf der Tecklenborgschen Werft in Geestemünde aus deutschem Stahl erbaut wurde. Die Takelung ist die eines fünfmastigen Vollschiffes mit doppelten Mars- und Bramrahen in allen Toppen. Sämtliche Masten, Rahen, Stengen und das Bugspriet sind aus Stahl hergestellt. Die Mars- und Bramrahen werden mittels Fallwinden geheißt, während zum Brassen der

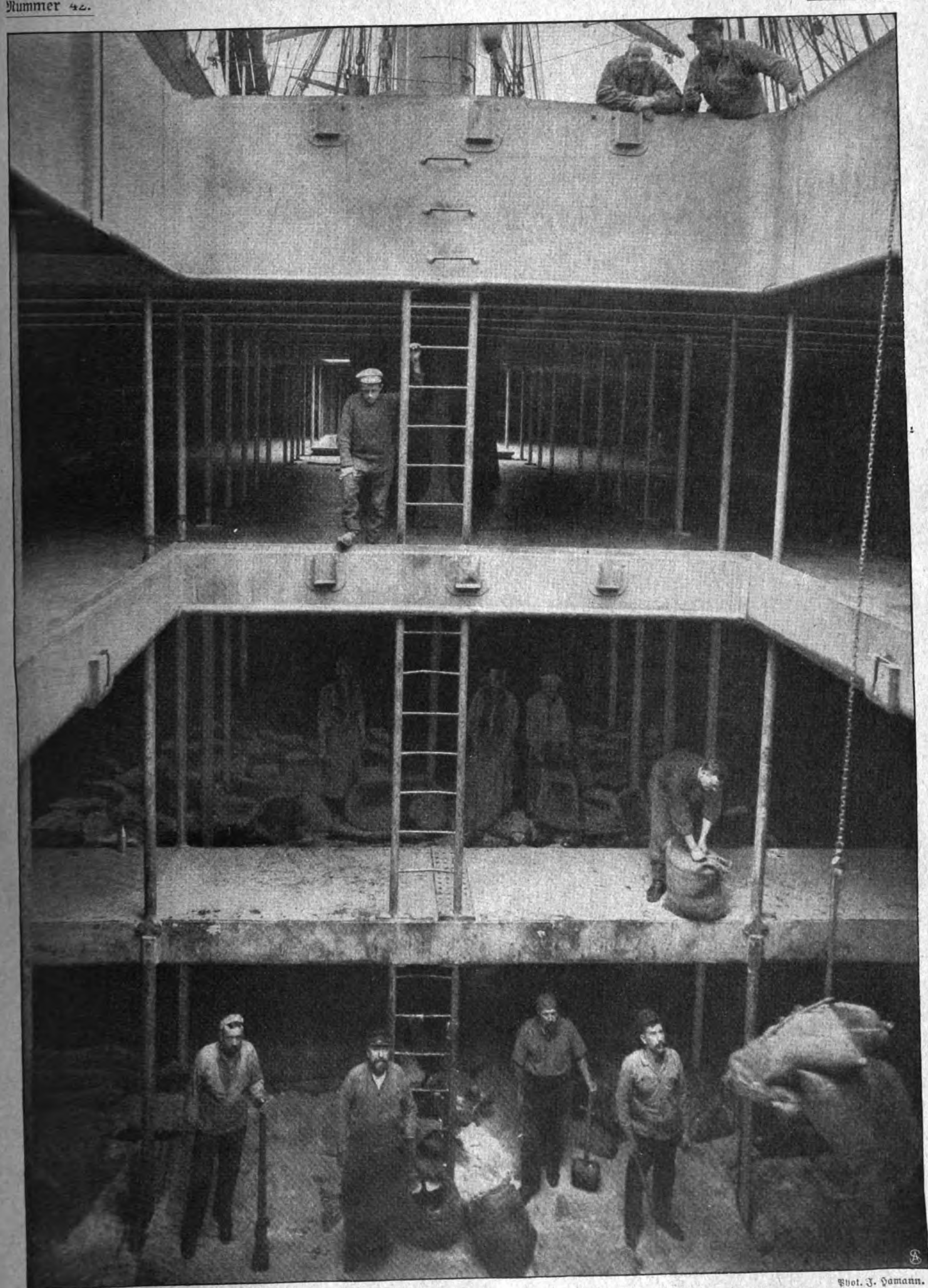


Fünfmaster „Preußen" unter Segel.

Unter- und Marsrahen Brassenwinden aufgestellt sind und die Schoten der Segel mittels Relingwinden und Gangspille leicht gesetzt werden können. Vom Reservebestand abgesehen, führt die „Preußen" 45 Segel, deren Gesamtfläche sich auf 5560 Quadratmeter beläuft. Der Flaggenkopf des Mittelmastes befindet sich 68 Meter über dem Kiel, so daß die Höhe des Mastes über dem Deck noch etwa 57 Meter beträgt; die andern, deren größter Durchmesser sich auf 90 Zentimeter stellt, sind nur wenig niedriger. Die Länge der Unterrahen stellt sich auf 31,2, ihr größter Durchmesser auf 0,64 Meter. Von den sechs Ankern wiegen die schwersten je 80 Zentner, die zu ihnen gehörigen Ketten 66 Tonnen. Ein Doppelboden von 550 Tons Wasserinhalt, nach dem System der auf den Flurplatten stehenden Längsträger erbaut, ermöglicht ein Verholen des leeren Schiffes im Hafen ohne weiteren Ballast. Zwei Dampfpumpen entfernen das Wasser, sie werden von zwei den Steuermaschinen dienenden Kesseln versorgt. Die Offizierskabinen befinden sich auf dem Achterdeck, während die Mannschaften in den lustigen Räumen der Back untergebracht sind. Die Vier- und Fünfmastschiffe fahren in der Regel mit drei Steuerleuten,

Phot. A. Hamann.

Verholen eines englischen Vollschiffs im Hamburger Hafen mit einem Schleppdampfer.



Phot. J. Hamann.

Blick in den Laderaum der „Preußen“: Schauerleute beim Löschen der Salpeterladung.

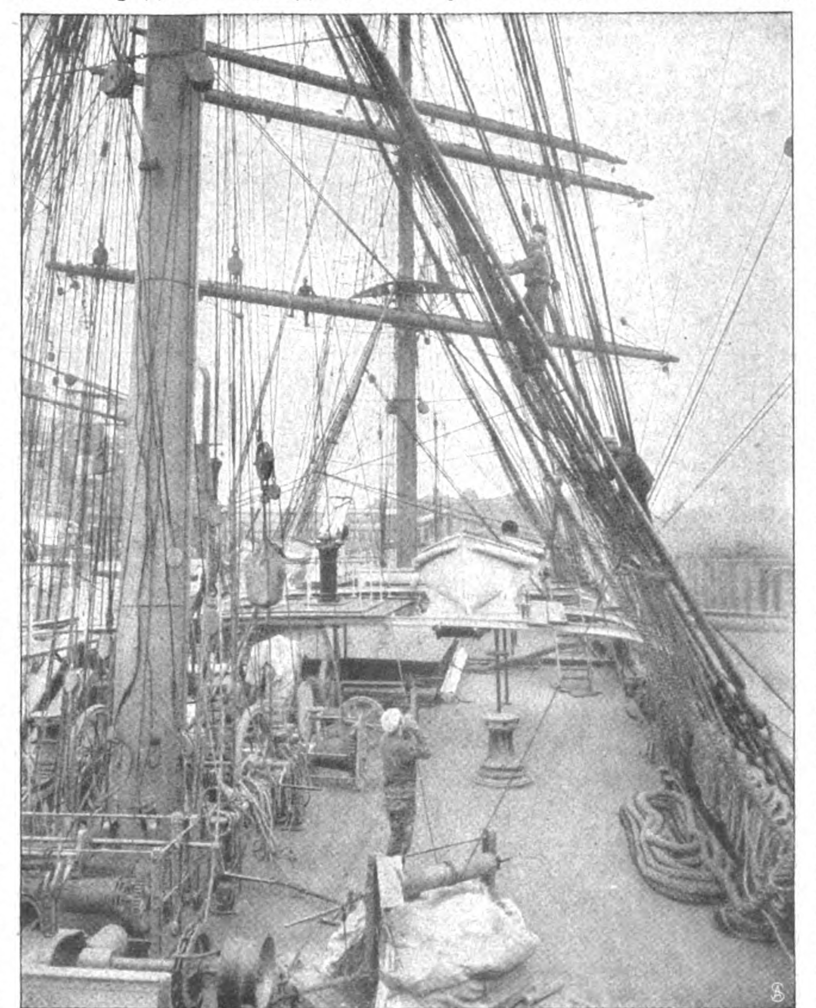


Moderne Segelschiffe: Mechanische Hilfsmittel zur Bedienung der Rahen und Segel. Phot. J. Hamann.

von denen einer zugleich den Proviant verwaltet.

Zur Ergänzung der Salzfleischbestände wird gegenwärtig auf allen großen Seglern lebendes Schlachtvieh an Bord genommen, auch für Einrichtungen ist gesorgt worden, daß die Besatzung frisches Brot erhält. Ueberhaupt ist die Verpflegung an Bord gegen früher derartig, daß auch bei den längsten Fahrten Fälle von Skorbut kaum noch vorkommen, während sie früher zur Regel gehörten.

Wie angedeutet, zeichnen sich die meisten neueren Segler durch schnelle Reisen aus, so daß, auf die ganze Fahrtdauer einer Reise berechnet, Stundenleistungen von 7½ bis 8 Seemeilen und darüber nicht zu den Seltenheiten gehören. Natürlich hängt die Dauer einer Reise von der Ausnutzung der Windverhältnisse ab, wobei es als feststehend angesehen werden darf, daß es ein „Zuviel an Wind" für die modernen Segler kaum gibt. Nicht die Stürme, sondern die Windstillen werden von den Schiffern gefürchtet. Stürmisches Wetter auf hoher See zwingt wohl zu Vorsichtsmaßregeln, aber es wird in den meisten Fällen die Fahrt nicht hindern, sondern fördern. Nichts Stolzeres läßt sich denken als einen großen Segler auf schäumender See! Den scharfen Bug von Gischtwolken umhüllt, rast er dahin und läßt jeden Frachtdampfer, der mit ihm auf gleichem Kurs liegt, weit hinter sich.



Deck und Takelwerk eines modernen Segelschiffes. Phot. J. Hamann.

# Neue Hutmoden.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen von Ernst Schneider, Reutlinger und H. Manuel.

**Von einer** einheitlichen Hutmode kann augenblicklich nicht **die** Rede sein. Betritt man die Verkaufsräume **maßgebender** Modistinnen, wippen und wehen von den **pilzartigen** Ständern so viele verschiedene Formen, daß kaum **eine** der anderen gleicht. Neben den großen **Gainsborough**- und Rembrandtformen steht die Schute, um **blonde** Kindergesichtchen schmeichelnd zu umrahmen, **Glocken in** allen Arten, die sich teils Champignonhüte oder **Tokinoise** nennen. Viel Garnituren lehnt die diesjährige Mode ab. Die Schönheit und die Eigenart des Hutes beruhen hauptsächlich auf der Form. Viele von ihnen beanspruchen ein reiches Innenfutter, zu dem echte Spitzen das Hauptmaterial liefern. Trotzdem Brokate von der Mode so sehr lanciert werden, ist Schwarz doch wohl die Grundfarbe für die Hutmode. In welcher Weise die Formen auch gebogen sind, und an welche Stilepoche sie sich anlehnen, über den großen eleganten Abendhut legt sich fast **ausnahmslos** die Pleureuse.



Phot. E. Schneider.

**1. Hoher Turban mit krausgezogenem Kopf, Stahlborte und weißen Reihern.**



Phot. H. Manuel.
2. Schwarzer Topfhut mit Pleureuse.



Phot. E. Schneider.
3. Samthut mit lila Pleureusen.

Wenn wir die abgebildeten Hüte betrachten, verstehen wir die einmütige Begeisterung der Damen für diese kunstvoll verlängerten Straußenfedern, die man in immer verführerischere Farben taucht. So legen sich um den Hut von schwarzem Samt (Abb. 9), eine allgemein beliebte Form, taupefarbene Federn, in die sich genau in der Farbe passende Blumen schmiegen. Die kleidsame Ninicheform (Abb. 3) ist aus Samt in Bischofslila gearbeitet, während die Innenkrempe aus Seide einen etwas helleren Ton aufweist. Die wundervollen Pleureusen, die in reicher Fülle diesen Hut schmücken, sind einen Schatten heller als der Samt. Sehr kokett ist die kleine tiefe französische Glocke aus schwarzem Samt (Abb. 7), die tatsächlich fast das halbe Gesicht beschattet. Als einzige Garnitur hat sie rechts herrliche, große, weiße Kronenreiher. Sehr fesch ist auch der einfache Topfhut aus schwarzem Samt (Abb. 2), aus dessen innerem Rand krausgezogene, gelbliche Spitzen fallen. Die seitlich befestigte Pleureuse hat die neue Nuance blau-lazuli. — Neben dem großrandigen Hut, dem ewig neuen und jungen, gilt der hohe Turban. Er geht unter den verschiedensten Bezeichnungen durch sein jedenfalls nicht allzulange währendes Leben. Er wird sehr fest auf den Kopf gedrückt und ist erst ganz fesch, wenn er die Haare



Phot. E. Schneider.
4. Schwarze Plüschmütze.



Phot. E. Schneider.
5. Rosa Filzhäubchen mit grünen Schleifen.



Phot. E. Schneider.
6. Seidene Reisemütze mit Rosetten.



Phot. E. Schneider.

7. Französische Glocke aus schwarzem Samt mit weißem Kronenreiher.

vollständig bedeckt. So will es die Mode. Eine solche Mütze, die weit über die Ohren geht, deren schwarzer, krausgezogener Kopf aber himmelan strebt, wird von einer matten, breiten Stahlborte umspannt (Abb. 1). Mit der beträchtlichen Höhe der Mütze rivalisieren die weißen Reiher, die von zwei Hermelinköpfchen gehalten werden. Die zierlichen Schweifchen fallen über die Stahlfransen der Borte, die von Hermelin unterfüttert werden. Ein einfacheres, aber dennoch sehr fesches Mützchen ist aus dem in dieser Saison so beliebten Brokatstoff gelegt (Abb. 8). In einen elfenbeinfarbigen Grund sind zartgrüne, rosa und lila Blütenranken gewirkt, durch die sich Goldornamente ziehen. Die schmale



Phot. Reutlinger.

**8. Brokatmütze mit Blütenranken und Goldornamenten.**

**Krempe ist von grünlichem Velourchiffon unterfüttert und von altgoldner Borte umsäumt, in die ziemlich große, matte Goldperlen gezogen sind. Die Fasson, wie**



Phot. E. Schneider.

9. **Schwarzer Samthut mit taupefarbenen Federn.**

wir sie aus schwarzem Plüsch zeigen (Abb. 4), ist eine der beliebtesten. Das Innenfutter dieses Reisemützchens besteht aus rosa Seide, der Rand ist von der gleichen Seide kraus abgezogen, fesche rosa Schleifen sind an beiden Seiten befestigt, von ihnen gehen breite Bindebänder aus, die unter dem Kinn zu einer flotten Schleife gebunden werden. Aparter ist das Mützchen aus zart rosafarbigem Filz (Abb. 5), von grasgrüner Seide abgefüttert und mit der gleichen Seide paspeliert. An den seitlichen grünen Schleifen beginnen die gleichfarbigen Bindebänder. Ein reizendes Coupékäppchen ist aus gold-grün-lila schillernder Glacéseide gearbeitet (Abb. 6). Der Chiffonschleier in gleichen Farben wird durch zwei ziemlich große, wirksame Rosetten aus Altgold an den Ohren zusammengehalten. O. A.

---

# Die drei letzten Freier der schönen Margarete Vertuer.

Skizze von Adelheid Weber.

Der Romandichter Alexander Vertuer pflegte mit der liebenswürdigen Selbstironie, die ihn so gut kleidete, seinen Namen so zu erklären: „Ich stamme, wie Sie wissen, väterlicherseits von französischen Refugiés ab, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland ausgewandert sind. Nun muß unter meinen Vorfahren einmal in grauer Vorzeit ein Mann gewesen sein, dessen übergroße Vollkommenheit man nicht anders als mit dem Namen der Tugend selbst bezeichnete. Dieser La vertu hat nun aber, wie es scheint, einen so unmäßigen Gebrauch von seiner Vertu gemacht, daß für seine Nachkommen nichts davon übriggeblieben ist als eben der Name. Als nun einer dieser nach Deutschland ausgewanderten Nachkommen, der ein besonders flotter Herr gewesen sein mag, eine ausnehmend tugendsame deutsche Jungfrau ehelichte, schnitt ihm sein sparsames Ehegemahl zuerst die überflüssige und ihr für einen Mann unpassend erscheinende Vorsilbe ab, und als nun aus dem La vertu ein einfaches Vertu geworden war, hing sie ihm in einem Anfall von Schalkheit ein „er" an, so daß der Name nun wieder einen Sinn bekam, der seinen Eigner aufs treffendste charakterisierte. Seine Enkel aber nahmen den nomen zum omen und sind alle echte Vertuer geworden bis auf den letzten und ärgsten von ihnen allen."

Dabei lachte Alexander Vertuer in so hinreißend liebenswürdiger Selbstverspottung, daß die Gäste, die an seinem Tisch saßen und seine glänzenden und amüsanten Feste mitfeierten, und namentlich die Damen riefen, er tue sich unrecht, denn die Schätze, die er um sich streue, seien unerschöpflich und erneuten sich ewig. Und



Alexander tat sich auch unrecht; er war weder der letzte Vertuer noch der ärgste; denn er hatte eine Tochter, die noch immer seinen Namen trug, und die war die ärgste von allen Vertuern vom Stammvater an bis auf den heutigen Tag. Ihr Vater vertat, es ist wahr, sein Geld, seine Zeit, seine Kraft; aber sein Talent vertat er nicht, und wenn er sich an den Arbeitstisch setzte, so war die ganze Welt mit allen ihren Reizen, die ihm sonst so gefährlich waren, für ihn versunken, und die Arbeit saß groß, streng und unerbittlich als Alleinherrscherin oben an seinem Tisch und zwang ihn in ihre Frone. Wenn Alexander an seinem Arbeitstisch saß, dann bekam er ein anderes Gesicht, wie das war, das er seinen Freunden und den reizenden Frauen zeigte. Dann zogen sich seine schön gewölbten Brauen zu einem geraden Strich zusammen, die genußfrohen Lippen preßten sich aufeinander, und in die lachenden Augen kam jener harte, konzentrierte Blick, mit dem der echte Arbeiter auf sein Werk — und auf nichts anderes — schaut, und mit dem er die Materie zu seinem Willen zwingt.

Aber die schöne Margarete Vertuer hatte nie diesen Blick und nie diesen festen Strich der Brauen und Lippen; ihre Augen lachten immer und schauten begierig umher nach neuen Genüssen, und ihr roter Mund war immer wie zum Kuß gewölbt oder leicht geöffnet, als wolle er alle Freude der Welt in sich hineintrinken. Und die Welt war für sie auch ein goldner Kelch, der bis zum Rand mit eitel Freude gefüllt war, und wie eine Purpurrose, von der jedes Blatt ihr entgegenglühte und -duftete.

Warum sollten Margaretens Augen nicht lachen? Sie war die Schönste der Schönen weit und breit; ihre Haare und Augen schimmerten wie bräunliches Gold; ihre Gestalt prangte wie der lachende Mai; ihre rosigen Wangen waren weich überhaucht wie die des Pfirsichs; ihr Lachen war Lerchengesang, und über all die Schönheit war der Zauber liebreizenden Weibtums gegossen, dem kein Mann widersteht. Schön-Margaret war Siegerin, wohin immer sie kam, über wen immer sie wollte — Reiz hauchte sie aus, Liebe strömte ihr entgegen, in vollen, rauschenden Wellen, in zitternden, leisen Tropfen, in lachendem Jauchzen, in heimlichem Sehnen und verschwiegenen Tränen.

Sie aber nahm alle diese Liebe in ihre kleinen leichtsinnigen Hände wie blinkende Goldkugeln, mit denen sie eine Weile spielte und sie dann lachend vertat. Wozu sollte sie sie aufheben und verwahren? Sie war ja sicher, morgen mehr davon und immer mehr zu empfangen. Immer neue wollte sie haben; sie griff das Gold jeder Huldigung schnell ab, und Treue war ihr unscheinbar und trübe. Sie freute sich heute einer Liebe und gab lachend ein wenig von der ihren dafür, und morgen ließ sie sie achtlos fallen und griff nach neuem Spielzeug.

Und es schien, als ob ihre Treulosigkeit und ihr kindisches Spielen mit den Goldkugeln die Männer unwiderstehlich zu ihr hinzwangen.

Mit allen ihren Gaben hatte Natur sie überschüttet; sie sang süß und hell wie die Vögel im Walde; sie faßte Formen und Farben und warf sie auf die Leinwand, wie die Natur sie über die Welt streut, ihr strömte Klang und Rhythmus zu in reizenden Versen.

Aber sie vertat die Gaben der Kunst, wie sie die der Liebe vertat; sie pflanzte keine in festes Erdreich und ließ sie wachsen und reifen; sie streute auch diese Goldkugeln um sich, wie ein leichtsinniger Sämann die goldenen Weizenkörner in die Höhe wirft und nicht achtet, ob sie auf das gute Land fallen oder auf Sand und Stein.

Denn der Tag war herrlich, und sein Reichtum dünkte sie unerschöpflich.

Und der Tag wurde zum Jahr, und jedes Jahr brachte neue Gaben.

Und die Jahre gingen dahin — langsam gingen sie, wie der Sommertag langsam dahingeht.

Aber dann kam die Zeit, da gingen sie schneller und immer schneller. Lange merkte die schöne Margarete nichts davon; nur zuweilen wunderte sie sich ein wenig, daß die jungen Dinger, die vor kurzem mit den Spitzen ihrer Härchen ihr kaum bis zur Schulter gereicht hatten, nun Stirn an Stirn mit ihr standen. Aber der leichte Schauer flog in der Vergnüglichkeit ihres Lebens rasch davon.

Aber dann wuchsen ihr schon die Kinder, die sie noch auf den Armen getragen hatte, bis zur Stirn, und über das leichte Herz der schönen Margaret strichen kühle Winde. Sie schauerte zusammen und sah!

Die Jahre liefen.

Doch war sie noch immer die Schönste von allen, und sie tanzte auf den glänzenden Festen ihres Vaters weit mehr als die jungen Dinger, die so sonderbar schnell heranwuchsen. Sie stand jetzt öfter vor dem Spiegel und sah prüfend auf das Bild, das er ihr zurückwarf. Ihr Haar war dunkler geworden, sein goldiger Schimmer war verschwunden; aber voll und flockig weich bauschte es sich um die weiche Stirn. Auch das Gold ihrer Augen war nachgedunkelt; aber sie blitzten verführerischer als früher. Die Rundung ihres Gesichts hatte sich gestreckt; aber um so edler erschien sein Schnitt. Die hohe Gestalt prangte in der Fülle des Sommers.

Die schöne Margarete lachte lauter als früher, und ihre blitzenden Augen lockten. Die Männer fingen sich in Scharen in ihren goldenen Schlingen. Aber sie hielt keinen fest.

Die Jahre flogen.

Schön-Margaret lachte noch immer; aber ihr Vater hatte sein helles Lachen verlernt; er verstummte manchmal mitten in der lustigsten Gesellschaft und sah starr vor sich hin, als sähe er etwas in der Ferne. Er arbeitete noch immer unermüdlich, ja stärker als früher, mit zusammengebissenen Zähnen wie in einer stillen Wut oder großen Anstrengung, und wenn er die Feder niederlegte, so fielen seine Schultern nach vorn über, und seine Augen sanken tief in ihre Höhlen, als hätte er zu lange zu schwere Last getragen. Er hielt sich noch immer auf dem Gipfel. Die Jungen zerrten schon an seinem Mantel und wollten ihn hinabreißen, um sich selbst auf seinen Platz zu setzen. Aber aufrecht stand er da und schaute auf sie hinab — doch lächelte er dabei nicht mehr so liebenswürdig-spöttisch wie früher. Er hielt sich jetzt einen Sekretär, einen jungen Gelehrten, der Universitätslehrer werden und die Mittel dazu durch Nebenarbeiten erwerben wollte. Er war ein stiller Mensch mit dem scheuen Wesen eines, der im Schatten gewachsen ist. Er trug seine lange Gestalt ein wenig vornübergeneigt und hing den scharf und edel geschnittenen Kopf leicht auf die Brust. Aber wenn ihn etwas erregte, wenn etwas Schönes ihn ergriff

oder etwas Gemeines ihn entrüstete, dann schnellte der gesenkte Kopf in die Höhe, und die blauen Augen schossen Strahlen. Er sah dann schön aus.

Wenn Margarete in das Zimmer trat, dann wurden seine Augen dunkelblau wie Veilchen, auf die die Sonne fällt, und er lächelte wie ein entzücktes Kind.

Schön-Margaret mußte dann auch lächeln und sah lieb und gut auf ihn herab wie eine Königin auf den Pagen, der ihr die Schleppe trägt. Wohl und weich tat ihr diese anbetende Liebe, und sie sonnte sich in ihr. Aber nie dachte sie daran, ihre Liebe dafür zum Entgelt zu geben.

Sie dachte jetzt an anderes.

Eines Tages waren auf die Einladungen zu einem ihrer Feste so viele Absagen gekommen, daß sie an ihre Gedankenlosigkeit rüttelten. Es war freilich mitten im Fasching und alle Welt alle Tage auf Festen. Und auf den Tag ihrer Einladung fiel gerade ein großes Kostümfest bei einem der berühmtesten Maler, dessen Kreise die ihren berührten. Aber gerade diese Erklärung der Absagen machte Margarete stutzig. Warum zogen die Gäste das Haus des Malers dem ihren vor? War ihr Vater nicht ebenso berühmt wie er? Waren ihre Feste minder glänzend? War sie selbst, die schöne Margarete Vertuer, nicht ebenso reizend, nein, reizender als die junge Frau des Malers?

Und nun erst fiel ihr auf, daß ihr Haus nicht mehr ganz soviel Gäste bewirtete wie früher, und daß die Schar der Verehrer, die ihren Stuhl belagerte, dünner geworden war.

Als ihr Vater von der Arbeit zu Tisch kam, sah sie zum erstenmal, daß sein Haar grau geworden war und seine Haltung müde; sie hörte zum erstenmal, daß der kräftige Klang seiner Stimme erloschen war und nicht mehr Freude darin tönte.

Schön-Margaret erschrak. Sie trat vor den Spiegel.

Nein, sie war noch schön! Sehr schön.

Nur daß ihre Mundwinkel sich gesenkt hatten und eine feine Falte von ihnen zum Kinn hinunterlief, und daß auch unter den Augen feine Fältchen waren. Sie lachte rasch, und da zogen sich die Mundwinkel wieder aufwärts, und die Falten am Kinn verschwanden, aber die unter den Augen gruben sich tiefer.

Die schöne Margarete schauerte zusammen, ihr Herz wurde kalt und schwer. Ueber die Welt, die lachend im Sonnenglanz vor ihr gelegen hatte, zogen graue Schatten. Aber sie schob die Furcht beiseite, die wie Spinnweb ihr Herz überzog. Sie war ja noch schön.

Aber es war Zeit, daß sie unter ihren Freiern den wählte, der ihr am sichersten ein Leben in Glanz und Liebe verhieß.

Die schöne Margarete hielt Musterung unter ihren Anbetern. Sie ließ sie in ihren Gedanken antreten und sah jeden darauf an, ob er der geeignete Freier für sie sei. Die armen jungen Fante unter ihnen schob sie gleich beiseite; die waren nur gut zum Lachen und Spielen und dachten wohl selbst an nichts anderes.

Aber wie sie nun einen von ihnen nach dem andern ausmusterte, merkte sie, wie wenige ihrer Verehrer als Freier für die schöne und verwöhnte Margarete Vertuer geeignet waren, und wie noch wenigere sicher als ernste Bewerber genommen werden konnten. Zuletzt blieben eigentlich nur zwei übrig, von denen sie sicher wußte, daß sie nach ihrer Hand greifen würden, wenn sie sie ihnen nur ein wenig entgegenstreckte. Der eine, ein Vierziger, hatte sich aus kleinen Verhältnissen zum Millionär heraufgearbeitet und hielt die Geschicke vieler Menschen in seinen plumpen und doch geschickten Plebejerfäusten. Ihm fehlte nichts — als die gesellschaftliche Gleichberechtigung mit denen, die seine prunkvollen Feste besuchten, und von denen er sich durch einen feinen, aber undurchdringlichen Vorhang geschieden wußte. Eine Frau aus diesen bevorzugten Kreisen, eine schöne, gefeierte Frau, die Tochter eines berühmten Mannes, die alles hatte, was ihm fehlte, die Feinheit der Bildung und des Taktes, die Traditionen und Gewohnheiten einer verfeinerten Rasse, die würde ihm geben, was seine Millionen ihm nie verschaffen konnten: Die Gleichberechtigung mit seinen Gästen.

Darum wollte Siegfried Ruffer die schöne Margarete Vertuer zu seiner Frau haben.

Er hatte sich ihr nur noch nicht erklärt, weil er sich vor einem Nein fürchtete, das von seinen Gästen viel belacht werden würde. Aber wenn sie wollte, konnte sie in einem Vierteljahr eine sehr reiche Frau sein, die viel mehr Anbeter haben würde, als das schöne Fräulein sie jetzt hatte.

Wollte sie?

Ja, sie wollte — wenn sie allein war und in ihrem Geist die Vorliebe dieser Heirat erwog. Aber wenn dann Siegfried Ruffer vor ihr stand — mit seinem rotblonden Gesicht, seinen unsichtbaren Brauen und geröteten Lidern, seinem lispelnden Mund und seinem öligen Wesen, dann verschwand das ermutigende Lächeln von Margaretens Lippen, und ihre Mundwinkel zogen sich herunter, um sich doch gleich wieder zu heben und dem reichen Mann zuzulächeln.

Aber während sie huldreich mit ihm sprach, suchten ihre Augen den andern Freier. Der war ein verabschiedeter Oberst, der den Sommer auf seinem Rittergut und den Winter in der Großstadt verbrachte. In seiner Abstammung, seinen Manieren und seinem Aussehen war nichts, dessen sich die stolze Margarete hätte schämen müssen. Groß, hager und aufrecht, mit einem hochmütigen Rassegesicht, das Margarete gefiel, stand er unter ihren jungen Verehrern, und seine Huldigungen waren von einer altmodischen Ritterlichkeit, die ihr schmeichelte. Sie wußte wohl, es würde seine Eitelkeit befriedigen, die gefeierte Schönheit so vielen jüngeren Bewunderern fortzunehmen; aber in seinen stechenden Augen war ein Blick, der ihr verriet, daß ihr grauköpfiger Verehrer auch noch andere Gefühle als die der Eitelkeit für sie hegte. Dieser Blick erregte ihr Schauder und eine unbestimmte Furcht. Und doch zog er sie wieder an.

Und die schöne Margarete spielte einen ihrer Freier gegen den andern aus, neigte sich bald dem einen zu und bald dem andern, stachelte den einen zur immer grimmigeren Eifersucht und den andern zu immer demütigerem Werben, spielte und wählte — wählte und spielte, bis ihr das Spiel wieder lieber wurde als der Zweck, dem es dienen sollte.

Aber daß sie noch einen dritten Freier hatte, daran dachte sie mit keinem Gedanken. So gern sie den Duft der einzigen reinen Liebe, die ihr aufgeblüht war, einsog — daß der arme Privatgelehrte, der ihres Vaters Sekretär war, sie zur Frau begehren konnte, daran dachte sie nie.

Es war ein Jahr nach jenem verunglückten Ball, als Schön-Margaret ihre Freunde zu einem Kostümfest



einlud. Sie hatte sich vorgenommen, in dieser Nacht ihre Entscheidung zu treffen. Ihr Vater wurde zusehends alt, und seine Bücher begannen aus der Mode zu kommen. Ihr Verehrerkreis lichtete sich, und wenn sie noch länger zögerte, konnte sie auch ihre letzten Freier verlieren. Siegfried Ruffer schien ihr schon weniger beflissen, der Oberst immer grimmiger in seiner Bewerbung zu werden. Und sie blickten einander manchmal an, als wollten sie einander aufspießen, und manchmal lachten sie, als verspotteten sie — sich selbst? Die Situation? Oder Schön-Margaret?

Sie hatte für ihr Fest die Zeit des Titian zur Parole gegeben. Sie stand im Gewand und der Haartracht der schönen Lavinia, der Tochter Titians, neben ihrem Vater, schöner als je, und empfing ihre Gäste. Siegfried Ruffer, der in der reichen Kleidung eines venezianischen Kaufherrn noch plebejescher aussah, und der Oberst, imponierend in der Tracht eines Kondottiere, ließen ihre Augen nicht von ihrer prachtvollen Schönheit.

Sie war entschlossen, heute als Braut schlafen zu gehen. Aber sie wußte noch nicht, wer der Bräutigam sein sollte. Sie sagte Siegfried Ruffer die beiden Quadrillen zu und erwählte den Oberst zum Tischherrn. Bis sie sich für einen von ihnen entschied, hatte sie das ganze Fest vor sich. Da wollte sie nach Herzenslust spielen. Sie winkte Erwin Casteller, der im schlichten Kleid eines Gelehrten abseits stand, aber die Augen nicht von ihr ließ, zu sich und erkor ihn heute zu ihrem Cavaliere servente für den Abend. Und während er, vor Glück errötend, sich tief vor ihr neigte, tauchte sie ihren Blick verheißend in den flackernden des Obersten und nickte dann Siegfried Ruffer zu. „A rivederci" sagte sie den beiden, als sie mit Erwin Casteller dahintanzte. Immer wenn ein anderer sie zum Tanz geholt hatte, kehrte sie zu ihm zurück und lächelte ihn an wie ein Kind seine liebste Puppe. Und wenn sie mit ihm tanzte, schmiegte sie sich weich in seine Arme. Und sah bei alledem, daß die Blicke ihrer beiden Freier nicht von ihr abließen, und freute sich darüber. Da stieg Erwin Casteller ihr Liebreiz und seine Liebe so heiß zu Kopf, daß er seine gute Selbstbesinnung verlor. Er führte Schön-Margaret nach einem raschen Tanz in ein Zimmer, das leer stand, und zog den Vorhang vor der Türöffnung zusammen. Und da strömte seine ganze Liebe ihm von den bebenden Lippen.

Schön-Margret saß still da und badete sich in Wonne in den duftenden Fluten seiner Worte. Als er endlich stammelte, daß er bald zu Brot kommen und sie zu seiner angebeteten Frau machen könne, sofern sie ihn mit ihrer Hand begnaden wolle, da erhob sich Schön-Margret von ihrem Stuhl, warf sich in seine Arme und erstickte seine Rede mit ihren Küssen.

Als sie sich ihrer ersättigt hatte, trat sie sanft von ihm zurück und sagte weich und zärtlich: „Wir müssen voneinander scheiden, mein Liebster! O, daß das Schicksal so hart gegen uns ist! Ich habe dich sehr lieb. Aber wir sind beide arm, süßer Freund, und würden sehr unglücklich miteinander werden. Darum sei mir nicht böse, sondern nimm's als unser bitteres Los, wenn wir uns trennen müssen."

Erwin Casteller stand totenblaß da.

„Wen willst du heiraten?" preßte er zwischen den Zähnen hervor, „den reichen Geldprotz oder den grimmigen Alten?"

„Wie grausam du bist," klagte Margrete, wie ein Kind, das man im Spiel stört. „Kann ich denn dafür, daß ich einen von ihnen heiraten muß?"

Und sie schaute zu Boden, um nicht in sein Gesicht zu sehen, das jetzt gewiß böse und häßlich aussah.

Aber dann mußte sie doch aufblicken, denn Erwin Casteller machte eine so ungestüme Bewegung, daß ihr Herz stillstand. Doch bezwang er sich, kehrte sich ab und ging.

Und dann stand der Oberst vor ihr. Er war ihr nachgegangen und hatte hinter dem Vorhang alles gehört.

„Kanaille!" sagte er. Nichts weiter.

Schön-Margret war sehr betroffen, daß sie so auf einmal zwei ihrer Freier verspielt hatte. Sie wandte sich nun dem dritten und letzten zu. Aber als Siegfried Ruffer sah, daß sein vornehmer Rivale, der Oberst, auf immer davongegangen war und Schön-Margret hatte sitzen lassen, kam sie ihm gar nicht mehr so begehrenswert schön und vornehm vor, als da sie ihm strittig gemacht wurde. Und er ging hin und heiratete die Witwe eines Generals.

Da lachte Schön-Margret noch einmal ihr hübsches, leichtsinniges Lachen. Dann schauerte sie ein wenig zusammen und sah sich halb neugierig, halb furchtsam im Kreise um.

Sie stand allein. Ganz allein in der weiten Welt. Die arme, schöne Margarete Vertuer!

# Tafelentenzucht.

Von Landwirtschaftsinspektor Schneider-Dieskau. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

**Der Kampf** ums Dasein erfordert in immer erhöhtem Maß die Ausnutzung aller gegebenen Möglichkeiten zur Beschaffung neuer Einnahmequellen. Nicht nur die Industrie muß in unserem Zeitalter der Erfindungen darauf bedacht sein, konkurrenzlose Ware zu liefern, sondern auch des Landwirts Pflicht ist es, einen den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wirtschaftsbetrieb einzuführen. Es ist allgemein bekannt, welche großen Erfolge die deutsche Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hatte. Ein wertvoller Zweig aber liegt in fast allen Wirtschaften und Betrieben vollständig brach, und das ist die landwirtschaftliche Nutzgeflügelzucht!

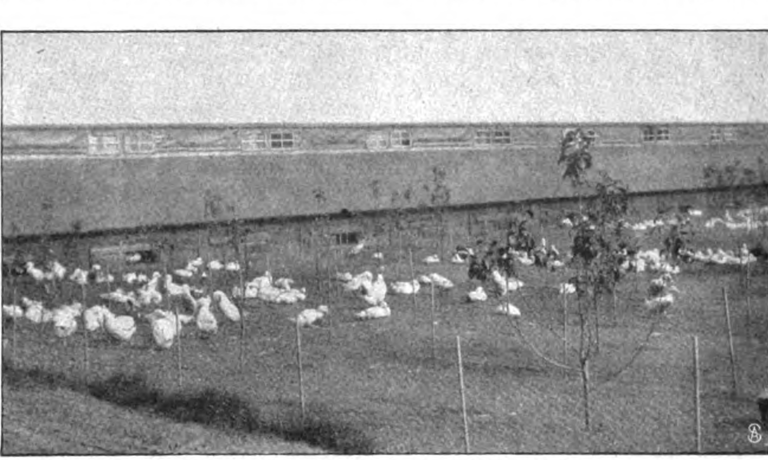
Der Geflügelimport ergab 1909 die gewaltige Summe von über 200 Millionen Mark. Gegen 1906 war die Einfuhr um etwa 20 Millionen gestiegen. Vom Jahr 1905 bis 1909 hat Deutschland weit über eine Milliarde für lebendes und totes Geflügel und für Einfuhr von Eiern an das Ausland bezahlt. Diese hohe Summe legt Zeugnis ab von der Rückständigkeit der deutschen Nutzgeflügelzucht, sie bedeutet einen Verlust am Nationalvermögen, und zwar hauptsächlich einen Verlust für unsere Landwirtschaft.

**Wie war es nur möglich, daß der deutsche Landwirt auf dem Gebiet der Nutzgeflügelzucht versagte, während er in allen**



übrigen Zweigen vorwärts strebt wie kein anderes ackerbautreibendes Volk der Erde? Ausschlaggebend waren hierfür drei Punkte: erstens die große Ausbreitung der Sportgeflügelzucht mit ihrer Liebhaberei für die verschiedensten Rassenschläge und Arten; zweitens die Voreingenommenheit der Landwirte gegen künstliche Brut und Aufzucht und endlich drittens die Schwierigkeit des Absatzes.

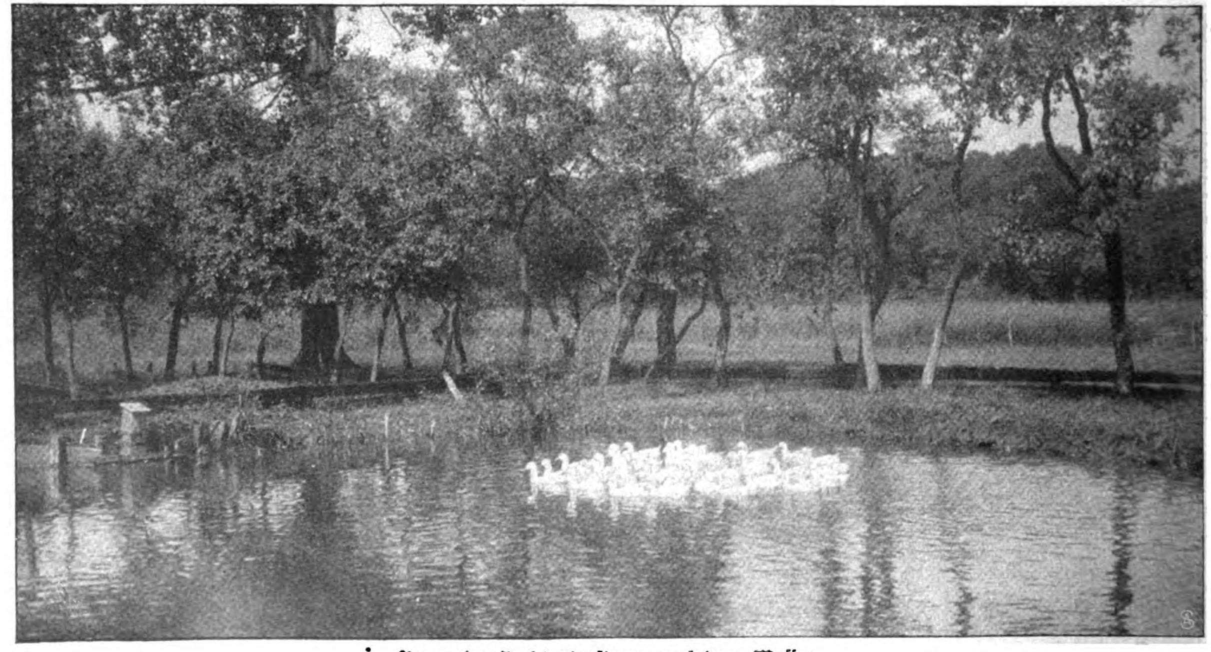
Nachfolgende Zahlen beweisen, daß die Liebhaberzucht mit vorwiegend Ziergeflügel einen viel größeren Aufschwung genommen hat als die Zucht der Nutzrassen. Im Jahr 1900 wurden an gesamtem Federvieh in Deutschland 64503979 Stück festgestellt; die Zählung 1907 ergab aber 76721656 Stück Geflügel. Eine Zunahme von rund 12 Millionen Stück. Von dieser recht bedeutenden Zunahme entfielen von hundert Tieren: auf selbständige Gutsbezierke 11,8, auf Landgemeinden 21,5 und endlich auf Stadtgemeinden 29 Tiere.


Geschlossener Mastschuppen mit Ausläufen.

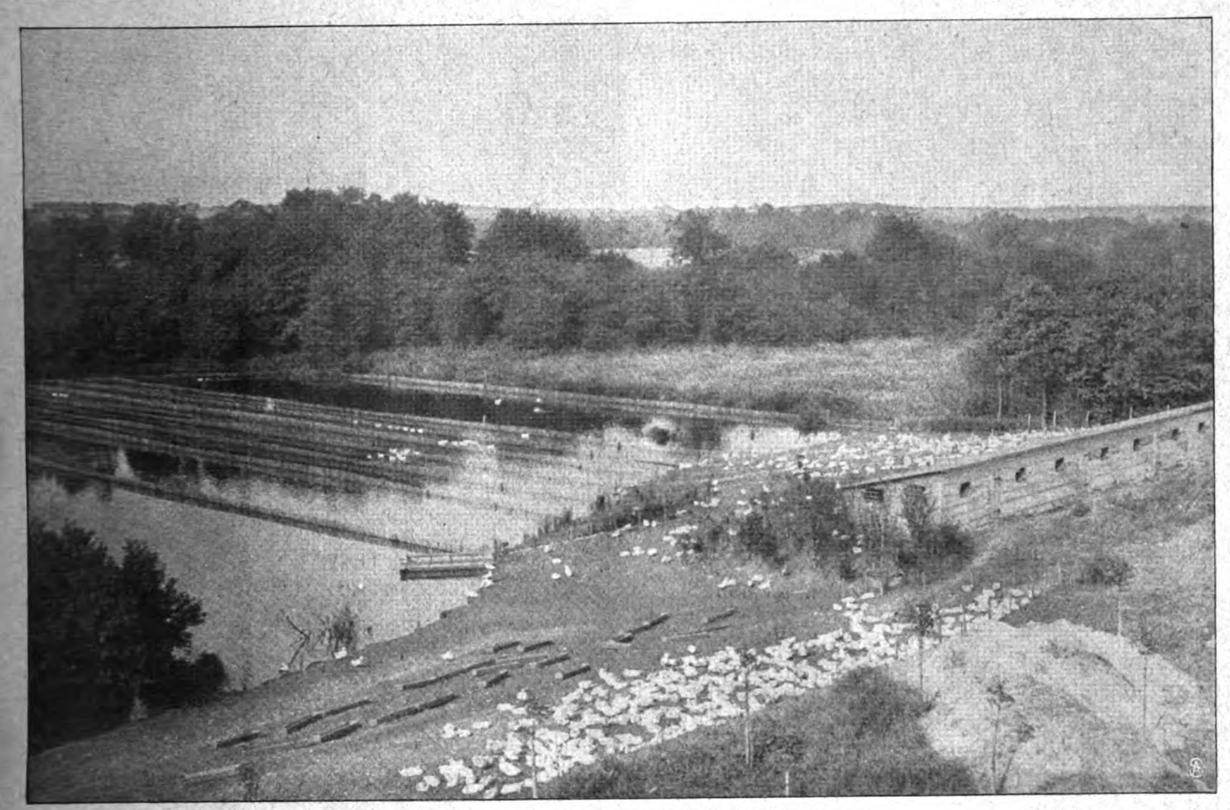
Alle diese so tief in unser volkswirtschaftliches Leben einschneidenden Fragen waren maßgebend zur Gründung einer Vereinigung, deren Hauptziel die Produktion einer schnell wachsenden, frühreifen und äußerst schmackhaften Geflügelrasse sowie gesicherter Absatz der erzeugten Produkte sein sollte. Hierfür eignet sich keine Geflügelart besser als die Ente. Sie ist hochproduktiv, unempfindlich gegen ungünstige Einflüsse der Witterung, nimmt Sommer und Winter mit leichtesten Bretterverschlägen vorlieb, wächst doppelt so schnell wie ein jedes Hühnerküken und erreicht nach zehn Wochen schon ein Gewicht von vier Pfund ohne jede künstliche Mast oder gar Stopferei, nur durch reichliche zweckentsprechende Ernährung. Außerdem ermöglicht die Entenzucht eine vorzügliche Ausnutzung von Grund und Boden, der seit Jahrzehnten brachliegt und überhaupt noch keinen Nutzen gebracht hat.

In vielen Kreisen der Geflügelzucht herrscht nun aber gegen die Entenzucht große Voreingenommenheit. Man erblickt in den Enten Lebewesen, denen angesichts ihrer großen Gefräßigkeit jeder Nutzungswert abgesprochen wird. Dabei vergißt man aber, zu bedenken, daß eine Ente in zehn Wochen vollkommen ausgewachsen und schlachtreif, daher gezwungen ist, ein viel größeres Quantum Futter während dieser Zeit in sich aufzunehmen als das Huhn, und das hierzu verwandte Futter zum großen Teil aus pflanzlichen Stoffen besteht, also sehr billig zu beschaffen ist.

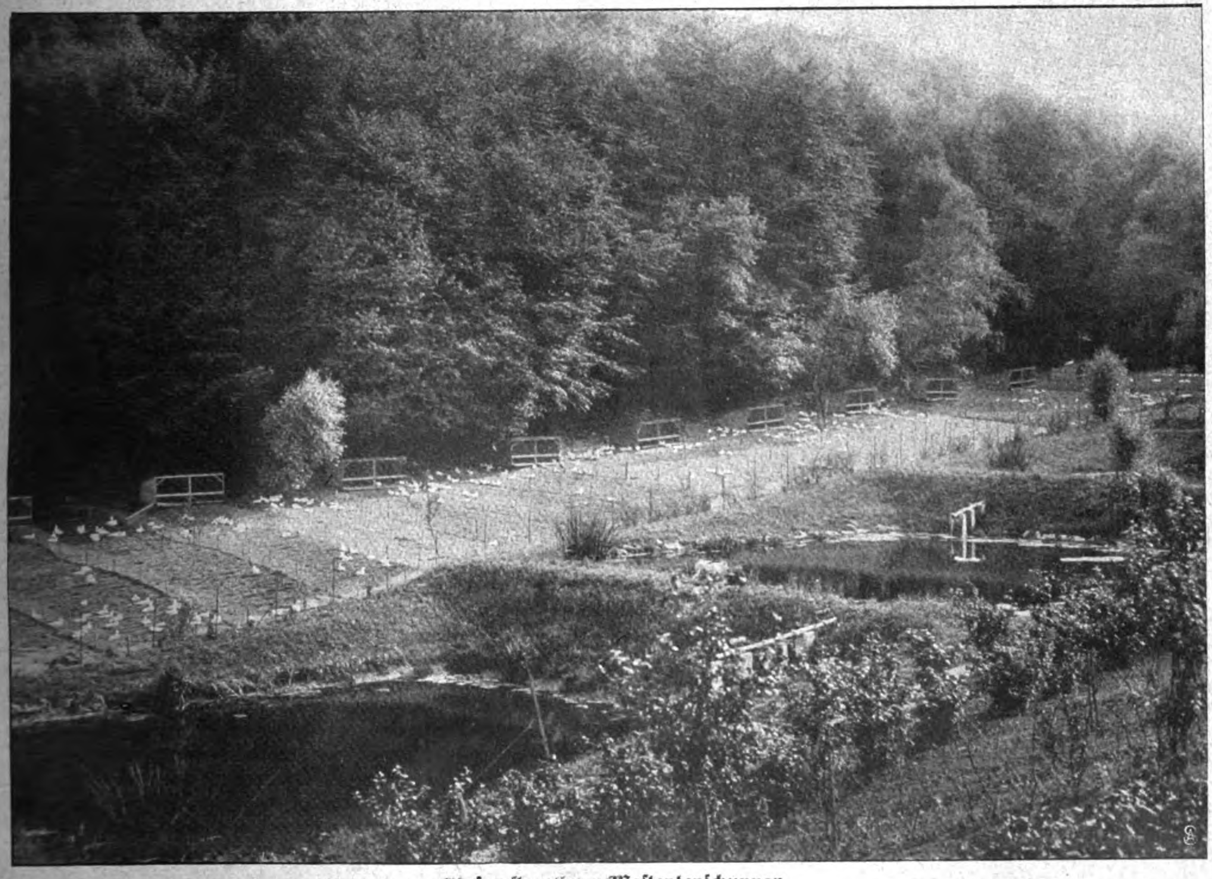
Während der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Düsseldorf 1907 wurde die Vereinigung Deutscher Entenzüchter ins Leben gerufen. Der leitende Gedanke des Unternehmens war, die gesamte deutsche Landwirtschaft und die Geflügelzüchterkreise anzuregen, unter großen, freien Gesichtspunkten zu einer Vereinigung zusammenzutreten, um die erforderlichen Aufgaben auf dem Gebiet der Schlachtentenzucht zielbewußt in die Hand zu nehmen und dadurch eine teilweise Lösung der schwerwiegenden Frage: „Hebung der deutschen Nutzgeflügelzucht" herbeizuführen. Hierzu sollte dienen: die Errichtung von Zuchtstationen für weiße Pekingenten; die Gründung von Vereinsmästereien und Absatzzentralen; die Einführung der künstlichen Brut und Aufzucht. Was wir in den drei verflossenen Jahren erreicht haben, ist wenig, und doch sind wir stolz darauf. Mit fast


Normaler Zuchtentenstamm auf dem Wasser.





Stallung und Ausläufe mit 800 Zuchtenten.

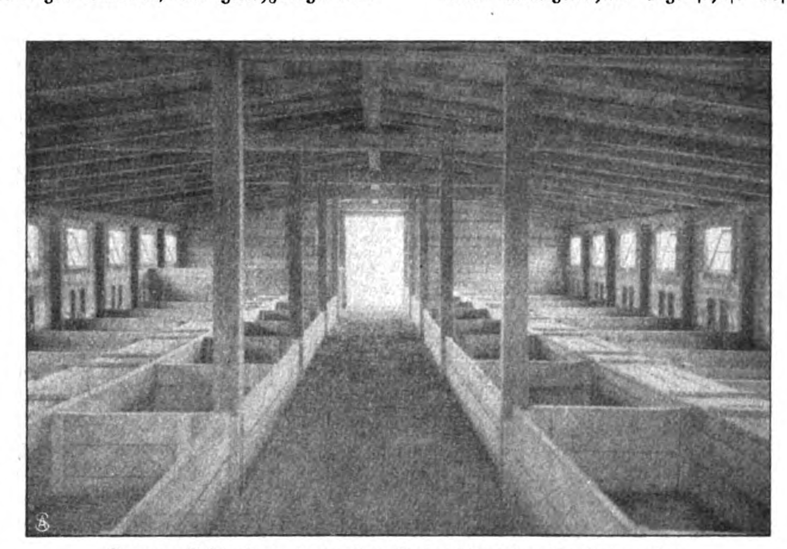


Einfachste offene Mastentenschuppen.

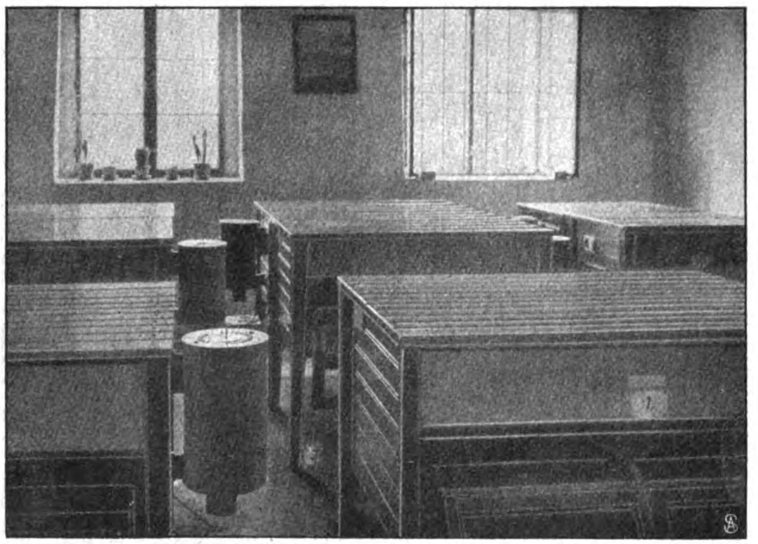
2000 Zuchttieren wird die Vereinigung in die nächste Zuchtperiode eintreten. Sollte die Produktion von 50- bis 60000 Stück Mastenten nicht schon mitsprechen auf dem Geflügelmarkt? Die beigefügten Bilder zeugen von der Entwicklung der Entenzucht und veranschaulichen, in welch praktischer Weise einzelne Züchter diesen rentablen Zweig der Nutzgeflügelzucht auszubauen verstanden. Deutlich ist zu erkennen die einfache und billige Konstruktion der Stallungen, die Anpassung an schwieriges Gelände, die gleichzeitige Ausnutzung des Bodens durch Anpflanzung von gutem Tafelobst. — Entenzucht und Obstbau gehören zusammen. Sie erbringen eine Rente des Grund und Bodens, wie sie mit keiner anderen Pflanze oder Viehzüchtung zu erzielen ist.

Der Zuchtstamm ist die Seele des Betriebes. Der Züchter muß ganz besondere Fürsorge darauf verwenden, denn nur ein fruchtbarer Stamm sichert ihm Gewinn. Die Zuchtente des Nutzzüchters darf keine außergewöhnlichen Formen zeigen. Je mehr Wert auf solche gelegt wird, desto geringer erweist sich die Fruchtbarkeit. In zweiter Linie kommt erst das so nötig erachtete Wasser. Trotzdem ist es von großem Wert, wenn den Zuchtenten kleine Wasserflächen zur Verfügung stehen; sie befinden sich darin beständig in Bewegung, der erste Schritt zur Fruchtbarkeit. Daß die Enten nicht gern laufen, ist bekannt; wird den Tieren nun keine Schwimmgelegenheit geboten, und füttert man sie noch reichlich, um eine erhöhte Legetätigkeit zu erzielen, so werden sie leicht fett. Hiermit hängt aber stets eine schlechte Befruchtung und eine außerordentlich geringe Lebenskraft des kleinen Embryo zusammen. Selbstverständlich lassen sich auch ohne Wasser Tausende von Tieren aufziehen, nur muß sich der Organismus der Ente an diese veränderte Lebensweise gewöhnen. Bei der Mast hingegen wäre es ein großer Fehler! Die Enten, die gemästet werden sollen, erhalten nichts weiter als Trinkwasser, daran darf es natürlich nie fehlen.

Alle Häuser werden aus einfachen Holzwänden errichtet, die Vorderseiten nur mit Drahtgeweben überzogen, um den Tieren Schutz gegen Zugwind und Raubzeug jeglicher Art zu bieten. Da die Ente mit einem undurchdringlichen Federkleid und einer ebenso dichten Schicht Daunen bedeckt ist, läßt die größte Kälte sie gleichgültig, wenn sie nur des Nachts im Stall ihre Füße warm halten kann. Kalte Füße beeinträchtigen das Winterlegen der Enten ebenso wie frierende Kämme das der Hühner. Abzuraten ist aber von einer künstlichen Erwärmung der Ställe oder deren Einbauen in Viehställe aller Art. Nichts ist gefährlicher in der gesamten Geflügelzucht als Verweichlichung.



**Innenansicht eines doppelten Aufzuchthauses für Jungenten.**



**Brutmaschine zum Ausbrüten der Enteneier.**

Eine unangenehme Eigenschaft besitzen die Enten. Sie sind sehr schüchtern. Man soll sie stets ruhig behandeln und zart anfassen, immer am Hals, da man sonst leicht einen Flügel oder ein Bein beim raschen Hinzufassen ausrenken kann. Die Knochen einer gut gezüchteten und fein gemästeten Ente stehen in unproportioniertem Verhältnis zur Größe und Gewicht des Tieres.

Ein wichtiger Punkt in der Schlachtentenzucht ist die gute Zubereitung und Vorrichtung zum Versand. Maßgebend hierfür ist der richtige Zeitpunkt des Schlachtens und Rupfens. Mit zwölf Wochen beginnt die Mauser; vier Wochen verstreichen dann, ehe die Tiere wieder schlachtreif werden. Jeder Züchter muß demnach bestrebt sein, die Jungenten von klein auf so zu füttern, daß sie unbedingt mit der zehnten Woche auf den Markt gebracht werden können, denn stoppelige Tiere mit eingerissener Haut sehen schlecht aus.

Die Gleichmäßigkeit der Marktware beruht auch auf der Einheitlichkeit der Züchtung einer bestimmten Rasse. Das stellt die Vereinigung deutscher Entenzüchter als Hauptbedingung. Wollte jedes Mitglied seine eigenen Wege gehen und eine andere Rasse züchten, dann würde naturgemäß nie eine einheitliche Marktware zu erzielen sein.

Die stetig wachsende Bevölkerungszahl erfordert eine erhöhte Produktion an Nahrungsmitteln aller Art, und da man schon jetzt die Ente mit Recht als ein äußerst schmackhaftes Nahrungsmittel bezeichnet, ist vorauszusehen, daß die Nachfrage von Jahr zu Jahr steigen muß, und daß ein geregelter Absatz auch größerer Mengen, als sie jetzt vom Ausland eingeführt werden, jederzeit sehr wohl möglich ist.

# Die Flugwoche.

Eine Flugmaschine, die fahren, schwimmen und schließlich wohl auch fliegen soll, wurde von einem in Tempelhof ansässigen angehenden Aviatiker im Mai dieses Jahres in den Straßen von Berlin als Automobil ohne Tragflächen vorgeführt. Später soll dieser Drachenflieger auch noch seine Schwimmfähigkeit bewiesen haben, so daß der Erfinder nun an die Hauptaufgabe, das Fliegen, herangehen kann. Das Ideal eines Luftschiffes „schwerer als die Luft“ wäre es zweifellos, wenn es die Eigenschaft hätte, im Wasser, auf dem Land und in der Luft in gleich leichter Weise sich zu bewegen. Die Hauptsache bleibt aber immer das Fliegen und dann die Möglichkeit, schnell, wenn möglich, ohne Anlauf, von der Erde loszukommen. — Die gasgetragenen Luftschiffe kann man von der Stelle weg aufsteigen lassen, wenn man die Gewichtsverhältnisse durch Ballast regelt, daß die Fahrzeuge leichter werden als die auf der Erde aufliegende Luft. Man vermag aber auch einen Lenkballon auf dynamische Weise zum Aufstieg zu bringen, wenn man das überlastete Luftschiff durch den Druck der Propeller vorwärts bewegt und dadurch Luft gegen die entsprechend gestellten Höhensteuer strömen läßt. Die Luft drückt dann das Fahrzeug genau so in die Höhe wie den an einer Schnur gefesselten Drachen, gegen den der Wind strömt. Das beste wäre es nun, wenn man auch die Flugmaschine direkt von jeder Stelle weg aufsteigen lassen könnte, weil man dann nicht an günstiges und ebenes Ge-

**Doppeldecker mit vier Anlaufrädern**
und zwei Gleitkufen — Phot. Nol.



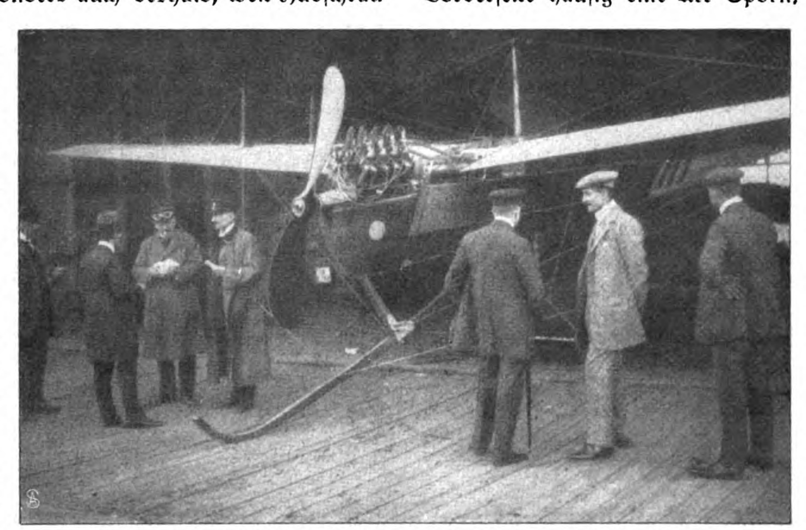
**Die neuen Anlaufräder des Wrightfliegers.**
Zwei vor und zwei hinter der Tragfläche.
Phot. Boyer.

**Zweidecker mit Gleitkufen.**



**Flugdrachen mit Anlaufrädern und Schwanzkufe.**

lände gebunden wäre. — Viele Projekte zielen nun darauf hin, dies durch Anwendung von Hubschrauben zu ermöglichen, mit denen man sich in die Höhe schrauben kann, ebenso wie man das bekannte Kinderspielzeug durch die Wirkung seiner kleinen Flügel durch Abziehen einer Schnur fast senkrecht in die Luft bringt. Die Anwendung solcher Schrauben macht jedoch das System verwickelter, außerdem belastet eine solche Schraube, die doch nur bei der Abfahrt und vielleicht auch noch bei der Landung gebraucht wird, die Flugmaschine ganz erheblich, besonders auch deshalb, weil Hubschrauben bedeutend größer sein müssen als Vortriebschrauben.



**Der Antoinette-Eindecker mit aufwärts gebogenem Anlaufsporn.**

Aus all diesen Gründen hilft man sich in der Weise, daß man die Drachenflieger in horizontaler Richtung vorwärts rollen läßt und dann unter entsprechender Einstellung der Höhensteuer in die Luft bringt. Die ersten Versuche, bei denen Modelle in die Luft gebracht wurden, stellte man, so u. a. Langley in Amerika und Hofmann in Berlin, unter Zuhilfenahme von Gleitbahnen an, auf denen man die Flugmaschine abwärts gleiten ließ, wobei die zum Aufstieg erforderliche Geschwindigkeit schnell erreicht wurde. Die Brüder Wright hatten sich die bekannte Startvorrichtung konstruiert, die bei den Flugvorführungen von Orville Wright für den „Berliner Lokal-Anzeiger“ auf dem Tempelhofer Feld zu sehen war. Hierbei wurde die Flugmaschine auf einer Holzschiene durch ein Fallgewicht vorwärts gerissen und nach Erreichen der nötigen Geschwindigkeit mit Hilfe der Höhensteuer in die Luft gebracht. Ihr Flugdrachen ist auf Schlittenkufen montiert, die für die Landung außerordentlich praktisch und deshalb viel nachgeahmt sind. Da man die Startschiene mit Fallgewicht usw. nicht mitführen kann, wird die Wright-Maschine neuerdings fast durchweg mit Rädern versehen, von denen sich zwei vor und zwei hinter den Tragflächen befinden. Bei der Landung kommt dann der Vorteil der Kufen immer noch zur Geltung. Alle möglichen Verwendungsarten von Kufen in Verbindung mit Rädern sind in jüngster Zeit aufgetaucht, wobei natürlich jeder Erfinder seine Nachahmung, wenn sie im Prinzip zwar das gleiche ist, aber nur etwas anders als die Wrightsche Konstruktion aussieht, als ureigenste Erfindung rühmt. Wir sehen beispielsweise den Doppeldecker „Avia“ mit Kufen, die vorn auf vier Rädern rollen, hinten aber direkt auf dem Boden gleiten, oder aber den Flugdrachen des Franzosen Gaudron, der nur zwei kleine Räder vorn besitzt.

Wie beim Lenkballon ist auch bei der Flugmaschine die Landung schwieriger als der Aufstieg. Es kommt darauf an, den Apparat im letzten Augenblick in möglichst horizontaler Fahrt über den Boden zu bringen und nur langsam fallen zu lassen, damit der Aufprall nicht zu heftig wird. Durch geeignete Konstruktionen sorgt man dafür, daß der Stoß sich möglichst sanft auf Flugmaschine wie Führer und Insassen überträgt. Die Gestelle sind kräftig abgefedert, die Räder mit stark aufgeblasenen Pneumatiks versehen, und schließlich sitzt der Führer noch auf einem gut abgefederten Sitz. Namentlich bei Eindeckern ist die Gefahr des Ueberschlagens sehr groß, und deswegen findet man an ihrer Vorderseite häufig eine Art Sporn, der nach oben gekrümmt ist, damit die Maschine auch etwas auf ihm vorwärts gleiten kann. Dieser Sporn hält einen heftigen Stoß ab und bricht häufig bei der Landung glatt durch.

Viele Konstrukteure lassen ihre Maschine lediglich auf Rädern ohne Kufen vorwärts fahren wie beim ursprünglichen Typ der Voisinschen Drachenflieger, wie sie bei den Zipfelschen Vorführungen auf dem Tempelhofer Felde zu sehen waren, während manche auch ganz kurze Kufen an den Rädern angebracht haben, die aber erst in Wirksamkeit treten, wenn die Räder zerbrochen sind. Endlich auch findet man die Hinterräder durch eine kurze, nach hinten gebogene Holzstütze ersetzt, auf der das Hinterteil der Flugmaschine auf der Erde nachschleift. Durch besondere Preise, die bei Flugwettbewerben für den kürzesten Anlauf ausgesetzt werden, will man die Erfinder anregen, der schnellen Aufstiegsmöglichkeit ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

# Bilder aus aller Welt.



**Generalleutnant z. D. Hahn,** feierte sein 50 jähriges Dienstjubiläum.

Vor einigen Tagen feierte Generalleutnant z. D. Hahn sein 50 jähriges Dienstjubiläum. Der Jubilar kämpfte 1866 und 1870/71 im Verband des I. Artilleriekorps; er war zuletzt Kommandeur der 9. Division.

Einem furchtbaren Unglück entging mit knapper Not ein mit 175 deutschen Aerzten besetzter Sonderzug, der den Simplon unnel passierte. Durch einen Felssturz wurde fünf Minuten vom Tunnel entfernt eine Schiene ausgebogen; nur der Aufmerksamkeit und Umsicht des Streckenwärters Angelo Monti ist es zu danken, daß der gefährdete Zug zum Halten gebracht wurde. Durch die Pflichttreue dieses braven



**Der Streckenwärter als Lebensretter.**
Angelo Monti bewahrte den Aerztesonderzug am Simplon vor der Entgleisung.

Mannes wurden die Teilnehmer der diesjährigen zehnten ärztlichen Studienreise vor einem unabsehbaren Unglück bewahrt.

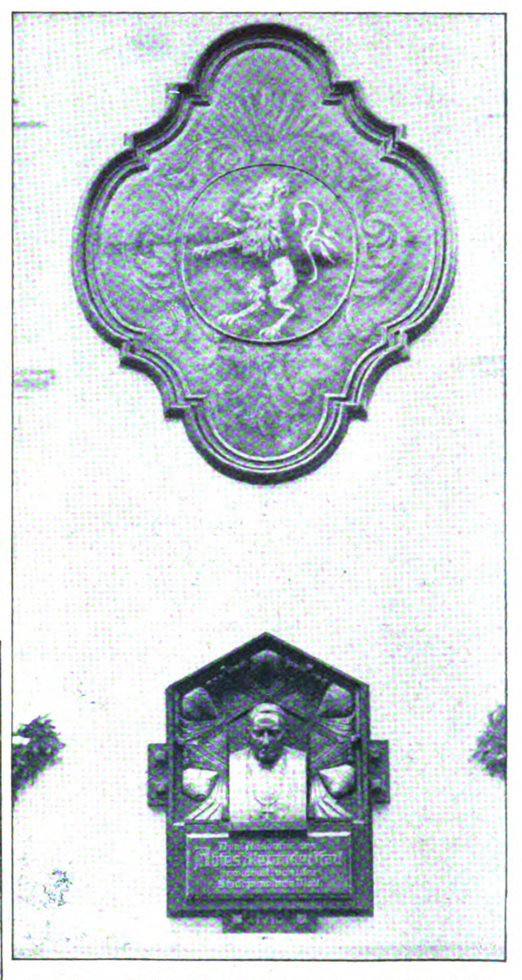
Die Hamburg-Amerika-Linie hat einen neuen, riesigen Frachtdampfer soeben vom Stapel gelassen. Es ist der für Ostasienfahrten bestimmte, 12000 Tonnen Tragfähigkeit aufweisende Dampfer „Preußen".

In Melk an der Donau wurde vor kurzem am Rathaus ein Bronzerelief des verstorbenen Abtes Alexander Karl enthüllt. Der allseitig beliebte Geistliche war Leiter des für die Kulturarbeit in Niederösterreich so bedeutungsvollen Benediktinerstifts. Das Bronzerelief ist ein Werk des Bildhauers Prof. Trentzl.

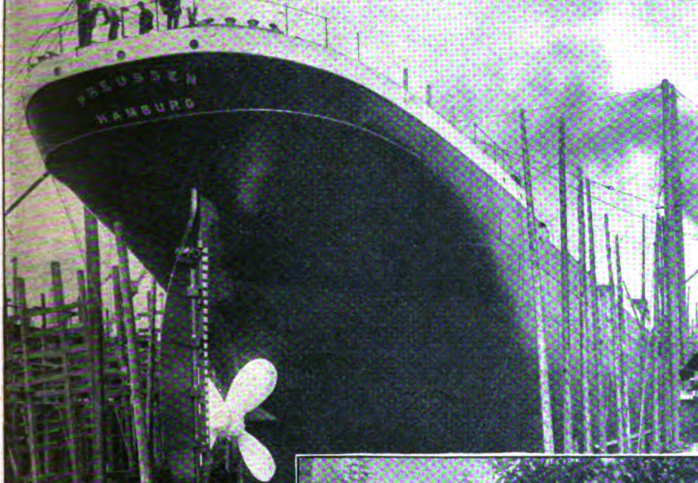
In Biberach wurde kürzlich ein Doppeldenkmal für den Tiermaler Braith und den Landschaftsmaler Mali enthüllt. Der Freigebigkeit der beiden Künstler verdankt die württembergische Stadt das Braith-Mali-Museum. Das Denkmal ist das Werk des Bildhauers Fr. Kühn.

Die Aviatik ist jetzt auch Sport der Damen geworden, kein Wunder, daß schon Aviatik-Sportkostüme existieren. Für den Wintersport dürfte sich das Kostüm aus gestrickter weißer Wolle sehr empfehlen.

Bei einem jüngst in Esch a. d. Alzette in Luxemburg abgehaltenen Heimatfest errang ein Blumenkorso der Kinder in elsässischen Kostümen besonderen Beifall.



**Die Gedenktafel für Abt Alexander Karl am Rathaus zu Melk an der Donau.**
Der verstorbene Abt des berühmten Benediktinerstiftes Melk hat sich um die Kulturarbeit in Niederösterreich sehr verdient gemacht.




**Der neueste Riesenfrachtdampfer**
der „Hapag", die „Preußen", mit 12000 Tons Tragfähigkeit.



**Das kürzlich enthüllte Braith-Mali-Denkmal in Biberach.**



Das neue Flugkostüm der Mlle. Dutrieu.

Phot. London News Agency.



Gestricktes Kostüm für Wintersport.

Phot. Manuel.

Neue Sportkostüme.



Ein Heimatfest in Esch a. d. Alzette in Luxemburg: Kinderblumenkorso.



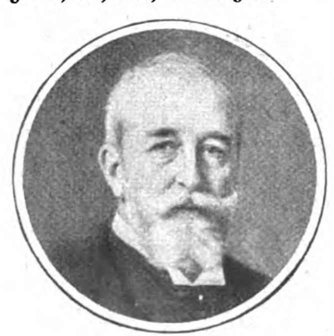
**Meeresströmungen als Beförderungsmittel: Triftpost von den Hebriden nach Norwegen.**

Die in eine wasserdichte Hülle eingeschlossenen Postsachen werden auf der Hebrideninsel St. Kilda der Meeresströmung übergeben.



Kongreß des Internationalen Hotelbesitzervereins in Baden-Baden.
**Die Teilnehmer auf dem Höhenkurort „Hundseck".**

Daß im Meer Triften, ständige Strömungen bestimmter Richtung, existieren, ist bekannt, weniger bekannt dürfte es sein, daß man diese Triften benutzt, um Inseln, die in den Wintermonaten von allem Verkehr abgeschnitten sind, mit der Außenwelt in Verbindung zu halten. Auf den Hebriden benutzt man solche Triften, um Postbeutel aus wasserdichtem Stoff in den Monaten, in denen keine Schiffe die Hebriden erreichen, abzuschicken. Diese Triftposten gelangen gewöhnlich nach Norwegen.



**Franz Clouth †**
Begründer der bekannten Rhein. Gummiwarenfabrik.

Die diesjährige Generalversammlung des Internationalen Hotelbesitzervereins in Baden-Baden war sehr gut besucht. Die Teilnehmer unternahmen u. a. einen gelungenen Ausflug nach dem Höhenkurort Hundseck.

Der Begründer und Seniorchef der nach ihm benannten Rheinischen Gummiwarenfabrik in Köln-Nippes, Franz Clouth, verstarb nach einem an Erfolgen und Arbeit reichen Leben im 72. Lebensjahr. Der Verstorbene hat in den letzten Jahren ein reges Interesse der Luftschiffahrt zugewandt.



**Madge Lessing** Phot. Kiesel.
in der neuen Revue des Berliner Metropoltheaters „Hurra — wir leben noch".

Die liebenswürdige Soubrette des Berliner Metropoltheaters Madge Lessing erringt Abend für Abend großen Beifall durch den Vortrag von Couplets und durch die Grazie ihres Tanzes. Die Künstlerin ist keine Deutsche, hat sich aber schnell in das deutsche Theaterleben hineingefunden. Ihre Aussprache, die noch immer die geborene Engländerin erkennen läßt, wirkt im Rahmen ihrer Kunst recht anmutig.



**Hofkapellmeister R. Groß**
wurde nach Altenburg berufen.

Als Hofkapellmeister nach Altenburg wurde Rudolf Groß berufen. Der talentvolle Musiker übernahm zugleich die Leitung der dortigen Singakademie.

**Schluß des redaktionellen Teils.**

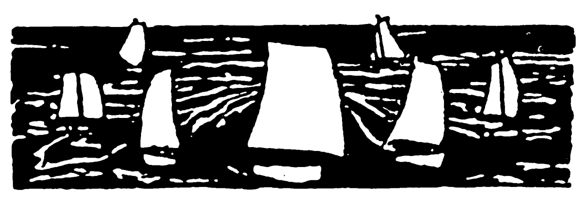


DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 22. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

# Inhalt der Nummer 43.





## Die sieben Tage der Woche.

### 13. Oktober.

In Wien eröffnet Kaiser Franz Josef die Delegationen mit einer Thronrede, in der er erklärt, die Bündnisse Oesterreich-Ungarns mit Deutschland und Italien seien womöglich noch fester und inniger geworden.

Von Nord- und Ostsee kommen Nachrichten von schweren, durch Stürme herbeigeführten Schiffskatastrophen.

### 14. Oktober.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß in Kamerun ein Boot des Kanonenboots „Panther" gekentert ist und sechs Mann der Besatzung bei der Katastrophe ertranken.

Bei dem Brand einer Wäschefabrik in Berlin kommen sieben daselbst beschäftigte Frauen und Mädchen in den Flammen um.

In Paris kommt es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Munizipalgarde und streikenden Arbeitern.

In Paris stirbt, 81 Jahre alt, der bekannte Schriftsteller und Diplomat Rudolf Lindau (Portr. S. 1820).

### 15. Oktober.

Die Kriegsakademie in Berlin feiert unter Teilnahme des Kaisers das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens.

In Charlottenburg stirbt, 76 Jahre alt, der frühere Präsident des Reichsbankdirektoriums Dr. Richard Koch (Portr. S. 1820).

Der Luftschiffer Wellman steigt mit seinem Lenkballon „America" in Atlantic City zu einem Flug über den Ozean auf.

Von der Insel Kuba wird gemeldet, daß ein Orkan die Städte Casilda und Santa Clara zerstört hat. Die Zahl der Getöteten und Verwundeten wird auf 1000 angegeben.

### 16. Oktober.

König Manuel von Portugal schifft sich in Gibraltar auf der englischen Königsjacht „Viktoria und Albert" nach England ein.

Der französische Lenkballon „Clément-Bayard" führt in sechs Stunden eine Fahrt von Paris nach London aus.

### 17. Oktober.

In Lissabon werden Dekrete veröffentlicht, durch die die Abschaffung der Ersten Kammer, des Staatsrats und der Adelstitel, die Verbannung der Dynastie Braganza und die Verweltlichung der kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten verfügt wird.

### 18. Oktober.

Der Ausstand der französischen Eisenbahner wird durch die Aufforderung des Streikkomitees zur Wiederaufnahme der Arbeit formell beendet.

### 19. Oktober.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß die Ozeanfahrt Wellmans mißlungen ist. Die Insassen des Lenkballons „America" wurden etwa 450 Seemeilen südlich von Sandy Hook von einem Dampfer geborgen. Der Ballon wurde im Stich gelassen.

# Ueber Forschungsinstitute.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Lamprecht.

Die ersten Wochen des Frühherbstes 1908 werde ich auch in ihren Einzelheiten sobald nicht vergessen. Ich brachte sie mit meiner Familie in Schierke im Harz zu und konferierte längere Zeit hindurch beinah täglich mit Exzellenz Althoff über das, was man von der Rede des Kaisers bei dem Berliner Universitätsjubiläum ab als Forschungsinstitute bezeichnen wird.

Mein historischer Studiengang hat mich verhältnismäßig früh in die dünne Luft geführt, die weite Fernsichten auf in der Zukunft liegende historische Probleme eröffnet. Nachdem ich mich längere Zeit mit rheinischer Provinzialgeschichte beschäftigt hatte, wobei an den vollständig beigebrachten Urmaterialien alle Arten der älteren historischen Methode zur Anwendung gelangen konnten, erreichte ich schon bei der Bearbeitung der deutschen Geschichte ein Gebiet, das der historischen Forschung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht als ein Feld eigentlich wissenschaftlicher Tätigkeit galt. Der innere Grund hierfür, dessen Bestehen mich längere Zeit von dem Empfinden vieler meiner Berufsgenossen getrennt hat, war der, daß sich die Probleme der deutschen Gesamtgeschichte mit den gebräuchlichen Methoden, die wesentlich nur aus der Bearbeitung des Urmaterials entwickelt waren, nicht lösen ließen. Ich mußte in den Formen der Durchdenkung und geistigen Umfassung des Materials meine eigenen Wege gehen und dazu natürlich auch eigene Mittel der Fortbewegung auffinden. Diese Lage verstärkte sich für mich noch von dem Augenblick an, da mit der inneren gedanklichen Ueberwindung der deutschen Geschichte seit etwa 1900 universalgeschichtliche Probleme an mich herantraten. Ich überzeugte mich sehr bald, daß auf diesem Gebiet, wenn es sich um wirklich eindringende Arbeit handeln sollte, mit der Kraft eines einzelnen wenig getan war. Nehmen wir z. B. die Probleme der primitiven Kultur. Sie scheinen zunächst nur Probleme der Völkerkunde zu sein. Da aber diese in sich keine Chronologie besitzt und diese auch nur überaus schwer entwickeln kann, so muß, um

die dem Historiker unentbehrliche chronologische Ordnung der Vorgänge herzustellen, für die Frage der Durchbildung der primitiven menschlichen Psyche von einem analogischen Gebiet her die Kinderpsychologie herangezogen werden. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet, können also die Fragen der primitiven menschlichen Kultur nur durch eine Kombination kinderpsychologischer und völkerpsychologischer Arbeit gelöst werden. Wo aber findet sich auf dem weiten Erdenrund die Beherrschung der Methoden dieser beiden Wissenschaften in einem Kopf beisammen? Offenbar konnte hier nur eine Organisation der historischen Arbeit, die verschiedene Träger dieser Fähigkeiten miteinander verband, zum Ziel führen. Ein weiteres Beispiel mag das Gesagte erläutern. Die Geschichte des Verfalls menschlicher Kultur kann vermutlich am besten durch eine parallele Untersuchung der Verfallsvorgänge in der byzantinischen, der indischen und der chinesischen Geschichte gelöst werden. Gibt es aber einen Kopf, in dem die intime Kenntnis dieser drei Kulturen einschließlich der für diese Kenntnis notwendigen philologischen Vorkenntnisse so vorhanden ist, daß sie für das generelle Problem menschlicher Verfallskultur nutzbar gemacht werden kann? Auch hier vermag offenbar nur eine Organisation verschiedener Forscher unter der Aufstellung des gemeinsamen Zieles vorwärts zu helfen. Wie bei diesem, so steht es aber bei tausend andern Problemen der Universalgeschichte, die ja schließlich alle vergleichender Natur sind, und sehr viele dieser Probleme müssen als Fragen ersten Ranges für jedes tiefere geschichtliche Verständnis bezeichnet werden. In dem Augenblick, in dem ich diese Fragen zu übersehen begann, wurde mir klar, daß nur eine Organisation im Sinn der heute beabsichtigten Forschungsinstitute die Wissenschaft fördern könne; und so begann ich mich auf die Entwicklung einer solchen Organisation zu legen. Leicht war dies nicht, denn es bedurfte dazu nicht nur der Aufstellung einer Bibliothek, deren Wert von Anfang an auf etwa 100 000 Mark veranschlagt werden mußte, sondern auch entsprechender Räume und noch mehr der Heranziehung entsprechender Forscher. Eine öffentliche Unterstützung war dabei anfangs nicht zu erwarten, denn die aufgestellten Probleme konnten schimärisch erscheinen und lagen jedenfalls nicht im Bereich der auf Universitäten herkömmlichen Forschung. Mir blieb also nichts übrig, als selbst Geld durch Vorträge und dergleichen zu verdienen und private Mittel heranzuziehen. Dabei stellte sich heraus, daß solche private Mittel wohl in kleinen Appoints von 500, 600 oder auch 1000 Mark zu haben waren, daß es aber anfangs so gut wie unmöglich war, eine größere Summe flott zu machen. Gleichwohl kam ich im Verlauf von etwa acht Jahren so weit, daß mir um 1908 ein ziemlich deutliches Bild dessen, was ich schaffen wollte, vor der Seele stand, und daß man mir weiter seitens des sächsischen Kultusministeriums, der der Universität Leipzig vorgesetzten Behörde, das Vertrauen schenkte, mich zu hören und zu fördern. Dies Vertrauen ist dabei bis auf den heutigen Tag unwandelbar das gleiche geblieben und ist mir oft genug als die größte aller Chancen für das Gelingen meiner Absichten erschienen.

Im Jahr 1908 war in engeren Kreisen schon bekannt, was ich wollte. Dieser Umstand trug mir, als ich, wie erzählt, in Schierke war, den Besuch von Exzellenz Althoff ein. Er kam eines schönen Tages in seinem etwas zerschlissenen langen Jackett, den Schlapphut tief ins Gesicht gedrückt, in der Hand einen gewaltigen Bergstock wie Wotan, der einsame Wanderer des Gebirges, und fragte direkt aufs Ziel los, was ich denn eigentlich in Leipzig mache. Und er kam von da ab ziemlich regelmäßig jeden Tag, mit Vorliebe zu der Zeit, da ich mich mit meinen Kindern eben zu Tisch gesetzt hatte, und forderte mich — für ihn ein Zeichen noch ungeschwächter Kraft und Gesundheit — trotzdem alsbald zu einem Spaziergang auf. In den Stunden dieser Gänge haben wir dann die Möglichkeit eines Forschungsinstituts für Universalgeschichte eingehend besprochen, da ich ihm auf die Frage, wie er mir helfen könne, zunächst geantwortet hatte, am besten könne er mich durch eine eingehende Kritik meiner Pläne fördern. Später, als sich herausgestellt hatte, daß meine Absichten auch nach seiner Auffassung Hand und Fuß hatten, ist er dann auch auf den Gedanken, daß ich von Reichs wegen unterstützt werden könne, eingegangen. Er wollte mich an den Reichskanzler von Bülow empfehlen, ich persönlich sollte bei dem damaligen Staatssekretär Herrn von Bethmann Hollweg mein Glück versuchen. Bald darauf — im Oktober 1908 — starb Althoff. Ich hatte nun meine Sache in Berlin selbst zu vertreten. Bei Herrn von Bethmann fand ich eine durchaus verständnisvolle und staatsmännische Aufnahme und eine prinzipielle Sympathie. Allein bei dem Stand der Reichsfinanzen, so hieß es, könne man jetzt nicht helfen, obwohl die Bedeutung einer Durchführung universalgeschichtlicher Studien und des daraus resultierenden Einflusses auf das Geistesleben der anderen Völker für die Förderung der Reichspolitik im einzelnen wie im ganzen eingesehen werde und gewiß auch eine Sache sei, die das Reich in besseren Tagen fördern werde. Im übrigen erhielt ich aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds eine Summe von 10 000 Mark, weitaus die größte Summe, die ich außer der Unterstützung des sächsischen Staates je auf einmal erhalten habe. Als sich dann die persönlichen Verhältnisse in den hohen Reichsämtern verschoben hatten und Herr von Bethmann Reichskanzler geworden war, habe ich mein Glück noch einmal bei dem neuen Herrn Staatssekretär des Innern versucht. Diesmal mit minderem Erfolg. Mir wurde so rundweg erklärt, meine Sache habe vom Reich nichts zu erwarten, daß ich sofort nichts Besseres tun zu können glaubte, als wenigstens um ein anständiges Begräbnis meiner Eingabe zu bitten. Darauf hatte ich mit dem Herrn Staatssekretär noch ein langes, eingehendes, für mich überaus lehrreiches Gespräch über die Lage der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse und konnte nach dieser Richtung hin seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn bewundern, während mir freilich nichts übrigblieb, als ihm für die von mir vertretene Sache jedes tiefere Verständnis abzusprechen. Ich kann diese Beobachtung hier um so eher niederlegen, als der Herr Staatssekretär in dieser Beziehung nur Typ einer ganzen Anzahl sehr hervorragender, aber einseitig wirtschaftlich erfahrener Männer der Gegenwart ist, und als er diese Mitteilung selbst antizipierte, indem er mir verbindlich, ja fast anmutig versicherte, ich würde sie gewiß irgendwo einmal publizieren. Eine Reichsunterstützung habe ich seitdem natürlich nicht gehabt, ich habe mir vielmehr selbst helfen müssen, und zwar, wie ich wohl sagen darf, unter unsäglichen Mühen, die schließlich in den Osterferien dieses Jahres zu einem



nervösen Zusammenbruch führten, aus dem mich nur eine völlig geistige Brache mehrerer Monate gerettet hat. Freilich, das Institut blüht. Es werden an ihm jetzt ungefähr 20 Uebungen gehalten, und es ist von über 300 Mitgliedern besucht, wenn es auch den ursprünglichen wissenschaftlichen Intentionen noch keineswegs entspricht*).

Warum ich das hier alles erzähle? Weil damit anschaulich dokumentiert wird, wie der bisher einzige Versuch zur Entwicklung eines geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitutes ausgefallen ist, weil er von einer Privatperson ausging. Wie ganz anders ist da die Lage durch die kaiserliche Initiative geworden! Eben aus dem Charakter des bisher Erzählten empfängt sie erst eine volle Beleuchtung ihrer Wichtigkeit. Reiche Mittel sind jetzt allerwegen zur Verfügung gestellt, staatliche Hilfe steht in Aussicht, und der Forscher sieht sich von vornherein auf seinen eigentlichen Beruf, den der wissenschaftlichen Arbeit, verwiesen. Es kann dem Oberhaupt der Nation nicht genug gedankt werden, daß es in dieser Hinsicht, als die vorliegende Frage reif und überreif war, alsbald mit bekannter Tatkraft eingegriffen hat.

Wenn nun freilich gefragt wird, wie die zu begründenden Forschungsinstitute im einzelnen organisiert werden sollen, so ist es ganz unmöglich, daß darauf eine einzelne Person vollständige und befriedigende Antwort geben könnte. Die Aufgaben, die hier vorliegen, sind nach den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen außerordentlich verschieden, und sie können sich zum großen Teil erst während der Entwicklung der Institute selbst einstellen, da es überall gelten wird, neue Methoden zu eröffnen, die natürlich erst aus einer neuen Bearbeitung des wissenschaftlichen Stoffes selbst gewonnen werden können.

Dagegen wird man sich über das Verhältnis der künftigen Forschungsinstitute zu den Universitäten einigen Vermutungen hingeben können. Die erste Frage wäre hier wohl die, wie sich diese Institute zu der bisherigen wissenschaftlichen Organisation der Universitäten selbst stellen möchten. Hier wird, wenigstens für die geisteswissenschaftlichen Institute, wohl der Satz gelten dürfen, daß eine völlige Abtrennung vom Uebel sein würde. Es wird vielmehr darauf gesehen werden müssen, daß aus den bestehenden Seminarien und Universitätsinstituten ein kontinuierlicher Uebergang zu den Forschungsinstituten herüberführt, der namentlich auch geeignet sein müßte, den Forschungsinstituten geeignete Kräfte aus dem studentischen Material der Seminarien und Universitätsinstitute zuzuführen. Mehr wie dieses sehr schwierige Problem, das vornehmlich wohl die eingeweihteren Kreise interessieren wird, mag für die breite Oeffentlichkeit die Frage von Interesse sein, wie weit die neuen Forschungsinstitute allen Universitäten oder nur einigen oder etwa gar nur der Universität Berlin angegliedert werden sollen. Diese Frage ist wohl kaum anders als aus allgemeinen Gesichtspunkten der gegenwärtigen Entwicklung der deutschen Universitäten überhaupt lösbar. Da zeigt sich denn am Horizont schon in der nächsten Zukunft ein Bild, wonach sich aus der gesamten Masse der Universitäten eine kleinere Anzahl als besondere „große Universitäten" herausheben werden. Es werden das sein: im Norden Berlin und Leipzig, im Süden Wien und München. Dringend zu wünschen ist freilich, daß neben diesen Universitäten, die die Kultur des mittleren und kolonialen Deutschlands vertreten, auch der Boden der eigentlichen mutterländischen Kultur, der Westen, einige große Universitäten aufweise, um für das gesamte deutsche Geistesleben in richtiger Weise nutzbar gemacht zu werden. Hierzu müßte unbedingt Bonn als große Universität ausgebaut werden.

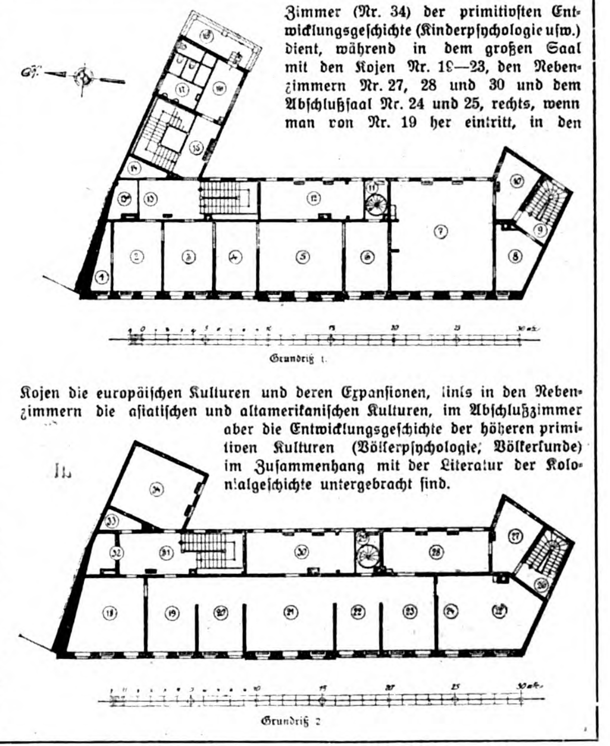
*) Es dürfte unsere Leser interessieren, im Anschluß an diese interessanten Ausführungen einige Einzelheiten über das vom Autor dieses Artikels geschaffenen „Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig" zu erfahren und das Aeußere dieses Baues und zwei Grundrisse im Bild kennen zu lernen. Die Red.

Das Institut für Kultur und Universalgeschichte ist in den Räumen des hier abgebildeten Hauses, dessen Grundrisse nebenstehend folgen, so untergebracht worden, daß das erste Stockwerk den großen Uebungsaal, der zugleich als



**Haus zum Goldenen Bären, Leipzig, Universitätsstraße 11.**
Im Jahr 1736 erbauter Stammsitz der Firma Breitkopf und Härtel, im 18. Jahrhundert im ersten Stock von Gottfried, im zweiten von den Breitkopfs bewohnt und von Goethe viel besucht; jetzt Königlich Sächsiches Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig.

Arbeitsraum der Anfänger dient, und eine Anzahl von Arbeits- und Bibliotheksräumen für Deutsche Geschichte sowie die Verwaltung aufgenommen hat; im zweiten Stockwerk befinden sich außer dem Zimmer des Direktors die Räume für die außerdeutsche Geschichte und die Studienräume für die niederen Kulturen. Dabei ist die Anordnung im zweiten Stockwerk so getroffen, daß einleitend ein Zimmer (Nr. 34) der primitivsten Entwicklungsgeschichte (Kinderpsychologie usw.) dient, während in dem großen Saal mit den Kojen Nr. 19—23, den Nebenzimmern Nr. 27, 28 und 30 und dem Abschlußsaal Nr. 24 und 25, rechts, wenn man von Nr. 19 her eintritt, in den Kojen die europäischen Kulturen und deren Expansionen, links in den Nebenzimmern die asiatischen und altamerikanischen Kulturen, im Abschlußzimmer aber die Entwicklungsgeschichte der höheren primitiven Kulturen (Völkerpsychologie, Völkerkunde) im Zusammenhang mit der Literatur der Kolonialgeschichte untergebracht sind.



Grundriß 1 / Grundriß 2

Nimmt man diese Organisation als die der Zukunft an, so läge es wohl nahe, die Forschungsinstitute auf diese Universitäten, zunächst die des Reiches, in irgendeiner Weise organisch zu verteilen. Vieles wird dabei von vorhandener Eigenart und von verschiedenartig bereitzustellenden Mitteln abhängen. Phantasien der Verteilung im einzelnen ließen sich hier leicht ausspinnen, sind aber gewiß einstweilen ohne große Bedeutung.

Im übrigen läßt sich nicht verkennen, daß die kaiserliche Initiative mit der Frage der Forschungsinstitute zugleich die Frage der Hochschulreform weiter in Fluß gebracht hat, und daß damit vielleicht manche in dieser Hinsicht noch schlummernden Kräfte in Bewegung geraten werden.

Und auch damit ist die symptomatische Bedeutung der kaiserlichen Anregung noch nicht erschöpft. Am Ende ist sie doch ein erstes, bis in die weiteste Ferne hin sichtbares Zeichen jenes Umschwungs zu einer idealistischen Periode unseres inneren nationalen Lebens, der sich seit drei Jahrfünften in stetig verstärkten Pulsen anbahnt. Die deutschen Nationaleigenschaften, grübelnde Gründlichkeit und zähe Leidenschaft, bringen es mit sich und haben es von jeher mit sich gebracht, daß das innere Leben der Nation einseitig verlaufen ist. So haben uns die Jahrzehnte seit 1870 ein Zeitalter heraufbeschworen, das nur noch wirtschaftliche Interessen kannte und teilweise kennt, das soziale Verhältnisse nur unter wirtschaftlichem Blickpunkt würdigte, und das auf moralischem Gebiet eine Ellbogenanschauung zeitigte, die nur zu sehr den egoistischen Lehren des wirtschaftlichen Individualismus entsprach. Diese Zeiten sind jetzt im Schwinden. Die idealistische Reaktion offenbart sich immer mehr. Schon hat sie sich selbst an die hehrsten Fragen, die der religiösen Erneuerung, herangemacht, und liegen ihre Ziele auf diesem Gebiet noch in trüber Unklarheit, so ist sie auf dem Gebiet der öffentlichen Moral schon zu viel festeren Formen gelangt. Ganz an erster Stelle steht hier, in direkter Reaktion gegen den bloßen wirtschaftlichen Egoismus, die steigende Betonung des Wortes richesse oblige. Darüber hinaus aber werden auf öffentlichem Gebiet auch schon ethisch-politische Forderungen aufgestellt. Am klarsten ist hier die Forderung der erziehlichen Politisierung der Massen. Wird sie zunächst nur in der Form ausgesprochen, daß die Einführung bürgerkundlichen Unterrichts in den Elementar- und Mittelschulen verlangt wird, so darf man sich doch darüber keiner Täuschung hingeben, daß damit nur eine erste primitive Forderung formuliert ist. Diese Forderung wird unter dem Druck des aufsteigenden neuen Idealismus eine neue Schulreform nach sich ziehen, indem innerhalb der geisteswissenschaftlichen Disziplinen an Stelle der logisch-grammatikalischen Schulung vielmehr die psychologisch-anschauliche gesetzt wird, und indem damit die Philologie von der Geschichte abgelöst werden wird.

Ich setze diese wenigen Gedanken hierher, um den Zusammenhang der Initiative des Kaisers auf den Gebieten höchster Schulung der Nation im akademischen und Universitätsunterricht mit den Problemen nachzuweisen, die im Mittel- und Elementarunterricht unweigerlich auftreten werden. Erst dem, der diese Zusammenhänge übersieht und durchdenkt, wird die ganze Bedeutung der kaiserlichen Kundgebung anläßlich des Berliner Universitätsjubiläums einleuchten.

# Der messianische Glaube des Proletariats.

**Zum jüngsten Ausstand der französischen Eisenbahner. — Von Anatole Leroy-Beaulieu.**

Nichts kann uns in Frankreich mehr in Erstaunen setzen, als daß eine der Prophezeiungen unserer sogenannten unerbittlichen Logiker sich eines Tages wirklich erfüllt. Achtundvierzig Stunden lang und darüber sah es in der Tat so aus, als sollten die allerschlimmsten Besorgnisse unserer Schwarzseher noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, als müßten von den im Gefolge des Eisenbahnerausstandes auftretenden Sympathiestreiks die weitesten Arbeitsgebiete ergriffen werden.

Welcher Anteil an den Vorkommnissen dieser Tage, durch die ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen wurde, der zweckbewußten Vorbereitung der Männer von der Pariser Arbeitsbörse zukam, in welchem Grade das blinde Ungefähr und die von der Regierung ins Werk gesetzte Verteidigung der öffentlichen Interessen mit den einzelnen Phasen dieser merkwürdigen Bewegung zusammenhingen, läßt sich im Augenblick noch nicht völlig überblicken. Wenn es unter den roten Streikführern und ihren Hintermännern Skeptiker gab, die von Anfang an sich im stillen eingestanden, die Zeiten seien noch nicht erfüllt und diese jüngste, mit betäubendem Tamtam eingeleitete Bewegung werde enden wie so manche vor ihr, so haben sich jene ruhigen Beurteiler weislich gehütet, den Stürmern und Drängern in die Zügel zu fallen. War man doch in jenen Kreisen sicher, daß das schüchternste Wort der Abmahnung in der überheizten Atmosphäre der Arbeitsbörse sofort als erbärmliche Feigheit, wenn nicht gar als Hochverrat an der „gerechten Sache des Proletariats" gebrandmarkt würde.

Ehrlicher Feuereifer und gut gespielter Fanatismus zeigen unter den französischen Umsturzmännern von heute so verwandte Erscheinungsformen, daß auch dem geübteren Auge die reinliche Scheidung schwer genug fällt. Bei den ehrlichen Fanatikern besteht, wie heftig sie sich dagegen sträuben mögen, eine Art religiösen Unterbewußtseins. Täglich und stündlich bekämpfen sie den ihnen aus der Kindheit noch anhaftenden Respekt vor der alten Weltordnung mit dem aufpeitschenden Schlagwort: „Weder Gott noch Gebieter!" und merken dabei gar nicht, daß in aller Stille eine neue Religion sich ihres innersten Wesens bemächtigt hat: der Messiasglaube, die Hoffnung auf die Erlösung vom Arbeitzwang. Wie jeder Fanatismus zeigt auch dieser rote die Schwärmerei für den Opferkult. Bei den alten Galliern besorgten die ehrwürdigen Druiden mit vielen schönen Zeremonien das blutige Opfergeschäft. Der zeitraubende Singsang ist in Wegfall gekommen. Als Opferaltar dient heute die Bahnschiene, und das Sühnewerk wird mittels Dynamit vollzogen . . .

Dem neuen Kredo hat der Theoretiker des allgemeinen Umsturzes durch die Syndikatgewalt Georges Sorel in seinen jüngsten Schriften, namentlich in dem „La Violence" betitelten Werk, breiten Raum ge-



widmet. Die dem „Mythus" vom allgemeinen Ausstand gewidmeten Seiten des in geistreichen Paradoxen sich gefallenden Schriftstellers enthalten viel Wahres und Beherzigenswertes. Nur in der hochgespannten Einbildungskraft der Massen läßt sich für deren Verneinung des Willens zum allmählichen gesunden Fortschritt, für deren fanatischen Wunderglauben, für deren fiebernde Sehnsucht nach einem selbstgeschaffenen Ideal von sozialer Gleichheit und sühnender Gerechtigkeit auf Erden die zureichende Erklärung finden. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist den Legionen dieser Neugläubigen bei jeder Industriekrise das Ende der Welt des Kapitalismus mit apodiktischer Sicherheit verkündet worden, und wer kein Murmeltier war, konnte an der Morgenröte des sozialistischen Tausendjahrreiches die trunkenen Sinne laben . . .

Und sie sahen und sehen und werden sehen. Halluzination der Massen! Hundertmal durch die Erfahrung belehrt, daß die Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft nicht durch die Trompetenstöße des „guerre sociale" zu erschüttern sind, hundertmal vor die ernüchternde Tatsache gestellt, daß die „Solidarität aller arbeitenden Klassen" eine schillernde Seifenblase ist, und daß die Universalbremse für den Stillstand des Gesamtverkehrs einer Nation noch ihres Erfinders harrt — gleichviel, jener moderne Mythus behält seine begeisternde Kraft, und der geringste Erfolg eines Teilausstandes gilt als Abschlagzahlung für den Tag der großen Abrechnung.

Nein, diese blasse Kometenfurcht unseres zappeligen Philisters, wie kurzlebig sie auch war, erschien durch nichts gerechtfertigt. Bald genug wird die Phrase von dem „unmittelbar bevorstehenden Emporkommen der elementar wirkenden Zerstörungskräfte" ob ihrer Nichtigkeit auch von dem Einfältigsten belächelt werden. Den jähen Zusammenbruch der vom Kulturmenschen umgeschaffenen Welt erzwingt man ebensowenig durch die Höllenmaschinen wie durch das Abhaspeln der Gebetspulen. Die mächtigsten Formeln der berühmten Kabbalisten erwiesen sich zu schwach, um der Wiederkehr des Chaos eine Bresche zu öffnen, und mit den Formeln unserer roten Rachechemiker läßt sich am Ende nur Bröselarbeit leisten.

Wenn es für die Zaghaftigkeit der französischen Kleingeister eine Entschuldigung gibt, so mag sie darin gefunden werden, daß die einander folgenden Regierungen in bedauerlicher Weise Tapferkeit und Geschicklichkeit vermissen ließen. Verwirrt durch allerlei widerspruchsvolle Tendenzen und Entschließungen von oben fragt sich die Bevölkerung, ob man den befremdend neuen Fingerzeigen der „starken Hand" von heute voll vertrauen dürfe.

Der Krise, von der Frankreich in den letzten Tagen heimgesucht wurde, fehlt es nicht an einem gewissen tragischen Zug. Wenige Monate ist es her, seit Aristide Briand vor seinen Wählern in St. Etienne sich als unverfälschter Sozialist bekannte und, weit entfernt, seine Vergangenheit zu verleugnen, die friedliche Lösung großer, die Arbeiterbevölkerung in erster Linie interessierender Probleme in nahe Aussicht stellte. Und heute sehen wir denselben Briand, der einst als Anwalt des Antimilitaristen Hervé forensische Lorbeeren erntete, der in Wort und Schrift dafür eintrat, daß an dem Tag, wo die Lokomotiven ungeheizt im Schuppen bleiben würden, der Feuerbrand der bürgerlichen Gesellschaft seinen Anfang nehmen müßte — zur Militarisation der Eisenbahner seine Zuflucht nehmen und bei seinem einstigen Klienten Hervé in der Gefängniszelle scharfe Umschau nach Bombenrezepten halten. Einem so vielerfahrenen, weltgewandten Mann wie Briand, der mit der Denkart und der Taktik seiner ehemaligen Genossen wohl vertraut ist, darf man es aufs Wort glauben, wenn er die Bewegung der jüngsten Tage als eine ausgesprochen revolutionäre bezeichnet. Briand ist, wie seine Freunde versichern, kein Renegat; er ist sich und seinen erreichbaren Zielen treu geblieben. Aber die einst seine Arbeitsgenossen waren, haben jetzt ein anderes Ideal von der Umgestaltung der Gesellschaft als der heutige Leiter der Geschicke Frankreichs, der sein patriotisches Herz entdeckt hat und nicht will, daß die Grenzen seines Landes durch sträfliche Pflichtvernachlässigung jeder Invasion preisgegeben seien. Für das denkende Frankreich gibt es auch in diesem Augenblick Besseres zu tun, als sich der einzelnen Phasen des Briandschen Werdeganges zu erinnern, hat doch die Spitzmarke „Sozialist" überhaupt aufgehört, eine klare Vorstellung von dem Wesen eines Politikers zu liefern. Mit Recht zieht man es vor, jeden aktiven Staatsmann nach seinen Entschließungen zu beurteilen, nach der Energie und Klugheit, die er in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Mit lebhaftem Interesse verfolgt man auch das Wirken Millerands, der ehedem sich gegen den Schutz jener Minoritäten ereiferte, die bei einem Ausstand ihrer Berufsgenossenschaft nicht mittun wollen, und heute als verantwortlicher Verkehrsminister mit nimmermüder Sorgfalt die Listen der in die Werkstätten reuig wiederkehrenden Eisenbahner kontrolliert, um im Verein mit seinem Ministerkollegen Viviani, dem Heißsporn von gestern, den Zeitungen Triumphbulletins zugehen zu lassen.

Sind dies nicht Gestalten, die nur des berufenen Dramatikers harren, der dereinst die Kämpfe, die wir gegenwärtig durchzumachen haben, nach allen Regeln der Bühnenkunst synthetisieren wird? Dieses unsern Enkeln vorbehaltene Bühnenwerk großen Stils wird ein erhebendes Leitmotiv haben: Je ernster die Gefahr, desto inniger der Zusammenschluß aller lebenskräftigen, für die Ordnung und gegen die sinnlose Zerstörung eintretenden Elemente.

Wenn man der Meinung des Soziologen Comte, daß die Lehre von der Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft nur ein Zweig der allgemeinen Biologie ist, auch nicht bedingungslos beipflichten kann, eine gewisse Verwandtschaft besteht zwischen beiden. Eine scheinbar geschwächte, entnervte Gesellschaft kann ihre Vollkraft wiedererlangen, sobald sie fühlt, daß es gilt, den Willen zum Leben energisch zu behaupten. Gewiß ist es kein Paradoxon, wenn man die Erwartung ausspricht, daß nach solchen Krisen das Rüstzeug der Gesellschaft widerstandsfähiger geworden ist. Die Erbitterung, die sich in der Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich gegen die gewissenlosen Streikführer zeigte, hat tieferliegende Ursachen als das durch die Störung liebgewordener Gewohnheiten hervorgerufene Unbehagen. Weit mehr als die kleinen Leiden, die sich durch den Aufschub einer Reise, das Ausbleiben der Post, die Verteuerung des Frühstückstisches bei reich und arm fühlbar machten, quälte der Gedanke, daß alle diese Widrigkeiten einem Nichts, der Rankünе einiger Streber ihren Ursprung verdanken.

Dieses Paris, dieses Frankreich, das ohne zu murren seinerzeit sich die furchtbarsten Entbehrungen



auferlegte, um gegen einen äußeren Feind die Ehre und das Ansehen der Nation zu schützen, solange als dies irgend möglich war, empört sich mit Recht gegen die Halluzinationen jener verschrobenen Köpfe von der Arbeitsbörse, die heute gar nicht mehr zu wissen scheinen, welchen Plan sie gestern verfolgten und die Gesamtführung offenbar dem Fanatismus an sich, dem skrupellosen Anarchismus überantwortet haben.

Das arbeitende Frankreich erwartet von seiner gegenwärtigen Regierung, daß sie es bei dem Augenblickserfolg gegen die Revolutionäre von der Arbeitsbörse nicht bewenden lasse. Die mit Hilfe der Armee unter offenkundiger Zustimmung aller ihr Vaterland ehrlich liebenden Franzosen gelungene kräftige Zurückweisung des Pronunziamento-Versuches der Roten sollte segensreiche Folgen haben und eine neue Aera der Sozialpolitik einleiten. Wir haben die Pflicht, der Welt zu zeigen, daß wir, obschon unser Land das eigenartige Vorrecht hat, für Evolutionen aller Art als willkommenstes Versuchsfeld zu dienen, den Gefahren eines solchen Privilegiums gewandt zu entgehen wissen. Die eben überwundene Krise hinterläßt uns den bestimmten Eindruck: Wenn der Messiasglaube des Proletariats jemals auch nur einen Schein von Erfüllung fände, wenn der allgemeine Ausstand auch nur für wenige Tage bei uns sich behaupten könnte — die nächste Folge wäre keineswegs der Triumph des Kollektivismus, sondern naturnotwendig die schonungslose Abwehr durch Waffengewalt und — die Diktatur.

# Der holsteinische Knick.

Plauderei von Gustav Hinsch.

Das holsteinische Landschaftsbild bietet dem Auge mancherlei Abwechslung durch die vielfachen Erhebungen, bewaldeten Flächen und eine große Anzahl von Teichen und Seen — man denke an die holsteinische Schweiz — die über das Land verstreut liegen und zum Teil mit den reizendsten Gegenden unseres Vaterlandes wetteifern können. Das gravierendste Merkmal unserer Landschaft ist aber unstreitig der Knick. Diesen uralten von Menschenhand errichteten Erdwällen das Wort zu reden, ist am Platz und um so mehr notwendig, als unsere vorwärts drängende Zeit drauf und dran ist, wie mit so vielem andern auch mit diesem Andenken an die gute, alte Zeit aufzuräumen. Die Knicks sind Grenzmarken, die ihren Namen vielleicht von dem darauf wachsenden Gesträuch haben, das durch öfteres Abhauen verkrüppelt und geknickt ist und lebhaft an die kleinen Zwergbäume erinnert, die die Japaner durch Jahrhunderte in Kübeln züchten und künstlich in ihrem Wachstum zurückzuhalten verstehen. Der Kern der Knicks ist meist aus Findlingen gebildet worden, aus Findlingen, die dem Land bei dessen Urbarmachung entnommen wurden. Vorzeiten wollte man durch diese Wälle mit dem darauf dicht wuchernden Bestand an Buschwerk nicht allein die Grenzen der Besitzungen festlegen, man hatte Grund genug, sie bei Saatfeldern zugleich als Schutzwehr gegen das gar zu zahlreiche Wild zu benutzen oder bei Weiden als Einzäunung für das Weidevieh. Die Zeit der Entstehung der Knicks liegt weit zurück; sie fällt zusammen mit dem Zeitpunkt der Besiedlung des Landes durch Ackerbauern und mag zwischen 1100 und 1200 zu suchen sein. Das Wild, das hauptsächlich auf dem Ackerland zu Schaden ging, bestand zur Hauptsache aus Sauen und Hirschen, beides Wildarten, die man heute hegt, und für deren Erhaltung große Summen ausgegeben werden. Vor Jahrhunderten und auch noch später waren sie eine Landplage für den ohnehin armseligen Bauersmann. So ist es verständlich, wenn er sich's keine Mühe verdrießen ließ und die urbar gemachten Koppeln mit Erdwällen umgab, diese aber mit dichtem Strauchwerk bepflanzte. Auf den Knicks wuchern denn auch im fröhlichen Verein Hasel, Dorn, Hainbuche, Geißblatt, Brombeere, Flieder usw. und bilden ein undurchdringliches Verhau. Dem Auge des Wanderers bieten diese dicht belaubten, in zahlreichen Windungen (Knickungen, vielleicht stammt auch daher der Name) durch das Land ziehenden grünen Adern, die jeden Weg an beiden Seiten begleiten, einen lieblichen Ruhepunkt.

De Knick, de Knick, he holt sien Riek,
he holt sien Riek för sick, för sick!

Auch heute noch haben die Knicks von ihrer früheren Bedeutung nur eingebüßt, daß sie nicht mehr die Saaten schützen vor zu Schaden gehenden Wildarten. Mit dem stetig abnehmenden Waldbestand und der zunehmenden Zahl der Jäger ist auch das Wild weniger geworden, und von einem nennenswerten Schaden für die Landwirtschaft kann nicht mehr die Rede sein. Es ist im Gegenteil hohe Zeit, daß der rapiden Abnahme unserer Fauna, deren wildlebende Glieder durch die immer dichtere Besiedlung des Landes mehr und mehr verdrängt werden, Einhalt getan wird. Was ist aus der Natur geworden, wenn wir nur eine kurze Spanne Zeit zurückblicken. Mit dem Verschwinden des Strohdachs bei uns auf dem Land verlor der Storch die Nistgelegenheit, die Durchforstung und die Abnahme der Waldbestände raubte den Höhlenbrütern, wie Specht und Star, ihr Heim, die Ausnutzung der Seen der Wildente, und die Beseitigung des Unterholzes verjagte die Singvögel und kleinen Insektenfresser. Hand in Hand mit dieser Verwüstung der Natur durch die sogenannte Kultur gehen die Massenmorde in der Vogelwelt, speziell der Zugvögel, durch herzlose Aasjäger. Es ist statistisch festgestellt, daß in den größeren Städten Italiens und Südfrankreichs unsere Schwalben, Singvögel, Lerchen, Meisen usw. zu Tausenden an den Nahrungsmittelmarkt kommen und gute Preise erzielen. Gerade den kleineren Singvögeln ist nun der Knick, nachdem ihnen alles genommen wurde, eine Zufluchtsstätte geworden, in der sie noch ungestört ihr Brutgeschäft verrichten können. Im Interesse dieser unserer kleinen Lieblinge ist es höchst bedauerlich, wenn mit der Beseitigung des Knicks fortgeschritten wird. Wohin sollen wir gelangen, wenn die kleinen gefiederten Sänger, die der Landwirtschaft durch Vertilgung einer Unzahl von Insekten und Schädlingen tausendfachen Nutzen bringen, auch von ihrer letzten Freistätte bei uns vertrieben werden? Dann wird unser Ohr keines Vogels Gesang mehr erfreuen. Langsam, aber sicher wird es der Mensch dahin bringen mit seinem weiteren Vorwärtsdrängen, daß ihn im freien Feld eine tiefe Ruhe und Stille umfängt, die Ruhe und Stille des Friedhofes, des Friedhofes unserer Wildfauna. Wird dieses Wort verhallen? Die rationelle Bewirtschaftung des Bodens, die durch die Beseitigung der von alter Zeit in unsere Zeit hinüberragenden Knicks einige Quadratmeter Fläche

gewinnt, wird weiter schreiten, und in Jahrzehnten vielleicht wird die jetzt noch so reizende holsteinische Landschaft kahl sein, und kein Flieder, keine Brombeere, keine duftende Geißblattblüte wird mehr den Wanderer aus dem dichten, dunkelgrünen Knick grüßen. Wie die Hünengräber und Runensteine verschwanden, so werden auch die Knicks, dieses Charakteristikum der holsteinischen Landschaft, einst der Vergangenheit angehören.

## Unsere Bilder

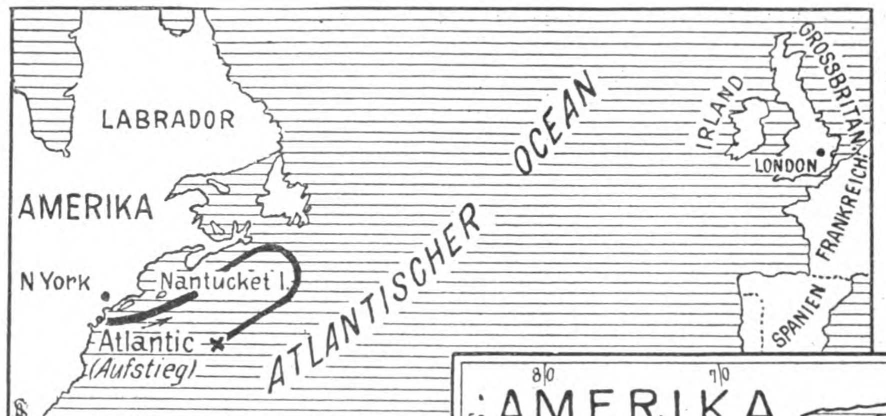
Der Streik der französischen Eisenbahner (Abb. S. 1815 u. 1816) hat mit einem glänzenden Sieg der vom Ministerpräsidenten Aristide Briand energisch geleiteten Staatsgewalt geendet. Die Streikführer hatten in keinem Augenblick die Gesamtheit der Eisenbahner hinter sich und suchten daher den Betrieb vor allem lahmzulegen. Die Regierung zwang jedoch einen großen Teil der Eisenbahner, ihre Pflicht zu tun, indem sie alle im Dienst der Eisenbahnen stehenden Reservisten des Heeres einberief, die dann mit einer weißen Binde am Arm unter dem Druck der militärischen Disziplin arbeiten mußten.

Die portugiesische Königsfamilie (Abb. S. 1818 und 1819) hat sich nach dem Ausbruch der Revolution ins Exil begeben. König Manuel war von dem Aufstand vollkommen überrascht worden. Wenige Stunden bevor die ersten Schüsse fielen, stattete der König dem brasilianischen Präsidenten an Bord des „Sao Paulo" einen Besuch ab, ohne zu ahnen, daß seine eigene Flotte kurz darauf seinen Palast bombardieren würde. In der Unglücksnacht verließ die Königsfamilie dann Lissabon. In dem Flecken Ericeira nahm der junge König von seinem Land Abschied und schiffte sich mit seiner Mutter Amélie auf der Jacht „Amélie" ein, die schon vorher den Herzog von Oporto und die Großmutter des Königs aufgenommen hatte. Die Jacht brachte die Flüchtlinge nach Gibraltar. Von Gibraltar begaben sich König Manuel, die Königinmutter und der Herzog von Oporto nach England, während die Königin Maria Pia in ihre italienische Heimat zurückkehrte.

Der Kampf um die Eroberung der Luft (Abb. S. 1817, 1820, 1821). Ein französisches Luftschiff, der „Clément-Bayard", voll-

**Das geöffnete Grab des Kaisers Otto III. in der Liebfrauenkirche zu Aachen.**
Zeichnung nach einer photographischen Aufnahme von G. Mertens.





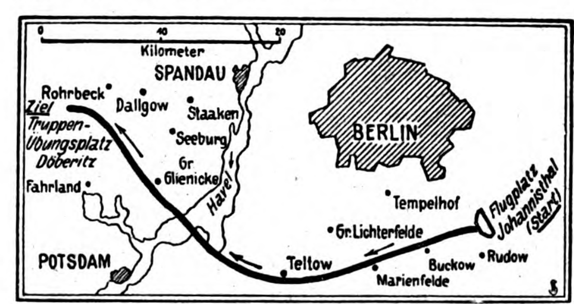

Todesfälle (Abb. S. 1820). Der Wirkl. Geheime Rat Dr. Richard Koch, der im Alter von 76 Jahren verschieden ist, war einer der besten Kenner der deutschen Volkswirtschaft, der er als Präsident des Reichsbankdirektoriums (1890 bis 1908) große Dienste erweisen konnte. — In Paris verschied der Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau, der sich sowohl als feinsinniger Novellist als auch als Diplomat verdient gemacht hat.




Zum mißglückten Versuch Wellmans, mit dem lenkbaren Luftschiff den Atlantischen Ozean zu überfahren.

führte als erster Lenkballon den Flug über den Aermelkanal. Der Ballon flog von Paris nach Boulogne-sur-Mer, machte eine Zwischenlandung, stieg wieder auf und erreichte über Dover und Folkestone London, wo er genau auf dem zu seiner Aufnahme vorbereiteten Landungsplatz niederging. — Am gleichen Tag endete in Johannisthal die Berliner Herbstflugwoche, die glänzend verlaufen war. Im Anschluß daran fand tags darauf eine sehr interessante militär-aeronautische Veranstaltung statt. Drei der Aeroplane, die die Flugwoche mitgemacht hatten, unternahmen einen Erkundungsflug von Johannisthal nach Döberitz. — Zu den erfolgreichen Flügen dieser Tage kann man die Luftreise des Amerikaners Walter Wellman nicht rechnen. Wellman stieg am Morgen des 15. Oktober mit seinem Lenkballon „America" in Atlantic-City auf, um über den Ozean nach Europa zu gelangen. Am 18. Oktober früh 5 Uhr wurde der Ballon von dem Dampfer „Trent" gesichtet, der die Schiffbrüchigen aufnahm.

Zwei Ausstellungen für Kinder und Kinderfreunde (Abb. S. 1822) sind dieser Tage in Berlin eröffnet worden. Im Warenhause Tietz bewunderte man allerlei Spiel-




Militärischer Erkundungsflug von Johannisthal nach Döberitz.

zeug, das sich geschickte Kinder selbst verfertigt haben, oder das ihnen ihre Väter, Mütter und Onkel schufen. — Die andere Ausstellung „Das Kind in den letzten Jahrhunderten" enthält auch Spielzeug, darunter manche historische Merkwürdigkeit, z. B. die berühmte Goethepuppe des Weimarer Hoftheaters.

Das Grab Kaiser Ottos III. (Abb. S. 1813). Bei Renovierungsarbeiten, die kürzlich im Münster zu Aachen, in der Liebfrauenkirche, vorgenommen wurden, stieß man dicht unter dem mit Steinplatten belegten Boden des Hauptschiffes nahe am Hochaltar auf einen Steinsarkophag, der mit Sicherheit als der des Kaisers Otto III. erkannt wurde. In der Nähe des Sarges fanden sich Reliquien des heiligen Leopardus und der heiligen Corona. Die in dem schmucklosen Steinsarg enthaltenen Knochenreste zerfielen nach kurzer Zeit in Staub.

## Die Toten der Woche

Wirkl. Geh. Rat Dr. Richard Koch, ehem. Reichsbankpräsident, † in Charlottenburg am 15. Oktober im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 1820).

Hofrat Professor Kurd Laßwitz, bekannter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, † in Gotha am 17. Oktober im Alter von 62 Jahren.



Prof. Dr. Kurd Laßwitz.

Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau, bekannter Schriftsteller und Diplomat, † in Paris am 14. Oktober im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1820).

Sergei Muromzew, erster Dumapräsident, † in Moskau am 17. Oktober im Alter von 60 Jahren.

Julia Ward-Howe, eine berühmte amerikanische Dichterin, † in Neuyork am 17. Oktober im Alter von 92 Jahren.

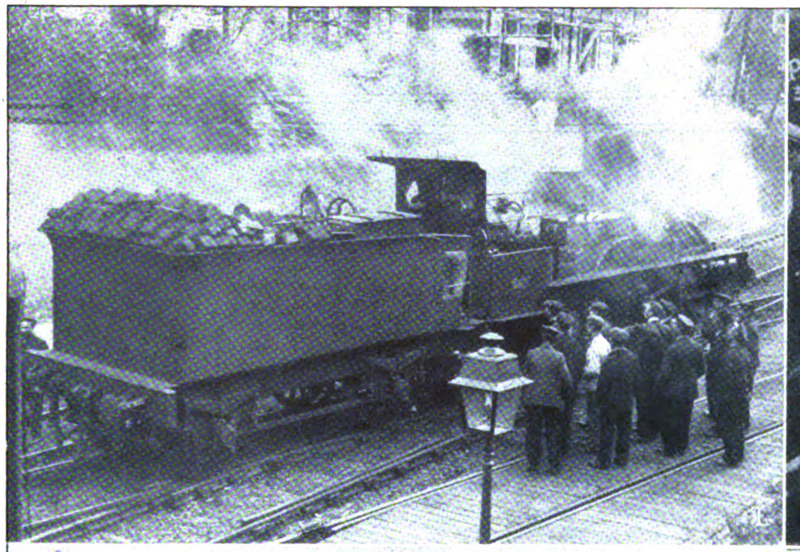


# Bilder vom Tage

Phot. Manuel.

Zur Beendigung des Eisenbahnstreiks in Frankreich:

**Der französische Ministerpräsident Aristide Briand — der Herr der Situation.**






## Eisenbahnstreik in Frankreich.

1. Streikende bringen eine Maschine auf das Geleise, um den Verkehr mit Le Havre zu sperren.
Phot. Branger.

2. Automobilverbindung Paris—Brüssel während des Streiks.
Phot. Trampus.

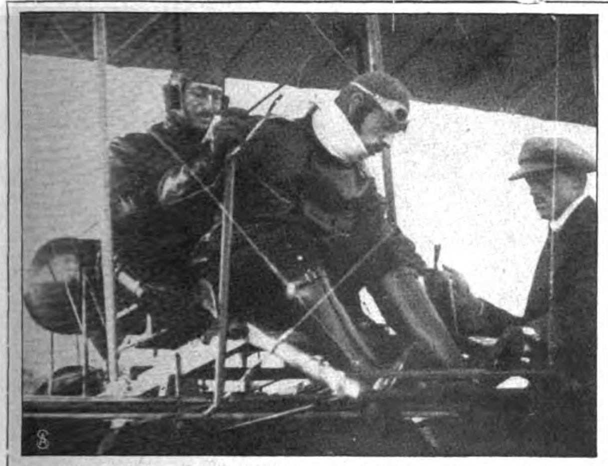
3. Militär geht zum Schutz gegen Ausschreitungen der Streikenden die Strecke ab.
Phot. M. Rol.

4. Ein Soldat als Weichensteller.
Phot. Branger.

5 Aus der Armee entnommene Eisenbahnbeamte im Dienst.
Phot. Worlds Graphic Preß.





**Der Aviatiker Brunnhuber mit Leutnant v. Tarnóczy**
auf einem Albatros-Doppeldecker.

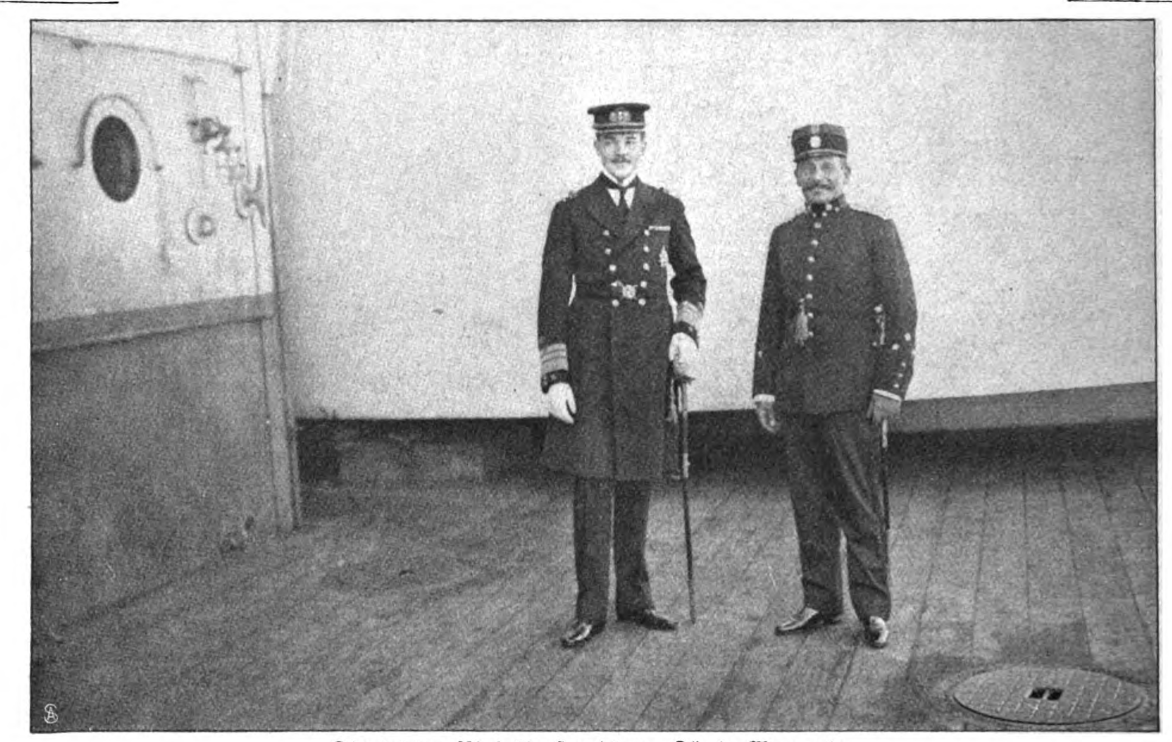


**Der Aviatiker Illner und Leutnant Geerdtz**
auf dem Flugapparat „Taube".

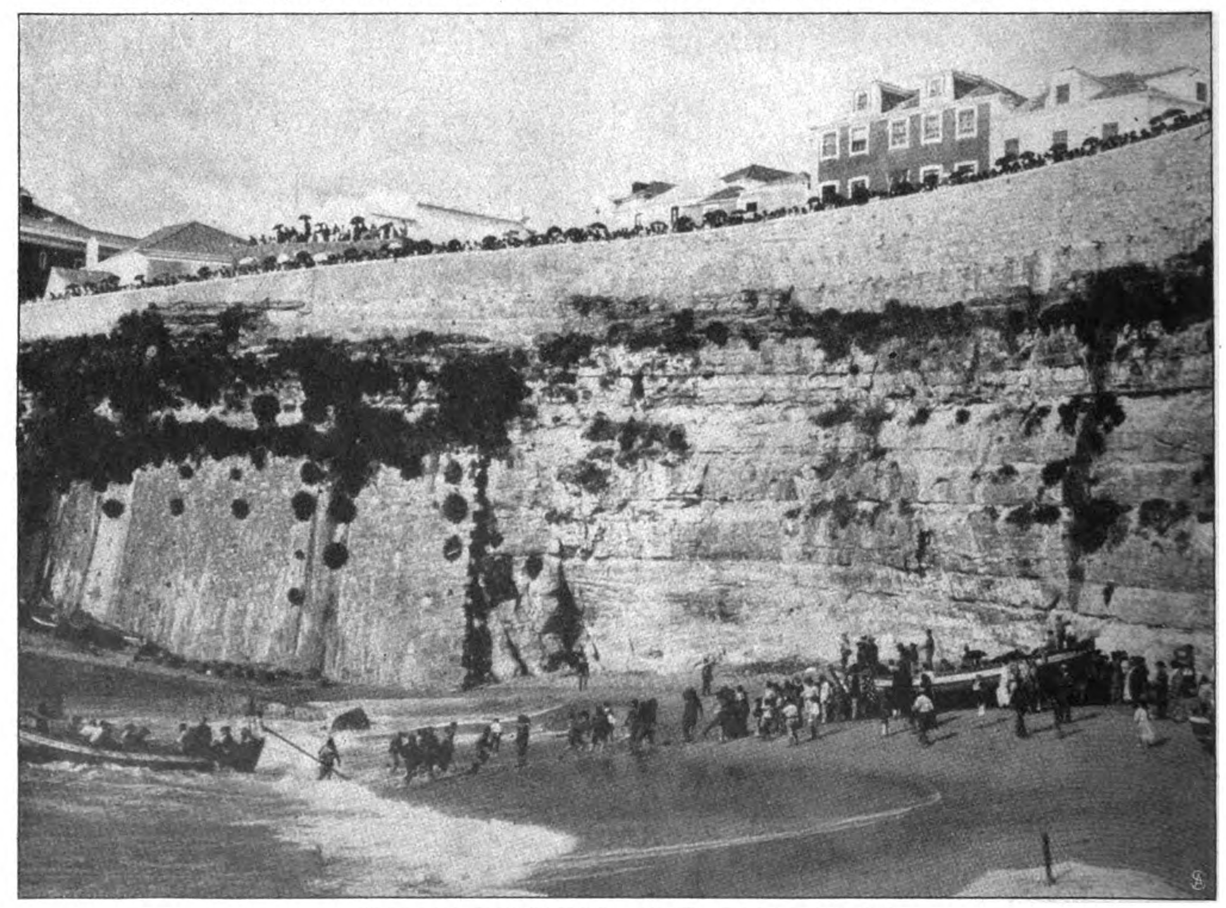
**Illner mit Leutnant Geerdtz während des Fluges über Buckow.**

**Jeannin mit Leutnant Frhr. v. Thüna.**

Vom militärischen Ueberlandflug von Johannisthal nach dem Truppenübungsplatz in Döberitz.



Die letzte offizielle Handlung König Manuels:
**Der König mit dem Präsidenten Hermes da Fonseca an Bord des brasilianischen Kriegsschiffes „Sao Paulo“.**



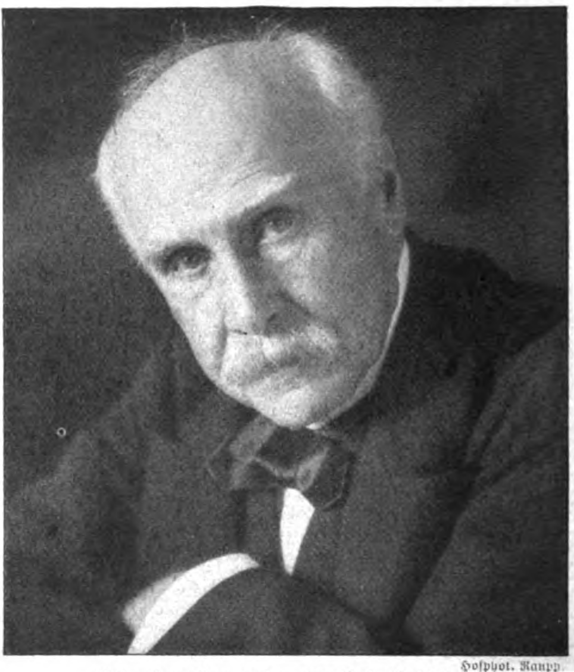
Die portugiesische Königsfamilie auf der Flucht:
**König Manuel und die Königinmutter begeben sich in Ericeira mit einem Fischerboot an Bord der Jacht „Amélie“.**



Die portugiesische Königsfamilie unter englischem Schutz:
**König Manuel (×) und die Königinmutter Amélie nach dem Gottesdienst vor der Kirche in Gibraltar.**



**Wirkl. Geheimrat Dr. Richard Koch †**
Der frühere Präsident des Reichsbankdirektoriums.



Hofphot. Raupp.

**Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau †**
Der bekannte Schriftsteller und Diplomat.



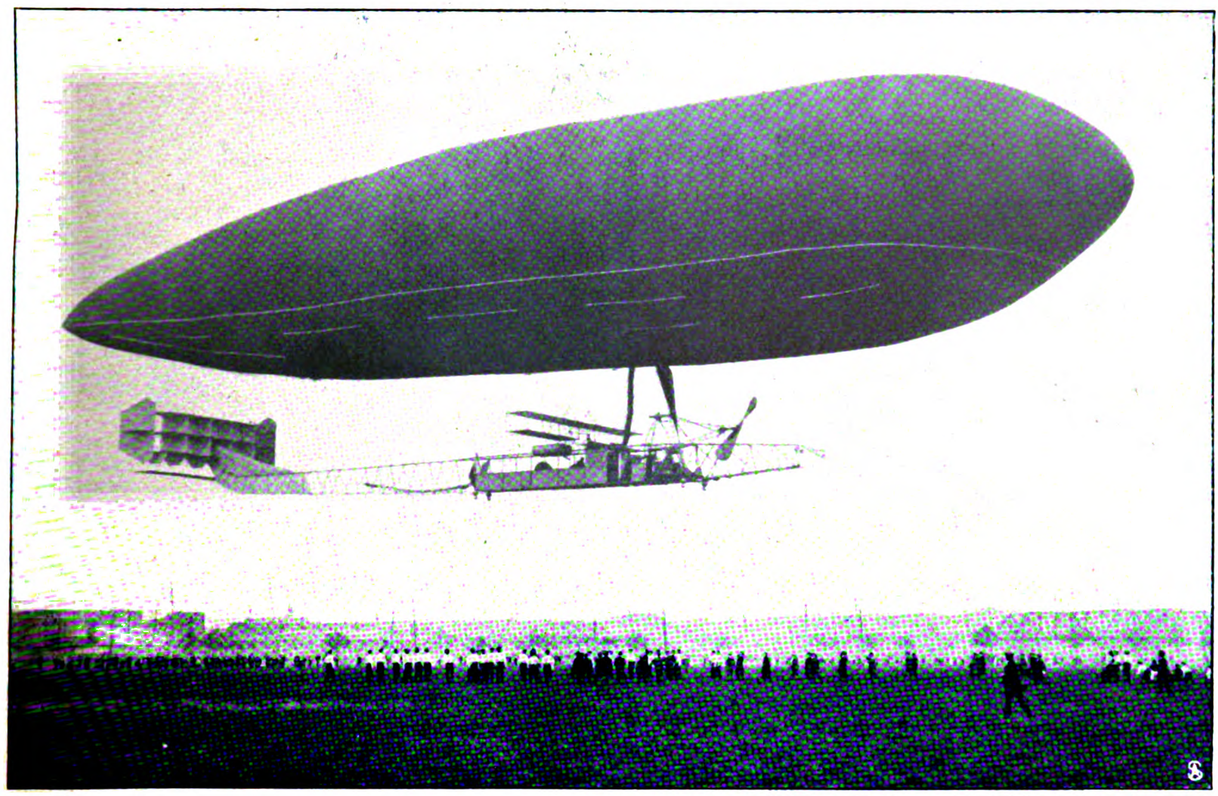




In der Mitte: **Walter Wellman,** der Leiter der Expedition.
Nebenstehend: (rechts) **Mr. Irwin,** der Funkentelegraphist der Expedition, (links) **Ingenieur Louid,** Begleiter Wellmans.

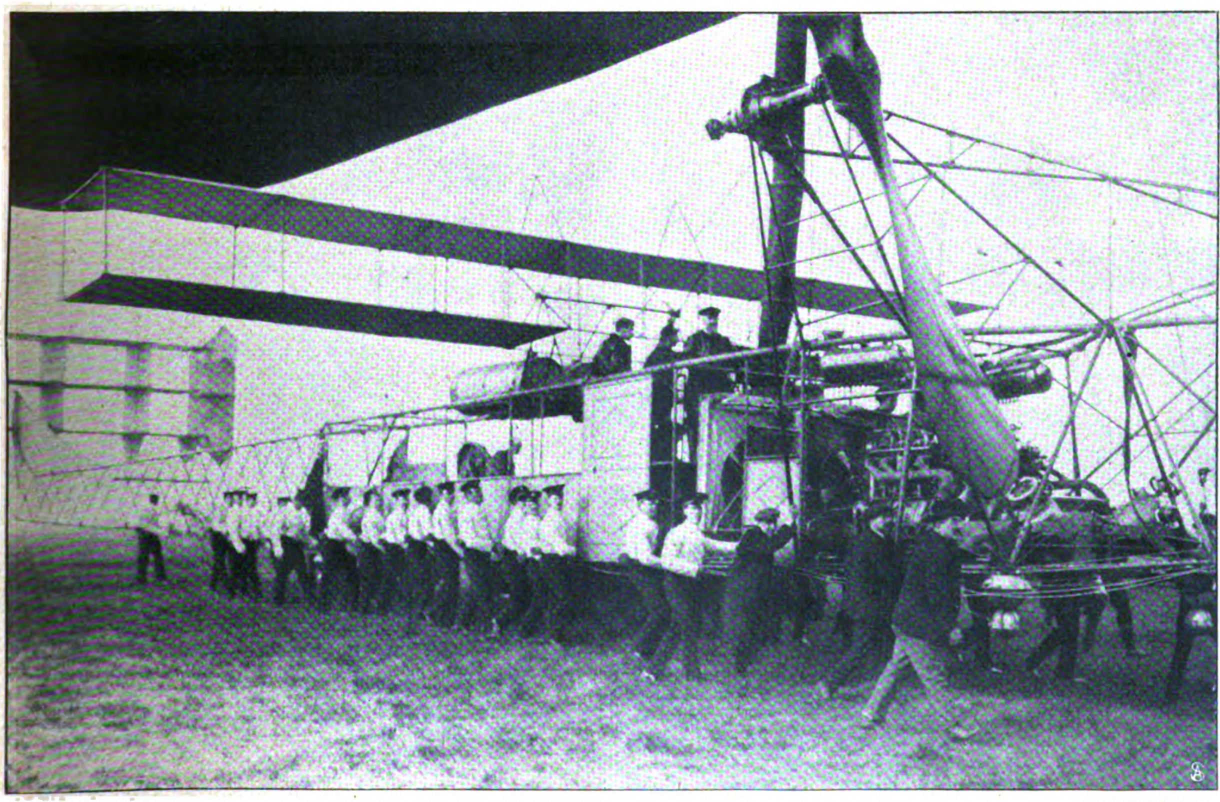
**Zu Wellmans Luftschiffreise**
über den Ozean.
Phot. Gebr. Haeckel.





Ankunft des Clément-Bayardschen Luftschiffes in London.

Phot. Ill.-Bureau.



Die Gondel des Luftschiffes nach der Landung bei London.

Phot. Ill.-Bureau.

Die Luftfernfahrt Paris—London.






Von der Ausstellung „Spielzeug aus eigener Hand": Töpfermarkt in Thüringen.





Ein Puppenpaar aus der Biedermeierzeit. Nebenstehend: Die berühmte Goethepuppe „Frieda", die zu Goethes Zeit im Weimarer Theater als „Baby" diente.

**Von der Ausstellung „Das Kind in den letzten Jahrhunderten" im Künstlerhaus.**

Phot. Boedecker.

## Zwei Ausstellungen für Kinder in Berlin.

# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

12. Fortsetzung.

Olaf sah nur elegische Gesichter um sich. Er hörte manchmal heftige Wortwechsel hinter angelehnten Türen, Schluchzen und Klagen gegen das Geschick. Wenn sich Gunhilde bemühte, heiter mit ihm zu sein, so ahnte er dunkel den Zwang, den sie sich antat. An der Art von Freundlichkeit, mit der man ihm in Attenrade begegnete, merkte sein feinfühliges Kindergemüt das allgemeine Mitleid mit seinem Los.

Er haßte die Schule. Er liebte es, im Grase zu liegen und in die Apfelbäume zu starren, wartend, ob nicht eine reife, rotbäckige Frucht schließlich einmal zu ihm herabfiel. Woran er dachte, wenn er träumend seines Weges ging, hätte er nicht in Worten sagen können, aber es war Heimweh in primitiver, halbbewußter, helldunkler Form — Heimweh nach der vergangenen Zeit, nach der Hochbahn, die so lustig rotgelb aus dem Straßentunnel geschossen kam — Heimweh nach dem Vater, der so liebevoll mit ihm gewesen — Heimweh nach Tante Johannas Garten, in dem die Brücke mit dem grauen Geländer über das zwecklose Wasser ging.

Er hörte immerfort, wie die andern sich in das große flutende Leben zurücksehnten, wie sie von Berlin sprachen als von einem Glücksland, aus dem sie grausam vertrieben waren, wie sie alles Schöne in der Heimat verkleinerten, mit ihrer Kritik entwerteten....

Er verstand nicht, wie sie es meinten.

Aber er hatte manchmal ein ängstliches Empfinden der Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse.

Eine dunkle Empfindung von der Grausamkeit des Lebens war in der Seele des Achtjährigen....

Er saß am Fenster und las: „Umspült von dem Bernsteinmeer ragt der Magnetberg aus dem Ozean. Wehe dem Schiffsvolk und dem Schiff, das in die verderbliche Zone gerät! Kein Fahrzeug kann alsdann zurück. Die magnetische Kraft entreißt ihm Nägel, Klammern und alles Eisenwerk. Bretter und Balken fahren auseinander, und die Wellen schlagen über dem Wrack zusammen. So werden die Schiffe angezogen und festgehalten und dann zerstört.

„Seefahrer, die von weitem den Berg erblicken, sehen schaudernd einen Gürtel zertrümmerter Masten und trauriger Schiffsreste rings um den Unheilsfelsen, den Anaxagoras für ein belebtes Wesen hielt!"

Olaf ließ das Buch sinken. Er fühlte, daß diese Geschichte über seinen Horizont ging.

„Ich langweile mich", sagte er nach einer Pause.

„Geh, du kannst im Garten springen!" entgegnete die Mutter.

Die Frauen handarbeiteten schweigend weiter.

„Ja!" sagte Anka plötzlich und legte ihre Näherei fort. „Wie der Magnetberg ist Berlin für uns gewesen! So harmlos sind wir einst ausgefahren, und dort hat eine fremde Kraft uns angezogen und unserm Lebensschiff den Halt und die Klammern ausgerissen! Nun treiben wir als weggeschwemmtes Wrack tatenlos und unlustig auf langweiligen Wellen, und obwohl sie uns ein wenig ruinierte, sehnen wir uns doch nach der magnetischen Kraft zurück, die uns so mächtig anzuziehen vermochte!"

„Ja, wir sind verdorben für Attenrade. Es ist kein Tag, an dem ich es nicht empfinde!" rief die Mutter.

„Aber es sind doch eigentlich alle Menschen ganz nett mit uns!" warf Gunhilde schüchtern ein.

„Du bist bescheiden!" versetzte Anka seufzend. „Sie geben uns so eine Art Gnadenbrot. Vaters wegen und Olafs wegen. Aber in keinem Moment vergessen sie die Risse, die wir armen Schifflein am Magnetberg gekriegt haben. Meine paar Essays über platonische Beziehungen hält Onkel Asmus sozusagen unter Glas und Rahmen — und wenn nun seine Töchter aus der Pension heimkommen, bin ich fest überzeugt, daß ich nicht an diese Unschuldsblumen herangelassen werde, weil die Eltern bange sind, ich könnte den Cousinen zu viel aus meinem Leben erzählen. Ich bin nicht für ‚höhere Töchter'. Ich wirke hier wie ein Band Maupassant" — und Anka lachte ihr altes, selbstgefälliges Lachen. „Tante Berta brachte es ja schon neulich fertig, mich nicht einzuladen, unter dem Vorwand, daß wir sonst dreizehn wären."

„Aber wir wären wirklich mit dir dreizehn gewesen!" schaltete die Mutter ein.

„Ja, weil sie lieber zwei Abfütterungen gab, nur um mir zu entgehen. Sie hatte die Stiftsdame auf Logierbesuch, die sich sehr ablehnend über mich geäußert haben soll. Onkel Asmus hat es mir neulich freundlich übermittelt. Nein, Gunhilde, nett ist anders! Nett waren die ‚Bannbefreiten'!" Und sie hob seufzend die Arme. „Dich nehmen sie aus, Gunhilde, paß auf! Du wirst noch mal das Teekind von Attenrade! Pastor Schreiber ist ja begeistert von deiner Wirksamkeit an der Sonntagschule! Es ist immer das beste für ein Renommee, wenn Pastoren von einem begeistert sind. Sieh mal, mich würden sie gar nicht wollen bei den Wohltätigkeitsachen. Knapp, daß mich Doktor Adlefssen zum Samariterkursus in seinem Hospital zugelassen hat. Gern tat er's anfangs auch nicht. Aber schließlich tat er's wegen meiner schönen Augen. Und jetzt bin ich seine beste Schülerin. Wo es Lernen gilt, bin ich immer die beste. Er möchte mich am liebsten ganz zur Assistentin haben, sagte er. Aber Onkel Asmus würde dann sicher Krämpfe bekommen, weil Adlefssen unverheiratet ist. Ellwangers haben ja auch deshalb nicht in den Kursus gedurft, obwohl sie die Linie der Vierzig passiert haben —"





„Vielleicht sollten sie auch nicht mit dir zusammen arbeiten, wo du hier für so furchtbar gefährlich und abenteuerlich giltst!“ sagte Gunhilde mit einem traurigen Blick.

Anka stemmte die Arme in die Taille und lachte hell auf. „Dann müßte ich eigentlich Adlefssen dreifach bezahlen für die entgangenen Honorare!“ versetzte sie.

„Du bist so glücklich, Anka — alles, was andere grämen könnte, gleitet an dir ab —“

„Gegen Skrupel und Klatsch bin ich feuerfest, Gunhilde. Ich kann ja auch jeden Augenblick fort — das macht mich so frei. Ich bin nicht aus Zwang hier, sondern aus Liebe, Gunhilde. Nur deinetwegen. Wenn du ‚gesettled‘ bist, ‚settle‘ ich mich....“

„‚Settlest‘ du dich in Attenrade?“ fragte Gunhilde lächelnd. „Mir scheint seit einiger Zeit, daß Doktor Adlefssen seine meisten Patienten in unserer Straße wohnen haben muß, denn viermal am Tag kommt er doch immer vorbei. Und bei der großen Praxis, die er haben soll, wäre das ohne solche Gründe doch kaum verantwortlich?“

„Es gehört zu seinen hygienischen Prinzipien, öfters am Tag einen Dauerlauf einzuschieben. Er hat es mir auch empfohlen, weil er sich wegen meiner Schlankheit ängstigt. Ab und zu beschuldigt er mich, unterernährt zu sein —“

„Sorgt er sich um alle im Kursus so wie um dich?“

Anka hörte mit Nähen auf und stichelte nachdenklich im weißen Mull.

„Weißt du, er sieht gar nicht wie ein Holsteiner aus — das gefällt mir so an ihm — nicht der feste, gesund rote Bauernschädel! Er hat etwas Exotisches — beinah etwas von einem Inder —“

„Das größte Lob, das du, glaub ich, spenden kannst, Anka —“

„Er muß es wohl von irgendwelchen Voreltern haben — denn die Mutter, du lieber Gott, so das weißblonde Landesprodukt, das alle Tugenden besitzt, sich steif wie ein Ladestock hält, streng wie ein Puritaner denkt und Mädchen wie mich sicher nicht leiden kann. —“

Frau Thorensen hörte kaum zu. Ihre Gedanken waren weit weg von den weißen Blusenärmeln, weit weg vom Strand der Ostsee.... Sie träumte ins Leere.

Ab und zu warf sie einen raschen Blick auf die alte eingelegte Uhr mit dem goldenen Sensenmann oben darauf, die so tödlich langsam schlug, so pedantisch und bedächtig durch die tödliche Leere ihrer Tage....

Dann, als der Zeiger auf fünf gerückt war, schob sie den Stuhl etwas zur Seite, so daß sie beim Aufschauen von der Arbeit bequem den Kiesweg zum weißen Gartenheck überblicken konnte.

Die Straße lag menschenleer. Um Doktor Meisters efeuumsponnenes Haus leuchtete dunkelblau der herbstliche Himmel; wie heller Glanz stand er hinter den Baumkronen und flutete wie ein idealer Hintergrund um das Bild der blumengeschmückten kleinen Stadt.

Frau Thorensen sah nichts von den malerischen Qualitäten der strahlenden Nachmittagsstunde, nur nach der rotblauen Mütze des Postboten schaute sie aus, der wie immer fünf Minuten nach fünf langsam und behäbig des Weges gegangen kam. Er war in ihrem einförmigen Leben die tägliche Hoffnung, der Bote einer Möglichkeit, die wenigstens zweimal am Tag ihre Pulse schneller schlagen ließ. Ob er in das weiße Gartentor einbog oder nicht, war die einzige Schicksalsfrage, die sie noch stellte.

Heute bog er ein.

Anka sah auf, aber rührte sich nicht. Frau Thorensen jedoch warf wie mit jugendlichem Ungestüm die Arbeit hin und ging auf den Vorplatz.

Ja — es war ein Brief aus Japan!

Sie stieg in ihr Schlafzimmer hinauf, zog eine der blonden Schildpattnadeln aus ihrem Haar und öffnete.

Ferdinand Furka schrieb, daß er sich überarbeitet hätte, fieberkrank in einem Badeort der japanischen Berge läge, oben am Hakonesee, in dessen stiller Flut der weiße Fujiyama sein leuchtendes Haupt spiegelte — er müsse seine Heimkehr ins Ungewisse verschieben, wenn ihm überhaupt Heimkehr noch beschieden sei. Er schrieb tief deprimiert und sehr hypochondrisch — aber er schrieb, daß sie, Agnes Thorensen, in Asien und Europa der einzige Mensch sei, von dem zu scheiden ihm bitter schwer sein würde.... Sie schloß die Augen.

Wie wohl es tat, daß doch noch jemand auf der Weltkugel war, der freundschaftlich zärtlich für sie empfand... selbst wenn dieser einzige fernab am Rande des gelben Meeres weilte!

Bald war er zwei Jahre unterwegs — eine undeutlich gewordene Gestalt für sie wie alles, was vor jener schrecklichen Katastrophe lag; wie in Nebel gehüllt, unwirklich, nur geträumt....

Sie gedachte des Morgens, als sie sonnenumflutet, strahlend von Lebensgefühl, am Hafenplatz von Beckenried gestanden — in dem weißen historischen Kleid mit den blauen Seidenschleifen...

War es nicht eine andere Frau gewesen, die das alles erlebt, als jene, die jetzt so müde und elegisch in dem einsamen Zimmer saß, in das sie sich oft stundenlang hineinflüchtete, um in alten Briefen zu lesen und von schöneren Tagen zu träumen?

Und Furka würde sterben...

Sie fühlte bestimmt, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Ihr Leben war in die absteigende Linie gekommen. Wie sollte es sich je wieder aufnehmen? Was sie noch zu erwarten hatte, waren graue Tage. Vielleicht zuweilen ein Lichtblick. Wenn Meister Gunhilde heiratete. Oder wenn Olaf fleißiger in der Schule würde und Onkel Asmus aufhören müßte, ihr die Gedankenlosigkeit seines Wesens als vererbten Makel anzurechnen.

Aber für sich selbst konnte sie nichts mehr erwarten.

Nur das eine, daß mit einem Mal Furkas Briefe aufhörten oder plötzlich eine schwarzgeränderte Anzeige von seinem Bruder, dem Oberpräsidenten, kam.

Es würde kein wilder Schmerz für sie sein — nur ein wehmütiger, erwarteter, melancholischer...

Die andern Menschen?!

Ihr Bruder hatte einen langen Kondolenzbrief damals geschrieben — aber sie wußte, daß er ihr den unwillkommenen Schwiegersohn nie vergeben würde.

Die Töchter? Ach, die hatten selbst zu viel zu tun, ein bißchen Lebensluft aus dem Niedergang des Hauses zu retten! Sie war einsam und mußte sich darauf



einrichten, einsam zu bleiben. Die Verwandten ihres Mannes?

Sie waren milde und höflich gegen sie, wie es der Witwe eines der Ihren zukam — aber sie fror immer in diesem Kreis. Sie litt unter den theoretischen Erörterungen, ob nicht vielleicht ihr Mann weniger hätte ausgehen dürfen im letzten Winter? Ob nicht das rasende Tempo des Lebens, das sie geführt, mitschuldig gewesen sei? —

Als ob das etwas zu tun hatte mit dem blinden Zufall, der das Glück der Familie so plötzlich entzweihieb?

Geduldig mußte sie zuhören, wie das große Leben der Riesenstadt, das sie in so vollen Zügen genossen, von diesen Fernstehenden verurteilt wurde wie etwas Wahnsinniges, aller gesunden Vernunft Zuwiderlaufendes — wie ein Babylon oder ein Irrenhaus.

Wozu sollte sie widersprechen! Sie hatte ja gar keinen Schutz mehr gegen die andern. Der Mann, der ihr die Stellung gegeben, der immer wie ein schirmender Wall zwischen ihr und der Kritik der Menschen gestanden, war ja tot. Im Rückschauen begriff sie, wie gut und reich ihr Leben gewesen, das Normalleben einer Frau. Die sorglosen Jahre in Attenrade lagen wie sonnige Felder in ihrer Erinnerung, und fast wie eine Strafe empfand sie es, zwischen den leergewordenen Kulissen ihres alten Glücks wohnen zu müssen.

Festgeschmiedet durch den Zwang der Verhältnisse an dies kleine, weiße Haus war ihr Leben. Sie hatte nicht die Kraft, die Zügel des Familienlebens in sichere Hände zu nehmen, es zu lenken nach einem bestimmten Plan und Wollen. Die Töchter träumten ihre Träume für sich. Nur nachmittags saßen sie eine Stunde zusammen und nähten, und Olaf las vor, aber sonst ging jeder seines Weges. Es war ja alles so melancholisch — so zwecklos.

Das Haus aber mit seiner weißen Farbe, den lichten Gardinen hinter den tiefliegenden Fenstern stand hell und freundlich zwischen den blühenden Büschen des Gartens. Die großen Päonien neigten die roten Häupter in der Mitte des Rasens, und stark und berauschend schlug der Duft der Akazien über den kiesbestreuten Pfad. Wenn einer der wenigen Fremden, die nach Attenrade verschlagen wurden, des Weges kam und das Haus in der Sonne über der geraden Reihe der hohen Phloxbüsche leuchten sah, so dachte er wohl: Hier ist ein Port des Friedens — hier müssen Glückliche leben — hier möchtest auch du wohnen....

Wenn es Abend wurde, ging Gunhilde alle Tage mit Olaf spazieren.

Sie gingen immer den gleichen Weg, den Wiesenpfad, der ringsum die Stadt führte, entlang, die eichenbestandene Landstraße bis zum Hünengrab, dann über den Deich zurück und quer durch die Stadt, wenn das letzte Sonnengold verglomm und die ersten Lichter angezündet wurden. Gunhilde empfand dann, was sie Anka nicht zu gestehen wagte: sie liebte diese Stadt, den Geruch der Heimaterde, das Abgeschlossene, Inselhafte, das Wohnliche der kleinen Gemeinschaft! Sie liebte diese Scholle mit der gleichen Kraft, mit der am Ende seines Lebens ihr Vater sie geliebt, mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Menschen, der länger in der Fremde abgeirrt ist und sich dankbar seiner Zugehörigkeit an einen schönen gesunden Boden bewußt wird. Sie hatte kein anderes Verlangen mehr, als hier bleiben zu dürfen, ihr Leben wieder dort aufnehmen zu können, wo sie es mit siebzehn Jahren verlassen hatte.

... Wenn sie mit Olaf vom Deich her der Stadt zubog, kam es öfters vor, daß von einem Seitenweg her Doktor Meister auftauchte und ein Stück Weges mit den Geschwistern ging.

Er sprach dann fast nur mit Olaf. An Gunhilde richtete er beinah nie das Wort. Sie hatte sich daran gewöhnt, ruhig den Dialogen der beiden zuzuhören, manchmal mit etwas Neid auf Olaf, daß sich Doktor Meister so sehr für die kleinen Unwichtigkeiten seines täglichen Lebens interessierte. Sie mischte sich nie in das Gespräch, ja, sie vermied, seinen Blicken zu begegnen. Nur beim Abschied war ihr manchmal, als habe er wieder etwas von dem alten gütigen Lächeln für sie. Die Erinnerung daran verblieb ihr den ganzen Abend, und wenn sie nachts ihr Fenster schloß und sie gegenüber noch seine Lampe brennen oder ihn hinter den durchsichtigen Rouleaus hin und her gehen sah, dann überlegte sie mit einer Art brennender Sehnsucht, ob wohl jemals noch die Stunde kommen würde, wo er sie über die Schwelle seines Hauses rief? Oder ob sein Gartentor ihr endgültig verschlossen bleiben sollte?

Zuweilen besuchte Meister Frau Thorensen, aber immer, wenn Gunhilde fort war. Er konnte das ja so genau von drüben feststellen. Er sprach dann fast nur von Hermann und Olaf und tat, als gebe es keine jüngere weibliche Generation im Hause mehr. Er sprach nur von der Vergangenheit, so, als habe die Gegenwart gar kein Recht, als sei sie das nebensächliche....

Man war in Attenrade trotz allem überzeugt, daß Doktor Meister nach Ablauf einer angemessenen Zeit nach dem Tode des Vaters Gunhilde Thorensen heiraten würde. Man sah diesem Ereignis allseitig mit Spannung und Wohlwollen entgegen.

Gunhilde war wieder zu Gnaden angenommen im ganzen Familienbestand. Ihr weiches Wesen und ihr reizendes Gesicht bestachen jeden. Zu wiederholten Malen hatte Herr von Kehren, der manchmal eine starke Reue darüber empfand, so viel Großstadtgerede über die armen Thorensens nach Attenrade importiert zu haben, Gelegenheit zu der nachdrücklichen Feststellung genommen, daß nur über Anka, aber nie über Gunhilde Nachteiliges behauptet worden sei. Er berichtigte aus Gutmütigkeit rückwärts noch allerhand Einzelheiten. Mein Gott, er hatte ja nichts eher beabsichtigt, als diesen armen verlassenen Frauen ihre schwierige Existenz zu erschweren! Beinah verwünschte er es, überhaupt der Kanal gewesen zu sein, durch den die Kunde von der Sommervilleggiatur der ‚Bannbefreiten' an den Attenrader Biertisch gedrungen war. Besonders Meister gegenüber brachte er fast unnatürlich oft die Rede auf die Töchter Thorensen und gab ihm kräftig und deutlich immer wieder zu verstehen, daß im allgemeinen Urteil bei Gunhilde wirklich „gar nichts dabei" sei und der Mann, der den bedauernswerten Frauen Helfer und Schützer sein wolle, mit Enthusiasmus begrüßt werden würde.



An Meisters immer gleicher Miene glitten alle Sondierungsfragen hoffnungslos ab.

Rechts und links von der gleichen Straße dachten sehr oft zu gleicher Zeit Gunhilde und Doktor Meister — jeder in seinem Zimmer — genau das gleiche.

Sie fühlten das Quälende, stündlich Peinigende einer Liebe in dem engen Rahmen einer kleinen Stadt, in der der gute Wille, durch das Gegengewicht ablenkender Interessen die Gedanken von dem einen Thema fortzuzwingen, jede Minute durchkreuzt werden kann durch den Zufall einer plötzlichen Begegnung, bei der die mühsam erzwungene Ruhe sofort vor der starken Beweiskraft eines Wiedersehens verfliegt. Sie fühlten oft eine Art Entsetzen darüber, daß das vielleicht so weitergehen könne durch Monate und Jahre, mit all der Sehnsucht und Grausamkeit, die Menschen, die nicht zusammenkommen, zu ertragen haben. Sie fühlten den Haß gegenseitig, den Haß gegen das Wesen, das einem den Frieden zerstört und das Leben verdirbt — täglich und nächtlich die gleiche Skala, die immerwährende, unfruchtbare Arbeit der Danaiden....

Das einzig Lindernde, die räumliche Trennung, war ihnen versagt. Die Meere, die zwischen ihnen hätten branden müssen, um ihren Nächten den Schlaf, ihren Träumen den Frieden zurückzubringen, die gab es nicht für sie. Eine schmale Straße ging zwischen ihren Gärten hin. Der Jasminduft von dort wehte zu dem Rasen hier. Die Haustürklingel des einen klang dem andern ins Ohr. Wie eine erbarmungslose Bestätigung, daß sie nie vergessen konnten, standen die spitzgiebligen Häuserfronten einander gegenüber, und die Spatzen, die in Doktor Meisters Efeu pfiffen, fraßen allmorgendlich Brotkrumen vor Gunhildens Fenster.

Die Straße war so schmal.

Warum konnte sie denn nicht hinüber?

* * *

Schuldirektor Thorensen gab alljährlich am Ferienende einen Bowlenabend in seinem Garten.

Es war das eine Begebenheit für die Verwandten und Freunde des Hauses, die ebenso sicher eintraf wie das Aufbrechen der Lindenblüten um diese Zeit oder das Abbrennen von Bauerngehöften bei schweren Juligewittern, die nicht über das Wasser hinüberkonnten und darum schieferfarben und hartnäckig stehenblieben über der kleinen Stadt hinter den Deichen.

Feierlich stand die schwere, etwas plump geschweifte Bowle unter den Windlichtern auf dem langen Tisch, der unter der Last der landesüblichen Nationalgerichte beinah brach. Das Prinzip dieser Gegend, daß alles r e i c h l i c h sein mußte — reichlich wie die Natur die Früchte der Felder und der Bäume gab — verleitete die Hausfrauen oft genug zu einer Massenanhäufung von Viktualien, die dem hereingeschneiten Fremden manchmal fast unheimlich erschien. Die Gastlichkeit der Wirte wurde nach der Masse der Reste beurteilt, und beinah schade war es, daß nicht wie bei römischen Gelagen oder vor florentinischen Palästen hinter den Jasminbüschen des Gartenhecks Klienten oder Bettler warteten, die die Überbleibsel von der Tafel des reichen Mannes umgehend verwenden konnten.

Der diesjährige Bowlenabend hatte eine besondere Weihe. Die Töchter des Hauses — Zwillinge, deren Blondhaar einige Noten zu sehr in Strohgelb hinüberging, um den Idealton von Blond darzustellen — waren frisch von ihrem Pensionsjahr in einer der berühmten Haushaltungschulen am Harz heimgekehrt und wurden zum erstenmal einem weiteren Kreis vorgeführt, traten an diesem Abend gewissermaßen auf, wie man den Akt des Wiederauftauchens als fertige Figur bei den jungen Mädchen zu bezeichnen pflegte.

Wie Musterresultate einer sorgfältigen, wohlüberlegten Erziehung saßen sie in den frischgewaschenen, steifgestärkten Kleidern artig und höflich zwischen den Gästen, die blauen, großen, ein wenig gläsernen Augen aufmerksam jedem Frager zugewendet, die blendend weißen, an Mäusegebisse erinnernden Zähnchen stets sichtbar zwischen den erdbeerroten, halbgeöffneten Lippen.

Oberschulrat Thorensens hatten in diesen Zwillingen den Mädchentyp gewissermaßen herausgestellt, der allen neuen Strömungen zum Trotz in ihren Augen ewig der wünschenswerteste blieb. Es waren Ingenues, vor deren Blicken die Wirklichkeit der Welt unsichtbar hinter einer dunklen, ritzenlosen Planke lag. Phlegmatische Seelen, die es nie nach etwas anderem gelüstet hatte, als sich auszuruhen, zu nähren und zu wachsen, frisches Obst von den Sträuchern zu essen oder Stippmilch mit recht viel dicker Sahne. Natürlich hatten sie früher ein wenig für Pastor Schreiber geschwärmt, weil das nun einmal zur Naturform der Attenrader Mädchen geworden war — aber auch das war nur ein sanftes Gefühl gewesen, nicht einmal so groß wie die Sympathie, die sie für die dicke Süster fühlten, die jeden Sonntag zum Nachmittagskaffee auf dem Damastgedeck erschien.

Mit derselben eisernen Konsequenz, mit der Frau Thorensen einst in Goethes und Schillers gesammelten Werken all die Stellen überklebt hatte, die sie den Großen von Weimar nicht vergab, die diese sogar in ihren Augen entwerteten, zu talentierten, aber eben doch verdächtigen Personen stempelte — mit der gleichen rastlosen Energie hatte sie aus dem Dasein ihrer Zwillinge jede Tageszeitung entfernt, da sie keine Nummer für giftfrei hielt und selbst zum Schulbutterbrot nur die Seiten mit den Kurszetteln zu verwenden wagte, um nicht durch einen zufälligen Einblick in die „vermischten Notizen" über das schaudervolle Leben der Gegenwart die Zwillinge aus ihrer schönen Harmlosigkeit aufzuschrecken.

Sie hatten viel rosa Schleifen an sich und erinnerten stark an bebänderte Lämmer von einer landwirtschaftlichen Ausstellung.

Der Vater strahlte über die Heimgekehrten. Wohlwollend streiften die Blicke der Hausfreunde über sie hin. Tante Berta hatte ihre Freundin, die Stiftsdame, mitgebracht, Fräulein Herta von Bollenhagen, die prinzipiell nicht mehr aus Schleswig-Holstein herausreiste, weil ihr die Welt außerhalb „aus der Hand gefallen war". Sie hatte beifällig zu den Zwillingen genickt und ihnen dadurch in ihren und Tante Bertas Augen eine Art Ritterschlag verliehen.

Aber dieser Bowlenabend hatte noch eine zweite Sensation. Nach längeren Verhandlungen war das

Ehepaar Thorensen übereingekommen, Agnes und die Töchter einzuladen — diesmal alle drei ohne Ausschluß von Anka, um zu manifestieren, daß sie unkleinliche, großherzige Menschen waren, die etwas taten für das Andenken des verstorbenen Vetters.

So sehr sie das zurückgezogene Leben der drei Frauen während des Trauerjahres gebilligt hatten, so fanden sie es doch nun an der Zeit, der Angelegenheit mit Doktor Meister auch ihrerseits einen kleinen Hilfsruck zu geben.

Agnes Thorensen sagte im letzten Augenblick wegen Kopfschmerzen ab. Sie hatte die gutmütige Ehrung begriffen, die in diesem Akt lag — aber den Bowlenabend mit durchleben — nein, das konnte sie nicht — sie konnte es nicht! So kamen Anka und Gunhilde allein.

Sie waren zum erstenmal wieder in weißen Kleidern ohne ein schwarzes Band. Sie trugen hohe Seidenkragen, denn den „lichten Blick" der „Bannbefreiten" hatten sie der Kritik von Attenrade ebenso geopfert wie die gebundenen Scheitellocken über den Ohren. Ganz einfach trugen sie ihr Blondhaar in schweren Knoten. Es war nichts gegen sie einzuwenden, wie Tante Berta innerlich erleichtert feststellte, als sie die Lorgnette der Stiftsdame beim Erscheinen der beiden hochgehen sah. Nur daß sie Rosen im Gürtel trugen.

War es richtig, Rosen im Gürtel zu tragen?

Lag nicht Effekthascherei darin? Sucht nach dem Besonderen? Auf eine seltsam anmutige Weise, schräg gegen die Bluse gesteckt, saßen die dunkelroten Sommerrosen an den feinen Taillen der Schwestern.

Im zuckenden Schein der Windlichter lagen ihnen die Haare wie frisch gepflückte, goldschimmernde Ähren um die Stirn, und Frau Oberschulrat Thorensen sah durch den Gegensatz mit plötzlichem Schreck, daß dieser goldige Ährenton den Ton von Stroh auf den Scheiteln der Zwillinge merklich unterstrich.

Sie sah auch mit einem Mal, daß die Zwillinge Glasaugen hatten, so, als wären blauweiße Obersteiner Kugeln hineingelegt unter die hellen Wimpern. Gunhildens und Ankas Augen waren graublau, waren wie lebendige Quellen, von dunkleren Wimpern märchenhaft umrandet. Es stand allerhand in ihnen geschrieben. Allerhand Unerfreuliches! beruhigte sich Frau Thorensen — Augen von Mädchen, die von jeher die Klassiker ohne Überklebung und die Tageszeitungen lasen.

Frau Thorensen dirigierte sofort Anka in die dunkelste Ecke des Tisches zu Doktor Adlefffen, bei dem sie den Samariterkursus hörte — Gunhilde neben Meister, der höflich, aber scheinbar ohne besonderes Glücksgefühl der Nachbarin den Stuhl zurechtschob.

Gemächlich ging die allgemeine Unterhaltung über die kleinen Erlebnisse des Alltags. An den unteren Ecken des Tisches entwickelten sich ab und zu Einzelgespräche.

Die Zwillinge erzählten Referendar Könnies Pensionsgeschichten, von endlosem Kichern begleitet, kleine Albernheiten, die nur durch die frische Jugend der Lippen, von denen sie kamen, erträglich gemacht wurden.

Frau Oberschulrat beobachtete unausgesetzt die Wirkung, die von ihren Töchtern auf den jungen Könnies ausging. Er war, äußerlich genommen, zwar nur ein langes Handtuch mit Sommersprossen, aber seine Eltern hatten ein Mustergut bei Neumünster, und die Töchter paßten ja so wunderbar gerade auf das Land.

Plötzlich war es ihr, als irrten Könnies' Augen halbverloren den Tisch hinunter zu Gunhilde hin und verweilten länger als nötig an dem demütig gesenkten Profil, das ein wenig traurig neben Doktor Meisters verschlossener Miene vor sich hinsah.

Da liegt eine Gefahr, fühlte sie blitzschnell. Meister muß zum Reden gebracht werden. Gunhilde darf nicht länger als Konkurrenz frei herumlaufen....

In ihrer Seele begab sich in diesem Augenblick etwas Merkwürdiges.

Frau Oberschulrat Thorensen war ihr Leben lang eine untadelige Frau gewesen. Sie stand dem Säuglingsheim vor, ließ die ganze Adventzeit durch im eigenen Haus für die Armen stricken, kochte dreimal in der Woche Reis und Rindfleisch für die vielköpfige Familie eines heruntergekommenen Schinkenlieferanten rechtswärts beim Gader Busch.... Aber das fühlte sie in dieser Stunde wie eine sicher aufdämmernde Erkenntnis: wer in den Bereich ihrer Töchter kam, wer den beiden blonden Lämmern etwas wegnahm — sei es nun Referendar Könnies oder einen späteren Aspiranten, der mochte auf der Hut sein! Sie fühlte durchaus in ihrer wohlerzogenen Menschenseele die Fähigkeit dazu, für ihr eigen Fleisch und Blut zur Bestie zu werden, zur Mörderin....

„Mutter, du guckst ja so stuhr!" sagte der Gatte besorgt über den Tisch.

„Ach, ich denke nur, ob Guste die rote Grütze auch richtig auf die Tellermitte klappen wird, daß sie sich nicht am Rande rumtreibt wie Sonntag" — wehrte sie ab — ein Grund zur Sorge, der dem Hausherrn durchaus begreiflich erschien.

Die Linden dufteten, und zuweilen regneten Akazienblüten auf die Tafel. Goldig schimmerte der Wein in der gläsernen Bowle, und über dem durchsichtigen gelben Glanz schwammen die Walderdbeeren, als wären es kleine Rubine. Wie ein Triumph zufälliger Schönheit wirkten die Farben in dem plumpen Gefäß.

„Wie schön! Man möchte es malen", sagte Gunhilde zu Meister und wies auf die Bowle — „ich mag keine Bowle trinken, aber sehen tu ich sie gern. Es ist solch feiner Zusammenklang in den Farben, das Goldgelb und das Rot —"

Meister reckte sich straff auf. „Ich trinke sie nur und sehe sie nicht an", sagte er schroff. „Solche Betrachtungen wie die Ihre nennt man ja wohl Verfeinerung oder Raffinement. Ich verstehe mich nicht auf dergleichen."

Gunhilde schwieg erschreckt. „Es tut mir leid, daß ich es gesagt habe, wenn es Ihnen so mißfällt —"

„Mißfallen?! Gott, nein! Jeder kann ja sein, wie er will...."

Gunhilde sah ihn an. Er starrte in sein Glas. Wieder sahen seine schön gezeichneten Züge wie die eines alten strengen Kultbildes aus, nachsichtslos und unnahbar. Ihr kam zum erstenmal das Gefühl, daß dieser Mann sie vielleicht ernstlich hassen möchte, daß



seine alte Liebe nicht nur tot, sondern ins Gegenteil umgeschlagen sei. Zu jung, um diese Männerseele zu verstehen, saß sie ratlos da und warf zuweilen einen langen, fragenden Blick zu Anka hin, die überlegen mit halben Lippen lächelte und ihre frühere Unbeirrbarkeit gelassen zur Schau trug.

Was war die Rolle, die das Leben Gunhilde Thorensen angewiesen hatte? Sie saß und wartete auf den Mann! Auf den Mann an der anderen Seite der Straße, von dem niemand wußte, ob er je herüberkommen würde.

Ihr fiel das altmodische Schicksal zu, das tausend Mädchen in kleinen Städten immer traf und treffen wird. Auf eine Nummer gestellt, war ihr Schicksal einem einzigen in die Hand gegeben. Durch Jahre und Jahrzehnte mochte der triste Roman dieser unsicheren Hoffnung hinschleichen wie ein wasserarmer Bach durch dürren Sand.

Sie kannte alte Mädchen in der Stadt, von denen die Sage ging, daß sie vor fünfzig Jahren eine Passion gehabt hatten für den und den. Der Mann lebte vielleicht drei Straßen weit von ihnen. Ihre Wege kreuzten sich immerfort. Immerfort fiel ihnen sein Schatten vor die Füße. Niemals verharschte die Wunde, weil stets der Zufall neuen Schmerz brachte. Wie von dunklen Fittichen überschattet, gingen diese Mädchenlose hin unter der Tragik einer Liebe, die vielleicht nur einen einzigen Sommer lang beglückend gewesen war. Kein zweites Erlebnis kam, die Spuren des ersten zu verwischen. Die Zukunft versprach nichts. Ihr einziger Besitz war die Erinnerung, die welke Blume, die armselige Mumie.

Gunhilde wagte kaum mehr, ihren Nachbarn anzusehen. Wozu auch? Sie kannte ja diese Züge auswendig, kannte sie in Liebe und Groll.

Mit ihrer leisen, weichen Stimme erwiderte sie Pastor Schreibers Fragen, die er ihr wohlwollend und interessiert über den Tisch rief. Ihr war, als mißbillige Meister all ihre Antworten, als störte ihn ihrer Stimme Laut, in der es nach verhaltenen Tränen klang, als ärgere ihn das Wohlwollen, mit dem Schreiber gerade diese beiden Lämmer seiner Herde betrachtete, die er so gern vereint vor sich am Altar gesehen hätte. Meisters finstere Miene schüchterte diese Hoffnung in seinen Augen keineswegs ein, hatte er doch oft genug erlebt, daß Verlobungen unmittelbar aus starkem Groll hervorspringen können, so wie die Sonne zuweilen gleich nach Hagelschauern scheint.

In Fräulein von Bollenhagens Seele erwachte indessen ein großes Interesse an Anka Thorensen. Sie hatte noch nie mit jemand zu Tisch gesessen, an dessen Ruf etwas nicht ganz in Ordnung war. Vereinzelte Stichworte über die Gepflogenheiten der Gemeinschaft, der die beiden Schwestern in Berlin angehört, waren als Symptome neuer Frauensitten auch in das Stift gedrungen, in dem Herr von Kehren zudem zwei Schwestern hatte.

„Sonderbar!“ sagte die Stiftsdame und lorgnettierte Anka. „Nun hatte ich mir dies vielbesprochene Mädchen doch ganz anders gedacht. Sie ist sehr hübsch, sehr distinguiert und, wie mir scheint, von durchaus sachgemäßen Manieren. Ich hatte mir erstens einen ganz phantastischen Haarbau vorgestellt — dann lautes Wesen, die Arme auf dem Tisch, Reformtracht und Agitationsreden....“

„Der Einfluß von Attenrade hat sich schon sehr günstig bemerkbar gemacht“, versetzte Thorensen. „Sonst, verehrtes gnädiges Fräulein, würde ich meine Nichte, die mir zeitweise sehr unsympathisch war, auch nicht in diesen Kreis gezogen haben! Tatsachen bleiben aber schließlich bestehen, wenn auch der Mensch sich bessert —“

„Was war denn, genau genommen, Tatsächliches erwiesen?“ fragte die Stiftsdame begierig und lorgnettierte weiter zu Anka hinunter. Wie alle Frauen, die so gut wie nichts erlebt hatten, hatte sie ein zu gleichen Teilen aus Abscheu und Respekt gemischtes Interesse an Geschlechtsgenossinnen, die sich mit kühnem Griff Lebensfrüchte, die ihnen versagt blieben, vom Schicksalsbaum herunterlangten — jenes Interesse, das der von der Ersatzkommission „d. u.“ befundene Jüngling für den Krieger fühlt, der einmal wirklich im Feuer gestanden.

„Erwiesen, gnädiges Fräulein? Das Erweisen entzieht sich in solchen Fällen meist der Möglichkeit. Das liegt in der Natur der Dinge. Was vorliegt, sind einmal gedruckte Abhandlungen über platonische Liebe, die jedenfalls ganz aus der Linie der ‚höheren Tochter‘, wie wir sie hier verstehen, fallen — Aperçus über Küsse, die eine in diesem Fall ganz unberechtigte Bewandertheit in bezug auf dies heikle Thema beweisen. Aber auch das möchte hingehen! Dies Balancieren auf Grenzen kann ja eine nachgemachte Manier sein, die angeblich eigenen Ideen etwas Nachgeplappertes, in zweifelhafter Gesellschaft Aufgeschnapptes. Und mit den letzten Worten komme ich auf den Kern der Sache, auf das, was vorliegt! Jener Aufenthalt in Faröer, über den leider die unliebsamsten Mitteilungen kursieren, ist eben ein Faktum! Der Mittelpunkt jenes Kreises war jener berüchtigte Henry X., der Mann mit den erfolgreichen Stücken an den Privatbühnen und Kammerspielen, vor denen jedoch jedes Hoftheater, jede Bühne, die nicht der Bohème dienen will, sich bekreuzt — eine vielleicht genialische, aber ganz prinzipienlose Natur! Erwiesenermaßen war Anka seine nächste Freundin in Faröer. Diese Literaturgeister wandelten nämlich alle zu zweien. Sie hatten sonderbare Feundschaftspakte mit Klauseln und benahmen sich durchaus sans gêne, ohne jede Rücksicht auf die Kritik der anderen Badegäste. Villennachbarn von Henry X. fuhren dann nach Island. Er kam auch an Bord, zwar nicht mit Anka, aber doch mit ihrer Intima. Wieder ignorierte dies Paar die sämtlichen Reisegenossen. Nichts ist empörender, zur Kritik aufstachelnder als solch ein Ignoriertwerden der Unanfechtbaren von den Zweifelhaften! Ein Kollege meines armen Vetters Thorensen und Frau waren zufällig auch auf dem Schiff. Die ‚Bannbefreiten‘ blieben Hauptthema der ganzen Gesellschaft, und aus Henry X.' Verhalten mit seiner Partnerin zog man Rückschlüsse auf den ganzen Kreis, insbesondere auf Anka. Der Kollege war schließlich nicht zum Schweigen verpflichtet. Er schwieg aber dennoch, ein Akt der Loyalität, der ihm immerhin anzurechnen ist. Nur Herrn von Kehren hat er genaue



Mitteilungen gemacht, und dadurch ist es hierher gesickert und in die Akten der Attenrader Chronik aufgenommen."

Er legte sich zurück und stemmte die Daumen in den Ausschnitt der Weste.

„Man kann so denken und so — ich für mein Teil bemühe mich stets, tolerant zu sein. Ich verzeihe gern und rede mit Vorliebe zum Guten. Aber das steht fest: Hierzulande bekommt Anka Thorensen keinen Mann."

Er sagte es beinah mit Genuß und sah dann zu seinen Töchtern hin, die in ihrer blütenweißen Unschuld immer seelenvergnügter mit dem Referendar dalberten.

Die Stiftsdame machte große Augen. Keinen Mann! So apodiktisch klang es von des Schulmanns Lippen! Und Fräulein von Bollenhagen betrachtete sich noch genauer das feingezeichnete Gesicht des Mädchens, die bei ihrer Lebensmeerfahrt so unvorsichtig auf eine Sandbank geraten war.

„Es scheint sie aber alles nicht im mindesten zu genieren!" sagte sie beinah bewundernd zu ihrem Nachbar.

„Wir kennen ihre dunklen Stunden nicht", versetzte er mit Grabeston. „Manches, was wie echte Heiterkeit aussieht, ist im Grunde nur Galgenhumor."

„Meinen Sie? Es interessiert mich wirklich sehr, Herr Oberschulrat."

Der Abend wurde immer kühler und dunkelblauer.

Es begann in den Lindenbäumen zu wehen, und die Windlichter flackerten hin und her. (Forts. folgt.)

## Letzte Rosen.

Die letzten Rosen biegt der Abendwind,
So wie man Fackeln biegt, eh sie verlöschen.
Wie Tränen tropft ihr Duft durch meine Träume;
Verblühendes, das heiß noch einmal blüht.
Und fernher rauscht der greisen Kiefernbäume
Nachtdunkles Lied.

Hier saß ich früher schon. Da lag der Garten
Lichtüberströmt vor ihrer Finsternis.
Durch junge Rosen zog ein Mädchenlachen,
Versteckt, doch wohlig; lockend und doch sacht.
Die wilden Tauben gurren beim Erwachen,
Wie sie gelacht.

Heut dunkelt es. Kein heimlich süßes Leben
Birgt er für mich mehr. Wenn ich dennoch lausch
Im duftgeweckten Traum vergangner Tage,
Knackt nur im Forst vertrocknendes Geäst,
Und schrill umzittert eines Habichts Klage
Ein leeres Nest.

Die letzten Rosen biegt der Abendwind
Wie Liebesfackeln, die verlöschen sollen.
Noch einmal brennen sie in Duft und Gluten,
Wie süßes Gift tropft mir ihr Ruch ins Herz ...
Wie Tränen derer, die sich still verbluten ... —
Tauch wieder unter, Traum aus Duft und Schmerz!

Georg Busse-Palma.

# Land und Leute in Portugal.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

Die jüngsten politischen Ereignisse in Portugal haben wieder einmal die Augen aller Welt auf ein Land gerichtet, das im Dornröschenschlaf seines Erweckers harrt und zweifellos eines der am wenigsten bekannten Länder Europas ist. Mehr noch als sein großer Nachbarstaat Spanien leidet Portugal unter der Ungunst der geographischen Lage. Durch den ungeheuren, bis vor kurzem fast unübersteigbaren Grenzwall der Pyrenäen von Mitteleuropa geschieden, umgeben von Meeren, deren sprunghafte Launen die Schiffahrt schwer behinderten, war die iberische Halbinsel von jeher zu einer isolierten Stellung verurteilt, die, wie stets geographische Besonderheiten, den Charakter ihrer Bewohner und ihre geschichtliche Entwicklung in einschneidender Weise beeinflußt hat. Selbst heute, im Zeitalter eines intensiv gesteigerten Verkehrs, führen erst zwei Schienenstränge rechts und links von den Pyrenäen zur iberischen Halbinsel hinüber, und da das spanisch-portugiesische Eisenbahnwesen trotz der anerkennenswerten Verbesserungen der letzten Jahre noch weit davon entfernt ist, modernen Ansprüchen zu genügen, stellt der Landkomplex der beiden Nachbarvölker trotz seiner mächtigen Ausdehnung noch immer eine Art von europäischem Winkel dar, etwa so, wie in kleinerem Maßstab das ebenso stiefmütterlich bedachte Griechenland. Portugal wäre noch weit schlimmer daran als Spanien, wenn es zum Glück nicht zwei große, außerordentlich vorteilhaft gelegene Hafenplätze besäße: Lissabon und Oporto. Und ohne die Möglichkeit, diese beiden wichtigsten Städte des Landes in angenehmer Fahrt auf dem Seewege zu erreichen, würde Lusitanien vom Touristenstrom kaum merklich berührt werden. Erst in neuester Zeit ist Lissabon, seitdem es von den Exkursionsdampfern mit Vorliebe angelaufen wird, dem übrigen Europa nähergekommen, aber nur ein ganz geringer Teil der Reisenden, die die Hauptstadt besuchen, hält es für lohnend, tiefer ins Land einzudringen. Allerdings legt das Reisen in Portugal,

gerade wie in Spanien, dem verwöhnten Touristen einige Entbehrungen und Beschwerlichkeiten auf.

Portugal verdient diesen Mangel an Beachtung nicht. Es hat zwar, da die Mauren hier nur geringe Spuren hinterließen, keine so eigenartig schöne Baudenkmäler aus alter Zeit aufzuweisen wie Andalusien und Granada, auch nicht so erlesene Kunstschätze und kein so interessantes, farbenreiches, temperamentvolles Volksleben wie Spanien, aber es zeigt unter allen Ländern Europas die größte Mannigfaltigkeit der Bodengestalt nebst der reichsten Vegetation. Von den nackten Vorgebirgen der häufig sturmumtobten Küste und ihren einsamen Dünenkämmen bis zu den alpenähnlichen Gebirgen des Nordens entfalten sich alle erdenklichen Landschaftsbilder: üppige Weiden, stille Täler gleich denen des deutschen Mittelgebirges, blühende Gärten, wogende Kornfelder; Minendistrikte, deren Düsterheit an Szenen aus dem Inferno denken läßt, heitere Weinberge, idyllische Flußufer und weltverlorenes Urwalddickicht. Dieses Land, an Bodenqualität und Klima dem des spanischen Vetters weit überlegen, könnte unter besseren sozialen Umständen die Heimat eines glücklichen, wohlhabenden Volks sein. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, weshalb Portugal sich von diesem Ideal so weit entfernt, aber es genügt, an den Parteienhader, das Latifundienwesen, die Unbildung des Volks — von dem trotz des angeblich obligatorischen Schulbesuchs mehr als drei Viertel nicht lesen und schreiben können — und eine gewisse fatalistische Gleichgültigkeit, die überhaupt den Südländer charakterisiert, zu erinnern. Die reichen Naturschätze werden infolge unzweckmäßiger Gesetze und mangelnder Arbeitskräfte nur zum Teil ausgenutzt. Von dem anbaufähigen Boden liegt fast die Hälfte brach, die Förderung der wertvollen Erze erfolgt in unzulänglicher Weise, dagegen haben Industrie und Handel in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, und auch der Schiffahrtverkehr nimmt bedeutend zu. Eine gerechte, stetige, nicht mit Parteihader und Experimenten ihre Kraft vergeudende Politik, besserer Schulunterricht und vor allen Dingen leuchtende Vorbilder könnten den Fortschritt Portugals nach und nach außerordentlich fördern. Aber das Volk, das schon so viel Regierungsjammer, so viel Politikasterei, so viel Mißwirtschaft über sich ergehen lassen mußte, glaubt nicht mehr recht an die Ernsthaftigkeit seiner verschiedenen „Retter“ und ihrer phrasenreichen Programme und setzt deswegen auch den bestgemeinten Reformversuchen einen gewissen passiven, nicht leicht zu überwindenden Widerstand entgegen. Trotzdem ist dieses Volk, das einst einen Heinrich den Seefahrer, einen Vasco da Gama, einen Cabral mit welterobernder Mission über die Meere sandte, keineswegs schlaff oder entartet. Es liegt nur wie eine dumpfe Müdigkeit über ihm, die unausbleibliche Folge vieler Enttäuschungen. Ihre guten physischen Eigenschaften, ihre Vaterlandsliebe und Mäßigkeit werden den Portugiesen unter günstigeren Verhältnissen doch noch einmal zu einer neuen Blütezeit verhelfen.

Der Fremde, der Spanien bereist hat und zum erstenmal nach Portugal kommt, ist unwillkürlich geneigt, das Land und seine Bevölkerung gewissermaßen nur als Allonge von Spanien zu betrachten. Aber er wird bald gewahr, wie sehr hier alles vom spanischen Wesen abweicht, besonders vom südspanischen mit seinem alten maurischen Einschlag. Dem Portugiesen fehlt die spanische Heiterkeit, der unverwüstliche Optimismus, der sich nicht viel Kopfzerbrechen macht und selbst die schwersten Katastrophen überwindet: „Es wird schon wieder besser kommen, quien sabe?“ Er ist ernster, gemessener, von zeremoniöser Höflichkeit; auch der einfachste Bauer wünscht als Kavalier behandelt zu werden. Dem Volk fehlt das Leidenschaftliche, aber auch das reizend Naive des spanischen Südens ebenso wie die Romantik; es ist zu schwerblütig für Tanz und Gesang, und die portugiesischen Stierkämpfe sind harmlose Kurzweil im Vergleich zur Blutrünstigkeit der spanischen Corridas, die das Sinnen und Trachten der meisten Spanier in einer für uns unfaßbaren Weise beherrschen.

Wer mit dem Schiff in Lissabon ankommt und entzückt das großartige Panorama der über dem Tejo aufgetürmten Häusermasse erblickt, kann ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken, wenn er an Land geht und die Stadt von innen betrachtet. Die gradlinigen, ganz modernen Straßen, die nüchterne Architektur, die Farblosigkeit der Bevölkerung, der Mangel an Eleganz, an Malerischem — alles das will nicht recht passen zu der schönen Fassade, die unerhörte Wunder versprach. Und ihn enttäuscht vielleicht auch ein bißchen der auffallende Mangel an weiblicher Schönheit. Es mag ja schrecklich ungalant sein, das zu konstatieren, aber die portugiesischen Frauen und Mädchen können es im Hinblick auf äußere Reize weder mit den Spanierinnen noch mit den Südfranzösinnen aufnehmen. Die starke Mischung des Volks aus romanischen, germanischen, arabischen und allerlei sonstigen Bestandteilen hat seine ästhetische Wirkung offenbar nicht begünstigt. Besonders die Bäuerinnen sind im allgemeinen sehr derbknochig und ohne Anmut; daß es natürlich Ausnahmen gibt, beweist unser Bild der beiden ländlichen Schönen (Abb. S. 1833), deren reichgestickte Nationaltracht auch guten Geschmack bekundet. Man muß in Lissabon die entlegenen Winkel, die krummen Seitengassen der Altstadt aufsuchen, um originelle Züge des Volkslebens zu finden. Auf dem Fischmarkt, am Kai, in den gewöhnlichen Schankwirtschaften, überall wo der kleine Mann und der in die Stadt gekommene Bauer ihre Geschäfte abwickeln oder ein Glas des meist vortrefflichen Weins trinken, wird der stille Beobachter für sein Studium belohnt. Unter den zahllosen Straßenhändlern findet der Lotterielosverkäufer, der sein armes Grauschimmelchen als ambulante Auslage vor sich hertreibt (Abb. S. 1832), großen Zuspruch, denn die Portugiesen sind wie alle Südländer stets gern bereit, dem Glück die Hand zu bieten und die beliebteste Form der Selbstbesteuerung, nämlich auf dem Wege des Lottos, auf sich zu nehmen.

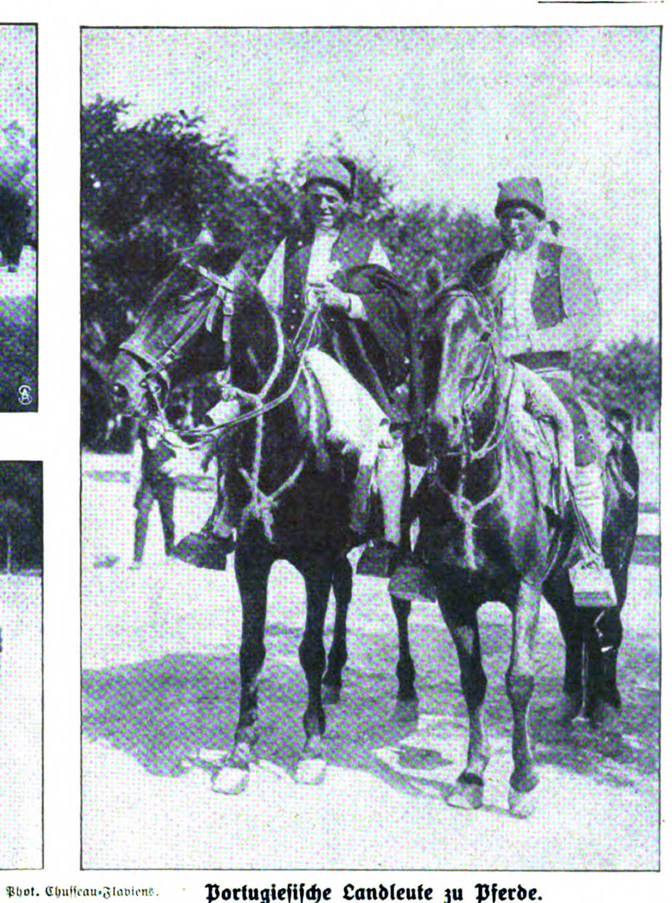
Wer sich an Lissabons nicht allzu üppigen Reizen gesättigt hat, stattet noch der Vorstadt Belem (d. h. Bethlehem) mit dem berühmten Konvent des Hieronymus, dem schönsten Baudenkmal des Landes, einen Besuch ab und fährt dann nach dem benachbarten Städtchen Cintra, von dem das Sprichwort behauptet: „Die ganze Welt ohne Cintra sehn, heißt wahrlich wie ein Blinder gehn.“ Es ist in der Tat ein landschaftlicher Glanzpunkt und in dem Zusammenklang von Gebirge und Meer, nacktem Fels und blühender Vegetation ein Stückchen Eden, das außer Byron schon manchen anderen Dichter zu rhythmischen Ausbrüchen der Begeisterung hingerissen hat. Weniger schön, aber eigenartig ist das auf hoher Felsenkuppe gelegene Castello da Pena (Abb. S. 1832), ursprünglich eine arabische Burg, die vor etwa siebzig Jahren durch einen Deutschen, den Obersten v. Eschwege, in dilettan-



Fischer und Fischerfrauen in Lissabon.



Ein Bauer mit seinem Ochsengespann.



Phot. Chusseau-Flaviens.

Portugiesische Landleute zu Pferde.



Gesamtansicht von Coimbra, der einzigen Universitätstadt Portugals.





Blick in eine Lissabonner Bar. Phot. Chusseau-Flaviens.



Ein Händler von Lotterielosen in Lissabon.

tisch-phantastischer Weise in eine Art von Märchenschloß verwandelt wurde. Aber hier unter südlichem Himmel, im Ueberschwang der Farben und Formen, wirkt die tolle Stilkonfusion des Baus keineswegs so peinlich, wie es unter weniger glücklichen Umständen der Fall wäre.

Der ganze Süden Portugals kommt für den Touristen kaum in Betracht, dagegen sollte er die ziemlich bequeme Reise nordwärts über Coimbra nach Oporto keineswegs unterlassen, da sie ihn mit den nächst Lissabon zwei wichtigsten Städten des Landes bekannt macht. Das reizend gelegene Coimbra ist das portugiesische Athen, als einzige Universitätstadt der geistige Mittelpunkt Lusitaniens (Abb. S. 1831), auch der Geburtsort der Nationaldichter Camões und Francisco Sá de Miranda. Es gibt hier 53 Lehrstühle und etwa 1200 Studierende, und wenn der Tourist



Mädchen von Coimbra am Mondegofluß.



Ansicht des Schlosses Pena bei Cintra.

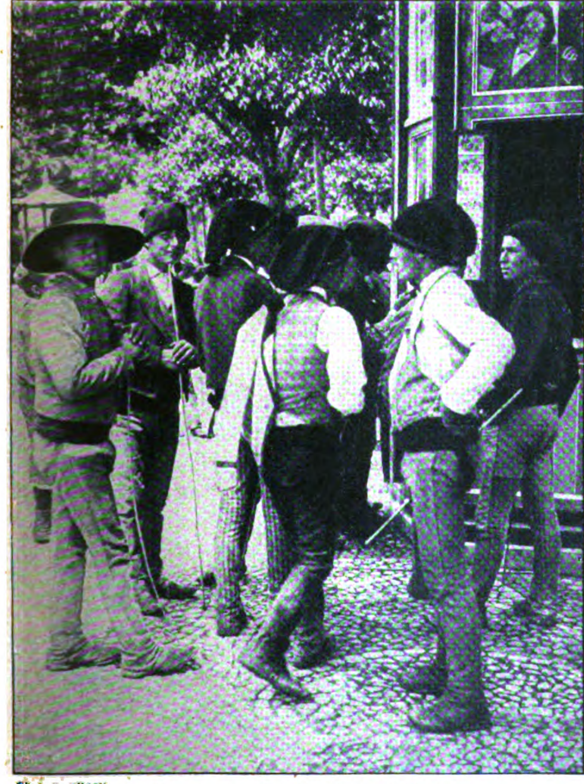


Eine alte Straße in Lissabon. Phot. Chusseau-Flaviens.





Markttag in der Stadt Barcellos (Nordportugal).



Phot. G. usseau-Flaviens.

Vor einer Trinkhalle in Lissabon.



Portugiesische Bäuerinnen in Nationaltracht.



das Glück hat, zufällig einer Doktorpromotion zusehen zu dürfen, die noch immer nach dem Zeremoniell von 1431 erfolgt, wird er sich ins Mittelalter zurückversetzt wähnen. In den klaren Fluten des Mondego, von Camões in seinen schönsten Versen besungen, füllen die Mädchen Coimbras ihre Krüge, die sie nach südländischer Gewohnheit auf dem Kopf tragen. Nicht so idyllisch wie die stille Stadt der Alma mater, aber ebenfalls sehr schön gelegen, türmt sich an den steilen Ufern des Douro Oporto auf, die Zentrale Nordportugals, der bestangebauten Provinzen des Landes (Abb. nebenstehend). Der Name der Stadt lautet eigentlich nur Porto, d. h. Hafen, aber der deutsche Sprachgebrauch hängt vorn den Artikel o an und macht Oporto daraus. Obwohl Oporto nur wenige Kilometer von der Mündung entfernt liegt, ist der Douro für Schiffe mit großem Tiefgang doch nicht geeignet; diese laufen Leixões an, den eigentlichen Seehafen Oportos. Die ganze Gegend steht im Zeichen einer außerordentlich lebhaften Geschäftigkeit; allerdings ist die früher so bedeutende Weinausfuhr („Portwein") stark zurückgegangen, dafür aber hat sich die Industrie sehr gehoben. Wer das moderne Portugal, das Portugal der Arbeit und des Fortschritts, kennen lernen will, muß Oporto sehen; hier liegen die besten Wurzeln seiner Kraft.

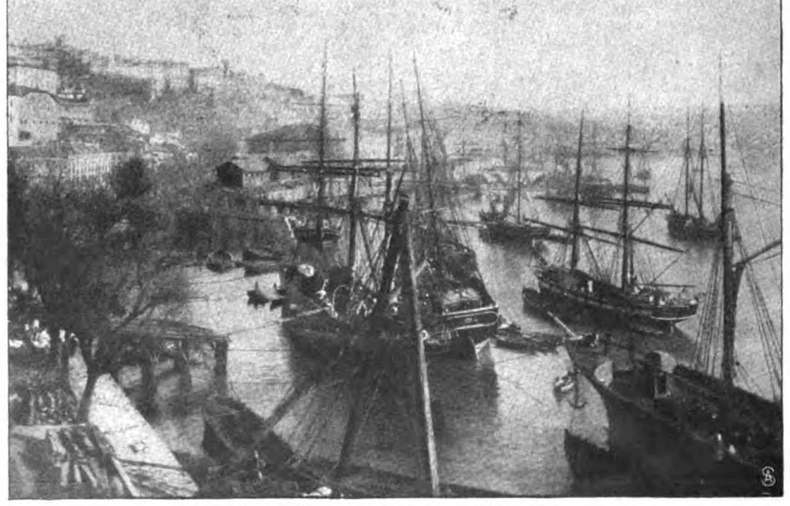


Straße in Oporto, der Zentrale Nordportugals.



Volksleben in Portugal: Die „Brunnenstunde" in Lissabon.

Phot. Chusseau-Flaviens.



Die Hafenstadt Oporto am Douro.

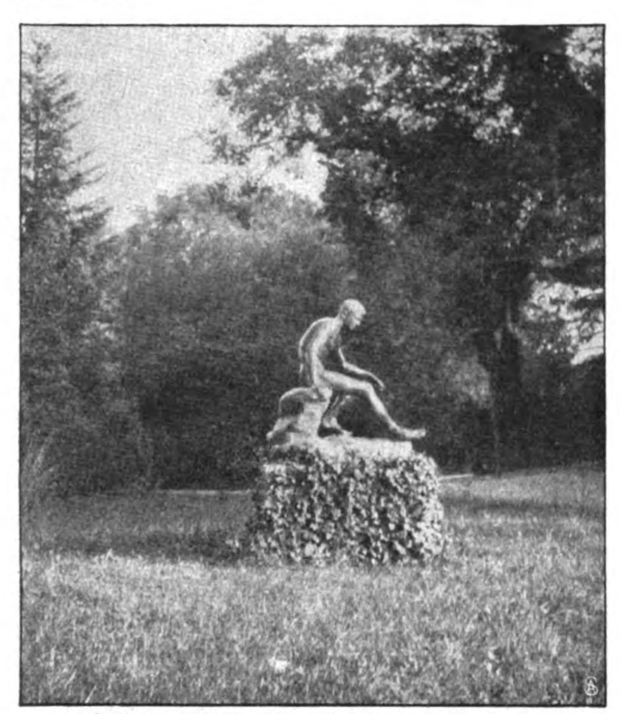
# Marie von Ebner-Eschenbach auf ihrem Stammschloß.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 5 Aufnahmen.

„Du Liebling aller Herzen, wie machst Du es, daß man für Dich immer mehr hat als für die anderen und Dich nie mehr vergessen kann?" So schrieb Marie Kittl an die sehr jugendliche Komtesse Marie Dubsky, nachmalige Baronin Ebner-Eschenbach. Marie Kittl war einige Jahre Erzieherin im Hause Dubsky. In dieser Zeit hatte sie das Herz der jungen Komtesse derart gewonnen, daß das Mädchen ihr noch lange alles, was es bewegte, in wunderhübschen Briefen mitteilte. Von tiefem Weh erfüllt, der Mutterliebe entbehren zu müssen, klagte die liebebedürftige Komtesse der treuen Freundin all ihre Schmerzen. Und in einem Antwortschreiben Marie Kittls an die Komtesse finden wir die anfangs zitierten Worte, die die Persönlichkeit von Marie Ebner-Eschenbach vielleicht unbewußt für alle Zeit am treffendsten charakterisieren werden. Am 13. September 1830 kam Komtesse Marie auf dem Schlosse Zdislavic in Mähren zur Welt. „Ich weiß," so erzählt sie von ihren Kinderjahren, „daß ich ein sehr fröhliches Geschöpf gewesen bin und auch — tempi passati — ein sehr wildes und unbändiges. Ich hatte eine um ein Jahr ältere Schwester, ein ernstes, braves, gewissenhaftes Kind, und zwei Brüder, der eine um drei, der andere um vier Jahre jünger als ich. 1836 kam ein Schwesterchen dazu, vom ersten Augenblick seines Lebens an das holdeste kleine Geschöpf, dessen

Marie v. Ebner-Eschenbach auf ihrem Stammschloß: Die greise Dichterin vor Schloß Zdislavic.





Teil des Schloßparks mit ruhendem Merkur.

Die Blumenuhr im Park, ein Geschenk an die Dichterin.

ich mich entsinne. Fast zugleich mit der Freude, die wir Großen an ihr hatten, trat der erste Schmerz in mein Leben. Ich sollte stricken und lesen lernen. Warum mir das als Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama." (Es war dies ihre Stiefmutter, Eugenie, geborene Baronesse Bartenstein, der Komtesse Marie in herzlichster Liebe zugetan war. Maries Mutter, geborene Baronesse Marie Vockel, starb 16 Tage nach der Geburt unserer Dichterin an einem Schlaganfall). „Die Strumpfbänder waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiet geleistet worden, aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können. Ich war glücklich und traurig, denn ein dumpfes Gefühl sagte mir, daß es nun vorbei sei mit meiner ungebundenen Freiheit und die Zeit gekommen, in der auch ich arbeiten und lernen müßte. Eins war mir so widerwärtig wie das andere, und wenn meine Lehrer mir sagten: ‚Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt?' geriet ich in Entrüstung. Leicht sollte mir das Lernen sein, mir, das Dasitzen über Büchern und Schiefertafeln, während draußen die Sonne schien, alles grünte und blühte, die glücklichen Vögel von Wipfel zu Wipfel flogen und meine kleinen Brüder im Garten spielten! Wenn durchaus gelernt sein mußte, ließ ich es mir in der Stadt eher gefallen . . ."

Schloß Zdislavic: Die von Marie v. Ebner bewohnte Seitenfront.

Marie wuchs heran zu einem ernsten, sinnigen Mädchen ohne andere als die herkömmliche gesellschaftliche Bildung, aber erfüllt von heißem Verlangen nach großen Taten. Die Vierzehnjährige hatte in einem Brief an Marie Kittl den Entschluß kundgegeben, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Ihre Umgebung war von den dichterischen Versuchen Maries nicht sehr erbaut. „Marie glich einem Bäumchen im Frühling," — so schreibt Moritz Ebner in seinen Denkwürdigkeiten — „von dessen Blütenzweig tausendstimmi-

ger Wohlklang niederschallt . . . Sie war eine Libelle, die eben erst ihre zarten Schwingen entfaltete." Franz Grillparzer hat ihrem Talent die Weihe gegeben. Die besorgte Stiefmutter wollte wissen, ob man Maries poetische Ergüsse noch weiter dulden solle, ob sie irgendwie Anspruch hätten, ernst genommen zu werden, und unterbreitete eine Anzahl von Gedichten Grillparzer. Der Dichter fällte folgendes Urteil: „Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satyrischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt, und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte." Den größten Teil des Jahres brachte Marie Ebner in Zdislavic zu, wo sie als Schloßfräulein aufwuchs. Dort entstanden auch viele ihrer herrlichen Werke. Von den meisten ihrer schriftstellerischen Produkte läßt sich sagen, was sie im Jahr 1877 an ihren Freund Dr. Faust Pachler schrieb: „Ich habe ‚Die letzten Freiherren von Gemperlein' angefangen. Die kann ich nur hier schreiben. Zdislavicer Luft muß sie zeitigen."

Zdislavic, ein sehr geräumiges, in Hufeisenform erbautes und von einem großen Park umgebenes Wohnhaus, war einst eine Dependance des Jesuitenkollegiums in der nahegelegenen Stadt Hradisch. Der spätere Besitzer Graf Alois Dubsky hat die Besitzung beträchtlich verschönert. Das Wohngebäude wurde vergrößert, der Park erweitert, eine Wasserleitung eingeführt, ein angenehmes Bad mit Schwimmteich angelegt, hübsche Gartenhäuser erbaut und in einem zweiten angrenzenden, etwas düsteren Garten die Familiengruft errichtet. Von der hohen Lage des Schlosses hat man nach Osten eine weite Fernsicht, die der hochragende Hostein begrenzt, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. In ihrem autobiographischen Fragment: „Aus meinen Kinder- und Lehrjahren" plaudert die Dichterin selbst. „In jener Zeit (1835 und die folgenden Jahre) brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdislavic, dem Gut meines Vaters, zu, kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Theken hineingeschmuggelt — unmöglich, noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Haus umher, in der Küche, in den Vorzimmern, krochen in die noch leerstehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genierten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst . . . Die Ankunft in der Stadt war immerhin erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das wir dort zurückgelassen hatten und wiederfanden . . . Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus

Von links nach rechts: Graf Heinrich Dubsky-Medea; Exz. Graf Adolf Dubsky, Besitzer des Schlosses; Botschafter Graf Viktor Dubsky-Ziadlowitz.

**Die Brüder der Dichterin.**



Holz oder Blech mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdislavic erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsere drei Reisewagen vorfuhren; war das ein Willkommenrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können! . . . Nicht minder herzliches Willkommen als die Menschen daheim bot die heimische Natur! Die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen — o, wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und ans Herz drücken zu können."

Von ihrer Kindheit an verbrachte Marie Ebner den größten Teil des Jahres auf ihrem Stammschloß, das ihr die meisten Anregungen für die Werke bot. Auf diesen Schlössern des mährischen Hochadels herrscht ein ganz eigentümliches Leben, das einer dichterisch gestimmten Seele vielfache Gelegenheit zu lohnenden Beobachtungen gibt. Als willkommene Gäste erscheinen die Standesgenossen; ein zahlreiches Gesinde birgt manchen wunderlichen Kauz in seiner Mitte, und endlich fällt auch das Dorf noch in den Gesichtskreis der „Herrschaft". Das alte Band der Hörigkeit mag zerrissen sein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wirkt nach und findet in jeder Not und Bedrängnis seinen Ausdruck. So bleibt denn dem hochgeborenen Fräulein auch die Erkenntnis nicht erspart, wie ernst das Leben eigentlich sei, und welche Verpflichtungen wahrer Adel mit sich bringt. Die Gewohnheit, oft in fremde Verhältnisse einzugreifen, weckt das Nachdenken darüber. Und alle Stände, Adel, Bürger und Bauernvolk, deren Leben, Gebaren und Schicksale schildert Marie Ebner in ihren Dorf- und Schloßgeschichten. Im Jahr 1848 heiratete sie ihren Vetter Baron Moriz Ebner-Eschenbach, einen hochgebildeten Offizier, der namentlich in den Naturwissenschaften glänzend bewandert war. Ihr Wiener Heim war ohne Pracht, aber mit erlesenem Geschmack ausgestattet. Dort versammelte sie die Vertreter der Kunst, Wissenschaft und Literatur um sich.

Wie das Schloßfräulein, so betätigte sich die Schloßfrau noch weit mehr auf philanthropischem als auf künstlerischem Gebiet. Als ihr anläßlich des 70. Geburtstages vom Kaiser von Oesterreich die Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde, meinte sie, viel eher hätte sie die Elisabeth-Medaille verdient, denn sie war immer eine gute Krankenpflegerin. Ist es doch auch das hohe Lied der Menschenliebe, das in allen ihren Dichtungen wiederkehrt. Wie sagt Marie Ebner so wunderschön: „Wenn uns auf Erden etwas mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt wird, so ist es unsere Menschenliebe. Ungeliebt durchs Leben zu gehen, ist mehr als Mißgeschick, es ist Schuld." Und in der „Unverstandenen" bekennt sie: „Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute erzeugt."

Von der jungen Marie Ebner haben wir gesprochen, denn jung ist sie geblieben noch weit über das Alter des Psalmisten. Und hat man der Achtzigjährigen erst kürzlich auf ihrem Schloß ein Denkmal gesetzt, jung ist sie geblieben, Jugend und Fröhlichkeit, Frische und Regsamkeit strömen aus ihren Werken, ein lieblicher, erquickender Duft. Durch ihre Persönlichkeit überzeugt, stimmen wir ein in den Ruf der Dichterin: „Nichts kann veralten, in dem ein Funke unsterblicher Schönheit, das heißt unsterblichen Lebens, glimmt."

---

# Onkel Peter.

Skizze von Minna von Heide.

„Manchmal will es mir scheinen, als wenn ich zu hart mit Euch gewesen bin. Ich sehne mich zwar nicht nach Euch und bliebe lieber auch fernerhin in meiner Einsamkeit, aber ich bin alt geworden, und der Mann mit der Sense liegt auf der Lauer nach mir. Wen von Euch es zu mir treibt, dem will ich nichts mehr in den Weg legen. Onkel Peter."

Dieses Schreiben machte den Altersstufen nach bei Peter Carstens Geschwisterkindern die Runde. Und bis auf einen kamen sie alle und kamen sie oft. Seines Reichtums wegen vergaßen sie dem alten wunderlichen Narren alle seine Grobheiten, waren gut und hilfsbereit und zuvorvorkommend in jeder Weise zu ihm und wußten mit Geschick ihre besten Seiten zu zeigen. Und weil jeder danach strebte, den Alten nach Möglichkeit allein anzutreffen, kam es ganz von selbst, daß fast alle Mitglieder der ausgedehnten Familie ihre Stunde für sich hatten, auf welche Weise dem guten Onkel Peter nun freilich auch die Schattenseiten jedes einzelnen nicht verborgen blieben.

Der sich an dem Wettstreit nicht beteiligte, war Claus Christian Carstens, der einzige Sohn von Onkel Peters ältestem Bruder. Er hatte seinem Onkel auf sein Rundschreiben, wie folgt, geantwortet:

„Lieber Onkel Peter!

„Der Brief, den Du mir seinerzeit nach Amerika schriebst, ist vielleicht das gröbste Geschütz gewesen, das ein Onkel je gegen einen Neffen auffuhr. Du wirst Dich gewiß erinnern, daß Du nie eine Danksagung dafür erhalten hast. Heute hole ich diesen Dank nach, Onkel Peter, und teile Dir mit, daß ich jenes Schriftstück als Dein Vermächtnis an mich betrachte. Den Tanz um Dein Geld mache ich nicht mit, ich habe, was ich brauche. Aber durch meine Verzichtleistung nehme ich mir das Recht, auch Dir einmal eine Wahrheit zu sagen, denn ich sehe aus Deinem Schreiben, daß Du noch immer der Alte bist. Du bist der neunundneunzigmal Gerechte, Onkel Peter, und bei der Schlacht, die sich jetzt um Dein Hab und Gut entspinnen wird, wirst Du wieder einmal Deine Ueberlegenheit spüren, und wie gering wir andern sind. Aber wer wie Du nie über die eigene Scholle hinausgekommen ist, der hat wohl einen Stock zum Züchtigen, aber einen Maßstab, der gut und richtig mißt, den hat er nicht. Dazu muß man die Welt kennen, und du kennst sie nicht.

„Ich konnte mir nicht helfen, Onkel. Dieses ist mir eine Genugtuung gewesen. Claus Christian."

Die Liebenswürdigkeiten gegen den alten Jung-



gesellen waren nur von kurzer Dauer. Wenige Monate nach seinem Rundschreiben starb Onkel Peter, weil ihm der Herzschlag versagte.

Sein Testament stammte aus seinen letzten Lebenswochen. Es enthielt in keiner Weise etwas Besonderes. Einige belanglose Bestimmungen und sonst eine genaue Einteilung seines Vermögens an alle Erben ohne Ausnahme und Unterschied. Auch Claus Christian erhielt den ihm zukommenden Teil. Irgendein Schriftstück oder etwas Persönliches an die Verwandten fand sich nicht.

Die Freude bei den Erben war groß. Jeder hatte noch über Erwarten bekommen. Man lachte sich ins Fäustchen, und keiner dachte daran, einmal an den einsamen, stillen Erdhügel zu gehen und in Dankbarkeit eine Blume darauf zu pflanzen.

Doch einer dachte an den so freudlos Entschlafenen. Es ließ Claus Christian keine Ruhe, daß er dem Alten in seinen letzten Tagen noch eine so bittere Pille gedreht hatte. Hatte er ihn denn auch wirklich genug gekannt? War es um das Ehrgefühl nicht ein von Fall zu Fall scharf zu kontrollierendes Ding? Gewiß, Onkel Peter war damals mehr als grob gewesen und hatte mit Ausdrücken wie Tagedieb und noch schlimmeren Titeln nicht gekargt, aber wenn man eine gesunde Erregung mit aufschlug, war am Ende doch das meiste nicht unverdient gewesen. Freilich, seit jenem Brief hatte Claus Christian beinah mit Leidenschaft auf eine Gelegenheit gewartet, wo er dem Onkel einmal heimzahlen konnte, und nun, ja, nun hätte er es viel lieber doch nicht getan.

Der sinnende Mann war bis zum Friedhof hinausgewandert, stand bald am Grab des noch so spät Geschmähten und zog trotz des rauhen Herbstwindes den Hut vom Kopf. Es war ein eigenartiges Gefühl in seinem Herzen. Als ob der Tod gar nichts gegen das Leben vermöchte und als hielte er die Hand von Onkel Peter, nachdem er von Herzen Abbitte geleistet hatte.

Vielleicht hätte Claus Christian so noch eine ganze Weile gestanden, um mit seinen Gedanken die geheimnisvollen Wege zu gehen, die zwischen Leben und Tod liegen, wenn er nicht angesprochen worden wäre.

„Der Winter kommt", sagte der Totengräber. Er war ein Männlein mit weißem Haar. „Eine Grube ist bald fertig. Schließlich läßt der Kopf sich auch nicht alles gefallen, und wenn die Haare noch so dicht sitzen."

Claus setzte sich seinen Hut auf. „So ist es, Thode. Ich wollte mal nach Onkel Peter sehen. Er hat sich hier sein Plätzchen recht für sich allein ausgesucht."

„Ja," sagte Thode, „wir sind manchen Tag die Plätze durchgegangen. Peter Carstens sagte: ‚Nun habe ich es im Leben so gehalten, nun möchte ich es im Tode auch so haben.' Wir waren gute Freunde, wir zwei." Dabei griff der Alte in die Innentasche seiner Weste. „Hier", sagte er lakonisch und gab Claus ein versiegeltes Schriftstück, ohne ihm Zeit zu einer Frage oder zu Dank zu lassen, legte den Finger an die Mütze und ging seiner Wege.

Onkel Peter aber schrieb:

„Wenn mein Gefühl mich nicht betrogen hat, Claus, dann wirst Du eines Tages durch die kleine eiserne Pforte zu mir kommen und Dich mit mir aussprechen, trotzdem ich ja eigentlich tot bin. Ich habe meinem alten weißhaarigen Freund Bescheid gesagt, daß er aufpaßt. Vier Wochen, habe ich ihm gesagt, soll er meinen Brief an Dich verwahren, und wenn Du bis dahin nicht bei mir gewesen wärest, soll er ihn verbrennen. Du wirst ihn aber in die Hände kriegen, dessen bin ich gewiß.

„Sieh, mein lieber Claus Christian, mit Dir und mit mir ist es nun, wie es mit so manchen Dingen im Leben ist — man erkennt sie erst, wenn es zu spät ist. Ich fühlte den Tod kommen, und du wirst ihm gegenüberstehen. Wir hätten gut etwas voneinander haben können, aber unser Geschick hat es nicht gewollt.

„Jeder ist, der er ist, und darum habe ich keinem von Euch sein Teil geschmälert. Denn, nicht wahr, schließlich kommt auch der Querköpfigste einmal zur Vernunft! Aber, lieber Claus, wenn ich auch nicht gerade der neunundneunzigmal Gerechte bin (für den Du mich in diesem Augenblick überhaupt gar nicht mehr hältst), so habe ich mir zu guter Letzt doch noch gesagt, daß jedem das Seine zukommt. So gebe ich Dir, außer dem baren Geld, noch eine Handvoll von der andern Münze, die wir uns nicht aus der Tasche, sondern aus dem Herzen holen.

„Daß der alte Onkel Peter auch ein Herz hatte, das hat wohl kaum einer von Euch gedacht. Es war auch nur ein wunderliches kleines Ding, aus dem er eigentlich selbst nie klug geworden ist. Hat mir da immer getreulich ihren Schlag getan, die kleine Uhr, aber ich habe mich in der Regel nur zu einem gestrengen Meister aufgeworfen. Besonders wenn sie mir einmal schnell und freudig gegen die Brust pochen wollte, habe ich ihr scharfen Einhalt getan.

„Nur weil sie mir einmal die Unwahrheit gesagt hat, Claus.

„Ja, das ist lange her, und dann bin ich eben ein ganzes Menschenleben einsam geblieben.

„Nun will es mir scheinen, als wenn dein Weg wie meiner werden will. Wo Du die Wunde her hast, ist Deine Sache, aber wenn es noch nicht zu spät ist, kehre nur zurück zu den Menschen.

„Es ist nicht gut, sich zum Meister der kleinen Uhr machen zu wollen, denn ein anderer ist ihr Herr. Man soll sich nicht auf die Lauer legen nach ihrem Gehwerk, das ist unseres Amtes nicht.

„Wir gehören in das tausendfältige Räderwerk, das die Zeit bedeutet. Legen wir uns erst abseits, mit dem Ohr an die Ewigkeit, sterben wir eigentlich jeden Tag einen Tod.

„Nimm Dir eine Frau, Claus, und gib acht, wenn eine neue kleine Uhr zu ticken beginnt. Und vergiß nicht, daß vierzig Jahre an sich schon eine scharfe Brille sind. Also laß dich nicht warnen von törichten Wünschen, wo doch selbst die Rose noch voll Dornen sitzt.

„Ja, und darin hast Du recht — ich hatte nur einen Stock. Sieh Du zu, daß Du noch zu einem richtigen Maßstab kommst. Setze Dich nicht wie ich außerhalb an ein Fenster, um als Unbeteiligter mitten ins Leben hineinzusehen. Das hält der Mensch nur so lange aus, wie er es aushält, und bis er sich ganz und gar verkriecht und Augen und Ohren zuhält.

„Das habe ich Dir sagen wollen, Claus Christian, und es wird sich bald genug zeigen, ob es Dir bestimmt war. Onkel Peter."



# Die Küstenfischer von Neufundland.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Wenn der Ozeanfahrer an den Bänken von Neufundland vorüberkommt, wird ihm unbehaglich. Urplötzlich ist der lachende blaue Himmel verschwunden und hat einem undurchdringlichen frostigen Nebel Platz gemacht, durch den schaurig das Nebelhorn des gewaltigen Dampfers heult — ununterbrochen. Solange von nirgendwoher Antwort kommt, rast der schwarze Riese mit unverminderter Schnelligkeit dahin. Aber sobald aus der Ferne das dumpfe Brüllen eines andern Nebelhorns schallt oder gar in der Nähe wehleidig die Tute eines einsamen Fischerbootes ertönt, als flehe es den Riesen an, es nicht in zwei Stücke zu schneiden, arbeiten die Maschinen mit halber Kraft. Dann heißt es, sich vorsichtig aneinander vorüberzutasten. Sonst ist die Katastrophe da. „Der Kirchhof des Atlantik" heißt die unheimliche Nebelgegend bei dem Schiffsvolk. Manches stolze Schiff ruht hier in der Tiefe, dem Nebel und Sturm und Untiefen oder gar ein Zusammenstoß den Garaus gemacht haben. So ruht hier die mächtige „Bourgogne" von der französischen Linie mit Mann und Maus. Kein Kreuz oder Stein vermag die Stelle zu künden. Daher sind die Wissenden an Bord eines Dampfers froh, wenn sie an Neufundland vorüber sind.

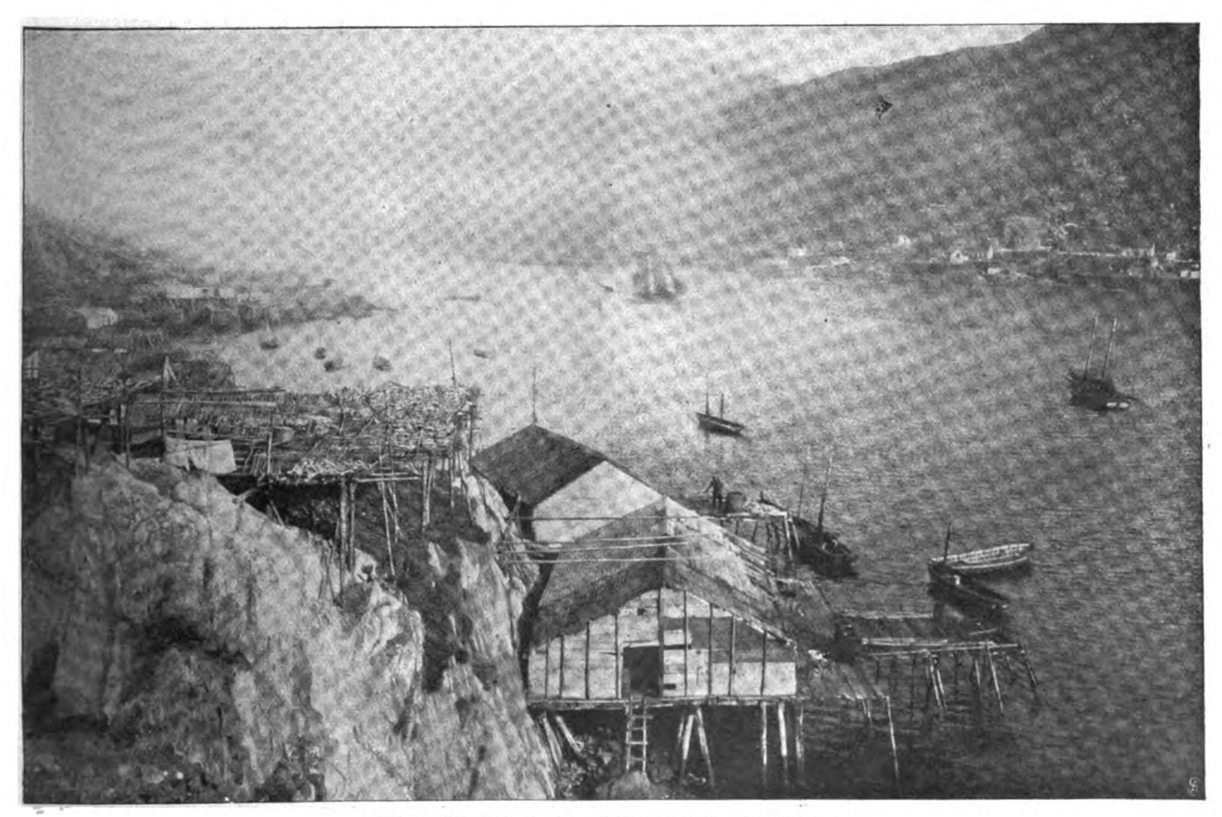
Und doch ist die Insel eins der wertvollsten Stücke Land, die es gibt, so wertvoll, daß sich ihretwegen England, Frankreich und die Vereinigten Staaten seit Jahrzehnten in den Haaren gelegen haben. Den Wert der Insel, die zu Kanada gehört, bildet die Fischerei. Im Jahr 1907 betrug die Ausfuhr für Dorsch (Kabeljau) 32 Millionen Mark, für Tran 4 Millionen Mark, für Robbenfelle 800 000 Mark, für Hummern in Büchsen 1 1/2 Millionen Mark. Die ganze Welt wird von Neufundland aus mit Fischkonserven versorgt. Franzosen wagen die Fahrt aus der Bretagne und Normandie, Amerikaner aus Gloucester in Massachusetts und Umgegend, um an der fetten Beute ihren Anteil zu haben. Wo fette Beute wartet, geraten die Beutemacher leicht in Streit. Nach einem Vertrag aus dem Jahr 1783 durften die Franzosen nur an einem Teil der Küste von Neufundland Fische einpökeln und ihre Boote verproviantieren. Durch das Abkommen vom Jahr 1904 verzichteten die Franzosen auf das Einpökeln, behielten aber das Fischerrecht an dem „französischen" Teil der Küste; ferner durften sie sich mit Köder versorgen und außer Dorsch auch Hummern fangen. Zwischen Amerikanern und Engländern-Kanadiern dauerten die Reibereien fort. Jetzt haben sich auch diese beiden Fischereiinteressenten durch ein Abkommen vom 6. September 1910 über die gegenseitigen Rechte endgültig geeinigt. Das Abkommen enthält 7 Punkte. Die wichtigsten davon sind die Punkte 1 und 2. Danach darf England-Kanada wegen der Neufundlandfischerei alle ihm nötig erscheinenden Gesetze ohne die Zustimmung oder Mitwirkung der Vereinigten Staaten erlassen. Ferner dürfen amerikanische Schiffe keinen Fischfang in den Buchten und Einschnitten der Insel im Bereich einer Linie von drei Seemeilen von der Küste betreiben. Diese Zugeständnisse der Vereinigten Staaten bedeuten einen großen Erfolg England-Kanadas, denn die übrigen Punkte (Befreiung von Leuchtturmabgaben und Zollförmlichkeiten für die Amerikaner, das Recht der Amerikaner, in neufundländisch-kanadischen Gewässern Handel zu treiben usw.) sind von minderer Bedeutung. Das englisch-kanadische und amerikanische Schiedsgericht hatte seit dem Mai des Jahres 1910 im Haag getagt. Es bestand aus je zwei von den beiden Ländern gewählten Mitgliedern, dem kanadischen Lord-Oberrichter Sir H. Fitzpatrick und dem niederländischen Minister de Savornin-Lohmann (für England), dem Oberrichter Gray aus dem Staat Delaware und dem argentinischen Minister L. Drago (für Amerika). Diese vier hatten den berühmten Wiener Professor Lamasch als Vorsitzenden ernannt. Ihnen schlossen sich eine Anzahl englisch-kanadischer und amerikanischer Vertreter an. Allgemeine Befriedigung hat der Geist des gegenseitigen Entgegenkommens und guten Willens hervorgerufen, der



Neufundlandfischerei: Das Netz mit der Beute.



Neufundländerin auf einem Schuppen zum Dörren der Fische.



Fischereistation an der Küste von Neufundland.

die Verhandlungen des Schiedsgerichts kennzeichnete. Die Tatsache wird als erneuter Erfolg des Haager Schiedsgerichts und überhaupt der Schiedsgerichtsidee für streitende Nationen begrüßt.

Niemand ist froher über die Beilegung der ewigen Fischereistreitigkeiten als die Neufundländer selbst. Sie sind geborene Fischer, die ihrem harten und gefahrvollen Beruf mit Leib und Seele ergeben sind. Von den etwa 220 000 Bewohnern der Insel leben ungefähr 55 000 nur vom Fischfang. Die meisten darunter sind Briten, der Rest, etwa 5000, Franzosen oder ihre Nachkommen. Sie verteilen sich hauptsächlich auf die Küstenstädte St. Johns, Harbour Grace, Carbonear oder Twillingate. Man darf nicht vergessen, daß Neufundland anfangs zu dem großen französischen Kolonialreich in Nordamerika gehörte, dessen Gründer die französischen Konquistadoren Samuel Champlain und La Salle waren und das nach dem englisch-französischen Krieg von 1754 im Frieden von Paris (10. Februar 1763) an England verloren ging. Auch einige Indianer sind auf Neufundland zu finden. Sie nennen sich die Micmac, bewohnten früher das Festland und führten von dort



Die Beute wird in Sicherheit gebracht.



Fischen bei Mondschein.



aus grausame Kriege gegen die indianischen Urbewohner Neufundlands, die Beothuc. Als im Jahr 1829 eine englische Gesellschaft sich bildete, um die unglücklichen Beothuc vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, stellte sich heraus, daß sie bereits ausgerottet waren. Nur ein einziger Schädel und einige Steingeräte im Museum von St. Johns geben von den Beothuc noch Kunde.

Der Fischfang wird von den Neufundländern auf zweierlei Art betrieben, entweder als Küstenfischfang oder Hochseefischfang. Der Hochseefischfang ist natürlich für alle Nationen frei, nach dem uralten völkerrechtlichen Grundsatz, daß das Meer als Beutegrund allen ohne Unterschied gehört. Sommer und Winter sind die Neufundländer auf dem Fischfang — bei Sonnenschein und Regen und Nebel und Eisgang, und wenn der Mond sich in der weiten, einsamen Flut spiegelt. Ihre Zeit der Ernte ist der Frühling, wo der Dorsch erscheint und in einer oft 50 Zentimeter dicken Schicht bei den Bänken lagert. Sie fischen bald mit schwimmenden, an Schnüren befestigten Angeln, für die sie als Köder einen kleinen lachsartigen Fisch benutzen, den Kapelin, bald mit Netzen. Im Winter ist der Heringsfang besonders lohnend. Selbst die Frauen leisten allerlei Handreichungen, um die schuppigen Schätze des Meeres zu bergen; zum Beispiel beim Ausbreiten der Fische auf den zum Dörren benutzten Schuppen.

Aber die Gefahren der See verlieren für diese verwegenen Gesellen ihre Schrecken. Sie ähneln den amerikanischen Kuhhirten. Was dem Kuhhirten im wilden Westen sein Broncho, das ist dem Neufundländer sein Boot. Wie Pferd und Kuhhirt im wilden Westen eins sind, so sind Boot und Fischer von Neufundland eins, bei gutem oder schlechtem Wetter. Von einem Skipper wird erzählt, daß er bei heftigem Sturm Segel und Masten über Bord gehen ließ, weil er gehört hatte, daß ihn die Mannschaft für zaghaft hielt und glaubte, er werde die Segel reffen. Gleich wagehalsig sind sie im Treibeis, wenn sie von einer Scholle zur andern springen. Einer dieser Wagehälse landete mit gebrochenem Schulterbein und einer klaffenden Wunde im Kopf, nachdem er zwei Winternächte und einen Tag hindurch im Schneesturm auf einer Eisscholle von 24 Fuß Umfang im Meer getrieben hatte. Ebenso waghalsig jedoch setzen sie ihr Leben aufs Spiel, wenn draußen ein Schiff in Not ist und es gilt, Mannschaft und Passagiere zu retten. Oft genug geschieht derlei in den gefährlichen Gewässern. Das beweisen die zahlreichen Schiffstrümmer an der Küste.

Dem Neufundländer ist die See die große Goldmine, die sich nie erschöpft. Und doch ist es wahrscheinlich, daß zu den Fischen bald noch andere, nicht minder wertvolle Einnahmequellen sich gesellen werden. Neufundland ist keineswegs nur ein ödes Eiland in Eis und Nebelschwaden. An den Flüssen dehnen sich weite Wiesenflächen, die zur Landwirtschaft einladen. Weite Wälder sind im Innern mit Birken, Weiß- und Schwarzfichten und Lärchenbäumen besetzt. Renntier, Biber, Wolf, Bär und Fuchs versprechen lohnende Jagd. Und das Gestein birgt Kupfer und Eisenerz, das reiche Ausbeute gibt. Der wachsende Handel ließ schon 1897 eine Eisenbahn entstehen, die von St. Johns durch das Innere nach der Südwestecke der Insel fährt. Doch scheint es, als ob diese Bahn noch herzlich unvollkommen ist und das Fahren darauf mehr für starkknochige Eingeborene als für zarte Touristen berechnet ist. Wenigstens ist das aus einer Anzeige der in St. Johns erscheinenden Zeitung zu schließen, die besagte: „Eine Dame, die auf dem Sonnabendzug in der Nähe von Holyrood seekrank wurde, hat ihr Gebiß verloren. Sie kann sich beim Bahnvorsteher von Holyrood melden und das Gebiß bei ihm in Empfang nehmen."

# Ferienwanderung unserer modernen Großstadtjugend.

Von Dr. med. L. Deppe, Dresden. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Mit einigem Stolz nennt unsere Zeit sich gern das soziale Zeitalter. In der Tat, viel geschieht für unsern im Lebenskampf schwächeren Bruder, sei es, daß Krankheit den sonst Gesunden erwerbsunfähig macht oder ein Unfall ihn schädigt, sei es, daß er als Krüppel oder Siecher von vornherein damit rechnen muß, ins Hintertreffen zu geraten. Viel geschieht für ihn, manche Stimmen meinen gar schon: zu viel geschieht, da infolge der ausgedehnten öffentlichen Fürsorge die Gefahr einer allgemeinen Willenschwächung drohe. Um so erfreulicher ist es, von Bestrebungen zu hören, die allerseits Anerkennung finden, obschon sie nicht Kranken und Geschwächten dienen, sondern Gesunden: der Jugend, der Zukunft.

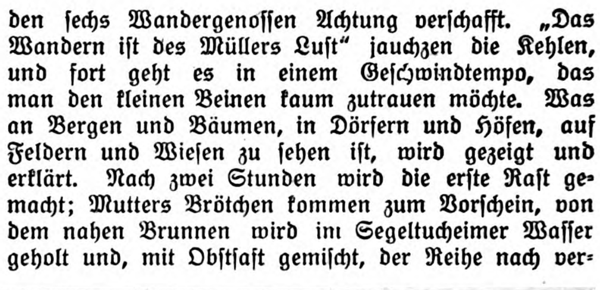
Die Ferienwanderung, als bewußte Organisation ein Kind der allerletzten Jahre, ist ein neues Freudenwort unserer Jungen und Mädchen geworden; es klingt ihnen daraus etwas entgegen, das an den Zauber der Weihnachtsglocken erinnert; es ist schwer, zu entscheiden, ob es mehr der erste oder der zweite Teil dieses Doppelwortes ist, das ihre Herzen höher schlagen läßt. Nicht zu leugnen ist es: in unsern Tagen des Reisens im Luftschiff und Auto wird das Wandern wieder modern! Heute, wo die Reise um die Erde sich bald in einem Monat „machen" läßt, greifen wir, als wollten wir uns auf unsere völkische Eigenart besinnen, wieder zum Wanderstab, um die eigene Heimat kennen zu lernen und nie geahnte Reize ihr abzulauschen. Das alte Wort Jahns ist zu neuem Leben erwacht: „Vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterland zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk, sonst stirbt es ab. Nichts gibt solch reinen Nachgeschmack und bleibenden Nachgenuß als die vaterländische Wanderschaft. Da wird alles zum Wonnegefühl, da ist alles im Einklang."

Was Wunder, daß auch unsere Jugend von diesem Gedanken gepackt wird! Die „Wanderträume der Jugend", wer von uns hatte sie nicht! Und wer wirkte nicht freudig mit, wenn es heißt, unserer Großstadtjugend, zumal der ärmeren und deshalb um so bedürftigeren, diese Wünsche verwirklichen zu helfen!



Unter dem Schlagwort „Ferienwanderung“ versteht man die organisierte Bestrebung, die darauf abzielt, unsere Volksschüler, die bisher ihre Ferien auf der Straße verbrachten, in dieser Freizeit auf froher Wanderschaft in die nähere und weitere Umgebung hinauszuführen. In einer Reihe von Städten, wie Berlin, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Dresden, sind entweder selbständig oder in Anlehnung an den Deutschen Verein für Volkshygiene schon Vereinigungen entstanden, die auf breiter Basis ein- und mehrtägige Wanderungen in planmäßiger Weise durchführen. Vom 29. bis 31. Oktober dieses Jahres findet in Dresden bereits der erste Kongreß für Ferienwanderungen — zunächst für Sachsen — statt; 1911, im Jahr der Internationalen Hygieneausstellung, wird die erste deutsche Tagung folgen.

Wie verläuft nun eine solche Ferienwanderung? Wollen wir — es ist wirklich eine Freude — an einem Wandertag teilnehmen! Früh sechs Uhr sammeln sich an die dreißig Kinder unter der Leitung eines Lehrers, des Führers, am bestimmten Platz in der Stadt, und fort geht's mit der elektrischen oder Eisenbahn dem Ausgangspunkt der Wanderung entgegen. Jedes Kind trägt seinen Hausrat im Rucksack mit sich, viel oder wenig, je nach den Wünschen des Magens und Mutters Fürsorge. Da die Kosten natürlich auf das mindeste beschränkt werden (die eintägige Wanderung erfordert je nach der Fahrt 10 bis 80 Pfennig, die mehrtägige täglich etwa 1,50 bis 2 Mark), so müssen die am Tag zuvor ausgeteilten Rohmaterialien (Abb. obenst.) zur Selbstbeköstigung mitgenommen werden. Doch ob auch der Rucksack drückt, die Augen leuchten vor Erwartung. Sobald wir am Fahrziel ankommen, wird in Reih und Glied zu dritt angetreten; je zwei Glieder unterstehen einem Knabenunterführer, dessen Armbinde ihm bei



den sechs Wandergenossen Achtung verschafft. „Das Wandern ist des Müllers Lust“ jauchzen die Kehlen, und fort geht es in einem Geschwindtempo, das man den kleinen Beinen kaum zutrauen möchte. Was an Bergen und Bäumen, in Dörfern und Höfen, auf Feldern und Wiesen zu sehen ist, wird gezeigt und erklärt. Nach zwei Stunden wird die erste Rast gemacht; Mutters Brötchen kommen zum Vorschein, von dem nahen Brunnen wird im Segeltucheimer Wasser geholt und, mit Obstsaft gemischt, der Reihe nach verteilt. Mit frischen und neuen Kräften geht es nach einer Stunde weiter über duftende Wiesen. Verbirgt auch die Sonne ihr Antlitz, so erstrahlen die Gesichter der Kinder um so heller, und weht auch der Wind, die alten lieben Wanderlieder machen uns das Herz warm. Das sehen wir auch an denen, die uns entgegenkommen: mit freudigem Lächeln lassen sie uns vorüberziehen, und lange noch blicken sie uns nach; es ist ihnen wohl zumute, als sei ihnen ein Stück ihrer eigenen Jugend begegnet. Nach abermals zwei Stunden wird zu Mittag gerastet, in einem Bauernhof oder auf einer benachbarten Wiese. Die freundlichen Leute bringen uns sogar warmes Wasser heraus, so haben unsere Kocher leichtere Arbeit (Abb. S. 1846). Die Linsen- und Erbsenkonserven mit untermischtem Fleisch wandern in die Kessel, und bald werden die Münder stiller. Mißtrauisch sahen anfangs die Kinder, besonders die Mädchen, dem Herrn Lehrer zu, doch schon nach der ersten Kostprobe gewähren sie ihm unbedingtes Vertrauen für die Zukunft. Nach solchem Marsch mundet es aber auch prächtig! Kaum reicht der Vorrat! (Abb. S. 1345). Noch eine halbe Stunde wird geruht, dann der Rucksack geordnet, alles Papier aufgelesen, und fort geht es wieder. Ein liebenswürdiger Zufall führt uns durch reiche Heidelbeerbüsche; an diesem Nachtisch vorüberzugehen, wäre sündhaft! Es wird die Weisung ausgegeben: „Erst einen Becher voll pflücken!“ Das



**Nachtisch im Walde.**



**Bei der Proviantausgabe.**

ist denn auch bald geschehen; sogar der Förster, der uns gerade überrascht, hilft mit und darf zum Lohn danach in unserm Kreis lagern und auf Kreuz- und Querfragen schelmisch antworten (Abb. S. 1844). Dann geht es weiter, heute aber nicht heim zur Stadt, nein, wir dürfen ja noch einen zweiten Tag wandern. Bald sind wir am Landgasthof angelangt, der uns für diese Nacht aufnehmen soll. Im großen Saal ist Stroh gelegt, und darüber sind Decken gebreitet. Der erste Anblick ruft bei manchem, dem Mutter daheim ein weicheres Lager bereitet, ein säuerliches Lächeln hervor; doch bald findet man es ganz behaglich. Die Rucksäcke liegen schon an jedem Bett, eine sorgfältige Waschung folgt, die Füße werden nachgesehen, die Strümpfe gewechselt, die leichten Turnschuhe angezogen, und dann kommt der Glanzpunkt des Tages: das warme Abendbrot! Noch ein Stündchen wird hinterher geplaudert und gesungen — das ganze Dorf ist ja zusammengeströmt — dann sucht jeder seine Lagerstatt auf, der Führer im selben Saal (er darf es nicht besser haben!), und bald umschweben selige Träume die stille gewordenen Kinder (Abb. untenst.). Am andern Morgen wird früh sechs Uhr geweckt, der eine hilft dem andern beim Waschen, Anziehen und Packen, die Stiefel putzt jeder sich selbst (Abb. nebenst.). Inzwischen hat der Wirt große Kaffeekannen und — leider zu kleine — Brötchen aufgestapelt, die jedoch nur noch ein kurzes Dasein genießen; dann geht's weiter mit flottem Schritt und fröhlichem Gesang immer voraus — „der Sonne entgegen"!

**Verteilung des Mittagessens.**



**Nachtlager im Landgasthof.** Oberes Bild: **Beim Stiefelputzen: „Blitzblank werden sie doch nicht!"**

So verläuft ein Wandertag, dessen einzelne Ereignisse sorgfältig in das Wanderbuch geschrieben werden, um Vater und Mutter erzählen zu können, und um selbst eine dauernde Erinnerung davonzutragen. —

Den Segen des Wanderns haben wir alle am eigenen Leib erfahren: wie das Wandern eine Befruchtung des ganzen inneren Menschen bedeutet. Rosegger, also einer, der etwas davon zu sagen weiß, spricht es einmal aus: „Mir sind in meinem Leben viele und mannigfaltige Freuden beschieden gewesen, aber zu den schönsten und reinsten gehören meine Fußwanderungen.“ Und wieviel tiefer und unmittelbarer noch empfindet das die Kinderseele! Eine neue Welt tut sich vor den erstaunten Augen auf!

„Und frische Nahrung, neues Blut
saug ich aus freier Welt!“

So erwacht die naive Freude an den Dingen in den Knaben und Mädchen. Die Stadtkinder sind ja für die Schönheiten der Natur weit empfänglicher als der Bauernbub, dessen Sinn mehr auf ihre Nützlichkeit gelenkt wird. Und nun kommen sie, die oft noch kein Getreide blühen sahen, die nicht wissen, wie der Wald und die Wiese lebt, der Natur so nahe; sie schauen alles mit eigenen Augen, und wenn sie auch von gar manchem die Namen nicht wissen, so fühlen sie — noch unbewußt, doch selbständig — die Natur in ihrer wirklichen echten Größe. Sie kosten etwas von dem „Naturgefühl“ und lernen sich als einen Teil des Naturganzen empfinden. Es ist ein Stück „Rückkehr zur Natur“, das sie erleben. — Indem sie die Natur um ihrer selbst willen verehren und ihre Schönheit kennen und lieben lernen, werden sie der Heimat froh, und so erwacht in ihnen die rechte Vaterlandsliebe zu unverlierbarem Besitz.



**Abkochen im Freien.**

„Wandern heißt, auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören“, sagt Riehl in seinem Wanderbuch. Ja, Selbständigkeit und Selbstgefühl werden geweckt: mancherlei Schwierigkeit und Mühsal müssen auch unsere jungen Wanderer schon überwinden, sie müssen in das Ganze sich einfügen und doch gleichzeitig ihr kleines Selbst im gegenseitigen Verkehr behaupten lernen. Aufrichtigkeit gegen sich und die andern ist dem Wanderer ebenso vonnöten wie treues Kameradschaftsgefühl und Aufopferungsmut. Und darüber waltet ein fester Wille und ein froher Sinn, der alles leicht und gern erträgt; denn wie Jahn in seinem Deutschen Volkstum sagt: „Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist, Menschenliebe.“

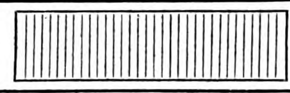
Und in welch neues Verhältnis treten Lehrer und Schüler zueinander! Mit einem Schlag werden sie als gleiche Weggenossen zu Freunden, die ein Vertrauensverhältnis verbindet auf Grund gemeinsamen Erlebens. — Von dem erziehlichen Anschauungs- und Naturgeschichtsunterricht als „Wandergewerbe“ ganz zu schweigen.

Auch den hygienischen Wert des Wanderns wollen wir nur erwähnen: den Daueraufenthalt in frischer Luft, die kräftigende erhöhte Herztätigkeit, die anhaltende Leistung der Muskeln und der Lungen, kurz die Durcharbeitung des ganzen Körpers und ihre Wirkung: wie der Appetit sich hebt, die Verdauung sich regelt, der Stoffwechsel bedeutend gesteigert wird und fester Schlaf zu neuer Anstrengung stärkt. — Wir in Dresden haben die Kinder, die für mehr als fünf Tage hinauszogen, vorher und nachher gleichzeitig gemessen und gewogen und durften eine so hohe Zunahme des Körpergewichts feststellen, daß wir erst noch weitere Untersuchungen abwarten wollen, ehe wir selbst an diese unsere Zahlen zu glauben vermögen.

So verstehen wir es, wenn Schwindrazheim von „unbegrenzten Segensmöglichkeiten“ des Wanderns spricht. Es sind in der Tat „Zukunftskeime“, die wir mit der Ferienwanderung in unsere Volksschuljugend legen, Zukunftskeime, die unsere Hoffnungen nicht täuschen dürften. Wohl wird ein großes Stück Arbeit in bewundernswürdigem Idealismus gerade von unseren Volksschullehrern auf diesem Gebiet geleistet: führten doch unsere Dresdner Lehrer allein in diesem Jahr bis jetzt schon an 12000 — zwölftausend! — Volksschulkinder hinaus! Und doch, wie klein muß uns diese Arbeit dünken gegenüber dem Segen, den sie schafft. Wer wollte an solcher Arbeit nicht gern teilnehmen! Ist es doch, wie Breuer sagt, nichts weiter als ein bißchen einsichtige Jugendliebe, ein bißchen guter Wille, und wir werden gesunde, fröhliche und dankbare Jungen haben, deren höchste Sehnsucht es bleibt, hinauszuwandern in unser schönes deutsches Vaterland. Und wer müßte sie nicht lieben um dieser Sehnsucht willen.



# Bilder aus aller Welt.





Atel. Elisabeth.

**Prof. Richard v. Hertwig,**
der neue Rektor der Universität München.



Phot. Fritsch.

**Eine Eheschließung im Hause Metternich.**
Graf Gisbert Wolff-Metternich und seine Gemahlin Claire Wallentin.



**J. Rheinboldt,**
der neue badische Finanzminister.



**Das neue Stadttheater in Freiburg i. B.**

In Wien vermählte sich vor kurzem Graf Gisbert Wolff-Metternich mit Fräulein Claire Wallentin, Mitglied der neuen Wiener Bühne. Die Gräfin Metternich-Wallentin wird zunächst ihrer Bühnentätigkeit noch nicht entsagen.

Zum Finanzminister in Baden wurde Josef Rheinboldt ernannt. Er ist seit langen Jahren im Reichsdienst tätig und gilt vor allem als gründlicher Kenner der finanziellen Beziehungen des Reichs zu den Einzelstaaten.

In Anwesenheit des Großherzogpaares von Baden wurde kürzlich das neuerbaute Stadttheater in Freiburg i. B. eröffnet. Der stattliche Bau, der vier Millionen gekostet hat, faßt 1125 Sitzplätze.

Vor wenigen Tagen trat der neugewählte Rektor der Münchner Universität Professor Richard von Hertwig sein Amt an. Hertwig vertritt seit 25 Jahren das Fach der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Hochschule der bayrischen Hauptstadt.



**E. Rottner,**
der neue Vizedirektor der Internationalen Bureaus des Weltpostvereins.



**Sophus Bauditz,**
bekannter dänischer Schriftsteller, feierte seinen 60. Geburtstag.




Hofphot. O. Hertel.

**Das enthüllte Clemens Winkler-Denkmal in Freiberg i. S.**



Phot. Dührkoop.

**Käthe Hyan. Zu ihrem Vortragsabend: „Lieder aus alter Zeit."**

der Grafen Baudissin an. Seine von einfacher Natürlichkeit und echter Liebenswürdigkeit getragenen Romane und Erzählungen sind durch köstlichen Humor, Heimatliebe und Begeisterung für das edle Weidwerk ausgezeichnet, die sich wie ein roter Faden durch alle seine Werke hinzieht. Auch auf der Bühne hat sich Bauditz mit großem Erfolg versucht.

Für den hervorragenden früheren Lehrer der Freiberger Bergakademie Prof. Clemens Winkler wurde ein von Prof. Seffner entworfenes Denkmal unter zahlreicher Beteiligung der Behörden und Bergakademiker feierlich enthüllt.

Demnächst gibt in Berlin Käthe Hyan einen Vortragsabend, an dem sie Lieder aus alter Zeit zur Laute singen wird.

Zum Hofkapellmeister in Mannheim wurde Felix Lederer ernannt. Bisher war der geschätzte Musiker in Bremen tätig.

Einer der bedeutendsten Violinvirtuosen Professor Edmund Singer in Stuttgart beging kürzlich in voller Frische seinen 80. Geburtstag.

Zum Vizedirektor des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins in Bern wurde E. Rottner gewählt; er war bisher als Vorsteher des deutschen Postamts in Konstantinopel und Leiter des gesamten deutschen Postwesens in der Türkei tätig.

Seinen 60. Geburtstag beging vor wenigen Tagen einer der vielgelesensten und talentvollsten dänischen Schriftsteller Professor Sophus Bauditz, Oberschulrat von Kopenhagen. Der Jubilar gehört dem alten, aus der Lausitz stammenden Geschlecht

In Westend bei Berlin ist ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Sanatorium erbaut worden. Die für Nervenleidende und Erholungsbedürftige bestimmte Anstalt gliedert sich an die seit Jahren bestehende Anstalt Dr. Weilers an.

In Nr. 38 der „Woche" brachten wir ein Porträt des Herrn Ulrich von Oertzen-Remlin. Wir bemerken berichtigend, daß der genannte erst am 6. Dezember seinen 70. Geburtstag begeht.

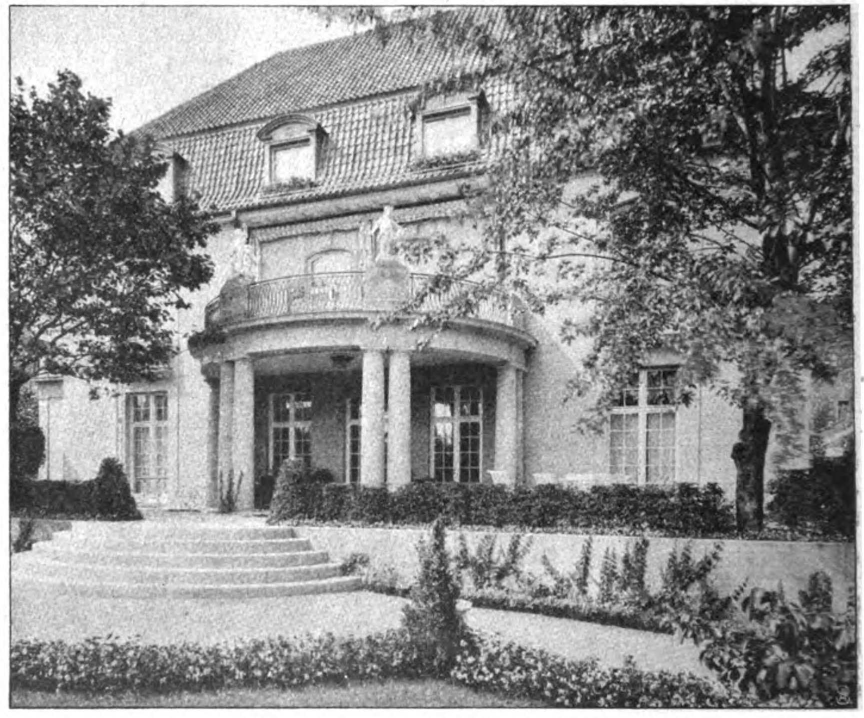


Hofphot. Tillmann-Matter.

**Hofkapellmeister F. Lederer**
wurde nach Mannheim berufen.



**Prof. Ed. Singer,**
berühmter Violinspieler, feierte seinen 80. Geburtstag.



**Das neuerbaute Kurhaus Westend in Westend bei Berlin.**
Gartenfront. — Phot. Zander & Labisch.

**Schluß des redaktionellen Teils.**

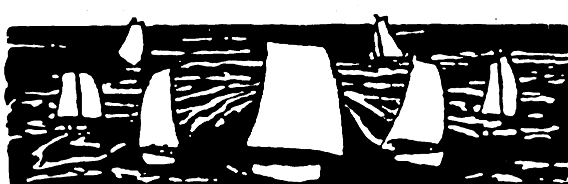


# DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 29. Oktober 1910. 12. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 44.





## Die sieben Tage der Woche.

### 20. Oktober.

Die Justizkommission des Reichstags lehnt mit Stimmengleichheit die in der neuen Strafprozeßordnung vorgesehene Einschränkung der Oeffentlichkeit bei Beleidigungsprozessen ab.

Aus Athen wird gemeldet, daß Venizelos ein neues Ministerium gebildet hat.

Der am Gordon-Bennett-Rennen beteiligte deutsche Ballon „Harburg“ geht aus 6000 Meter Höhe zwangsweise auf den Nipissingsee in Ontario nieder. Der Führer Leutnant Vogt bleibt unverletzt, sein Begleiter Aßmann bricht den rechten Arm.

### 21. Oktober.

Halbamtlich wird bekannt gegeben, daß die deutsche Regierung prinzipiell ihr Einverständnis mit dem englischen Vorschlag erklärt hat, nach dem die Mächte bei der Anerkennung des neuen Regimes in Portugal gleichmäßig vorgehen sollen.

Das Karolinische Institut in Stockholm spricht den Nobelpreis für Medizin dem Professor der Physiologie Dr. Albrecht Kossel (Portr. S. 1864) in Heidelberg zu

### 22. Oktober.

Die Kaiserin vollendet ihr 52. Lebensjahr.

In London stirbt im 42. Lebensjahr Fürst Franz von Teck (Portr. S. 1858), der Bruder der Königin von England.

In Köln wird der Vertretertag des Reichsverbandes der Jungliberalen Vereine eröffnet.

Die Pforte erhebt bei dem Auswärtigen Amt in London Vorstellung wegen des englischen Versuchs, in Um el Kair am Persischen Meerbusen eine Kohlenstation zu erwerben.

### 23. Oktober.

Der neue griechische Ministerpräsident Venizelos reicht die Entlassung des Kabinetts ein, die jedoch vom König Georg abgelehnt wird.

Brasilien erkennt die Republik Portugal an.

In Konstantinopel beschließt eine von Türken und Persern zur Besprechung der Vorgänge in Persien einberufene Versammlung, ein Huldigungstelegramm an Kaiser Wilhelm II. abzusenden.

In Bangkok stirbt, 56 Jahre alt, der König Chulalongkorn von Siam. Sein ältester Sohn Maha Wajirawudh wird als sein Nachfolger proklamiert (Portr. S. 1858).

### 24. Oktober.

Das Kaiserpaar reist mit der Prinzessin Viktoria Luise nach Brüssel, um den Besuch des belgischen Königspaars vom Frühjahr zu erwidern.

Die Zentralvereinigung deutscher Vereine für Handel und Gewerbe hält in Berlin ihre Generalversammlung ab.

Die griechische Kammer erteilt Venizelos ein Vertrauensvotum, das dem Ministerium das Verbleiben im Amt ermöglicht.

Im Golf von Neapel richten Wolkenbrüche und Wirbelstürme große Verheerungen an (Abb. S. 1861).

### 25. Oktober.

In Brüssel tauschen der Kaiser und König Albert von Belgien bei einer Galatafel herzliche Trinksprüche aus.

Bei der Flugwoche in Magdeburg stürzt der Wrightflieger Oberleutnant a. D. Menke ab und bleibt auf der Stelle tot.

Die griechische Nationalversammlung wird aufgelöst, da dem Ministerpräsidenten Venizelos das Vertrauensvotum, das ihm ein Teil der Abgeordneten unter Vorbehalt erteilt, nicht genügt.

### 26. Oktober.

Nach einem Vorschlag des französischen Verkehrsministers Millerand soll der Wiederholung eines Eisenbahnerstreiks durch Errichtung von Schiedsgerichten vorgebeugt werden.

Der König von Italien reist zum Besuch der von dem Unwetter heimgesuchten Gegenden nach Neapel ab.

## Nicht von Amerika nach Europa, sondern von Europa nach Amerika!

Von Prof. Dr. W. Köppen, Hamburg, Seewarte.

Am Morgen des 15. Oktober ist Wellman aus Neuyork nach Ostnordost abgeflogen, in der Absicht, eine Strecke von etwa 4800 Kilometer zurückzulegen, und am Morgen des 18. ist er etwa 780 km südöstlich von Neuyork vom Dampfer „Trent“ unter Preisgabe des Ballons gerettet worden. Man muß also wohl von einem vollständigen Mißlingen dieses ersten Versuchs einer Ueberfliegung des Atlantischen Ozeans reden, und man kann von Glück sagen, daß trotz dieses Abdrängens des Luftschiffes aus dem großen Dampferwege auf einen minder befahrenen Teil des Ozeans alle Teilnehmer der abenteuerlichen Fahrt wohlbehalten heimgekehrt sind.

Aber das Mißgeschick Wellmans beweist nicht, daß das Ueberfliegen des Atlantischen Ozeans auch dann unmöglich sei, wenn Ort, Zeit und Hilfsmittel sorgfältiger gewählt werden, als dies von seiner Seite geschehen ist.

Bekanntlich erstrecken sich zwischen dem Aequator und Island fünf Windgürtel über den Atlantischen Ozean: 1. der Gürtel der Windstillen und Regen in der Nähe des Aequators; 2. der Gürtel der stetigen, im östlichen Teil aus Nordost, im westlichen ungefähr aus Ost wehenden Passatwinde; 3. das Gebiet unbestimmter Winde und Stillen in den sogenannten Roßbreiten südlich der Azoren; 4. der Gürtel veränderlicher, aber vorwiegend westlicher Winde, der von den Vereinigten Staaten nach Mitteleuropa hinüber-

reicht; 5. endlich der von Labrador zum Nordkap sich erstreckende Haupttummelplatz der barometrischen Minima mit rasch wechselnden Winden aus allen Richtungen.

Nicht nur der Wind, sondern auch der ganze Charakter des Wetters in diesen Gürteln ist sehr verschieden. In dem 4. Gürtel, in dessen Mitte etwa der große Dampferweg zwischen dem Kanal und Neuyork verläuft, ist das Wetter ungefähr so, wie wir es zur Genüge in Norddeutschland genießen: fortwährende Wechsel in der Stärke und Richtung des Windes, wenn auch die westlichen Winde über die östlichen überwiegen, und ebensolche Wechsel zwischen Tagen — oder Gruppen von Tagen — mit Regen oder Sonnenschein. Nur ist auf dem Ozean der Wind durchschnittlich bedeutend stärker, die Stürme sind häufiger, und im Winter ist das Wetter erheblich wärmer und regnerischer als bei uns.

Ganz anders in der Mitte des Passatgürtels. Hier weht tagaus, tagein ein mäßiger, in seiner Richtung selten mehr als 20° vom Durchschnitt abweichender Wind mit teils blauem Himmel, teils kleinen Haufenwolken, die nur gelegentlich größer werden und einen kleinen Regenschauer herabsenden. Stürme sind in diesem Gürtel äußerst seltene Erscheinungen. Ausnahmsweise, namentlich im Winter, erreicht der Passat für einige Stunden stürmische Stärke; aber nur in den Monaten August bis Oktober — sehr selten auch Juli und November — kommen schwere Wirbelstürme, die sogenannten westindischen Orkane, in dieser Zone vor; März bis Mai sind gänzlich sturmfrei. Dieser Gürtel erstreckt sich von der Sahara über Westindien bis nach Mexiko. Nicht umsonst haben die alten spanischen Seefahrer das Meer zwischen den Kanarischen Inseln und den Antillen wegen seines sanften Charakters el golfo de las damas genannt.

Diese westindischen Wirbelstürme haben die Eigentümlichkeit, daß sie innerhalb der Tropenzone westwärts ziehen, aber mit Annäherung an den Wendekreis sich nordwärts wenden und darauf mit Eintritt in die gemäßigte Zone nach Nordost umbiegen. Ein solcher Wirbelsturm ist ja, den Zeitungsnachrichten zufolge, auch gerade in den Tagen des Wellmanschen Fluges sehr plötzlich über Westindien erschienen und hat mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit eine Bahn dieser Art über Kuba und die südlichen Staaten hinweg verfolgt. Beinah wäre Wellman selbst in diesen Orkan gelangt. Der Verlauf der Witterung in jenen Gegenden wird sich für uns freilich erst im Anfang November, wenn die Beobachtungen von deutschen Dampfern dieser Fahrt und die amerikanischen Wetterkarten hier eingelaufen sein werden, ausreichend überblicken lassen; es hat aber den Anschein, als ob der starke Nordostwind, der das Luftschiff so weit aus seinem anfänglichen Kurs geführt hat, einem Ausläufer der größeren Depression angehört hat, in der wie gewöhnlich der orkanartige Sturmwirbel selbst nur einen kleinen Raum einnahm. Der Oktober war also ein schlecht ausgewählter Monat, um so mehr, als in ihm neben den seltenen Westindia-Hurricanes selbst auch die viel häufigeren gewöhnlichen Stürme der beginnenden kalten Jahreszeit auf dem großen Dampferweg zu erwarten waren. Auf weit ruhigere Verhältnisse hätte Wellman auf diesem Weg im Juni und Juli rechnen dürfen. Auch April und Mai hätten ihm wenig Wahrscheinlichkeit für Sturm geboten, aber diese letzteren Monate würden wegen der häufigeren Ostwinde auf einem Teil des Weges unzweckmäßig gewesen sein. Stürmischer Wind ist zwar für einen Luftballon, solange er völlig frei fliegt und keine elektrischen Entladungen zu befürchten sind, von keinem Belang, ja ein Sturm in der günstigen Richtung könnte die Reise abkürzen; aber wenn man wie Wellman durch sein Schleppseil mit dem Meer in Verbindung bleibt, so macht sich der Zustand der See auch dem Luftfahrer sehr bemerkbar; und wenn auch dessen Ausbildung zum vielgenannten „Equilibrator“ recht unglücklich gewesen ist, so wird dieser Zusammenhang doch wohl auch bei andern Dauerreisen auf dem Ozean erstrebt werden und darum eine möglichst glatte See immer eine sehr wertvolle Bedingung für die Behaglichkeit dieser Reise sein. Außerdem aber sind Stürme fast immer von starken Aenderungen der Windrichtung und wohl auch von auf- und absteigenden Luftbewegungen begleitet, die alle eine Dauerfahrt sehr erschweren oder einem schlechten Ende zuführen müssen.

Indessen auch im Juni und Juli würde der nördliche Weg im Gebiet der vorwiegend westlichen Winde nicht entfernt das Maß von Sicherheit dargeboten haben, das die Passatroute bietet. Diese führt aber, da es sich um östliche Winde handelt, nicht von Amerika nach Europa, sondern von Europa bzw. Nordafrika nach Amerika. Diesen Weg will ein, soviel mir bekannt, halb amerikanisches, halb deutsches Unternehmen einschlagen, dessen Leiter Herr Joseph Brucker zurzeit in München wohnt. Die Fahrt sollte mit einem eigens dazu erbauten Luftschiff schon in diesem Jahr stattfinden, wurde aber dann wegen Herannahens der Orkansaison bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben. Als Ausgangspunkt ist die Insel Teneriffa in Aussicht genommen. Die Entfernung von da bis zur Inselkette der Kleinen Antillen ist ungefähr die gleiche wie von Neuyork nach England — rund 4800 km; es liegt aber die Fortsetzung der Reise über die Großen Antillen nach den Vereinigten Staaten im Plan. Natürlich kann dieser zweite Teil der Luftfahrt je nach den Umständen länger oder kürzer gemacht werden, weil sich hier überall Gelegenheit zur Landung bietet, während in dem ersten Teil die Reisenden ganz auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen sein werden, da sie, wenigstens westlich vom 40° w. L., einen einsamen Meeresraum zu überfliegen haben.

Ueber die Windverhältnisse dieses Meeresteils gibt die große sogenannte „Quadrat-Arbeit“ der Seewarte eingehende Auskunft. Bei deren Durchsicht bemerken wir leicht, daß Frühling und Sommer die günstigsten Jahreszeiten für ein solches Unternehmen sind, da der Nordostpassat dann am stetigsten und Gegenwinde und Stürme und Gewitter auf dieser Route dann, wenigstens bis zur Julimitte, so gut wie ausgeschlossen sind, außer etwa in der nächsten Nähe der westindischen Inseln. Die geringe Bewölkung gestattet fortdauernde genaue Ortsbestimmung. Von Teneriffa bis Guadeloupe kann auf Mitwind von einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 6 bis 7 Meter in der Sekunde, also 21 bis 25 Kilometer in der Stunde gerechnet werden. Rechnet man bei einem Motorluftschiff wegen seiner Eigenbewegung alle Winde, die nicht mehr als 56 Grad von der gewünschten Fahrtrichtung abweichen, als Mitwinde, so kann man im Mai auf der Mitte des Ozeans 92 Prozent solcher Winde erwarten, also 92 gegen 8 oder 11 gegen 1 wetten, daß man es mit solchen Winden zu tun haben werde. Auf der von Wellman beabsichtigten Route waren im Oktober nur etwa 34 Prozent solcher Winde zu erwarten, konnte man



also nur 1 gegen 2 auf „Mitwind“ in diesem Sinn setzen. Dabei ist auf der Passatroute im Mai noch nie Sturm und nur in 1 Prozent der Stunden Regen aufgezeichnet worden, soweit das Material der Seewarte reicht, während auf jener nördlichen Route im Oktober schon 10 Prozent aller Winde stürmische Stärke haben und 14 Prozent der Stunden Regenstunden sind.

In den Monaten Oktober bis Januar sind die Verhältnisse im östlichen Teil des Ozeans nicht ganz so günstig. Denn in diesen Monaten treten zwischen den Azoren und den Kanarischen Inseln zuweilen Depressionen auf, die ihren Ort während einer Reihe von Tagen behalten, und in deren Südhälfte dann an Stelle des Passats westliche Winde bis in die Nähe der Kapverden angetroffen werden, so daß das Passatgebiet in diesen Fällen auf einen schmalen Streifen südlich von 15 Grad Breite einschrumpft. Hier sind Mai und Juni die günstigsten Monate. Allein in Westindien ist im Mai schon die Regenzeit eingetreten, mit starken Güssen und häufigen Gewittern, so daß diese Monate dort vermieden werden müssen. Anderseits sind freilich für das weitere Vordringen über die Großen Antillen nach den Vereinigten Staaten diese Monate in bezug auf die Windrichtung bedeutend günstiger als der Winter, da in ihnen dort südöstliche Winde je weiter nach 35 Grad Breite zu immer häufiger wehen, während im Winter die Richtung des Passats auch hier nordöstlich ist, bis er nördlich von 25 Grad unstetig wird und jenseit einer Zone von ganz unbestimmten Winden, etwa bei 30 Grad, veränderliche westliche Winde beginnen. Man könnte also in diesem Teil der Reise im Mai mit bedeutend größerer Sicherheit auf Mitwind rechnen als im Februar. Denn das eingangs unter 3 genannte Gebiet unbestimmter Winde an der Nordgrenze des Passats, das im Winter als Band von Kontinent zu Kontinent reicht, beschränkt sich im Sommer auf die Mitte des Ozeans und wird im Westen von südlichen, im Osten (bei Portugal) von nördlichen Winden begrenzt.

Alles in allem sind also März und April wohl als die günstigsten Monate für eine Luftschiffreise von den Kanarischen Inseln nach der Mississippimündung zu betrachten.

Mit der angenommenen Geschwindigkeit von 25 Kilometer in der Stunde wird das Luftschiff auch ohne Motorkraft 600 Kilometer am Tag zurücklegen; für die Strecke von 4800 Kilometer bis zu den Kleinen Antillen würde es also acht Tage gebrauchen. Mit Hinzunahme des Motors wird sich diese Zeit wohl, trotz gelegentlicher Schwankungen in der Richtung und Geschwindigkeit des Windes, auf sechs bis sieben Tage herabmindern. Unter teilweise schrecklichen Umständen haben Wellman und seine Begleiter drei Tage im Luftschiff ausgehalten; unter den so viel günstigeren Verhältnissen des „Damenmeers“ wird wohl die doppelte Zeit keine zu schwierige Aufgabe sein. Es scheint, daß Portoriko als erste Station in Aussicht genommen ist, was höchstens einen Tag mehr bedeuten kann. Den Gewinn an Schnelligkeit durch den Motor braucht man gar nicht hoch zu veranschlagen; die entscheidende Bedeutung des Motors liegt in der Möglichkeit, unter einem Winkel mit der Windrichtung fortzuschreiten und so sein Ziel wählen zu können, statt als willenloses Objekt jeder Laune der Luftströmung preisgegeben zu sein. Dazu genügt in diesem Fall eine sehr mäßige Eigengeschwindigkeit, eine viel kleinere, als ein Luftschiff haben muß, das in unseren veränderlichen starken Winden imstande sein soll, zu seinem Aufstiegsort zurückzukehren. Mit Recht haben daher sowohl Herr Wellman als Herr Brucker eine bedeutend kürzere, gedrungene Form des Ballonkörpers gewählt, als sie bei den bekannten europäischen Systemen üblich ist: die Länge beträgt bei ihr nur etwa das Vierfache des größten Durchmessers. Die Tragkraft und die Steifheit des unstarren Luftschiffs ist bei dieser Form viel größer als bei der Zigarren- oder Bleistiftform. Es sind auch keine sehr starken, wohl aber durchaus zuverlässige Motoren — zwei sind in Aussicht genommen — notwendig.

Es wird sehr interessant sein, eine eingehende und möglichst zuverlässige Beschreibung der Erfahrungen zu erhalten, die an Bord des Wellmanschen Luftschiffs in diesen 69 Stunden gemacht worden sind. Freilich wird ihre lehrreiche Bedeutung schon dadurch sehr eingeschränkt, daß anscheinend keine verläßlichen Ortsbestimmungen gelungen sind, so daß der Weg des Luftschiffs nicht sicher festzustellen ist.

Ein Luftschiff, das zu seiner Beförderung den Passat benutzen will, wird guttun, sich nicht zu weit von der Meeresoberfläche zu entfernen. Denn die Höhe des Passats ist, namentlich in seinem östlichen Teil, keine sehr große; er reicht durchschnittlich nur bis etwa 1000 Meter Höhe und verliert oft schon in viel geringerer Höhe seine Stetigkeit. Die Lufttemperatur, die in 500 Meter Höhe meist vier bis fünf Grad kühler ist als an der Meeresoberfläche, nimmt weiter oben gewöhnlich wieder um einige Grade zu, wobei die Luft sehr trocken wird. Wir verdanken diese Tatsachen den Expeditionen auf den Schiffen „Princesse Alice“ und „Otario“. Weiter im Westen reicht der Passat höher hinauf. Hier hat Hergesell von einem deutschen Kriegsschiff einige interessante Ballonaufstiege angestellt, und ein Assistent von ihm wird demnächst weitere auf einem andern anstellen. In allen diesen Dingen befinden wir uns noch ganz im Anfang der Untersuchungen, und noch viele wichtige Fragen sind zu lösen.

In bezug auf die Technik sowohl der Ausrüstung als der Navigation von Luftschiffen über dem Meer wird diese Reise gewiß viel Lehrreiches bringen. Als Gondel bekommt das Luftschiff ein seetüchtiges Motorboot von zehn Meter Länge mit aufklappbarem Mast. Hoffentlich werden alle Einrichtungen mit deutscher Gründlichkeit nicht nur vorbereitet, sondern, soweit irgend angängig, auch erprobt werden; bei Wellman war dies, soweit bekannt, nicht der Fall. Daß der erste Versuch eines vieltägigen Ueberseeflugs in einem Klima gemacht wird, das ihm die möglichst geringsten Schwierigkeiten entgegenstellt, ist gewiß ein richtiges Prinzip. Bedenken bietet die starke Sonnenstrahlung am Tag und Ausstrahlung bei Nacht wegen des damit verbundenen Temperaturwechsels des Gases. Vielleicht ist es möglich, dadurch, daß man das Ballonett am Tage mit kühler Außenluft, in der Nacht aber mit am Motor vorgewärmter Luft füllt, diesem Uebelstand entgegenzuwirken.

Hoffen wir denn, daß auf der gleichen Bahn, auf der einst der Wind die Karavellen des Columbus der Neuen Welt entgegentrug, er nun das neuste Hilfsmittel des seitdem so ungeahnt gewachsenen Verkehrs durch die Lüfte den gleichen, nunmehr bekannten und gastlichen Gestaden entgegentragen wird.



# Friedrich Haase.

Von Prof. Dr. Karl Frenzel. — Hierzu die Abbildung auf Seite 1864.

Friedrich Haase feiert am 1. November seinen 85. Geburtstag. Für die jüngere Generation ist er nur noch ein berühmter Name. Aber bei allen denen, die mit ihm jung waren und alterten, erweckt der Tag die Bilder behaglichster und unvergeßlicher Stunden und ruft eine der liebenswürdigsten und originellsten Erscheinungen unserer Bühne wieder fröhlich herauf. Er ist ein echtes Berliner Kind, im Schloß geboren, im Liebhabertheater der Urania — der urwüchsigen und eigenartigen Schöpfung des Berliner Theaterenthusiasmus früherer Tage — aufgezogen, mit unseren Bühnen eng verwachsen, ein Ruhm unserer Stadt. Ich bin sein Zeitgenosse und gehöre zu den wenigen, die ihn hier noch in dem alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, das seit 1883 das Deutsche heißt, in dem Glanz und der Frische seiner Jugend im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Thorane in Gutzkows Lustspiel „Der Königsleutnant" gesehen haben. In dieser Rolle ist er für mich auch im Jahr 1891 im Lessing-Theater von der Bühne entschwunden. Thorane ist eine der Gestalten, die untrennbar mit Haases Persönlichkeit in der Theatergeschichte verbunden bleiben wird. Gerade wie der alte Graf Klingsberg in Kotzebues bekanntem Lustspiel „Die beiden Klingsberg" und der Marquis in Sandeaus Komödie „Das Fräulein von Seiglière". Denn sie waren eben nicht nur vollendete Bühnenfiguren, sondern Menschen von Fleisch und Blut, Friedrich Haase, wie er leibte und lebte, in dem Kostüm, das ihm die Dichter gegeben. Vierzig Jahre lang habe ich ihn so in den verschiedensten Rollen auf den verschiedensten Bühnen unserer Stadt gesehen und den Vorzug gehabt, ihn etwa anderthalb Jahre hindurch 1869 und 1870 im Ensemble unseres Königlichen Schauspiels beobachten zu können. Nur in einem solchen dauernden Zusammenhang mit einer festbegründeten Theatergesellschaft, in dem Rahmen ihrer Traditionen und Gewohnheiten, in dem Einerlei des Alltags lernt man einen Schauspieler wirklich in seinen Vorzügen und Schwächen kennen, wägen und schätzen, nicht in einem kurzen Gastspiel, in dem er naturgemäß immer die erste Geige spielt und alles, bis auf die Atmosphäre des Hauses, auf die Blendung des Publikums eingerichtet ist.

Friedrich Haase jedoch bestimmten der angeborene Wandertrieb und die Besonderheit seines Talentes zum Gastspieler. In der Jugend waren Weimar, Koburg, St. Petersburg und Frankfurt a. M. zu klein für seinen Ehrgeiz, in den älteren Jahren war er längst zu eigenwillig und selbstherrlich geworden, um sich dem unholden Zwang des Repertoires zu fügen. Aus der Stellung an unserm Königlichen Schauspielhaus befreite ihn die Berufung zum Direktor des Leipziger Stadttheaters 1871. Hier, wo er der Herr war und nicht nur als Leiter, sondern auch als die hervorragendste schauspielerische Kraft der Bühne stets im Vordergrund blieb, hielt er es eine Reihe von Jahren aus. Aber schon 1878 finden wir ihn wieder auf der Wanderschaft. Seine Teilnahme an der Gründung des Deutschen Theaters unter Adolf L'Arronge 1883 vermochte den inneren Drang des Virtuosen nach Unabhängigkeit auch nicht lange zu bändigen: schon nach wenigen Monaten verließ er die Gesellschaft. Er fühlte sich auf der Bühne eben nur wohl und sicher und heimisch, wenn er im voraus wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren. Obgleich er eine außerordentliche Fülle von Rollen, von Hamlet und Richard III. an bis zu einem armen Schulmeister und Bittsteller in irgendeinem einaktigen Stück, das nur durch ihn lebte, mit gleicher Meisterschaft beherrschte, war doch der Kreis von Figuren, die seinem Talentwahl verwandt waren, nicht allzu groß. Ich weiß nicht, ob er mir jetzt noch wie früher grollt, daß ich ihm, wie er sagte, in seinen „serieusen Rollen" nur eine bedingte Anerkennung zollte, oder in der Ruhe und Beschaulichkeit des Alters doch auch zu der Ansicht gekommen ist, daß er im Grunde mit Shakespeares Hamlet, mit Goethes Alba und mit Schillers Großinquisitor künstlerisch nichts zu tun hatte. Die Darstellung dieser Gestalten reizte den Ehrgeiz des begabten Schauspielers, und ihre äußere Erscheinung glückte ihm auch bei seiner Fähigkeit in der Schaffung der Maske, aber innerlich blieb er ihnen fremd. Wie sie ihm nichts sagten, vermochte auch er in ihrem Gewand dem Publikum nichts zu sagen. Es war kein Haasescher Zug in ihnen. Annähernd ist ihm auf diesem Gebiet, nach meinem Gefühl, die Verkörperung Cromwells gelungen. In einem Schauspiel „Die Kavaliere" von G. von Meyern, das auf unserer Hofbühne 1869, wahrscheinlich Haases wegen, zur Aufführung kam. Die Wurzeln des Stücks gehen bis auf Victor Hugos Dichtung „Oliver Cromwell" zurück, und der Figur war von diesem Ursprung her der Stich ins Groteske geblieben, der noch im Bereich von Haases Eigenart lag. Um ihm auch als „serieusen" Schauspieler gerecht zu werden, gedenke ich noch seines Marinelli, mit dem er sich in seiner Weise geschickt abfand als vollendeter Kammerherr und Kuppler, mit einer gewissen Unbewußtheit des tragischen Verhängnisses, das er heraufbeschwört. Für die Rokokoverhältnisse, in die Lessing seine Handlung gestellt hat, paßt der frivole Leichtsinn und die Unbekümmertheit um die Folgen, wie Haase den Hofmann Marinelli spielte, ungleich besser als die Betonung in dem satanischen Bösewicht, mit der die meisten Schauspieler diese Rolle auszustatten pflegen.

Aber ob diese klassisch-heroischen Gestalten dem einen Zuschauer mehr, dem andern weniger gefallen mochten, darüber waren sich alle einig: der eigentliche Haase, dessentwillen sie in das Theater gekommen, waren sie nicht. Nicht Haase als Richard III., sondern Haase als der alte, hochmütige, nichts habende und doch immer kratzbürstige Chevalier in der „Partie Piquet" war er selbst. In jedem Ton, in jeder Gebärde, wie er sich räuspert, wie er sich mit dem Finger den Scheitel kratzt, in seinem Zorn und seiner Güte, das war der wahre Schauspieler, wie es der wahre Mensch war. In der Welt des Rokokos und in der modernen Gesellschaft bewegte sich Friedrich Haase mit feinster Kunst und innerlichstem Behagen. Hier wuchsen jene Geschöpfe, die uns zugleich rührten und unser heiteres Lachen hervorriefen. Weder im Tragischen noch im Komischen war er imstande, das Publikum übermächtig mit sich in Sturm und Rausch fortzureißen. Er malte mehr in blassen als in grellen Farben, und der Trom-



petenton war ihm völlig versagt. Sein Talent, das nicht aus der Leidenschaft, sondern aus der verständigen Ueberlegenheit erwuchs, und sein guter Geschmack bewahrten ihn vor jeder Uebertreibung. Theodor Döring drohte zuweilen die Gefahr, in das Fratzenhafte zu verfallen, Friedrich Haase streifte gelegentlich an die Nüchternheit oder die Weinerlichkeit des Philisters. Aber das waren die unvermeidlichen Nebelflecke in seiner sonnigen Kunst. Sie entsprang im letzten Grund aus dem Nachahmungstrieb, aus einer feinen und scharfen Beobachtung der Wirklichkeit und aus der eingeborenen humoristischen Anlage und hatte die Darstellung des Menschen, nicht die des Halbgottes zum Ziel.

Mit den Figuren, die er geschaffen, konnten wir wie mit unsern Bekannten verkehren, wir hätten ihnen nicht verwundert nachgesehen, wenn wir ihnen auf der Straße begegnet wären, wie wir es gegenüber Kainz' Romeo oder Matkowskys Wallenstein getan. Denn selbst bei seinen vornehmen Herren, dem Bolingbroke und dem Thorane, schloß die Würde die Vertraulichkeit nicht aus, und nun gar mit seinen kleinen Leuten, den braven Hauslehrern, den greisen Bittstellern, den ehrsamen Bürgern wie den Abenteurern und Spielern ließ es sich gemütlich leben. In ihnen deckte sich der Künstler mit dem Menschen. Das will wenig sagen, daß er bei den Gaben, die ihm die Natur geschenkt — ein ausdrucksvolles Gesicht mit lebhaften Augen und beweglichem Mienenspiel und einen schlanken, geschmeidigen Leib — immer eine charakteristische Maske zu machen verstand, immer in Haltung, Gang und Gebärde den Stand und die Persönlichkeit der dichterischen Gestalt ausprägte und bewahrte: was seinen Darstellungen ihren eigensten Reiz verlieh, war sein Ich, das sie beseelte, der Haasesche Duft und Hauch, der sie durchdrang, und der Kunstverstand, mit dem er jede Figur ihrer Umgebung, ihren Verhältnissen und Schicksalen anpaßte und plastisch bis in die kleinsten Einzelheiten ausarbeitete. Gewiß war er ein kluger Rechner und eingeübt auf schauspielerische Listen, Ueberraschungen und Pfiffe, aber welchen Fleiß, welche Gewissenhaftigkeit setzte er an seine Leistung. Rund und glatt, voll und frisch standen die Bilder vor unsern erstaunten und entzückten Augen, jeder Schweiß der Arbeit war von ihnen getilgt.

Große Worte, tiefsinnige Betrachtungen, überhaupt den Superlativ verträgt die Kunst Friedrich Haases nicht. Dazu war sie zu einfach, maßvoll und natürlich und ging nicht auf die Erschütterung und die leidenschaftliche Erregung des Zuschauers aus. Sie wollte erheitern und Behagen um sich verbreiten. Selbst der satirische Zug und die zynische Geste, in denen sich der komische Schauspieler so gern gefällt, fehlten ihr ganz. Sie bewegte sich durchaus auf der mittleren Linie der Lustigkeit. In keiner seiner Rollen vergaß der Künstler, daß er zur guten Gesellschaft gehörte. Unbewußt aus dem Zwang der Erziehung und der Begrenzung des Talents. In diesem Reich aber war er anziehend und geistvoll und einzig in seinen Darbietungen, von einer bewunderungswürdigen Wandlungsfähigkeit, einer von den wenigen Schauspielern, die jedem, der sie auch nur einmal gesehen, im Geist lebendig und wie in Leibhaftigkeit geblieben sind, denen gegenüber man beständig eine Art Dankesschuld empfindet. Und so schlagen wir alle, die in diesen Tagen seiner gedenken, wie so oft in früherer Zeit, die Hände zum Klatschen zusammen und rufen ihm Bravo! zu — ein Bravo, aus dem ihm, wie vergänglich es sein mag, doch auch ein Hauch der Unsterblichkeit anweht!

# Das neue britische Südafrika.

Von Henriette Jastrow.

Was noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit von allen, die sich ein Urteil in der Sache bilden konnten oder mochten, für unmöglich gehalten wurde, ist zur vollendeten Tatsache geworden: ein selbstverwaltetes vereinigtes Südafrika unter britischer Flagge, ein Zusammenschluß der damals feindlichen Elemente zu gemeinsamer Friedensarbeit. Am 31. Mai 1902 war von Lord Kitchener, Lord Milner und den Repräsentanten des Transvaal und des Oranje-Freistaats der Friede von Vereeniging ratifiziert worden, der dem fast dreijährigen Burenkrieg ein Ende machte. Furchtbare Verheerungen hatte der Krieg angerichtet. Tausende von kostbaren Menschenleben hatte er gefordert, das Land hatte er verwüstet, verödet und erschöpft, und die Besiegten hatte er ins Elend gebracht und mit Bitterkeit erfüllt. Und nur acht Jahre später, am 31. Mai 1910, erfolgte die feierliche Proklamation des neuen Vereinigten Südafrika und die Bildung des ersten südafrikanischen Kabinetts mit dem Burengeneral Louis Botha als Premierminister. Wahrlich, schnell hat sich ein so großes Stück Geschichte abgespielt. Zumeist bedarf es eines Zeitraumes von Jahrzehnten, ehe die Unbill eines Krieges zu verschmerzen beginnt; und ehe Sieger und Besiegte zur gemeinschaftlichen Verwaltung des bekriegten Landes sich vereinigen, muß gemeinhin eine neue Generation herangewachsen sein, die das Alte nur vom Hörensagen kennt. Auch Südafrika stand nach dem geschlossenen Frieden und nach der Räumung des Landes von der bewaffneten Macht vor dem Kampf mit inneren Problemen, und auch hier hätte sich die Ueberbrückung der Gegensätze weniger schnell vollzogen, hätte die englische Staatskunst es im rechten Moment an Weitsichtigkeit und Generosität fehlen lassen. Wie auch immer die Geschichte die Politik und Diplomatie unserer Tage beurteilen mag, sie wird der Verleihung der Selbstverwaltung an das neue eroberte Transvaal eins der Gedenkblätter in ihrem Buch anweisen und damit auch dem Mann, der das Werk zustande brachte, dem damaligen Premierminister Englands Sir Henry Campbell-Bannerman. Wie schnell sich der Umschwung der Meinungen nach erfolgter Tat vollzieht, dafür liefert dieser staatsmännische Akt ein eklatantes Beispiel. Als die Vorlage für die Vereinigung Südafrikas zu einem gemeinsamen Staatswesen im Jahr 1906 von der liberalen Regierung eingebracht wurde, erklärte der Führer der Opposition, der frühere Premierminister Balfour,



den Plan als „das unbedachteste, leichtfertigste Experiment, das je in der Entwicklung einer großen Kolonialpolitik gemacht worden sei". Mit Entschiedenheit wies er es für seine Partei von sich, an der Verantwortlichkeit dafür teilzunehmen, sie ruhe einzig und allein auf denen, die das tollkühne Unternehmen ins Leben rufen. Nicht lange nachher aber beschrieb der gleiche Mr. Balfour das Werk als „den staunenswertesten, wunderbarsten Ausfluß all des Haders und Zwistes, der Feindseligkeiten und Kämpfe, des Blutvergießens, der Zerstörungen und Schrecken des Krieges und all der Schwierigkeiten des Friedens", und heute steht hinter der vollendeten Tatsache die ganze britische Nation. Nicht nur in den Staaten selbst, die den neuen Südafrikanischen Bund bilden — die Kapkolonie, Natal, Transvaal und der frühere Oranjefreistaat — und im englischen Mutterland ist der 31. Mai 1910 als Geburtstag der Union festlich begangen worden, auch in den Kolonien Großbritanniens und in den „Dominions beyond the sea" fand die Proklamation des neuen Gemeinwesens lauten Widerhall. In Kanada wurde der 31. Mai zum Festtag erklärt, im Flaggenschmuck prangte das Land, und in den Schulen wurde in besonderer Feier auf die Bedeutung des Tages hingewiesen. In ähnlicher Weise begrüßten Australien und Neuseeland das neue Glied in der Staatenkette des weltumspannenden britischen Reiches.

In den kommenden Tagen eröffnet im Namen des Königs von England, seines Neffen, der Herzog von Connaught feierlich das erste Parlament des neuen Bundesstaates. Der neu ernannte akkreditierte Vertreter des britischen Reiches in Südafrika, der Generalgouverneur Mr. Herbert Gladstone — nunmehr Lord Gladstone, denn für das neue Amt ist er mit der Pairwürde ausgestattet worden — übt die offiziellen Funktionen aus. Die Pairswürde mag ihm dabei gut zur Seite stehen, und vortrefflich werden gewiß die repräsentativen Pflichten von seiner mit Schönheit und Anmut begabten Gattin ausgeübt werden. Eine bedeutendere Persönlichkeit aber als der Generalgouverneur ist unstreitig der Premierminister des neuen Südafrikanischen Bundes, General Louis Botha. Er gehört zu den hervorragendsten Männern, die an dem Zusammenschluß mitgearbeitet haben, ja, er wird von vielen als der Einiger Südfrikas bezeichnet. Aus Bauernblut entsprossen, als der Sohn eines Schaffarmers im Jahr 1862 zu Greytown in Natal geboren, griff er zuerst im Zulukrieg zur Waffe. Aber obwohl er auf dem Schlachtfeld eminentes kriegerisches Talent verriet, kehrte er dennoch nach Beendigung des Feldzugs zur friedlichen Landarbeit zurück. Erst der Burenkrieg rief ihn wieder zur Fahne, diesmal zur Führung eines Kommandos, dem später das Generalkommando über die Streitkräfte der Buren folgte. Mit dem Rest des Burenheeres mußte er der Uebermacht weichen, aber mit Würde und mit erstaunlich weitem Blick paßte er sich sogleich der neuen Situation an. Als ein Staatsmann erwies er sich, als er bei den Friedensunterhandlungen in Pretoria sein großzügiges Programm für die Zukunft entwarf, und als ein Staatsmann von nicht gewöhnlicher Begabung erprobte er sich ferner in der gewaltigen Arbeit, die vor ihm lag, und die nunmehr beendet dasteht in der Vereinigung Südafrikas. Wenn man bedenkt, daß der gleiche Dr. Jameson, dessen räuberischer Einfall in die Burenrepublik im Jahr 1896 ihn zum ewigen Erzfeind jenes Volkes zu stempeln schien, nunmehr mit General Botha kooperierte in der Bildung des Ministeriums, so muß man gestehen, daß in der Tat Großes erreicht worden ist im Ausgleich der Gegensätze. Hätte man ein Koalitionsministerium berufen, so hätte auch Dr. Jameson darin einen Platz innegehabt; aber man einigte sich dahin, der politischen Methode des Mutterlandes zu folgen und von den Staatsmännern des Landes einen Teil passiv zu halten als Kritiker der Aktiven. So steht denn Dr. Jameson an der Spitze der Opposition, unbeschadet persönlicher Freundschaft mit den politischen Gegnern, ebenfalls gleich wie im Mutterland. Das Kabinett, das Botha bildete, enthält manche Namen, die aus der Geschichte des Burenkriegs wohlbekannt sind, so ist z. B. General Smuts der Minister des Innern und der Verteidigung geworden, und General Herzog übernahm das Portefeuille des Justizministeriums. Henry de Villiers ist zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs des Vereinigten Südafrika ernannt worden, und indem König Georg ihn in den Pairstand erhob, schuf er den ersten Dutch-Afrikander „Edelmann".

An einer würdigen Residenz für den Premierminister Südafrikas fehlt es dem Land nicht. Groote Schnur, das einstige Besitztum Cecil Rhodes', ist der Nation für diesen Zweck hinterlassen worden, einschließlich jener berühmten Bibliothek, die die Geschichte Roms umfaßt, wie nicht viele Büchersammlungen sie aufzuweisen haben. Daß in seinem Palast dereinst ein Buren-Premierminister residiere, während von der Zinne die britische Flagge, die „Junion Jack", weht, hat Cecil Rhodes wohl vorgeschwebt, aber daß dieses so schnell schon geschehen würde, nur wenige Jahre nach seinem Tod, das hat auch er schwerlich vorausgesehen, der „südafrikanische Napoleon", wie er genannt wurde.

Wie der Name Cecil Rhodes unzertrennlich mit Südafrika verbunden ist, so wird auch, wer die Geschichte des Landes schreibt, Olive Schreiner einen Platz darin anweisen. Völlig anders freilich war ihre Liebe für Südafrika als die Cecil Rhodes'. Sie gehört zu denen, die ihr Herzblut vergossen über das Land, das sie das ihre nennen. Mit dem durchdringenden Blick eines Propheten und mit erstaunlicher Klarheit hat sie vorhergesagt, welches Drama sich in Südafrika abspielen werde, und mit vernehmlicher Stimme rief sie es in die Welt hinaus, welches schreiende Unrecht in Südafrika vor sich gehe. Ihre Schriften hierüber sind bekannt, und ihre Werke waren die literarischen Erzeugnisse, die am meisten dazu beigetragen haben, auch den Fernstehenden ein Bild des Landes zu vermitteln; so besonders „die Geschichte einer afrikanischen Farm" mit ihrer einfachen und doch so eindrucksvollen Zeichnung des rauhen, harten Lebens in der Einsamkeit des Veldt und mit all den Problemen, die mit großer Innerlichkeit zur Anschauung kommen. Olive Schreiner hatte recht. Ein Krieg ist etwas Furchtbares, und dieser Krieg war unvermeidlich — so hielten es viele, auch in England, mit ihr. Aber wenn es etwas gibt, das, nachdem er geführt wurde, doch darüber hinwegkommen hilft, dann ist es die historisch bedeutsame Tatsache, die sich auf dem Schauplatz jener Kämpfe vollzog: die Einigung der Südafrikanischen Staaten unter der friedlichen Zusammenarbeit von Bur und Engländer.



# Musikwoche.

In den Berliner Konzertsälen hat der winterliche Musikbetrieb gleich in den ersten Wochen der Saison mit Volldampf begonnen. Jene, die da prophezeit haben, die Ueberproduktion an Konzertmusik, die von Jahr zu Jahr eine Steigerung erfuhr, müsse nun endlich einen Rückschlag zeitigen, sehen ihre Prophezeiung immer noch nicht in Erfüllung gehen. Die Konzertflut schwillt nur immer noch mehr an, zu den alten Musikgesellschaften werden neue hinzugegründet, und die Agenten haben alle Hände voll zu tun, um die Wünsche der auf ein Berliner Konzertpodium hindrängenden Solisten zu erfüllen.

Weit über fünfzig große Chor- und Orchesterkonzerte im Abonnement wird der kommende Winter bringen; Richard Strauß, Arthur Nikisch, Siegmund von Hausegger, Siegfried Ochs, Georg Schumann, Oskar Fried, Josef Stransky, Iwan Fröbe sind ihre Dirigenten. Da zu fast allen öffentliche, völlig konzertmäßige Hauptproben stattfinden, verdoppelt sich die Zahl. Rechnet man dazu die vielen Kammermusikaufführungen, zu denen gleichfalls Abonnements angeboten werden, sowie die Konzerte der großen Männergesangvereine und der hervorragendsten Gesangs- und Instrumentalsolisten, die alljährlich wiederkehren, so ergibt das eine Summe guter Musik, die alle Bedürfnisse in dieser Hinsicht vollauf zu befriedigen hinreicht, zumal die nicht gering einzuschätzende Ergänzung dieser Veranstaltungen durch die populären Konzerte des Philharmonischen und des Blüthner-Orchesters schließlich auch noch jene große Schar mit guter musikalischer Kost versorgt, die sich keinen nennenswerten Etat für Kunstgenüsse leisten dürfen. Mehr noch als früher wird in der eben beginnenden Saison das hiermit ungefähr angedeutete Maß des für Berlin Wünschenswerten überschritten werden; fast scheint es, als sei Berlin, was den Konzertbetrieb anbelangt, die Stadt der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Ob dieser Zustand der Kunst unbedingt zum Heil dient, ist freilich eine Frage, die kaum jemand ohne weiteres bejahen wird.

Eins ist gewiß: die Leichtigkeit, mit der man in der Reichshauptstadt zum Genuß der Meisterwerke der gesamten musikalischen Literatur gelangen kann, hat das Publikum anspruchsvoll gemacht. Man wird wählerisch, man verlangt Mannigfaltigkeit in den Darbietungen. Nicht uninteressant ist dabei, daß man neuerdings immer deutlicher ein behutsames Umgehen mit den Hauptwerken der Klassiker fordert, zum Beispiel dagegen protestiert, daß die Sinfonien von Beethoven in den Orchesterkonzerten immerfort als der selbstverständliche Grundstock der Programme figurieren. Es liegt auf der Hand, daß diese Stellungnahme ihre Berechtigung hat; sie beweist sogar einen Fortschritt in der kritischen Auffassung des Publikums, der nur zu begrüßen ist. Indessen sollte man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. In den Konzerten der Königlichen Kapelle etwa bedeutet der Beethovenkultus im Augenblick doch etwas anderes als bequemes Festhalten am Altgewohnten. Hier steht in Richard Strauß ein Künstler als Interpret da, der wie kein anderer berufen ist, gerade in der Zeit einer gelinden Uebersättigung mit Beethoven den kostbarsten Hort der Orchesterliteratur vor der drohenden Verphilisterung in der Ausführung zu bewahren. Daß die Königliche Kapelle im übrigen durchaus nicht geneigt ist, an dem früheren konservativen Charakter ihrer Programme festzuhalten, beweisen die verschiedenen Neuheiten, die sie für den Winter angekündigt hat, beweist vor allem auch der Umstand, daß man fast sämtliche sinfonischen Werke von Strauß in das Vortragsverzeichnis gesetzt hat, eine Maßnahme, die dem Vorstand des Orchesters nur zur Ehre gereichen kann. In den Philharmonischen Konzerten unter Nikisch herrscht schon seit Jahren, bald mehr, bald minder ausgeprägt, die Tendenz vor, neben Bekanntem auch Neues zu pflegen. Auch jedes der beiden ersten Konzerte dieses Winters wies eine Novität auf, und beide waren recht wohl ernsten Interesses wert. Ein sinfonischer Prolog zu Hofmannsthals „Tor und der Tod“ brachte den talentvollen, ernst strebenden August Reuß in Erinnerung; eine groß angelegte Tondichtung „Zu einem Drama“ heischte Bewunderung für die Schaffensfreudigkeit des 72jährigen Meisters Friedrich Gernsheim.

Am wenigsten macht sich in den Kammerkonzerten ein fortschrittlicher Geist bemerkbar; die meisten der vortrefflichen Quartettvereinigungen z. B. begannen ihre Tätigkeit mit Haydn-, Mozart-, Beethoven-Programmen, und ebenso halten Pianisten und Violinsonatenspieler vorwiegend am Hergebrachten fest, in dieser Beziehung fast ebenso wenig Regsamkeit und Wagemut zeigend wie die Sängersleute.

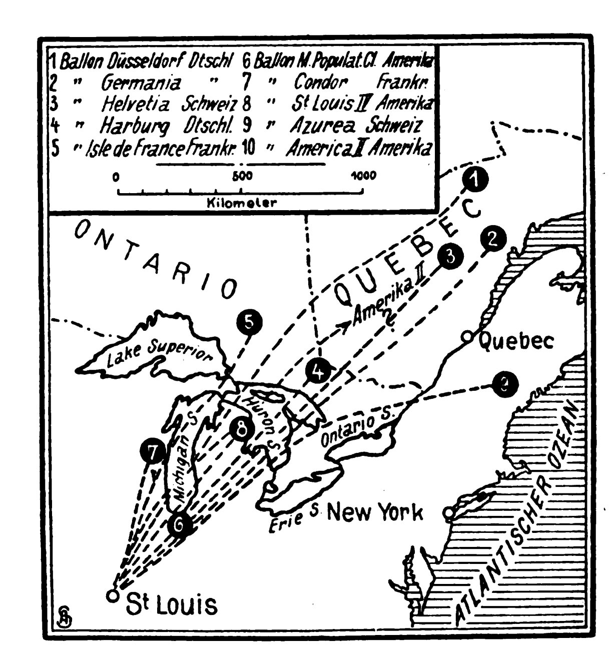
Auch auf musikalisch-dramatischem Gebiet beeilt man sich nicht eben, das Repertoire mit Neuem aufzufrischen. Die Komische Oper, die ihren rührigen Direktor Hans Gregor am Schluß der Saison leider an Wien abgeben wird, hatte mit dem ausgegrabenen Gounodschen „Arzt wider Willen“ ihren ersten Erfolg zu verzeichnen, die Königliche Oper mit dem Caruso-Gastspiel, und die Volksoper des Herrn Alfieri suchte mit einer Aufführung des Rossinischen „Tell“ zu erweisen, daß sie emsig bestrebt ist, ihre Leistungsfähigkeit auf ein immer höheres Niveau zu bringen. Großspurige Versprechungen, die sonst wohl üblich waren, aber nie gehalten wurden, hat diesmal keins der Operninstitute gemacht. Hoffentlich ist das als gutes Zeichen zu nehmen! W. K.

## Unsere Bilder

Zum Thronwechsel in Siam (Abb. S. 1858). In seiner Hauptstadt Bangkok ist Paramindr Maha Chulalongkorn verschieden, der König von Siam, der als erster seiner Dynastie sein Land den europäischen Kultureinflüssen eröffnete. Er war ein Freund Deutschlands und erinnerte sich stets mit Freude seiner persönlichen Beziehungen zu Bismarck. — Sein Sohn und Erbe Maha Wajirawudh ist in Europa aufgewachsen. Er wurde in Eton, Oxford und Sandhurst erzogen und hat den europäischen Kontinent und auch Deutschland bereist.

Die Kaiserliche Familie auf der Parforcejagd (Abb. S. 1859). Kurz vor der Abreise des Kaiserpaares nach Brüssel hat in Döberitz eine Parforcejagd stattgefunden, die sich von ihren Vorgängerinnen dadurch auszeichnete, daß diesmal auch Prinzessin Viktoria Luise der königlichen Meute folgte. Bis zu ihrem 18. Geburtstag war ihr dieses Vergnügen versagt geblieben.

Das Resultat des Gordon-Bennett-Fliegens, das in diesem Jahr von St. Louis seinen Ausgang nahm, zeigt unsere untenstehende Kartenskizze. Die konkurrierenden zehn Ballons wurden sämtlich nach Nordosten getrieben. Die kürzeste Strecke legte der amerikanische Ballon „Million Population Club“ zurück, der nur 315 englische Meilen weit kam. Der




Ueberſichtskarte zum diesjährigen Gordon-Bennett-Fliegen.

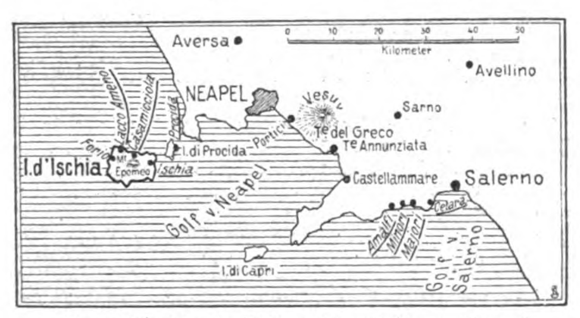
französische Ballon „Condor“ legte 410, der amerikanische Ballon „St. Louis“ 550, der französische „Isle de France“ 725, der deutsche „Harburg“ 750, der schweizerische Ballon „Azurea“ 772, der ebenfalls schweizerische Ballon „Helvetia“ 850, der deutsche Ballon „Germania“ 1040 und der von dem

Berliner Ingenieur Gericke geführte „Düsseldorf" sogar 1100 englische Meilen zurück. Ueber den Verbleib des Ballons „America" weiß man zur Stunde nichts.

Die Zarenfamilie in Hessen (Abb. S. 1859). Die russische Kaiserfamilie hat bis vor kurzem in Friedberg geweilt und hat sich dann nach Schloß Wolfsgarten bei Langen in Hessen begeben. Während die Zarin ihrer Nauheimer Kur oblag, genoß der Zar die schönen Herbsttage, indem er sich viel im Freien bewegte. In Gesellschaft der Großherzogin von Hessen widmete er sich mit Feuereifer dem Tennisspiel, das er allen anderen Sportzweigen vorzieht.

Kronprinz Alexander von Serbien (Abb. S. 1858) liegt in Belgrad krank danieder. Der jüngere Sohn König Peters hat sich bei den Manövern in Nisch einen schweren Bauchtyphus zugezogen, der sein Leben vorübergehend in ernste Gefahr brachte.

Die Wetterkatastrophe im Golf von Neapel (Abb. S. 1861). Wieder einmal haben die entfesselten Elemente gerade im schönsten Teil Unteritaliens verheerend gehaust. Wolkenbrüche, Sturmfluten und Wirbelwinde suchten die Ortschaften am Golf von Neapel heim. In Neapel selbst wurden einige Vororte überschwemmt; Torre del Greco wurde zum Teil unter Schlammassen begraben, die vom Vesuv herabkamen. In Amalfi drang Wasser in die Erdgeschosse der Häuser; der Ort Cetara bei Amalfi wurde völlig zerstört, auch Salerno, Procida und viele andere Orte haben schwer gelitten, am schwersten aber die Insel Ischia. Von dem hübschen Badeort Casamicciola auf diesem herrlichen Eiland sind nur wenige Häuser stehengeblieben. Fast überall werden Tote beklagt. Die Gegend, die zu der schönsten der Welt gehört, ist weithin verwüstet.




**Zum Unwetter in Italien: Der Golf von Neapel.**

Zum Aufenthalt König Manuels in England (Abb. S. 1858). Die aus Lissabon vertriebene portugiesische Königsfamilie weilt jetzt in England auf dem Schloß Woodnorton in der Grafschaft Worcestershire, unweit von London. König Manuel und seine Mutter genießen dort die Gastfreundschaft des Herzogs von Orléans, des Bruders der Königin Amalie.

Fürst Franz von Teck † (Abb. S. 1858), der zweitälteste Bruder der Königin Mary von England, ist dieser Tage nach hartem Todeskampf gestorben. Der Fürst war am 9. Januar 1870 im Kensingtonpalast geboren. Er diente in der großbritannischen Armee und nahm als Major seinen Abschied.

Das erste Ministerium der Südafrikanischen Union (Abb. S. 1862) wird sich demnächst dem neugewählten Bundesparlament vorstellen. An der Spitze des Kabinetts steht bekanntlich General Louis Botha, der Führer der Buren in ihrem Freiheitskampf, der jetzt die Einigung Südafrikas mit friedlichen Waffen erkämpft hat.

Das hundertjährige Jubiläum der mexikanischen Republik (Abb. S. 1860) und zugleich der 80. Geburtstag des Präsidenten Porfirio Diaz, dem sie ihre heutige Blüte verdankt, wurde am 15. September in der Bundeshauptstadt Mexiko durch glanzvolle Festlichkeiten gefeiert. In Gegenwart der Vertreter der auswärtigen Mächte wurde ein stattliches Freiheitsdenkmal enthüllt. An diesem Denkmal zog ein farbenprächtiger historischer Festzug vorbei.

Der neue Direktor der Wiener Hofoper (Abb. S. 1857). Die langwierige Direktionskrise der Wiener Hofoper ist zu Ende. Felix v. Weingartner hat sich nicht bestimmen lassen, weiter im Amt zu bleiben; an seine Stelle tritt Direktor Hans Gregor, der originelle und begabte Opernregisseur, der bisher die Komische Oper in Berlin leitete. Gregor hat seine Theaterlaufbahn als Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin begonnen; dann wurde er als Direktor nach Görlitz berufen; später leitete er die Vereinigten Stadttheater von Barmen und Elberfeld.

Enrico Caruso (Abb. S. 1864) gastiert wieder in Berlin! Am Geburtstag der Kaiserin sang Caruso auch im Neuen Palais und wurde auch dort mit Beifall überschüttet. Der Kaiser hat den stimmgewaltigen Gast zum Kammersänger ernannt.

Ein Künstlerheim am Gardasee (Abb. S. 1863). Maria Labia, die berühmte Berliner Sängerin, besitzt in der Val di Sogno bei Malcesine ein wunderschönes Landhaus. Val di Sogno heißt Tal des Traumes. Und hier hat sich wirklich der Traum einer Künstlerseele erfüllt.

Das größte Schiff der Welt (Abb. S. 1862) ist kürzlich in Belfast vom Stapel gelaufen. „Olympic", der Riesendampfer der White-Star-Linie, verdrängt nicht weniger als 60000 Tonnen. 2500 Passagiere und 850 Seeleute finden auf dem gewaltigen Schiff Raum; dabei bleibt noch Raum für einen Wintergarten, einen Ballsaal, eine Rollschuhbahn, eine Turnhalle, einen Dachgarten, ein Schwimmbassin und ein Dampfbad. Dieses schwimmende Hotel größten Stils hat 2000 Fenster und Luken; seine Erbauung hat etwa 40 Millionen Mark gekostet und zwei Jahre gedauert. Der Stapellauf des Schiffskolosses dauerte nur 62 Sekunden.

Personalien (Abb. S. 1864). Zum Präsidenten der griechischen Nationalversammlung wurde Konstantin Hoeßlin gewählt. Der Träger dieses deutschen Namens ist nie als Parteipolitiker hervorgetreten, aber gerade dieser Umstand ließ den angesehenen Staatsmann jetzt als Präsidenten der Volksvertretung geeignet erscheinen. — Der Nobelpreis für Medizin ist wieder einem Deutschen zuteil geworden. Der berühmte Physiologe Professor Kossel in Heidelberg erhielt diese internationale Auszeichnung für seine Arbeiten über die Eiweißkörper. — Der Kaiser hat den hervorragenden Juristen Rudolf v. Pelargus, der seit elf Jahren dem Reichsgericht angehört, an Stelle von Exzellenz Dr. Olshausen zum Senatspräsidenten des Reichsgerichts ernannt. Er dürfte die Leitung des III. Straffenats übernehmen.

## Die Toten der Woche

Graf Rudolf zu Khevenhüller-Metsch, österreichisch-ungarischer Botschafter in Paris, † in Wien am 20. Oktober im Alter von 66 Jahren.

Professor Siegmund L'Allemand, bekannter Maler, † in Wien im Alter von 70 Jahren.

Oberleutnant a. D. Willi Mente, Aviatiker, † in Magdeburg durch Absturz beim Flugmeeting am 25. Oktober im 41. Lebensjahr (Portr. nebenst.).



Oberl. a. D. Mente †

Chulalongkorn König von Siam, † in Bangkok am 23. Oktober im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1858).

Fürst Franz von Teck, jüngerer Bruder der Königin von England, † in London am 22. Oktober im Alter von 41 Jahren (Portr. S. 1858).

Professor Dr. Günter Thiele, bekannter Philosoph, † in Berlin am 22. Oktober im Alter von 69 Jahren.

# Bilder vom Tage



Spezialaufnahme für die „Woche".

**Hans Gregor,**

der Nachfolger Felix Weingartners als Direktor des k. k. Hofoperntheaters in Wien.



Hofphot. Schumann & Bolbrinker.

**Maha Chulalongkorn †**

König von Siam.



Phot. Stuart.

**Fürst Franz von Teck †**

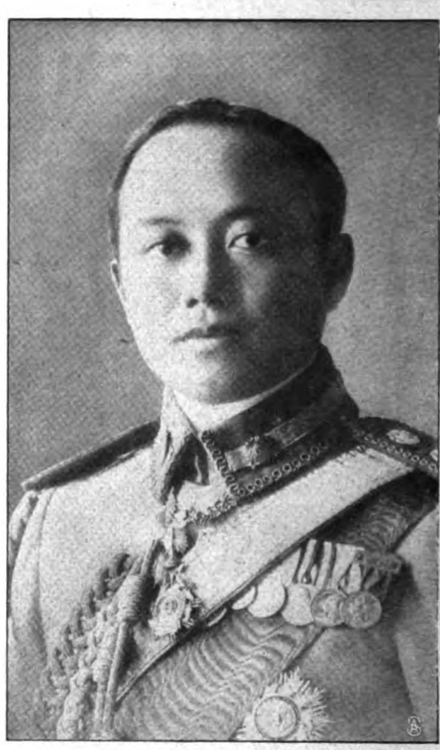
Bruder der Königin von England.



Phot. Jovanovitch.

**Alexander Kronprinz von Serbien.**

Zur schweren Erkrankung des serbischen Thronfolgers.



Phot. Gebr. Haeckel.

**Maha Wajirawudh,**

der neue König von Siam.



Ein historischer Augenblick aus dem Leben des verstorbenen Königs von Siam:

**König Chulalongkorn als Gast des Fürsten Bismarck**

in Friedrichsruh am 2. September 1897.

Phot. Strümper & Co.



Zum Aufenthalt König Manuels in England:

**Der Herzog von Orléans (×), Onkel König Manuels,**

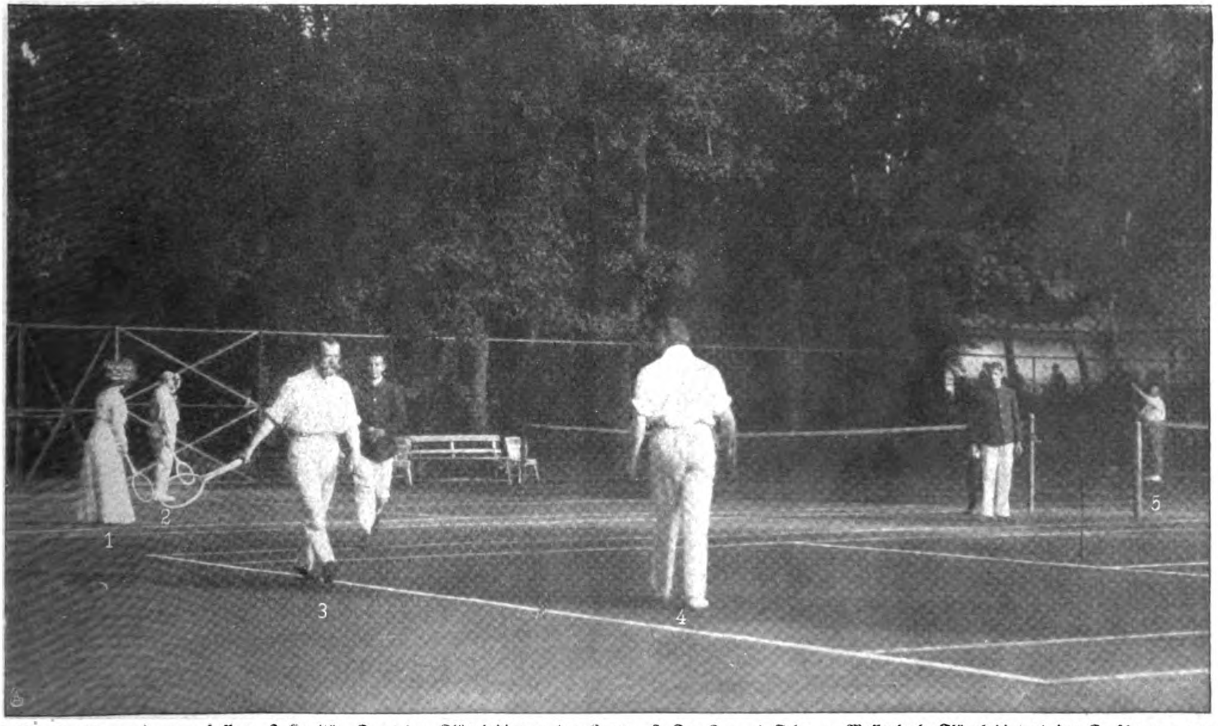
und der portug. Gesandte Marquis de Soveral auf dem Weg zum Empfang des Königs und seiner Mutter. Phot. Central News.





1. Prinz Eitel-Friedrich. 2. Die Kronprinzessin. 3. Der Kronprinz. 4. Die Kaiserin. 5. Prinzessin Viktoria Luise. 6. Der Kaiser. Phot. Löhn & Streich.

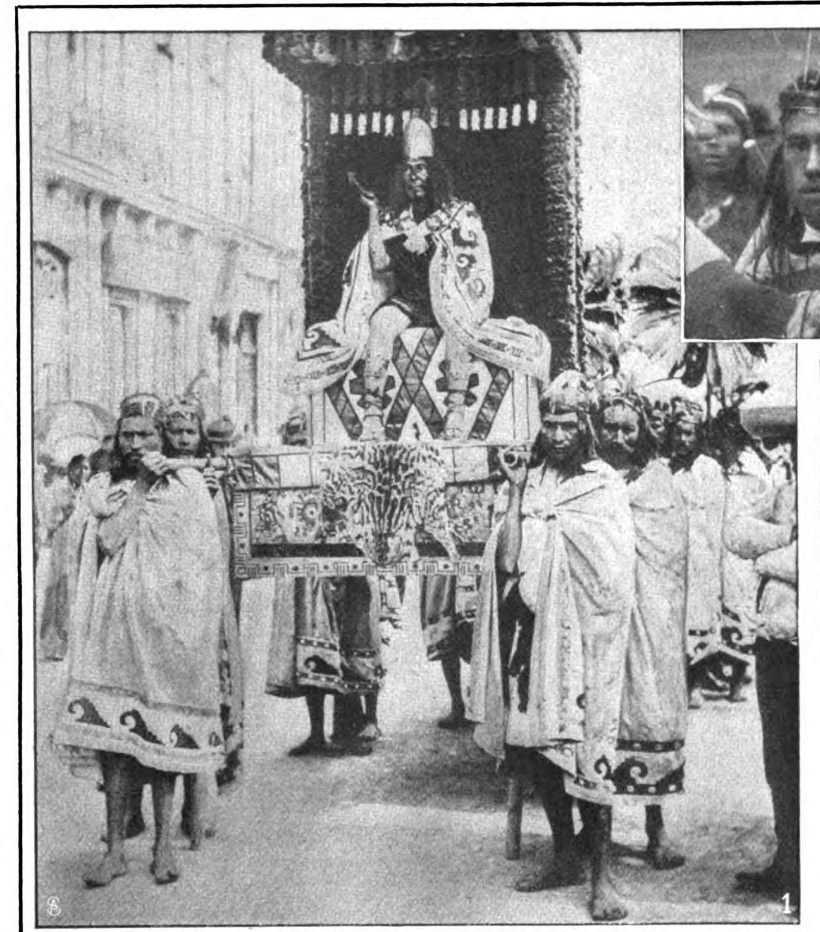
**Die kaiserliche Familie bei der Parforcejagd in Döberitz.**



1. Die Großherzogin von Hessen. 2. Kapitän Drentelen, Flügeladjutant des Zaren. 3. Der Zar. 4 Frhr. v. Massenbach, Flügeladjutant des Großherzogs von Hessen. 5. Frhr. v. Ungern-Sternberg, Hofmarschall des Großherzogs.

**Vom Aufenthalt der russischen Kaiserfamilie in Hessen: Der Zar beim Tennis in Bad Nauheim.**





## Die Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit der Republik Mexiko.

1. Der Herrscher der Azteken im historischen Festzug. Phot. Worlds Graphic Preß.
2. Festlich geschmückte Indianer.
3. Präsident Porfirio Diaz.
4. Die Vertreter des deutschen Reiches im Festzug. Phot. Worlds Graphic Preß.





**Panorama des Golfes von Neapel, von der Stadt Ischia aus gesehen.**

**Ansicht von Casamicciola auf der Insel Ischia.**

Zur Wetterkatastrophe im Golf von Neapel.

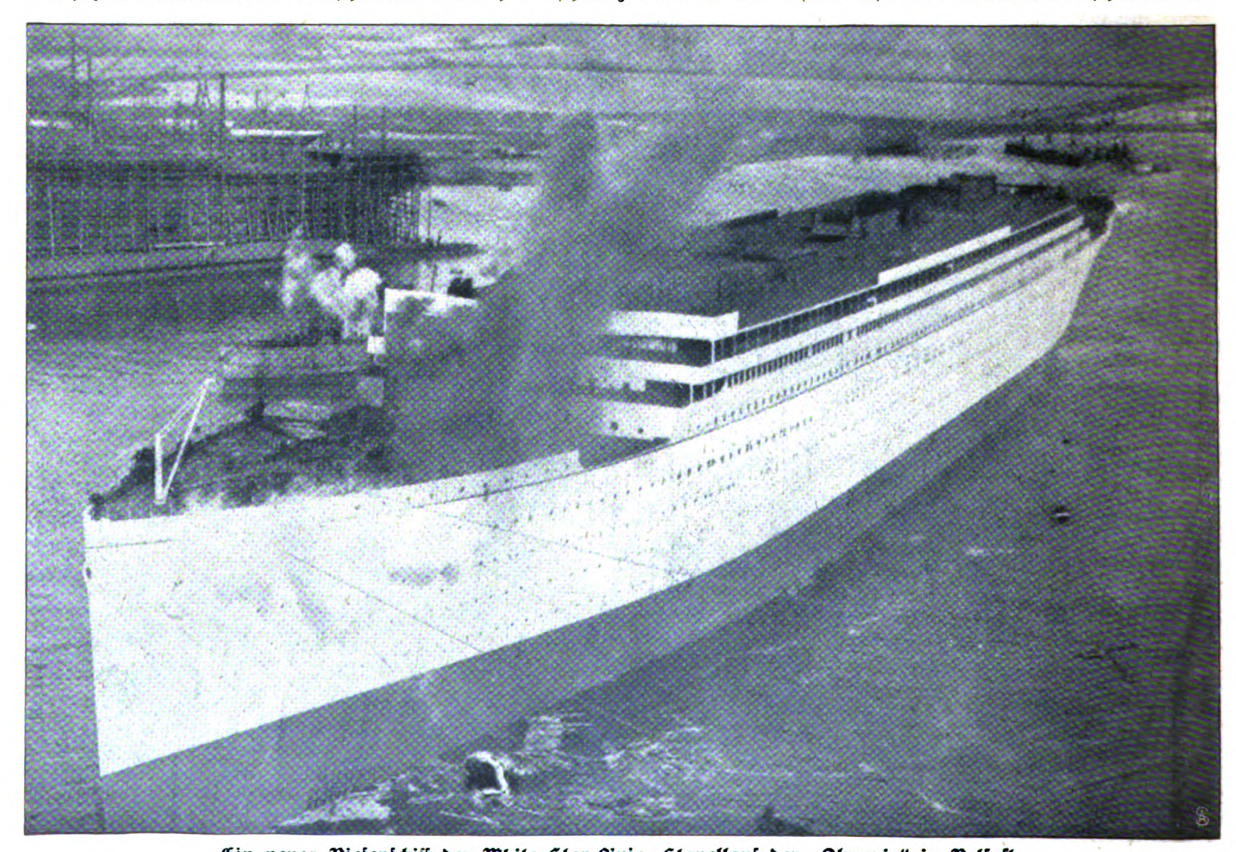






Von links nach rechts (sitzend): Mr. Sauer, Premierminister General Botha, Mr. Abraham Fisher. (Stehend): General Herzog, Mr. H. Burton, Mr. Moor (Ex-Premierminister von Natal), Dr. O'Grady Gubbins, General Smuts, Mr. Hull, Mr. Malan, Mr. de Villiers Graaff. Phot. Steger.

**Die führenden Männer des britischen Kolonialreichs im schwarzen Erdteil: Das erste Ministerium der Südafrikanischen Union.**



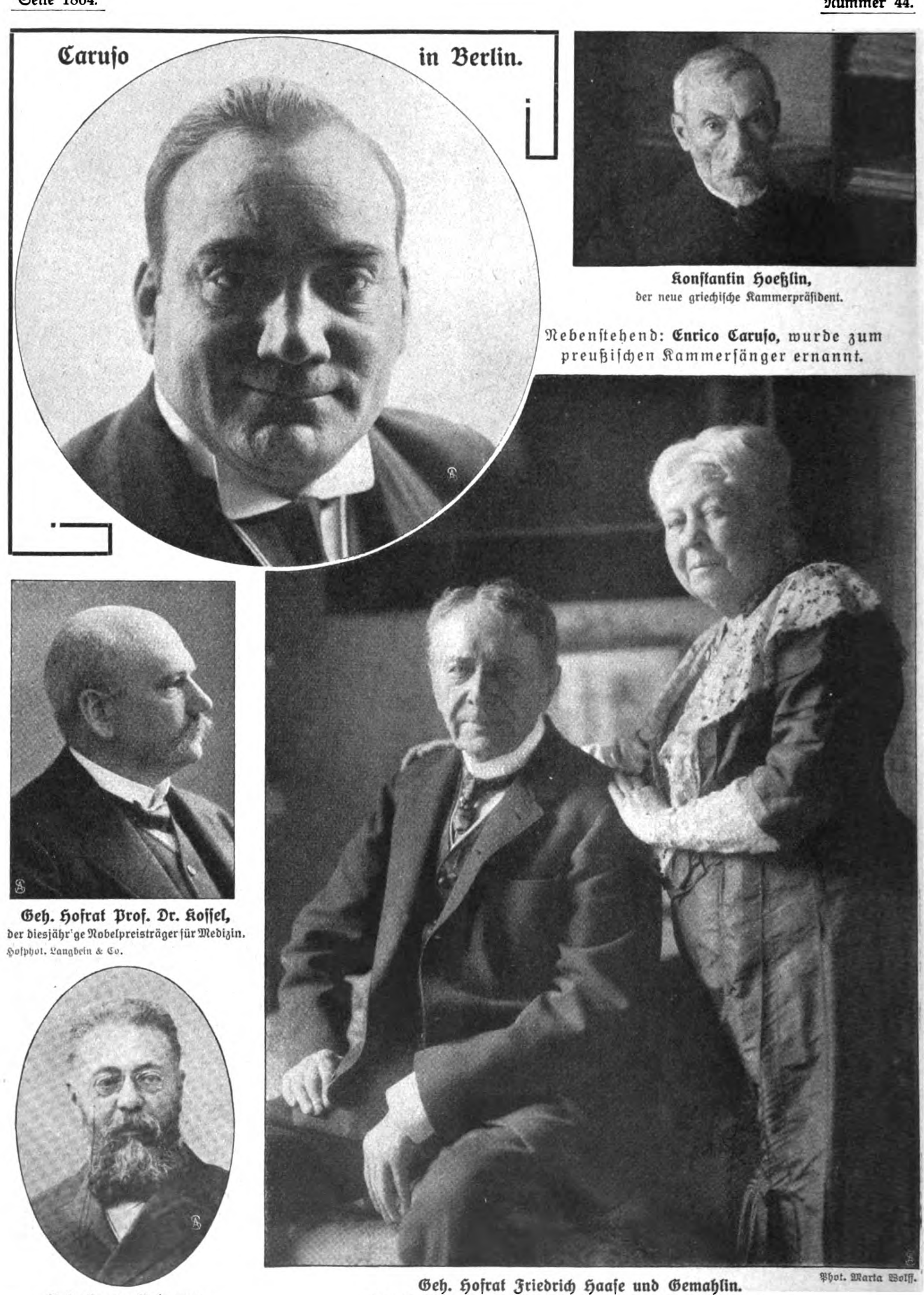
**Ein neues Riesenschiff der White Star-Linie: Stapellauf der „Olympic" in Belfast.**



Phot. G. Bertucci, Verona.

Ein Künstlerheim am Gardasee:

**Maria Labia auf der Terrasse ihrer Villa.** — Oberes Bild: **Die Villa der Sängerin.**




Konstantin Hoeßlin,
der neue griechische Kammerpräsident.

Nebenstehend: **Enrico Caruso,** wurde zum preußischen Kammersänger ernannt.

**Geh. Hofrat Prof. Dr. Kossel,**
der diesjähr'ge Nobelpreisträger für Medizin.
Hofphot. Langbein & Co.

**Rudolf von Pelargus,**
der neue Senatspräsident des Reichsgerichts.

Phot. Maria Wolff.

**Geh. Hofrat Friedrich Haase und Gemahlin.**
Zum 85. Geburtstag des Altmeisters deutscher Schauspielkunst.
Hierzu der Aufsatz „Friedrich Haase“ von Prof. Karl Frenzel.





# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

13. Fortsetzung.

In der Ferne grollte es leise —

„Nein, es ist kein Donner! Es ist Doktor Stümmers Wagen, der von Büsum kommt — ich sah ihn nachmittags hinausfahren“, sagte die Frau Oberschulrat und lugte zum Himmel. Heftiger hallte es von Osten....

„Es wird nicht übers Wasser können“, tröstete sich Tante Berta, die große Angst vor Gewittern hatte und mit Vorliebe bei heranziehenden Katastrophen unter Möbel flüchtete, von welchem Aufenthalt sie sich eine Sicherheit versprach, deren Gründe sie nicht angeben konnte. Als aber ein helles Zucken plötzlich über den Garten lief und man den Kirchturm von Attenrade in schnellem Glanz sekundenlang wie eine Vision über dem Nachbarhaus auftauchen sah, da tauschte sie doch mit Fräulein v. Bollenhagen einen nervösen Blick und brach in ihrer ganzen Länge auf, schob sich steil hinter dem Tisch empor wie die Puppe eines Zauberkastens, die durch mechanischen Druck plötzlich in die Höhe wippt.

Die Bowle ging zur Neige. Das Fest nahm ein Ende.

Ein kurzärmeliges Mädchen mit roten nackten Armen brachte die Tücher und Schals in den Garten.

Ein umständliches Adieusagen begann, vom Wetterleuchten magisch erhellt . . .

Doktor Meister und Doktor Adlefssen geleiteten die Schwestern Thorensen nach Hause.

Adlefssen hatte sich freiwillig dazu erboten. Doktor Meister war von Frau Oberschulrat auf diese gegebene Pflicht hingewiesen worden. Freiwillig hätte er die Pein nicht auf sich genommen, mit Gunhilde Thorensen unter dem Sternenhimmel der duftenden Sommernacht hinzugehen.

Die Paare schritten in ziemlichem Abstand voneinander, den Doktor Adlefssen dauernd zu vergrößern suchte. Was er sagen wollte, war nur für Ankas Ohr.

„Es war ein herrlicher Abend heute!“ begann er. „So voll hab ich's genossen. So unerwartet kam es, daß ich plötzlich neben Ihnen saß. Aber ich genoß es wie der Verurteilte den letzten Trunk vor dem Tode — die Henkersmahlzeit des Lebens“ . . .

„Ich verstehe nicht ganz... würden Sie gegebenenfalls um Erdbeerbowle bitten?“ fragte Anka spitz.

Er blieb stehen. „Spotten Sie nicht, Fräulein Thorensen!“ sagte er ernst. „Sie haben mir zu viel Schweres angetan, als daß Ihnen Spott anstände.“

„Ich verstehe nicht“ . . . ihr wurde ein wenig kalt trotz der Schwüle der Luft.

„Sie wissen sehr wohl, daß ich seit dem Beginn Ihres Samariterkursus bei mir eine tiefe Neigung für Sie gefaßt habe“ —

„Das pflegt man doch einer Dame sonst nicht als Schuld vorzuwerfen“, sagte sie, als er tiefatmend schwieg.

„Ich hatte den brennenden Wunsch, Sie zu heiraten.“

Anka sah ihn von der Seite an. Im Licht der Laterne glühten seine dunklen Augen sehnsüchtig zu ihr herüber und erinnerten sie in ihrem Glanz mehr denn je an die Blicke ihres indischen Freundes Changra Lal.

Sie wich seinen Augen nicht aus. Ohne Verlegenheit, sachlich und erwartungsvoll, schaute sie in sein Gesicht. Die Erwägungen eines langen Jahres, die sie ruhelos in ihrem Hirn hin und her geschoben hatte, standen jetzt vor ihrer Lösung. „Und?“ fragte sie.

Er litt so sehr, daß seine Augen feucht wurden. Er haßte sie wegen ihres Gleichmuts und empfand zu gleicher Zeit drückend den schweren Bann, den dieses Mädchen ihm seit Monaten auferlegt hatte. Heftig riß er sich zusammen.

„Ich sprach gestern mit meiner Mutter“, begann er rauh und schnell. „Ich hatte ja immerhin schon allerhand raunen gehört — aber das wußte ich doch nicht, Fräulein Thorensen, daß Sie in Ihrem Lebenszeugnis, so wie es den Attenradern vorliegt, schon so viele und noch dazu so sehr akzentuierte Ordnungsstriche haben.“

Anka fühlte ihre Finger eiskalt werden. Ein grenzenloser Zorn überkam sie — es kostete ihre ganze Überwindung, gleichmütig und kühl zu bleiben. Aber zugleich erwachte ihr ganzer Stolz. Demütigen sollte dieser Mann sie nicht.

„Hatte Ihre Frau Mutter das Register meiner Sünden so gut am Schnürchen?“ fragte sie lächelnd.

„Sie sagte, was ich auch sagte, daß vielleicht die Hälfte nicht wahr ist“, fuhr er leise fort. „Leider ist für mich, will ich hier bleiben und wirken, das Maßgebende, wie die Dinge in den Augen der Attenrader sich spiegeln — nicht wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben mögen. Ich dachte anfangs daran, Attenrade aufzugeben, mich in Kiel zu habilitieren. Aber Kiel ist schließlich zu nah, und die Menschen fahren zu viel hin und her — es wäre das gleiche. Ich dachte an das Ausland, aber meine alte Mutter, die nur mich hat, war verzweifelt bei dem Gedanken. Ich bin ja auch sonst nicht unabhängig. Ich bin der Ernährer meiner Mutter. Sonst . . . Sie wissen ja nicht, Fräulein Thorensen, wie ich Sie geliebt habe, was Sie mir gewesen sind, wie wunderbar mir meine Welt erschien, seit Sie darin ab und zu gingen . . . Sie, so fein und klug, so über die Maßen reizend“ . . .

Er legte die Hand über die Augen.

„Bitte, denken Sie auch nicht, daß ich so plump bin, mir irgendein Urteil anzumaßen über Lebenskreise, denen ich fernstehe, oder Sie um eine Richtigstellung zu bitten; es bleibt mir ja gar kein Anrecht mehr an Sie, seit ich meine Wünsche begraben mußte.





Nur mißverstanden will ich nicht von Ihnen werden, will Ihnen aus dem Wege gehen, Sie bitten, nicht mehr in meine Kurse zu kommen, es mir zu erleichtern, Fräulein Anka! Ich habe den Zauber Ihres Wesens, mehr als gut ist, in mich aufgenommen — heute abend noch, als Sie wie ein schöner Flamingo zwischen all den Störchen saßen! Und nun muß ich fort und mich mein Leben lang mit den anderen Attenradern abquälen und an Ihnen vorbeisehen, Sie zu vergessen suchen, obwohl jede Straßenecke, an der ich Ihnen dann plötzlich begegne, meine Pein erneuern wird."

Sie biß ihre Lippen.

Wie sonderbar das war, sich von einem Verehrer diese Dinge sagen zu lassen, ohne Widerspruch dabeistehen zu müssen wie jemand, der glatt und ganz seine eigenen Sünden zugibt, sich zur Gelassenheit zu zwingen, wo man am liebsten aufgebraust wäre und die ganze Welt unter die Füße getreten hätte.

Eine Waffe zur Verteidigung besaß sie nicht. Aber einen anderen Pfeil nahm sie aus ihrem Köcher. . . .

„Es wird sich alles viel leichter gestalten, als Sie denken", sagte sie sanft und ruhig. „Ich verlasse ohnehin Attenrade in der nächsten Zeit. Nur ist es noch Geheimnis. Ich heirate einen Advokaten in Britisch-Indien, und wenn ich später auf Urlaub nach Europa komme, glaube ich nicht, daß ich mir gerade Attenrade als Domizil aussuchen werde. Sie werden mich also ganz bequem vergessen können, Doktor Adlefffen."

Er blieb erstaunt stehen.

„Wenn", sagte er heiser — „Sie, Fräulein Anka, schon seit längerer Zeit geheim verlobt sind, weshalb sahen Sie dann so ruhig zu, wie ich mir im Laufe des letzten Jahres mehr und mehr die Flügel an Ihrem Licht verbrannte? Weshalb hatten Sie nicht die Gnade, mir durch eine frühere Mitteilung dieser Tatsache jene Zweifel und Schmerzen zu ersparen, mit denen ich so elend im Kampfe lag?"

Eine tiefe Empörung gegen die kaltherzige Grausamkeit stieg in ihm auf, deren Spielball er gewesen zu sein meinte. „Ich verstehe das nicht", rief er scharf. „Wie soll ich das zusammenreimen? Ist denn vielleicht nach Ihrer Meinung in all den Stunden, die Sie meine Schülerin waren, nichts zwischen uns gewesen? Kein Blick hin und her gegangen, der über das Alltägliche hinausging? Kein Händedruck gewechselt, der mehr besagte als ein beliebiges Lebewohl sich gleichgültiger Menschen?"

Anka blieb vor ihrem Gartentor stehen.

„Ja, Doktor Adlefffen!" entgegnete sie mit ganz ruhiger und überlegener Stimme. „Bei einer sozusagen peinlichen Unterhaltung, wie Sie sie soeben mit mir heraufgeführt haben, zieht naturgemäß einer den längeren und einer den kürzeren! Sie haben sich zuerst über das beklagt, was man in Attenrade meine Vergangenheit zu nennen beliebt. Und dann haben Sie sich über mein Verhalten Ihnen gegenüber beklagt. Nun sind für mich Zusammenhänge zwischen diesen Punkten vorhanden, die Ihnen unklar bleiben. Hätten Sie nicht von meiner Vergangenheit geredet, würde ich vielleicht nicht von meiner Verlobung gesprochen haben. Ich kann Sie nicht aufklären über diesen Punkt, da das gegen mein Interesse sein würde. Mein Interesse ist aber das, in dieser Abschiedstunde von Ihnen nicht den kürzeren zu ziehen. Es könnte mich das auch in der Erinnerung vielleicht genieren. Also, bitte, betrachten Sie mich, wenn Sie wollen, ruhig wie eine Kunigunde von Turneck in der alten Sage, die die Freier tückisch und kaltherzig um die Schloßmauer reiten ließ, bis sie in den Graben stürzten. Die Wahrheit jedoch ist die, daß ich Ihnen gegenüber für meine Verhältnisse sogar ungewöhnlich loyal und korrekt gehandelt habe."

Seine Augen hingen an ihren Lippen, aber er begriff sie nicht.

„Ich habe immer gefunden, daß Sie etwas von einer Sphinx hatten," sagte er, „zum Schluß finde ich es mehr denn je. Ich werde noch oft genug grübeln über die geheimen Zusammenhänge, von denen Sie sprachen — wenn ich über Land fahre — so von einem Bauernhof zum andern, hier einen verrenkten Fuß massiere, dort einen gestürzten Bauernburschen verbinde. Ich werde an dieser Stunde noch lange zu tragen haben. Aber raten werde ich Ihre Rätsel nie."

„An den einfachsten Lösungen gehen die klügsten Psychologen vorbei", versetzte sie und sah ein letztes Mal ihrem letzten weißen Freund ins Gesicht, fest und lange, wie jemand, der mit Bewußtsein Abschied nimmt — nicht nur von einem einzelnen Menschen, sondern gewissermaßen von einem ganzen Volk, einem ganzen Erdteil. Sie sah ihr Leben vor sich, mit festen Strichen umzogen, wie Sternbilder auf der Himmelskarte.

Dies war jetzt ein Abschnitt, ein Ende und ein Anfang zu einem neuen Stück ihres Daseins . . .

Sie hatte beide Möglichkeiten seit langem erwogen. Nun waren die Würfel gefallen.

* * *

Die Silhouetten von Anka und Doktor Adlefffen hatten sich dicht nebeneinander gehalten. Meister aber ging von Anfang an so weit von Gunhilde entfernt, als die Straßenverhältnisse es nur irgend zuließen. Der weiße Schleier störte ihn, der so schön auf ihren blonden Haaren lag und ihr Profil wie aus einer zarten Wolke vortauchen ließ.

„Wie die Sterne heute wieder leuchten!" sagte Gunhilde. „Olaf und ich haben uns eine Tabelle gekauft, auf der alle Namen verzeichnet sind, und abends in den Ferien, wenn er länger aufbleiben darf, öffnen wir die Bodenluken und stellen die Sternennamen fest, so gut es geht. Einer scheint gerade in Olafs Stube, ein heller, glänzender. Ich glaube, es muß der Arkturus sein. Wenigstens steht er so zum großen Wagen. Papa interessierte sich ja auch so für Himmelskunde, und Sie, Herr Doktor, hatten doch früher ein so schönes Fernrohr, durch das Sie uns zuweilen sehen ließen?" —

„Ja," versetzte er langsam — „aber es ist zerbrochen . . ."

„Betreiben Sie denn Ihre astronomischen Studien nicht mehr?"

„O doch! Ich halte sie dauernd für eins der stärksten Opiate, die uns Menschen beschieden sind. So etwas wie Baireuth oder die Akropolis. Das Himmelsgewölbe ist



etwas so Wunderwürdiges, daß man die Leiden der Welt schon daran vergessen kann."

„So weit geht es bei mir nicht", sagte Gunhilde aufrichtig. Das Gespräch brach ab.

„Stehen Sie eigentlich noch mit Ihrer Cousine in Waldshut in Beziehung?" fragte Meister unvermittelt.

Es war Gunhilde bei dieser Frage, als sollten neue Feindseligkeiten eröffnet werden. Sie sehnte müde das Ende des Weges herbei — aber ihre Häuser lagen noch drei Straßen weit.

„O ja. Sie lud mich kürzlich zur Taufe ein. Sie hat ein kleines Töchterchen bekommen."

„Werden Sie hinfahren?"

„Nein. Ich reise zu ungern."

„Wenn ich es richtig erfaßt habe, war doch jener Herr v. Wetterstein einst Ihr spezieller Freund in dem Klub, dem Sie und Fräulein Anka angehörten?"

„Ja. So wie man in dem Klub befreundet zu sein pflegte."

„Ich bin über die Gebräuche orientiert", sagte Meister und sah mit solch eisigem Gesicht zu den Sternen auf, daß er der neben ihm Schreitenden wie Minos, der Richter der Unterwelt, erschien.

Es war, als wollte er ihr eine Pause lassen, sich zu verteidigen, etwas abzuschwächen, zu redigieren.

Aber sie schwieg. Jede Lüge lag ihr fern. Vielleicht begriff sie auch des Mannes Gedankengang nicht ganz ...

„Es muß Ihnen doch eigentlich nicht leicht geworden sein, diesen nahen Freund an Ihre Cousine zu verlieren?" bemerkte er.

„Kurze Zeit ärgerte ich mich ein wenig", sagte Gunhilde aufrichtig. „Dann fand ich, daß beide sehr gut zueinander paßten."

„Ich traf im Frühling Ihren Onkel zufällig in Basel. Er seinerseits ist dauernd von der Partie wenig erbaut. Ein Schwiegersohn ohne Beruf, der in absoluter Untätigkeit dahin vegetiert, ist für einen arbeitenden Mann ein harter Fall."

„Er ist doch so eine Art Dichter", entschuldigte Gunhilde. „Was wäre denn Annchens Los sonst gewesen? Irgendein Fabrikmensch vermutlich. Herr v. Wetterstein war doch für sie ein Schritt aufwärts mit seiner Bildung, seiner guten Familie."

„Sie sind ja ein treuer Anwalt für den alten Klubfreund!"

„Ich bin allen Menschen dankbar, die freundlich an mir hängen. So viel Sympathien hat man nicht in der Welt, um die, die bleiben, gering zu achten — —"

„Ich begreife, daß es Ihnen und den Ihren allerdings eine Beruhigung sein muß, daß jener Berliner Winter für Ihre Cousine nicht schlimmer auslief als nur mit einer fragwürdigen Heirat . . ."

„Sie meinen," rief Gunhilde, zum erstenmal heftig werdend — „daß der liebe Gott unserer Schuld nur ja gleich die Strafe auf dem Fuß hätte folgen lassen sollen, damit wir die Folgen unserer Gedankenlosigkeit auch so recht niederdrückend gefühlt hätten? Nein, Doktor Meister, so denke ich mir den lieben Gott überhaupt nicht, daß er so grausam genau Buch führt über unsere Verfehlungen und dann ganz summarisch umgehend Strafen schickt, wo Fehler waren! Ich glaube, die reinste Freude gewährt es ihm stets, uns arme Sünder auch mal ungeahndet durchschlüpfen und eine Torheit nicht so schlimm ausgehen zu lassen, wie sie vielleicht hätte ausgehen können. . . . Gottlob ist das Tatsächliche ja auch das einzige, was in Frage kommt."

„Man merkt, daß Sie bei dem toleranten Pastor Schreiber konfirmiert worden sind! Ein etwas strengerer Geistlicher würde Sie vermutlich weniger nachsichtig haben denken lehren."

„Es gehen einem dafür sonst noch oft genug Zeloten über den Weg . . ." rief sie beinah weinend.

Es war eine Empörung in ihr gegen den Freund ihrer Jugend, so stark, daß sie in diesem Augenblick jedes andere Gefühl überwog und sie am liebsten laut ausgerufen hätte: Doktor Meister, wenn Sie mich doch nicht heiraten wollen, so steht Ihnen keinerlei Recht zu, mich zu quälen und zu schulmeistern!

Aber der Weg war zu Ende. Die weißen Gartentore leuchteten blank im Licht der flackernden Straßenlaterne. Anka und Doktor Adlefffen sahen ihnen mit blassen Gesichtern entgegen.

Vier Hände berührten sich flüchtig, so hastig auseinanderfahrend, als wären sie glühendes Eisen.

Adlefffen stürmte die Straße herunter, und Meister trat mit lauten, hastigen Schritten in seinen Garten, das Tor hinter sich zuwerfend, daß es hart durch die Nacht klang.

„Eine erbauliche Art von Geselligkeit!" sagte Anka. „Ich hoffte im stillen, das Gewitter käme wirklich über die Stadt — und wenn der Blitz in unsere nächtlichen Begleiter eingeschlagen hätte, ich würde billigend dabei gestanden und sogar gefrohlockt haben! Diesen Abend streiche ich an in meinem Kalender —"

„Unsere Vergangenheit war oft so lustig," sagte Gunhilde — „unsere Gegenwart ist immer wie mit Flor behangen. Und wie mag erst unsere Zukunft sein?"

„Die liegt in unserer Hand!" rief Anka und atmete tief auf. „Paß auf! In dieser Nacht verbrenne ich meine Schiffe." — —

Agnes Thorensen saß seit einer Stunde im Wohnzimmer am offenen Fenster und wartete auf die Töchter.

Sie saß ganz müßig da, die Hände im Schoß.

Das Buch, in dem sie lesen wollte, hatte sie zur Seite geschoben. Sie fühlte, wie der von Furka entfachte Bildungsdrang merklich nachließ. Warum sollte sie auch ihr Wissen vermehren? Für wen? Wem nützte es? Wem konnte sie damit etwas sein?

Den Töchtern, die das alles besser und gründlicher zu wissen meinten?

Olaf, der so gleichgültig gegen alle geistige Arbeit war und seine Tage am liebsten wie ein kleiner Pantheist dicht am Herzen der Natur in Baumkronen oder auf dem moorig riechenden Gartenrasen hinbrachte?

Frau Thorensen wußte längst, daß sie zu den Frauen gehörte, die nur durch einen Mann und mit einem Mann zweckvoll leben können, daß ihre Seele eine verstummte Laute war, wenn keine Männerhand auf den Saiten spielte. Sie dachte an ihre Ehe zurück.



Die Erinnerung hatte alles idealisiert. Ihre unpräzise Art zu denken brachte sie über jede Form eines noch so leisen Selbstvorwurfs hinweg.

Das alles war doch immer so schön und gut gewesen!

Selbst ihre hingebende Seelenfreundschaft mit Furka war kein Grund zu späten Skrupeln. Sie hatte ja seinerzeit bereitwillig den ganzen Furka hinopfern wollen, als Olaf erkrankte — sie hatte ihn erst dann wieder in seine Rechte eingesetzt, als das allein im Interesse ihres Mannes kaum zu umgehen war.

Und jetzt hatte sie ihn zum zweitenmal geopfert, freiwillig, für ihre Kinder!

In ihrer Tasche knitterte ein Brief.

Seit drei Tagen trug sie ihn mit sich, seit er eines Morgens plötzlich auf dem Vorplatz gelegen, überspielt von den Sonnenstäubchen, die in schrägem Lichtstrahl durch die Scheibe über der Haustür fielen.

Furka hatte mit einem Mal seine Pläne geändert, war zur Heimkehr entschlossen, zur Heimkehr zu ihr....

Nur bei ihr könne er gesunden, schrieb er — deutlicher denn je habe er es gefühlt in den langen, schlummerlosen Nächten seiner letzten Krankheit! Europa locke ihn nicht — aber über den Gestaden Europas rage ihr blondes Haupt wie eine zauberische Morgana so wie des Fujiyama weiße Spitze über den duftumhüllten Bergen Japans.... Ihretwegen käme er heim.

Es war Frau Thorensen, wie sie zuerst diese Worte gelesen, als streckte das Leben noch einmal seine warme Hand zu ihr, der Vergessenen, der beiseite Geschobenen, als öffneten sich unerwartet langverschlossene Tore, hinter denen Gärten des Glücks rauschten und Brunnen aufsprangen, deren Strahl sie versiegt geglaubt!

Und dann war ein Passus gekommen, in dem der ganze Ferdinand Furka sich offenbarte....

Er könne ja nie das festbegrenzte Leben der andern führen — schrieb er — er müsse sein Dasein seinen Nerven gemäß einrichten. Ohne festes Domizil, so ungefähr zwischen Teneriffa und dem Nordkap, je nachdem seine Stimmung und sein Gesundheitzustand klimatisch es erforderten. Für Frau Thorensens Töchter sei das ja natürlich eine unmögliche Existenz, aber solch zeitgemäß geschulte Geister wie Anka und Gunhilde wären ja wie geschaffen, die Sorge um Olafs Erziehung von ihren zarten Schultern abzunehmen. Er könne sie ja auch nicht täglich teilen mit soundso viel anderen. Er wolle sie für sich, für sich ganz allein, eine schöne Wandergefährtin zu Wasser und zu Lande — eine lange ihm Vorbestimmte, die ihm Glück und Frieden zu geben vermöchte... Ihr war, als lege eine warme Menschenhand sich plötzlich auf ihre kühle Schulter.

Es lebte jemand, dessen Sehnsuchtziel sie war, dessen Träume zu ihr gingen, der sie für eine Glücksgöttin hielt, der sie auf einen Altar stellte, die einsame, freudlose Frau in der nordischen Kleinstadt, der in ihr die Poesie sah — in ihr, die doch so oft in des Lebens Prosa zu vergehen meinte . . .

Aber die Unmöglichkeit seiner Träume schuf er zu gleicher Zeit selbst. Stand er dem wahren Menschenleben so fern, daß er es fertigbrachte, sie gerade vor diese Wahl zu stellen: ihn oder die Kinder?

Ob sie denn in den Berliner Jahren so sehr den Eindruck einer Frau gemacht hatte, der die Kinder erst in zweiter Linie kamen — nach dem Freund?

Hatte sie wirklich solche wunderliche Phasen durchgemacht damals im lecken Schiff am Magnetberg, von dem Olaf einmal so sonderbare Dinge gelesen und Anka so seltsame Sachen gesagt, daß es ihr noch lange nachher im Ohr klang? Wie wunderlich verschoben waren alle Grundfesten ihres Lebens!

Sie hatte dann einen endlos langen Brief an Furka geschrieben — wieder einen Brief, zu dem sie vorher das Konzept machte — und nun schien ihr die Sache abgetan. Aber sein Schreiben trug sie dennoch immer bei sich. Es war ihr wie ein tröstliches Attest, daß sie doch noch nicht ganz aus der Reihe der Begehrenswerten ausgeschieden sei . .

Der ferne Donner beunruhigte sie. Sie wollte Antje wecken und sie mit Schirmen und Mänteln zum Schuldirektor schicken — da sah sie Schatten auf der Straße, hörte Stimmen — Anka und Gunhilde kamen über den Kies gegangen. Ehe sie ihnen öffnen konnte, eilten die leichten Schritte schon treppauf. Auf Ankas feinen Wangen brannten zwei dunkelrote Flecke.

„Was hast du?" rief die Mutter ängstlich — „dir brennen ja die Backen, und Gunhilde ist blaß wie ein Leichentuch. Hat man euch geärgert bei Onkel Asmus?"

Anka warf ihren Schal zur Seite und ordnete ihr Haar. „Ach Gott, es wickelte sich für mich eine Privatangelegenheit auf etwas sonderbare Weise ab," sagte sie hastig — „ich möchte niemand mit Einzelheiten behelligen. Da du aber gerade noch auf bist, Mama, und das Gewitter vielleicht doch noch herüberkommt, ist ja vielleicht geeignete Zeit, etwas anderes zur Sprache zu bringen. Also kurz gesagt: ich für mein Teil kann in Attenrade nicht mehr leben — —"

„Anka!" rief Gunhilde erschreckt.

„Was willst du tun?" rief Frau Thorensen. „Anka, ob wir gern hier sind oder nicht, spielt keine Rolle. Wir müssen hier sein — allein finanziell — und wenn wir es als Galeere empfinden! Es ist die einzig mögliche Existenz für uns."

„Mama!" sagte Gunhilde. „Wie kannst du von Galeere reden? Es ist doch unsere Heimat! Und kann man denn eine schönere Heimat haben als diese hier? Ist es nicht unseres Vaters Land! Ist unser Haus nicht wie eine geschützte Insel? Sind wir hier nicht im Hafen nach den wirren unheimlichen Jahren in Berlin?"

Frau Thorensen antwortete nicht. Sie fühlte sich schuldig in diesem Augenblick, ungerecht, undankbar.

Anka hatte die Schwester gespannt angesehen.

„Gunhilde, gerade für dich ist's gut, wenn ich hier ausscheide. Ich bin jemand ein Hindernis — glaub 's mir! Komme ich fort, wird's in Ordnung sein. Und ich denke euch ja auf die normalste Weise zu verlassen, auf die eine Tochter aus dem Hause geht: ich will mich verheiraten!"

Frau Thorensen starrte die Tochter groß an. „Du, und ich ahne nichts davon?"

„Es ist nie meine Art gewesen, mit Erwägungen zu kommen, sondern mit Entschlüssen. Ich werde einen



Rechtsanwalt in Lahore heiraten — Mr. Changra Lal, der mich bereits seit mehreren Jahren kennt, und der schon mehrfach und noch vor wenigen Wochen um mich angehalten hat —"

„Ein Mensch, von dem ich gar nichts weiß?" rief die Mutter angstvoll.

Anka umfaßte die Gestalt der Mutter mit einem vollen Blick. Der Schreck hatte auch Agnes die Wangen gerötet. Sie stand mit hilflosen Augen beschwörend da. Anka hatte das Gefühl, daß ihre Mutter eigentlich selbst jetzt noch jünger schien als sie. Ein Gefühl, das lange leise in ihr geschlummert, wachte plötzlich in ihr auf und suchte nach Worten, harten, verletzenden Worten, die jetzt oder nie gesprochen werden mußten.

„Ja— von dem du nichts weißt!" sagte sie langsam — „aber das ist doch nichts Ungewöhnliches! Denn von den Menschen, mit denen wir verkehrten, hast du doch leider Gottes immer viel zu wenig gewußt!" —

„Anka —"

„Ja, Mama! Mit vierundzwanzig Jahren stehe ich auf den Trümmern meiner normalen Lebenschancen. Hierzulande habe ich keine Aussichten mehr. Ich bin eine ausgespielte Nummer. Wo ich hinkomme, folgt mir die Geschichte meiner Freundschaft mit Henry X. und der Sommerfrische in Faröer. Ich könnte den Magistrat von Attenrade um ein Gottesurteil ersuchen, hier auf dem Marktplatz am Remigiusbrunnen! Drei Viertel all der Redereien war Lüge, ein Viertel vielleicht wahr! Ich würde unversehrt durchs Feuer gehn. Aber um den wirklichen Tatbestand handelt sich's nicht, nur um die Tatsache, daß ich ein Gerede hinter mir herschleife, einen Klatsch, eine Vermutung. Und das richtet. Mit schönem Überzeugungston hörte ich heute bei Tisch Onkel Asmus, der die Schärfe meiner Ohren unterschätzte, der gespannt aufhorchenden Bollenhagen versichern, daß ‚Anka Thorensen hierzulande keinen Mann bekommt'. Und er hat recht, Onkel Asmus. So ist es. Ich besitze auch sonstige Belege dieses Faktums! Da ich nun aber nicht die Absicht habe, meine Jugend ledig hinzubringen, sehe ich von den Söhnen dieses Landes ab und entschließe mich zu einem anderen Volk — denn an dem sonst tadellosen Mr. Changra Lal ist es die einzige Achillesferse, daß er ein Inder ist und von den Hindus stammt."

„Das werde ich nie zugeben!" rief Frau Thorensen. „Das ist ja Wahnsinn, Anka! Du so in die Fremde, so verloren für uns, in ganz unübersehbare Verhältnisse hinein!"

„Sie sind nicht unübersehbar. Nur du weißt nichts davon. Dir ist es neu. Wenn du meinen Verlobten siehst, wird er dir etwas brauner in der Hautfarbe vorkommen als die Männer hierzulande, aber im übrigen wirst du ihn durchaus als unseresgleichen empfinden — und an Charakterbildung und Unverbrauchtheit der Seele uns dekadenten Kindern der Alten Welt nur sehr überlegen."

Frau Thorensen wurde mit dem Schrecken über den plötzlichen Plan nicht fertig.

„Nein, ich verbiete es, Anka, ich dulde es nicht. Alle Familienglieder werde ich gegen dich aufkriegen. Daß du gesetzlich großjährig bist, gibt dir doch kein Recht. Willst du denn alle Herzensrechte von uns mit Füßen treten? Hat vielleicht deine Mutter kein Recht an deine Entschlüsse?"

„Nein!" sagte Anka bitter. „Du hast dein Recht an mich verscherzt. Denn dir verdanke ich, daß ich jetzt bin, wo ich bin. Du warst nicht die Mutter, die ein Mädchen wie ich nötig hatte. Eine liebenswürdige Schwester warst du uns, genau so gedankenlos und unbedacht wie wir selbst! Du hast uns in das Leben hineinlaufen lassen — achtlos, an welcher Stelle wir es taten. Dein Kopf war mit eigenen Angelegenheiten so voll, daß du ihn dir nicht noch über die Gefahren, die wir etwa liefen, zerbrechen konntest. Du hast immer den Vogel Strauß gespielt uns gegenüber. Eine bequeme Kameradin warst du — aber eine M u t t e r nicht."

Anka hatte die Arme gekreuzt. Sie war ganz fahl geworden vor innerer Erregung.

„Ich weiß," fuhr sie fort, „die richtigen Mütter sind heutzutage selten geworden. Die einen haben einen Hemmschuh an ihren Müttern — die andern eine Konkurrenz. So warst du nicht. Deine Schuld ist eine passive. Du dachtest immer über dich nach und nicht über uns. Wir hätten jemand haben müssen, der uns fest an der Hand hielt und mir einen Riegel vor mein Durchgängertum schob. So die alte Sorte Mutter, die vielleicht grenzenlos unbequem war mit ihrer ewigen Aufsicht, ihren ständigen Prinzipien, ihrer dauernden Angst um die töchterliche Moral! Aber so müssen Mütter sein! Die neuen Spielarten taugen nicht für heranwachsende Mädchen."

Frau Thorensen stand mit schlaffen Armen da. Durch das Zimmer wehte Zugwind und warf die weißen Gardinen in die Stube.

Warum empörte sich ihre Tochter gegen sie? Wegen welcher Schuld? Warum hielt sie diese späte Abrechnung über ganz unabänderliche Dinge?

Sie starrte Anka an. Sie fürchtete die kalte Überlegenheit in diesen Blicken, die scharfen Gedankengänge, die so schnell von den unerbittlichen Lippen ihres Kindes kamen. Und mit einem Mal fiel ihr der Vers ein, den Thorensen im Scherz, wenn er die Frau, auf die er so stolz war, einmal necken wollte, mit drohendem Finger zitiert hatte:

„Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts zusammenscheitern!"

Hatte sich das etwa erfüllt ohne ihr Wissen? Hinter ihrem Rücken? Waren die amüsanten Gepflogenheiten der „Bannbefreiten" wirklich etwas Schlimmeres, Bedenklicheres gewesen, als sie es bequem gefunden zu glauben? Hatte Anka ihren schlanken Fuß wirklich zu weit hinweggesetzt über die Grenze dessen, was gerade eben noch erlaubt ist?

Sie bemühte sich, in ihrer Erinnerung die Gestalt von Henry X. zu rekonstruieren, der auf Ankas Wunsch manchmal bei den Thorensenschen Diners erschienen war.

Als eine gut angezogene Gesellschaftsfigur mit sehr interessanten Zügen schwebte er ihr vor. Mehr wußte sie nicht von ihm. Nach mehr hatte sie nicht geforscht — aber ihre Tochter hatte sie mit ihm verkehren lassen,



soviel es ihr paßte, die zwanzigjährige Tochter mit dem Durchgängerblut der dänischen Voreltern!

Ihr schwindelte bei all diesen Vorstellungen. Die Worte, die Onkel Asmus gesprochen, taten ihr weh. War denn alles so viel schlimmer, als sie gemeint? War jene Reise nach Faröer, über die sie sich nie sonderlich den Kopf zerbrochen, denn wirklich eine so grenzenlose Unvorsichtigkeit gewesen, daß sie den Ruf eines Mädchens bei normal denkenden Leuten ein für allemal hatte verderben müssen?

Sie war gewohnt, daß Anka immer einen Trabanten hinter sich herzog, der wie die Monde des Mars ihren Planeten, sie, den reizenden Stern, beharrlich umkreiste. Seit sie Doktor Adlefssen so viel durch die Straße gehen und mit den raschen dunklen Augen die Fenster abstreichen sah, hatte sie mit dem Gedanken gerechnet, beide Töchter in Attenrade zu verheiraten — eine Rechnung, an deren glattem Aufgehen sie in der letzten Zeit nie gezweifelt hatte.

Nun hieb diese Erkenntnis wie ein Schwert dazwischen. Grenzenloses Mitleid mit Anka überkam sie. Sie hätte am liebsten das Mädchen an sich gezogen, es gestreichelt, mit Küssen bedeckt.

Aber Ankas Miene forderte zu so etwas nicht auf. Sie war nicht die Art Tochter, die man streichelt, sondern die Art, die man gewähren lassen muß.

Und die Mutter fühlte, wie machtlos sie war.

„Ich weiß nicht, ob ich Schuld trage", sagte Frau Thorensen leise und traurig. „Ich habe keine Autorität, die ich befragen kann. Mit mir allein muß ich in allen Dingen zu Rate gehen. Ihr ahnt ja gar nicht, wie einsam ich bin! Ihr habt euch — ihr seid jung — sonst könntet ihr ja auch nicht so grausam sein. Nur eins sollt ihr euch sagen. Mangel an Liebe war euch gegenüber nie meine Schuld. Ich liebe euch so, daß ich für euch zu jedem Opfer bereit bin. Und damit ihr nicht glaubt, daß das eine Phrase sei, so bitte ich euch, diesen Brief zu lesen, den ich mit einem Nein für immer beantwortet habe."

Sie zog ein Kuvert aus der Bluse und legte es zwischen die Töchter hin. Dann ging sie leise und lautlos aus der Stube und klinkte die Tür langsam ein, wie ein furchtsamer Mensch, der besorgt ist, daß ihn jemand zurückrufen könne in den verletzenden Streit der Meinungen.

„Anka, wie konntest du ihr das alles sagen?" rief Gunhilde vorwurfsvoll. „Gedacht habe ich's ja oft selber ähnlich — aber es in Worte zu bringen, hätte ich nie vermocht —"

„Meine Angelegenheiten eilen", versetzte Anka. „Wenn ich nicht in sechs Wochen mit ihm Europa verlasse, ist auch er für mich verfallen. Ich will heraus, und ich will heiraten, Gunhilde. Das ist doch alles so einfach. Aber ich will es nicht mit Krach tun. Ich will es schön haben und freudig und ästhetisch. Ich will mein Recht ans Leben. Und ich will, daß sie einwilligt und für mich einsteht! Darum muß sie ihr Teil Schuld erkennen. Ersparen kann ich's ihr nicht. Sie muß auch nun Kameradin bleiben, wie sie es immer war."

(Fortsetzung folgt).

# Grenzen der Technik.

Von Hans Dominik.

Werfen wir auch nur einen oberflächlichen Blick auf die Entwicklung unserer Technik, so zeigt sich allenthalben eine gewaltige Vergrößerung der Leistungen. Einige wenige Zahlen mögen als Beispiel gegeben werden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt eine 100pferdige Dampfmaschine schon für groß, während wir heute 20000pferdige Maschinen haben. Als die Dynamomaschine ihre Laufbahn begann, galt eine Leistung von 10 Kilowatt als recht ansehnlich, während wir heute Maschinen von 10000 Kilowatt kennen. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts waren Schiffe mit 10000 Tonnen Wasserverdrängung die größten existierenden Bauten, während heute 40000 Tonnen erreicht worden sind.

Solche Ziffern lassen sich aus allen Gebieten beibringen. Ueberall zeigt sich eine Steigerung, und es ist nicht uninteressant, nun einmal ein wenig unter die Propheten zu gehen und zu untersuchen, wohin diese Entwicklung wohl weiter führen wird, wohin sie zum mindesten führen kann. Gerade in der Technik gehört das Prophezeien zu den undankbarsten Geschäften. Noch stets sind bisher die kühnsten Vermutungen von der Wirklichkeit überholt worden, und wenn man wirklich Grenzen der Technik suchen und finden will, so muß man sie aus den unanfechtbaren Naturgesetzen herleiten, muß klipp und klar beweisen, daß hier durch das innerste Wesen der Materie eine Grenze gegeben ist.

Daß es solche Grenzen überhaupt gibt, kann nicht bestritten werden. Auch hier mag ein Beispiel die Dinge erklären. Nehmen wir das Mikroskop. Seit jenen Tagen, da die holländischen Brillenschleifer zum erstenmal zwei Linsen zum Mikroskop zusammenfügten, ist die Leistungsfähigkeit dieses nützlichen Instruments beständig gestiegen. Man kam auf die hundertfache und dann auf die tausendfache Vergrößerung, und schließlich brachte uns das 20. Jahrhundert das Ultramikroskop, das noch Dinge erkennen läßt, für die bei direkter Beobachtung eine zehntausendfache Vergrößerung notwendig wäre. Der geniale Jenaer Abbe hat uns gelehrt, die Objekte unter dem Mikroskop so intensiv zu beleuchten, daß sie auch bei stärkster Vergrößerung genügend hell bleiben.

Die Meinung liegt nahe, daß nun die Leistungsfähigkeit derart weiter steigen müsse, daß wir nicht nur die kleinsten, ein tausendstel Millimeter großen Krankheitsbakterien, sondern bald auch die Geheimnisse der Materie selbst, die Moleküle, ja die Atome mit leiblichen Augen erblicken werden, daß ein millionenfach vergrößerndes Mikroskop uns die tiefsten Rätsel entschleiern wird. Die Meinung ist irrig. Scharf zeigt



sich hier die technische und physikalische Grenze. Das Licht ist, wie wir ja wissen, eine Wellenbewegung des Lichtäthers, und die Gesetze der Physik lehren uns, daß nur solche Gegenstände diese Wellenbewegung genügend beeinflussen und dadurch dem Auge sichtbar werden können, die wenigstens eine Länge besitzen, die gleich dem vierten Teil der Wellenlänge ist. Nun hat aber das kurzwelligste Licht immer noch eine Wellenlänge von vier Tausendsteln eines Millimeters. Gegenstände, die unter ein Tausendstel eines Millimeters sinken, können daher dem Auge nicht mehr direkt wahrnehmbar werden, und alle jene Moleküle und Atome müssen uns wenigstens nach dem heutigen Stand unserer physikalischen Erkenntnis für ewige Zeiten unsichtbar bleiben.

Finden wir hier einmal eine scharf gezogene Grenze, so ist an anderen Stellen die Trennung des Möglichen vom Unmöglichen schwieriger. Greifen wir wiederum ein Beispiel heraus, das gerade den Laien besonders interessiert: den alten Plan einer Brückenverbindung zwischen Calais und Dover. Wir kennen stolze Bogenbrücken aus Stein und aus Eisen. Lassen wir einmal alle finanziellen Bedenken beiseite und werfen die Frage auf: könnte man einen einzigen Brückenbogen in Granit oder auch in Eisenbeton über den Kanal La Manche schlagen?

Die Antwort muß unbedingt verneinend lauten. Bei einer derartigen Spannweite würden in der Brückenwölbung infolge des Eigengewichts Druckkräfte auftreten, die jeden Stein glatt zermalmen müßten. Es gibt sehr scharfe technische Grenzen für die Spannweiten von Brückenbogen für jede Art der Konstruktion, für Eisen sowohl wie für Stein. Wir kommen mit der eisernen Brücke weiter als mit der steinernen, aber die Grenze besteht für beide. Und versucht man, sie zu überschreiten, so gibt es schwere Niederbrüche.

Wenden wir uns den Kraftmaschinen zu. Wir sahen bereits, daß man dort die Pferdestärken nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden und gelegentlich auch Zehntausenden zählt. Die Frage taucht auf, ob die Riesenkraftwerke kommender Menschenalter Maschinen von Hunderttausenden, ja von Millionen von Pferdestärken kennen werden. Die Antwort ist nicht eben leicht. An und für sich sind zwei Maschinen von je 50000 Pferden besser als eine Maschine von 100000 Pferden. Der Reserve halber. Denn geht dann eine Maschine entzwei, so hat man wenigstens die andere im Betrieb, das Werk braucht nicht ganz stillzustehen. In dem Augenblick aber, da unsere Technik wirklich dahin kommt, die afrikanischen Wasserfälle bis auf den letzten Tropfen auszunutzen, in dem Augenblick, da es sich darum handelt, in einer einzigen Zentrale zehn Millionen Pferdestärken dem fallenden Wasser abzunehmen und in elektrische Arbeit umzuwandeln, erscheint die Maschineneinheit von einer Million nicht mehr übertrieben hoch. Ernsthafte technische Schwierigkeiten wird der Bau solcher Aggregate aber nicht bieten, und so können wir die Maschineneinheit in dieser Größe wohl als die Norm kommender Menschenalter bezeichnen.

Und dann die Frage, ob es noch weiter in die Höhe gehen wird? Mit den jetzt vorhandenen Arbeitsmitteln, der Kohle und dem Kraftwasser, jedenfalls nicht. Aber auch hier wissen wir ja noch nicht, wie die Dinge weiter gehen werden. Wir wissen nicht, in welchem Umfang man später doch einmal direkt die Sonnenwärme ausnutzen wird, in welchem Maß es gelingen wird, die Energie der radioaktiven Substanzen nutzbar zu machen. Vielleicht führt mit Hilfe solcher neuen, heute noch nicht erschlossenen Kraftquellen der Weg von der Million zur Milliarde.

Nehmen wir als ein anderes Gebiet die Schiffsgrößen. Der Rekord steht heute auf 40000 Tonnen Wasserverdrängung. Ein solches Schiff ist im Hafen ein Bauwerk von überwältigenden Abmessungen. Auf dem offenen Weltmeer ist es ein verschwindendes Pünktchen. Die Entwicklung drängt hier zu immer größeren Schiffskörpern, und die Technik hat alle Schwierigkeiten bisher glücklich überwunden. Die Grenze scheint lediglich von der Wirtschaftlichkeit diktiert zu werden.

Ein Schiff von 40000 Tonnen nimmt naturgemäß sehr viel mehr Fracht auf als ein solches von 20000 Tonnen. Vorbedingung für seine Wirtschaftlichkeit ist indessen, daß sich zwischen den beiden Häfen, zwischen denen es verkehrt, ein genügender Handelsverkehr abspielt, um ihm für jede Fahrt den Raum zu füllen. Diese Ueberlegung spricht gegen allzu weitgehende Vermehrung der Schiffsgrößen. Aber ein 40000-Tonnenschiff nimmt auch mehr Ware auf als zwei 20000-Tonnenschiffe, es arbeitet rationeller, und dieser Umstand treibt wieder zur Vergrößerung des Schiffsgehalts. Wie man sieht, spielen wirtschaftliche und technische Gründe bei der Dimensionierung eine bestimmende Rolle. Vor fünzig Jahren war das englische Riesenschiff „Great Eastern" technisch und wirtschaftlich verfehlt. Heute haben unsere Schiffe die Größe des „Great Eastern" erreicht, und die Technik unserer Tage gibt ihnen dazu die zwanzigfache Maschinenstärke jenes alten Fahrzeugs. Sie sind heute wirtschaftlich und technisch berechtigt, während ein Hunderttausendtonnenschiff wahrscheinlich ebenso verfehlt sein würde wie seinerzeit der „Great Eastern". Aber zur Erörterung steht, ob wir heute schon eine Grenze haben, ob wir eine Grenze überhaupt schon sehen können. Die Antwort lautet dahin, daß unsere Schiffsgrößen zweifellos noch bedeutend steigen werden, daß das Hunderttausendtonnenschiff wohl sicher eines Tages am Platz sein wird, und daß die Entwicklung auch dann ihr Ende noch nicht erreicht haben wird.

Nicht minder interessant als die Bauten der Handelsmarine sind jene der Kriegsflotte. Hier treten die wirtschaftlichen Erwägungen vielmehr in den Hintergrund. Tatsächlich bestimmt das technische Können die Grenzen. Und dies Können erfährt von Jahr zu Jahr, ja man könnte sagen von Tag zu Tag eine Steigerung. Noch vor zehn Jahren galt es als Axiom, daß die Seeschlachten auf eine Entfernung der feindlichen Flotte von vier- bis fünftausend Meter ausgefochten werden mußten. Heute ist die moderne Bewaffnung eine solche, daß das wirksame und wahrscheinlich entscheidende Feuer schon bei neun- bis zehntausend Meter im Gange ist. Die Mittelartillerie ist beinah ganz verschwunden und das schwere 30-cm-Geschütz die alleinige Waffe geworden. Aber schon scheint es, als sollte auch hier eine Kalibervergrößerung die Regel werden und die Entfernung der kämpfenden Flotten noch weiter, bis auf zwei deutsche Meilen etwa, gesteigert werden. Man kommt zu dem Paradoxon, daß ein Ziel hier erst abzusehen ist, wenn kein Ziel mehr zu sehen sein wird. Die natürliche Grenze ist eben gegeben, wenn die feindlichen Schiffe sich in solcher Entfernung voneinander befinden, daß eins für das andere unter dem Horizont verschwindet. Wie weit die Technik kommender

Menschenalter diese Naturgrenze erreichen wird, läßt sich heute nicht sagen. Daß sie ihr jedenfalls recht nahekommen wird, ist wohl gewiß.

Wo nicht grundsätzliche naturwissenschaftliche Umstände eine Grenze ziehen, dürfen wir im Prophezeien ziemlich kühn sein. Denken wir nur 150 Jahre zurück an die Zeiten der Schlesischen Kriege Friedrichs des Großen, und stellen wir in jene Zeit die moderne Riesenartillerie, die Maschinengewehre und die kleinkalibrigen Handwaffen unserer Tage. Wer hätte damals etwas Derartiges auch nur ahnen können. Und schauen wir dann 150 Jahre in die Zukunft, bis zum Jahre 2060 etwa. Wir dürfen dann wohl analog an neue Apparate und an neue Leistungen einer vorgeschrittenen Technik denken, die alles das, was unsere Zeit hervorgebracht hat, in ähnlicher Weise übertreffen wie unser heutiges Armeegewehr etwa die Flinte der friderizianischen Grenadiere.

---

# Eine amerikanische Kinderrepublik.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Im Staate Neuyork, in einsamer ländlicher Gegend, liegt das Oertchen Freeville, auf deutsch Freistadt. Der Name hat eine tiefere Bedeutung. Denn in Freeville befindet sich die Republik der freien Kinder, das merkwürdigste Gemeinwesen, das man sich vorstellen kann, und in seinem Charakter vor allem unverfälscht amerikanisch. Das Geburtsjahr der seltsamen Republik ist das Jahr 1890, und ihr Vater (sozusagen ihr George Washington) heißt William George. George ist von Beruf „Dollarmacher", aber keiner von den unzähligen, denen das „Dollarmachen" die einzige und zugleich höchste Lebensaufgabe bedeutet. Er ist ein Mann, der nicht an sich allein denkt, sondern ein warmes Mitgefühl für die Mühseligen und Beladenen unter seinen Mitmenschen hat. Besondere Teilnahme brachte er den kleinen Stiefkindern des Glücks entgegen, die in den Stadtteilen der Armen in Neuyork ein jammervolles Leben führen. Welche erschreckenden Zustände hier herrschen, ahnt der am wenigsten, der gewohnt ist, sich Neuyork nur als die Stadt des Reichtums vorzustellen. Georges gütige Augen sahen die unglücklichen Kinder, die in den schmutzigen, engen, dunklen Straßen und Wohnungen körperlich und geistig verkamen, die allen Lastern und Verbrechen anheimfallen mußten, weil ihnen die liebevolle und verständige Fürsorge braver Eltern fehlte. Er empfand die ungeheure Schuld, die die menschliche Gesellschaft auf sich lud, indem sie glaubte, alles nur irgendwie mögliche zur Rettung dieser Kinder zu tun, wenn sie die auf Abwege Geratenen in die Besserungsanstalten und ähnliche Institute steckte, die für allzu viele von ihnen lediglich Verschlechterungsanstalten waren. Wie dem vorzubeugen wäre, erschien ihm noch nicht ganz klar, zumal er selbst kein reicher Mann war. Aber er sagte sich, daß die Kleinen vor allen Dingen dem verderblichen Einfluß ihrer Umgebung entrückt werden müßten, wenn auch zunächst nur zeitweise. Das konnte er. Dazu reichten seine Mittel und seine Verhältnisse. Draußen auf seinem kleinen Landgut in Freeville, wo er wohnte, gab es wenigstens das, was den Kindern am dringendsten not tat: frische Luft und Sonnenschein und Feld und Wald und Wiese und einfaches, aber nahrhaftes Essen. So nahm er einige der kleinen Verwahrlosten mit Erlaubnis der Eltern nach Freeville. Aber mit den bloßen Ferien erreichte er nicht viel — äußerlich wohl, aber um so weniger innerlich. Sie blieben meist verstockt und mißtrauisch. Bedeutend bessere Erfolge erzielte George, als er die Kinder auf seinem Landsitz arbeiten ließ und sie dafür mit Verpflegung, Kleidung und Lebensmitteln entlohnte. Noch mehr Erfolg hatte er mit der Einrichtung eines Gerichtshofes, den die Kinder selbst unter sich wählten und mit der Verhängung von Strafen über die Sünder betrauten. Vor diesem Gerichtshof hatten sie den größten Respekt. Das brachte George auf den Gedanken, die Selbstregierung noch weiter auszudehnen. Es kam ja nur auf einen Versuch an. So errichtete er im Jahr 1895 eine waschechte Republik unter seinen Kindern, und zwar eine Republik völlig nach dem Muster der Washingtonschen Schöpfung. Sie hatte ihre eigene Verwaltung, ihren Kongreß, ihren Präsidenten. Alle Beamte mußten von den kleinen Bürgern erwählt werden, bis herab zum Polizisten und Gefängniswärter. Die Zeit, die nicht durch die mannigfachen Pflichten der Selbstregierung in Anspruch genommen war, teilte George weise zwischen Arbeit und Erholung. Und siehe da — die ganze Einrichtung bewährte sich glänzend. George hatte unvermutet eine erzieherische Goldmine entdeckt, die den reichsten Gewinn versprach, hatte die schwierige Frage der Fürsorge für jugendliche Verwahrloste, die seit Jahren die besten Herzen und Köpfe beschäftigte, um eine hochwichtige und zugleich großartige Entdeckung bereichert. Die erstaunliche und überraschende Tatsache ergab sich, daß diese unbändigen Rangen, die gegen alle Bändigungsversuche sich bäumten und sogar ihrem Wohltäter George das Leben sauer machten, die selbst angelegten Zügel willig trugen. Ihren politischen Bürgerpflichten kamen sie mit dem Ernst oder bei Wahlen mit der Leidenschaftlichkeit nach, die die erwachsenen Amerikaner bei solchen Anlässen kennzeichnet. Mit dem gleichen Ernst arbeiteten sie, sei es nun theoretisch in der Schule oder praktisch. Und sie hatten gerade praktisch schwer genug zu arbeiten. Da gab es auf dem Feld zu arbeiten, im Frühling bei der Aussaat wie im Sommer bei der Ernte, oder das Vieh und die Pferde zu versorgen. Denn die jungen Republikaner besitzen 400 Acker Land, 40 Kühe, Schweine, Hühner usw. sowie sechs Gespanne. Da mußten sie in der Backstube das Backwerk für die ganze Republik herstellen. Ja, sie mußten sogar das Zimmermannshandwerk erlernen, um ihre eigenen Holzhäuser zu erbauen. Ein überaus glücklicher Gedanke von George war es, diese Arbeiten nicht umsonst zu fordern, sondern dafür einen bestimmten Lohn festzusetzen, der die Woche von 2 Dollar 50 Cent bis zu 8 Dollar beträgt, je nach dem Fleiß und der Fähigkeit des einzelnen. Dadurch erzielte George einen gesunden Wetteifer unter seinen Zöglingen. Freilich erhalten sie den Verdienst nicht sogleich ausbezahlt. Das Geld, das in dieser drolligen Republik umläuft, besteht aus Aluminium, entspricht aber genau der gangbaren amerikanischen Münze. Mit diesem Geld besorgen die kleinen Republikaner alle Einkäufe



Auf dem Felde: Beim Mähen des Getreides.

in ihrem Staat, vornehmlich in dem „Warenhaus". — Nach getaner Arbeit winken ihnen allerlei anregende Vergnügungen. Obenan steht natürlich, was bei Amerikanern selbstverständlich ist, der Sport im Freien, wie „Baseball" oder Fußballspiel. Ist das Wetter ungünstig, so öffnet ihnen das Verwaltungsgebäude seine gastlichen Räume, wo sie lesen und musizieren oder Billard spielen können. Zwischendurch empfangen sie die Besuche von Verwandten oder Freunden, die sie selbst vom Bahnhof abholen. Dieses idyllische Leben, das so ganz dem Leben aus den Anfängen der großen amerikanischen Republik entspricht, als sie noch ausschließlich Agrarstaat war, hat für die jungen Leute jedoch nicht bloß Rosen. Die



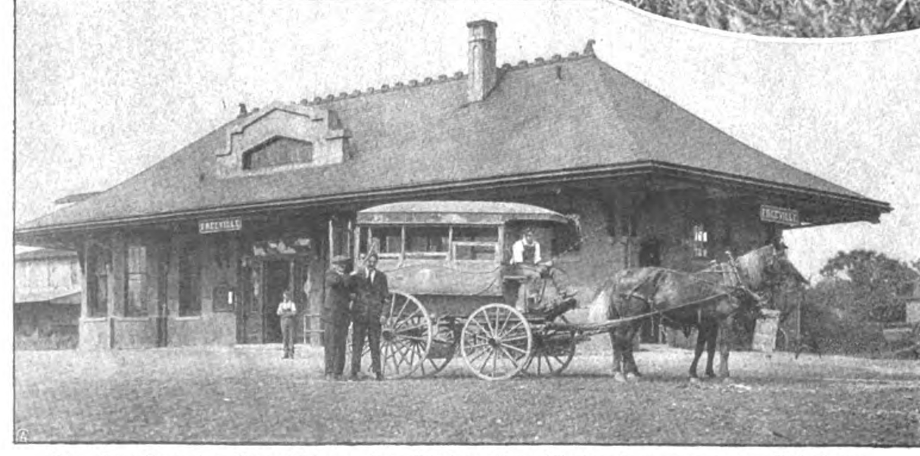
Eine amerikanische Jugendrepublik: Die Zöglinge beim Aufbau neuer Wohnstätten.



In der Bäckerei.

Vollkommenheit der Menschen ist auch hier nicht zu erreichen. Auch hier sind unter den weißen Schafen schwarze; aber ihre Zahl ist auffallend gering im Vergleich zu dem moralischen Tiefstand, den die Kinder mit in die „Republik“ brachten. Doch steht George auch hier auf einem sehr vernünftigen erzieherischen Standpunkt. Er züchtigt nicht mit Ruten, noch weniger mit Geißeln und Skorpionen. Er ist ein milder Strafer. Das „Gefängnis“ tritt nur abends in Wirksamkeit. Der arme Sünder, den der Gerichtshof der Kameraden schuldig gefunden hat, wird nur in der Weise bestraft, daß er die Nacht nicht im eigenen Bett, sondern auf der harten Gefängnispritsche zubringen muß; tagsüber weidet das schwarze Schaf vergnügt mit den weißen. Der Schimpf der Gefängnisstrafe an sich ist die eigentliche Bestrafung und erzielt seine volle Wirkung bei dem selbstbewußten jungen Republikaner. Auch er hat schon das stolze Bewußtsein des großen Republikaners, sein eigener Souverän zu sein. Einem Souverän aber ist jede Strafe doppelt unangenehm. George hat heute ungefähr 200 Zöglinge von 12 bis 21 Jahren in seiner „Jugendrepublik“, darunter auch einige Mädchen; über dieses Alter hinaus können sie der „Republik“ nicht angehören. Längst sind ihm wohltätige und wohlmeinende Menschenfreunde zu Hilfe gekommen und unterstützen ihn bei der Verwaltung des Unternehmens persönlich oder mit Geld. Denn der erzieherische Erfolg des Unternehmens ist heute über

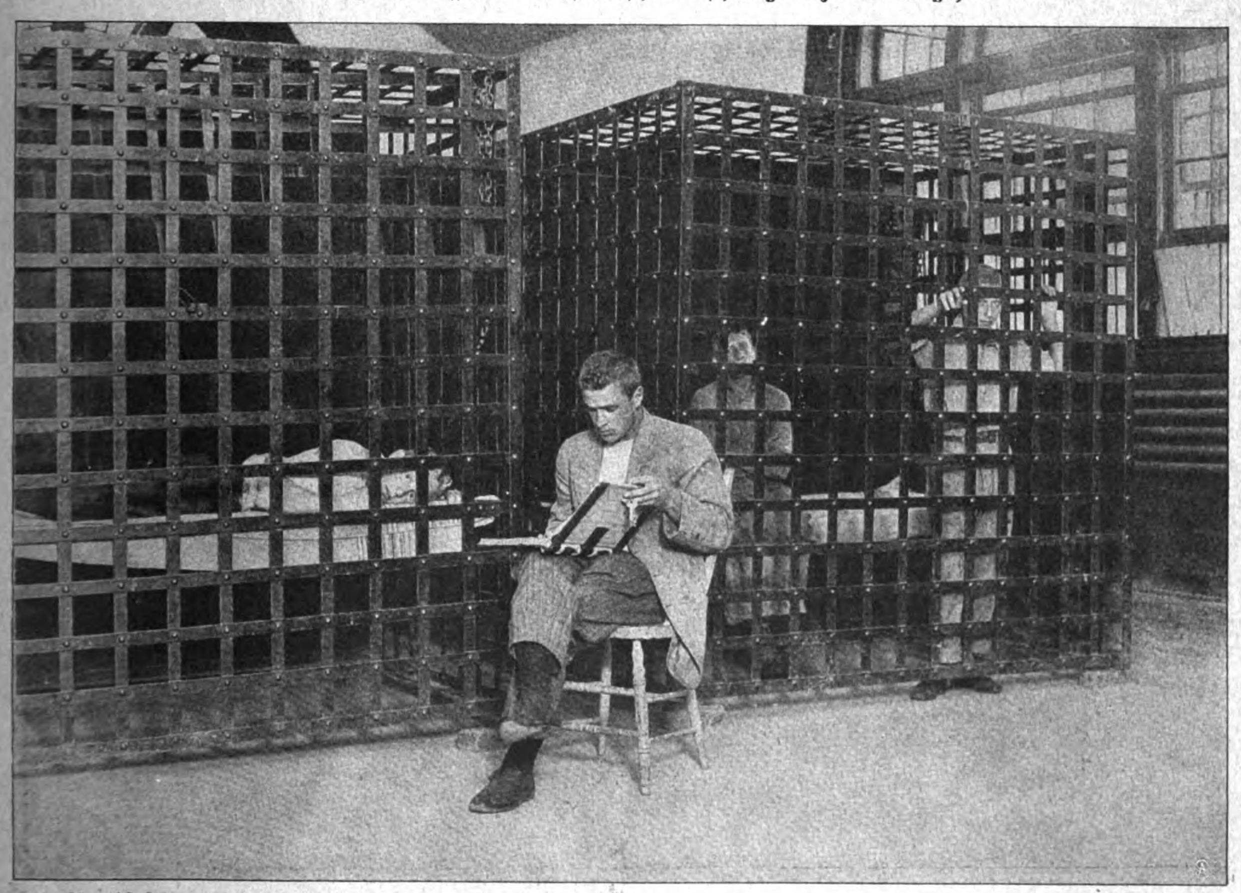
**Feldarbeit**
der Republikaner.



**Der Omnibus der Republik vor der Station Freeville in Erwartung von Besuchern.**



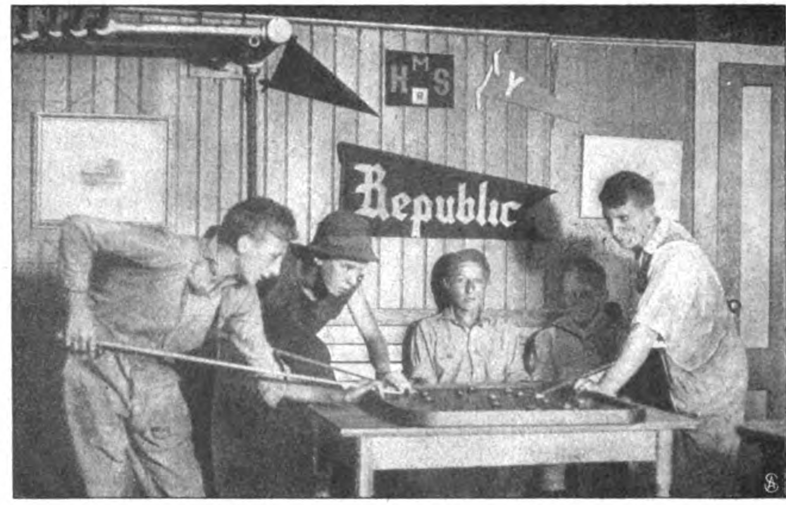
Die Gefangenen müssen im Gänsemarsch und schweigend zur Arbeit gehen.



Um 12 Uhr nachts im Gefängnis. Der Aufseher vor den Stahlkäfigen, in denen die Bestraften schlafen müssen.



allen Zweifeln erhaben. Wenn der Zögling die „Republik" verläßt, so ist er meistens ein junger Mensch mit einem gesunden Geist in einem gesunden Körper. Er hat Selbstzucht, Liebe zur Arbeit und den Wunsch, vorwärts zu kommen. Das Geld, das er in Freeville ehrlich verdient hat, wird ihm in gutem amerikanischem Geld mit Zinsen ausgezahlt und gibt ihm das wertvolle Bewußtsein einer soliden Grundlage für den Anfang. Kurzum — er bringt die besten Waffen zu dem harten Kampf ums Dasein mit, die ein junger Mensch sich wünschen kann. Aus dem mutmaßlichen Taugenichts und Verbrecher, aus dem Parasiten der menschlichen Gesellschaft ist ein nützliches Glied dieser Gesellschaft geworden. Kann man sich eine glänzendere Lösung der Fürsorgefrage vorstellen? George verweist mit Genugtuung darauf, daß nur selten ein Zögling im späteren Leben seiner „Republik" Unehre macht, denn auch nach der Entlassung bleibt er mit seinen Republikanern in Fühlung. Jederzeit ist er bereit, ihnen mit Rat und Tat beizustehen. Freddie.



Abendzerstreuung im Knaben-College.

# Das Institut für Hygiene und Bakteriologie der Universität Bern.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Von Interesse auch für weitere Kreise dürften die neuen Baulichkeiten und Einrichtungen sein, die im Sommer 1910 dem Institut für Hygiene und Bakteriologie der Universität Bern übergeben wurden. Das Institut, mit Rücksicht auf seine Arbeitsaufgaben und Organisation auch Institut zur Erforschung der Infektionskrankheiten genannt und als solches in Fachkreisen weit bekannt, hat sich aus kleinen Anfängen in mehreren Zeitperioden entwickelt. Es ist jetzt eine mustergültige, unter Berücksichtigung der modernsten Errungenschaften der Technik und Hygiene von dem Architekten Hodler in Bern erbaute Anstalt.

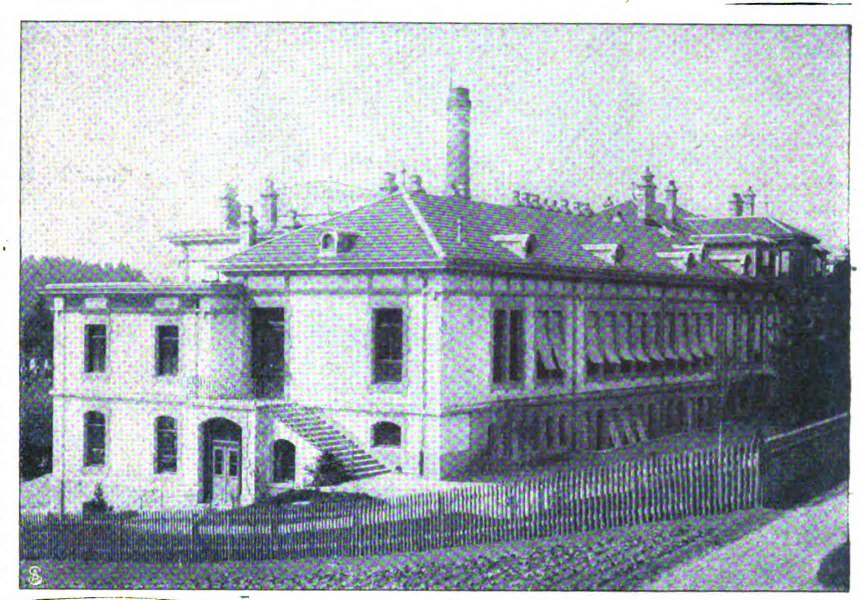
Das Institut für Hygiene und Bakteriologie, das, wie bemerkt, auch den Namen führt: „Institut zur Erforschung der Infektionskrankheiten", dient dem Unterricht in Hygiene und Bakteriologie, den Forschungzwecken auf den genannten Gebieten und in bezug auf Infektionskrankheiten der Behandlung der Menschen bei Tollwut und der


Ansicht des Hauptgebäudes.

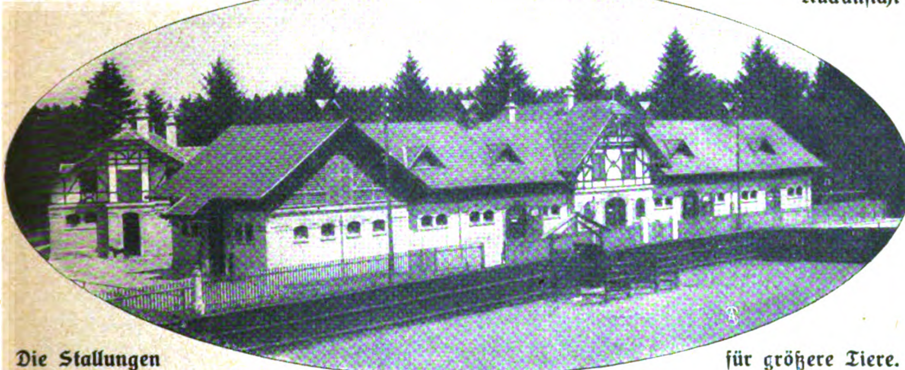


Untersuchung von Hundeköpfen auf Tollwut, der Darstellung verschiedener Heilsera, der Bereitung von Pockenimpfstoff und der bakteriologischen Untersuchung von Material, das von den kantonalen Krankenanstalten eingeschickt oder von praktischen Aerzten übergeben wird.

Das Institut stellt einen neuen, allerdings schon seit einer Anzahl von Jahren bewährten Typus einer akademisch-wissenschaftlichen Arbeitsstätte dar. Denn es ist die Vereinigung einer Forschungs- und Lehrstätte mit einem der Darstellung von serotherapeutischen und bakteriotherapeutischen Präparaten dienenden staatlich beaufsichtigten Unternehmen, das privater Initiative entsprungen und mit privaten Mitteln unterhalten wird. Durch



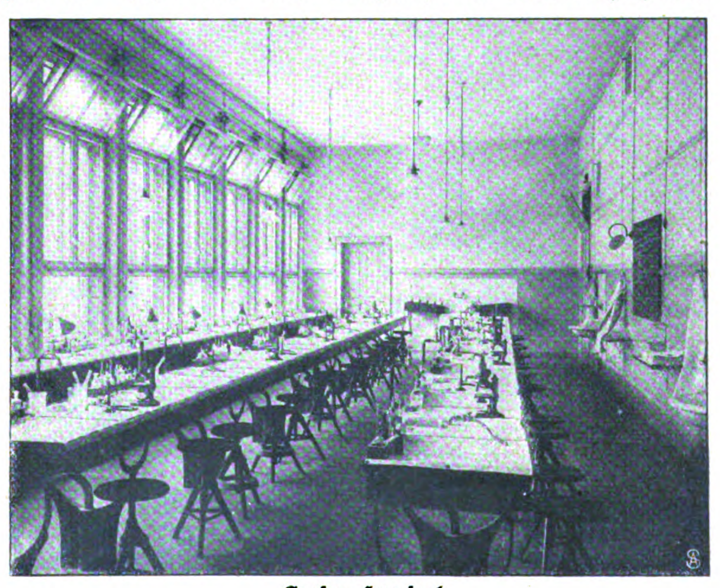
Rückansicht des Hauptgebäudes.



Die Stallungen für größere Tiere.

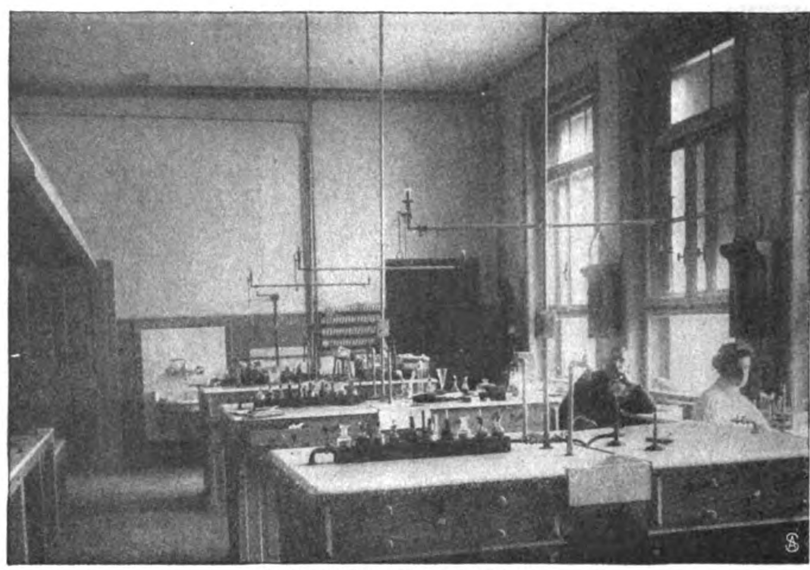
diese Organisation, die von dem ersten Direktor des Instituts Professor Dr. Tavel getroffen und von seinem Nachfolger, dem jetzigen Direktor Professor Dr. Kolle weiter ausgebaut ist, wurden den so vereinigten Instituten wechselseitig vielerlei Vorteile geboten. Denn das dem Unterricht und der Forschung in Hygiene und Bakteriologie, namentlich bezüglich der Verhütung der Infektionskrankheiten, dienende Institut der Universität ist dadurch in der Lage, weitgehende und auch kostspielige Forschungsarbeiten ausführen zu können und nimmt an der Benutzung der Apparate und technischen Einrichtungen und des Materials des Schweizer Serum- und Impfinstitutes teil. Dieses letztere hat anderseits durch die Anlehnung an die staatliche Organisation und die Unterstellung seines Betriebes unter die wissenschaftliche Oberleitung des Direktors des Hygiene-Institutes viele Vorteile. Die Präparate werden nicht nur in der Schweiz, sondern namentlich im Ausland, so in Italien, Amerika, den Balkanstaaten, in Frankreich, Griechenland und der Türkei, aus diesem Grund begehrt, weil ihre Darstellung nach genau den gleichen Anforderungen, wie sie in einem rein staatlichen Institut verlangt werden können, erfolgt. Die so erzielten Einnahmen kommen zu einem großen Teil wieder der Forschung auf dem Gebiet der Bakteriologie und der Infektionskrankheiten zugute. Die Untersuchungsabteilung bewährte sich bei der Seuchenbekämpfung, namentlich bei der Diphtherie- und Tuberkulosenbekämpfung aufs beste.

Das Institut, von der Regierung des größten Kantons der Schweiz in weitsichtiger Weise als Musteranstalt eingerichtet und mit Kurssälen, Hör- und Arbeitsälen, Stallungen für große und kleine Tiere, Laufhöfen und Gartenanlagen für die Tiere reichlich aus-



Großer Kurssaal

gestattet, hat durch seine Lage in Bern den Charakter eines schweizerischen Zentralinstituts erhalten, das der ganzen Schweiz dienstbar ist und vielfach dem Schweizer Gesundheitsamt und dessen um das Gesundheitswesen so verdienten Direktor Dr. Schmid bei der Bekämpfung der Seuchen und Infektionskrankheiten zur Verfügung stehen muß.



Laboratorium für Praktikanten.

Die Anstalt dürfte auch bezüglich der Organisation für größere Staaten als die Schweiz vorbildlich sein, weil sie der modernen, so kostspieligen Spezialforschung einerseits und den akademischen Verpflichtungen, namentlich auch durch Gewährung von Arbeitsplätzen an Gelehrte und Aerzte aus den verschiedensten Ländern andererseits vollauf gerecht wird.

# Frisuren und Kopfschmuck.

Hierzu Abbildungen von Ernst Schneider, Berlin, und Henry Manuel, Paris.

So merkwürdig es klingt, und so seltsam es besonders den Männern erscheinen mag, fast jeder Wechsel einer Saison ist mit dem Wechsel der Frisurmoden verbunden. In der Hauptsache kommt er nur für die wirklichen Modedamen in Frage, die stets bereit sind, ihren ganzen äußeren Menschen in kürzester Zeit vollständig zu verändern, und die es darin zu solcher Geschicklichkeit bringen, daß sie sogar auf höchsten Befehl dick oder dünn werden. Sie haben eine derartig große Anpassungsfähigkeit, daß es ihnen meist gelingt, die Modelaunen zu ihrem Vorteil zu verwerten. Die Frisuren, die in diesem Winter maßgebend sein sollen, sind jedoch so einfach, daß sie ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Paul Poiret, der Pariser Meister der Toilettenkunst, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Damen ein einheitliches Aussehen zu geben, und so ist es selbstverständlich, daß er auch sein Interesse den Frisuren zuwandte. Wie bei allem richtet sich sein Streben darauf, das Uebertriebene abzulehnen, er versucht deshalb die Form der Frisur in normale Grenzen zu bringen. So geht auch der unmögliche Haarturban seinem Ende entgegen. Hier und da behauptet er noch seinen Platz, er wird aber immer flacher gewickelt und ist meist in Verbindung von Stirnlöckchen. Stirnhaare sind „le dernier cri". Natürlich sind sie alle aus den Händen der Friseure hervorgegangen, denn keine Dame wird sich die Haare abschneiden, da die Mode des nächsten Halbjahres sie wieder verpönen kann. Die



Phot. H. Manuel. Phot. H. Manuel.

1. Lockenfrisur mit griechischem Knoten. 2. Ondulationslocken mit Samtband. 3. Gewickelter Haarturban.



Phot. E. Schneider.
4. Turban mit Wachsperlen und Rosen.

Phot. E. Schneider.
5. Goldturban mit weißem Reiher.

Stirnhaare sind vielfach glatt oder, wie man sie früher trug, in kleine Ringe gelegt und enden an den Seiten häufig in Biedermeierlocken. Ueberhaupt sind Locken wieder ganz auf der Höhe, überall werden kleine und große Locken angebracht, die das ganze Gesicht umrahmen. Wieder decken die Locken den ganzen Hinterkopf oder sind in der Art des griechischen Knotens zusammengehalten. Es sind aber nicht mehr die Locken, die man vor Jahren trug, die rundgelegt, fest an dem Kopf abschlossen. Heute gibt es nur sogenannte „Ondulationslocken",



Phot. E. Schneider.
6. Goldmütze mit Samtbändern.

Phot. H. Manuel.
7. Gesellschaftsfrisur mit Pleureuse.



Phot. E. Schneider.
8. Goldturban mit dunklen Rosen.

die graziös schweben und das Steife und Gleichmäßige abgelegt haben. Sie sehen weit natürlicher aus und passen gut zu den verschiedenen modernen Scheitelfrisuren.

Wenn auch die Formen einfacher geworden sind, der Schmuck, mit dem sich die Köpfchen zieren, hat an Mannigfaltigkeit zugenommen. So ziehen sich nach wie vor bunte und besonders breite, metallisch leuchtende Bänder durch die echten und unechten Locken und Strähnen, schwarze Samtbänder mit erschwinglichen Diamanten, die seitlich in kleinen Flügeln enden. Kunstvolle Gitter, zu denen längliche und runde Glas- und Wachsperlen vereint sind, die sich flach über den welligen Scheitel legen und den Uebergang zu dem Lockenchignon im griechischen Stil bilden. Zu jeder eleganten Abendtoilette gehört ein passender Haarschmuck, ohne ihn entbehrt der Anzug die geschmackvolle Abgeschlossenheit. Darum lassen es auch die wenigsten Damen mit einem einfachen Schmuck bewenden, und der aus Paris lancierte Turban wird immer mehr in Aufnahme kommen. Er ist keineswegs neu, denn betrachten wir uns die Frauen auf den Bildern zu Beginn des 19. Jahrhunderts, begegnen wir schon dort dem gewickelten Turban, der jetzt wiederum seinen Siegeszug beginnt. In allen Formen und Farben tritt er uns entgegen, heute noch vereinzelt, um gewiß binnen kurzem zur allgemeinen Mode zu werden. Birgt er doch den Vorzug in sich, eine komplizierte Frisur überflüssig zu machen, da er den ganzen Kopf einhüllt und kaum die Stirnhaare freigibt. Man trägt ihn vielfach aus antiken Goldspitzen, von einem breiten, schwarzen Samtband abgebunden, mit Perlen, Rosen, Pelz und Reihern verziert. Aber da selbstverständlich nicht jede Form und Garnitur auf jedes Köpfchen paßt und der Turban ein Spiel der Phantasie ist, bleibt seine Form und ihre Ausführung an keine Vorschriften gebunden.

# Das – mit dem „blinden Passagier“.

Skizze von Hans Bötticher.

Alwine, die Blumenverkäuferin im Kurhause des Nordseebades Soldorp, pflegte in Augenblicken der Aufregung immer etwas Auffallendes zu tun.

Diesmal drehte sie, während sie in Gedanken Pflicht und Vernunft gegeneinander wog, den obersten Westenknopf von Steuermann Lauken andauernd von links nach rechts, als habe sie es mit dem verkörperten Wankelmut zu tun, dem sie das Genick abdrehen wolle. Und als es so weit gelang, als Lauken halb ungeduldig, halb verwundert dem davonrollenden Knopfe nachblickte — da endlich antwortete sie ihm leicht errötend, aber mit fester Stimme: „Nein, nein, Jahn; es geht nicht. Er kann noch zurückkommen, und dann — — du weißt doch.“

„Aber es sind fast 7 Jahre, daß Henry fort ist,“ wandte Jahn traurig ein, „so lange bleibt keiner bei der Fremdenlegion. Sieh mal, Wine, daß ich Steuermann bin und er nur ein Matrose — das will nichts heißen, dazu will ich gar nichts sagen, aber Henry kann tot sein; er kann irgendwo in Australien leben — mit einer anderen. Hier meine Hand, Wine, ganz ohne Eifersucht gesprochen: — treu ist Henry dir nicht. In der ganzen Welt gibt es Briefpapier und — —“

Alwine drehte sich unwillig um und sagte unterbrechend: „Nein, ich will so etwas nicht hören. Du hast ihn nicht gekannt. Der schreibt nicht, hat nicht geschrieben und wird nicht schreiben. Es wird ihm schlecht gehen bei den Franzosen. Tom Hansen hat mir erzählt, wie's dort zugeht. Und Henry wird zu stolz sein, das zu schreiben. — Er kann auch tot sein, ja — — aber wenn er noch lebt, dann ist er mir treu geblieben, wie ich ihm treu geblieben bin.“

„Und wenn er nun tot ist und du erfährst es nicht? — Ertrunken, in Afrika ermordet, verunglückt? Willst du ewig warten? Wine, willst du einmal ganz einsam sterben?“

Alwine schwieg. Sie war ans Fenster getreten und fischte mit ihrem Haarkamm Ameiseneier aus dem Goldfischglas, ohne zu wissen, was sie tat.

Der Steuermann fühlte, daß er Boden gewonnen. Eindringlicher und zärtlicher fuhr er mit der weichen Stimme eines Menschen, der keine Hintergedanken hegt, fort: „Bin ich dir nicht auch treu gewesen? Habe ich nicht in vier Jahren viermal bei dir angefragt, mich immer wieder vertrösten lassen und bin doch immer wieder gekommen? In ein paar Tagen gehen wir wieder in See. Wine — Winchen — laß uns heiraten. Du wirst es gut bei Steuermann Lauken haben, vielleicht auch bald bei Kapitän Lauken.“

Und er küßte sie sacht auf die Schulter und wischte sich vorher mit dem Handrücken den Mund ab, als könne da noch etwas von den vielen ausländischen Seemannsküssen hängen geblieben sein. Sie aber bemühte sich vergeblich, ihre Tränen zurückzuhalten, und als sie auf einmal in dicken Perlen unaufhörlich über die roten, vollen Backen rannen, da gab sie ihm eine derbe Hand und sagte: „Nur noch eine Reise, bitte, Jahn, und wenn du dann zurückkommst und keine Nachricht von Henry da ist, dann“ — —

Pfftsch! — Das war so einer von Alwinens treuherzigen Küssen gewesen, die wie ein Siegel waren, dem nichts hinzuzusetzen ist. —

Jahn begab sich, innerlich heiter, äußerlich mit der erkünstelten Würde des Siegesgewissen, an Bord der „Florida“.

Ein paar Tage später ging der Dampfer auf „wilde Fahrt“ in See.

Liverpool — Venedig — Odessa — Nikolajew. — —

Als Monate vergangen, da lag das Schiff im Hafen von Algier, um Kohlen einzunehmen und dann die Heimfahrt über Hamburg anzutreten.

Steuermann Lauken stand auf dem Hinterdeck. Lächelnd sah er den arabischen Arbeitern zu, wie sie auf den schmalen, von einer Kohlenschute zum Dampfer führenden Laufbrettern hin und her trippelten und — je zwei Mann mit einem kleinen Korbe — unter monotonen Gesängen die Kohlen an Bord trugen.

Da lief ein weißer Mann, rothaarig, recht ärmlich gekleidet und mit zerrissenen Segeltuchschuhen an den Füßen, über den Steg. Er sprach einen Moment mit dem Posten und schritt dann, dessen Fingerzeige folgend, auf Lauken zu.



„Steuermann," begann er, seine englische Mütze ziehend, „ich möchte mich gern nach Deutschland 'nüber arbeiten. Ich habe lange als Matrose gefahren und verstehe meine Arbeit. Ich habe kein Geld mehr."

„Tut mir leid," antwortete Lauken und musterte den langgewachsenen Menschen scharf, „die Besatzung des Schiffes zählt 25 Mann. Die sind vollzählig. Mehr darf ich nicht annehmen."

Der andere sah einen Augenblick zu Boden und sagte dann: „Es ist keine Arbeit hier am Land zu finden. Auch der deutsche Konsul hat mich abgewiesen."

Lauken zuckte mit den Achseln. Der Matrose bat beharrlich: „Vielleicht reden Sie mit dem Kapitän?"

Das war unvorsichtig gesprochen. Der Steuermann, der von dem kränklichen Kapitän unbeschränkte Vollmacht erhalten, entgegnete ein wenig gekränkt: „Der kann Ihnen auch nicht helfen. Das Schiff darf 25 Mann Besatzung, nicht einen Mann mehr, mitnehmen, nicht einmal zahlende Passagiere."

Da der Fremde schwieg, fragte Lauken: „Wo sind Sie zu Hause?"

„In Soldorp an der Nordsee."

Es überlief Lauken kalt. Minuten dauerte es, bis er Worte fand, und diese klangen unsicher, fast zitternd. „Wie kommen Sie denn hierher?"

„Ich bin von der Fremdenlegion desertiert. Nehmen Sie mich doch mit, Steuermann!"

Freimütig, männlich war das gesagt. Etwas wie Stolz lag dahinter, was Lauken Achtung einflößte. Er antwortete mit mehr Wärme als zuvor: „Ich würde Sie gern mitnehmen, aber ich habe keine Erlaubnis dazu, und ich habe noch immer getan, was ich dem Kapitän und der Reederei schuldig bin."

Der Steuermann hatte wahr gesprochen, und was ihm an Gedanken durch den Kopf gegangen, war sehr edel gewesen. Er hätte eine tiefe, schöne Freude darin gefunden, den Matrosen seiner Braut zurückzubringen, gerade weil er in ihm den Nebenbuhler erkannt. Nur das reine, ehrliche Denken Laukens war es, das gleich bereit war, eine Liebe zu opfern, noch ehe er erwog, daß er eine doppelt wertvolle Freundschaft dafür eintauschen würde.

Aber es war ja unmöglich. Die Reederei erlaubte es nicht. Der strenge, in seiner Krankheit leicht reizbare Kapitän hätte es niemals zugegeben.

Lauken handelte pflichtgemäß.

Doch als Henry mit trotzigem Schweigen seine Mütze aufsetzte und dann in aufrechter Haltung, festen Schrittes von Bord ging, da fühlte der Steuermann, wie weh ihm das tat. Gern hätte er den Deserteur zurückgerufen. Als er es wirklich wollte, war es zu spät.

Lauken suchte die Arbeit auf. Er beaufsichtigte gewissenhaft seine Untergebenen, er schrieb und besorgte allerlei, noch fleißiger als sonst, um peinigende Gedanken zu betäuben.

Am nächsten Morgen um drei Uhr lief der Dampfer aus. Als er die hohe See erreicht, wurde die Steuerbordwache zu Bett oder, wie es seemännisch heißt, zur Koje geschickt, während die Leute von Backbord Befehl erhielten, das Oberdeck vom Kohlenstaub zu reinigen.

Steuermann Lauken, der keinen Dienst hatte, konnte nicht Schlaf finden. Er wanderte, von wilden Gedanken bewegt, durch alle Schiffsräume.

Henry lebte. Henry war ein treuer Mensch. Henry war in Not und sehnte sich heim. Er, Lauken, sein Nebenbuhler, hatte ihm den Weg abgeschnitten, und er, Lauken, hatte doch seine Pflicht getan.

Das beschäftigte, quälte und tröstete ihn rastlos. Er lief durch den Ladungsraum, wo man in Odessa Säcke mit Getreide aufgestapelt. Er irrte durch das Zwischendeck. Er kletterte hinab in den Kohlenbunker, und dort, in dem schwachen Licht, das von oben hineinströmte, sah er etwas, was ihn starr und erschüttert stehenbleiben ließ, als habe er eine gespenstige Erscheinung vor sich. Aus dem hohen Haufen schwarzen Gesteins ragte ein Kopf hervor, ein Kopf mit roten Haaren, mit drohenden, verzweifelnden Augen.

Lauken erkannte, was das war, und er wußte, was er zu tun hatte, aber sein stärkstes Mitleid siegte über sein stärkstes Pflichtgefühl.

Einige Minuten lang herrschte spannende Stille da unten. Darauf sah Lauken über den Kopf hinweg in die Finsternis des Hintergrundes hinein, dann in die Höhe ringsherum an den Schiffswänden entlang, als suche er etwas. Endlich stieg er mechanisch an Deck und schloß sich in sein Zimmer ein. —

Seitdem verließ der Steuermann während der Freizeit nicht mehr seine Kabine. Hatte er Dienst, so blieb er meist auf dem Hinterdeck und mied ängstlich die unteren Räume. Alle wunderten sich darüber, daß er auf einmal so ernst und verdrossen dreinschaute. Niemand ahnte, daß er zum erstenmal eine Pflicht als Steuermann und Stellvertreter des Kapitäns unterlassen, denn noch wußte niemand von dem blinden Passagier, von dem Steuermann Lauken wußte.

* * *

Die spanische See ist ein böses Wasser. —

Die Notiz über die „Florida", die durch alle Zeitungen lief, kam auch der Blumenverkäuferin im Kursaal zu Soldorp zu Gesicht. Es hieß da wörtlich:

„Der deutsche Dampfer ‚Florida' kollidierte während eines Orkans mit der englischen Bark ‚Springburn' auf der Höhe von Cadiz. Der Dampfer sank sofort. Die aus 25 Mann bestehende Besatzung wurde von den Matrosen der ‚Springburn' gerettet."

* * *

Einige Jahre waren seit dem Untergang der ‚Florida' verstrichen, und gewiß hatte keiner der Fünfundzwanzig das Ereignis vergessen. Einer solchen Katastrophe gedenkt man zeitlebens, wenn man mit dabei gewesen, da die Würfel auf Tod oder Leben rollten.

Für Lauken bedeutete es noch mehr. Ihm war das Haar seitdem ergraut, und er hatte das Lachen verlernt. Nun, da seine Wünsche in Erfüllung gegangen, da Alwine sein Weib geworden und er sie als Kapitän eines Bremer Dampfers auf weiten Reisen nach England, Spanien, ja nach Brasilien mit sich nahm, nun war er ernst, wortkarg und gleichgültig gegen alles geworden, was er sah und hörte. Und auch sie war nicht anders, die früher so lebhafte, heitere Wine.

Sie waren gut zueinander, wie vielleicht einsichtsvolle Gefangene zueinander sind, aber etwas Unausgesprochenes, Trauriges bedrückte beide, was sie nicht gemeinsam trugen.

Das — mit dem „blinden Passagier" konnte er nicht verwinden. War es nicht so, als habe er ihn gemordet? Der Braut den Bräutigam gemordet?

Hätte er nur ein Wort gesprochen damals auf dem englischen Schiff, als sie alle jubelten und bejubelt



wurden, die Geretteten. Hätte er damals gerufen: Es fehlt noch einer! Im Bunker bei den Kohlen oder im Kornraum ist einer eingeschlossen! — dann wäre er rein geblieben.

An Rettung war da ja nicht mehr zu denken, aber er hätte sich freigemacht von der Qual dieses Geheimnisses.

Und Wine? Hätte er zu ihr gesagt: Dein Henry ertrank. Es war nicht meine Schuld. Er hatte sich im Schiff versteckt — wie frei mußte ihm jetzt zumute sein. Aber er hatte geschwiegen, auch später, wenn sie manchmal sich seufzend gewünscht, nur zu wissen, ob er noch am Leben sei. Er, an dessen Treue sie noch immer glaubte.

Lauken tastete mitunter nach Entschuldigungen. Was hätte es genützt, die Wahrheit zu sagen? Schmerz mußte es ihr bereiten und dem, der die Botschaft brachte. Konnte er damals vor sie hintreten, um zu sagen: Henry ist tot, heirate mich!? — —

Nein, es gelang nicht, sich rein zu waschen. Es blieb nicht nur Feigheit, sondern ein erbärmlicher Betrug.

Nun hatte er doch nichts von ihr und sie wohl auch nichts von ihm. Sie achteten und schonten einander, aber sie hatten sich wenig zu sagen. Sie küßten sich mitunter und fühlten dabei, daß es geschah, weil es Brauch war. Sie saßen manchmal Hand in Hand an Deck, um über das Meer zu schauen, und vergaßen dabei einander im tiefen Sinnen. Und doch dachten beide dann an den gleichen Mann. —

Da traf einmal die gefürchtete Order ein. Das Schiff fuhr von Cardiff nach Algier.

Lauken war ein kranker Mann geworden. Wine pflegte ihn unermüdlich und ohne zu klagen. Er verbarg die Unruhe, die ihn quälte, so gut er konnte, aber sie nahm zu, je weiter sie nach Süden gelangten, und als bei St. Vincent der Kurs geändert wurde, da war sie zum heißen Fieber geworden. Er kämpfte dagegen mit aller Macht, er wollte sich nicht niederlegen. —

Es kam eine sternlichte Nacht, da die See ganz ruhig geworden. Von Backbord aus sah man ein Licht am Horizont aufblinken. Das war das Feuer von Faro.

Die Matrosen und der Steuermann waren vorn mit dem Takelwerk beschäftigt. Kapitän Lauken stand mit seiner Frau an Deck. Sie hatten sich über die Reling gelehnt und schauten ins Wasser. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sie so fast eine Stunde schweigend beisammen verharrten.

Endlich begann Lauken, ohne den Kopf zu erheben: „Alwine, nicht wahr, du kannst Henry nicht vergessen?"

Die Frau schrak zusammen. Es war das erstemal in ihrer Ehe, daß Jahn diesen Namen von selbst aussprach. Was bedeutete es?

„Aber Jahn —" stieß sie nur hervor und bemerkte auf einmal, wie verstört er aussah. „Jahn, was ist dir?"

Er gab keine Antwort. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Ihr Busen hob und senkte sich schnell. Sie drehte erregt ihren Trauring in der Hand, den sie unbewußt vom Finger gestreift.

Da wandte sich der Kapitän um, griff nach dem Ring und warf ihn in weitem Bogen über Bord.

„Dort — unten — liegt — Henry!" sagte er mit einer veränderten, ganz leisen, gramerfüllten Stimme.

Und als sie sich weinend an seine Brust schmiegte, so vertrauend wie nie zuvor, da erzählte er ihr, ganz langsam und mild, was niemand außer ihm wußte — das — mit dem „blinden Passagier". — — —

Das Feuer von Faro war längst außer Sicht. Das Schiff mußte ungefähr auf der Höhe von Cadiz sein.

# Hall in Tirol.

Von Karl Felix Wolff, Bozen. — Hierzu 9 Aufnahmen von W. Müller.

Wenn man von der schlachtenberühmten Höhe des Iselberges die tirolische Landeshauptstadt betrachtet und dann den Blick über das breite, grüne Inntal ostwärts schweifen läßt, so gewahrt man in der Ferne klein und grau die Häuser von Hall. Wie ein Dörfchen nimmt es sich aus gegen Innsbruck, das stolz und stattlich die ganze Talbreite verlegt. Aber während Innsbruck ein vom Schicksal begünstigtes Glückskind ist, hat das Städtchen Hall etwas Altehrwürdiges an sich. Innsbruck wächst von Jahr zu Jahr, es folgt dem Zuge der Zeit und ist bis auf wenige Reste eine durch und durch moderne Stadt. Hall aber hat seit 600 Jahren ein beschauliches Dasein geführt, hat seinen altertümlichen Charakter gewahrt und ist das Museum von Tirol geworden.

Der stets gleichbleibende Wohlstand Halls und das Fortbestehen des Städtchens neben der aufblühenden Landeshauptstadt hat seinen Grund in den ergiebigen Salzlagern des Nordgebirges, die wohl schon in prähistorischer Zeit bekannt waren, aber erst seit dem 13. Jahrhundert rationell abgebaut werden. 1303 erhielt Hall das Stadtrecht und ein eigenes Wappen — eine von Goldreifen umwundene Salzkufe im roten Feld. Eine lange, hölzerne Wasserleitung wurde angelegt, in der das salzhaltige Wasser vom Berg herabrinnen konnte, um dann unten eingedampft zu werden. Als im Jahr 1413 Herzog Stephan v. Ingolstadt, der Hall durchaus besitzen wollte, die Stadt vergeblich durch längere Zeit belagert hatte, da geriet er in solche Wut, daß er das kostbare Rinnwerk zerstören ließ. Die Salzstadt war überhaupt viel umworben und wiederholt der Gegenstand erbitterter Kämpfe zwischen den Machthabern. Wohl ihr, daß sie von starken Mauern und Türmen und mächtigen Gräben umzogen war, so daß die Kämpfe meistens vor ihren Toren ausgetragen wurden. Die tirolischen Landesfürsten hatten stets besondere Freude an Hall und überhäuften es mit Gnaden aller Art. Rudolf der Habsburger ließ sich 1363, als er Tirol in Besitz nahm, in Hall persönlich huldigen.

In Hall gibt es kaum ein Gebäude, das nicht mit historischen Erinnerungen verknüpft wäre. Da sehen wir das prächtige, altersgraue Rathaus, vom Volk „Fürstenhaus" genannt, das Herzog Leopold im Jahr 1406 der Stadt geschenkt hat; der gleiche ritterliche Leopold, der aus dem Schlachtgewühl von Sempach nicht

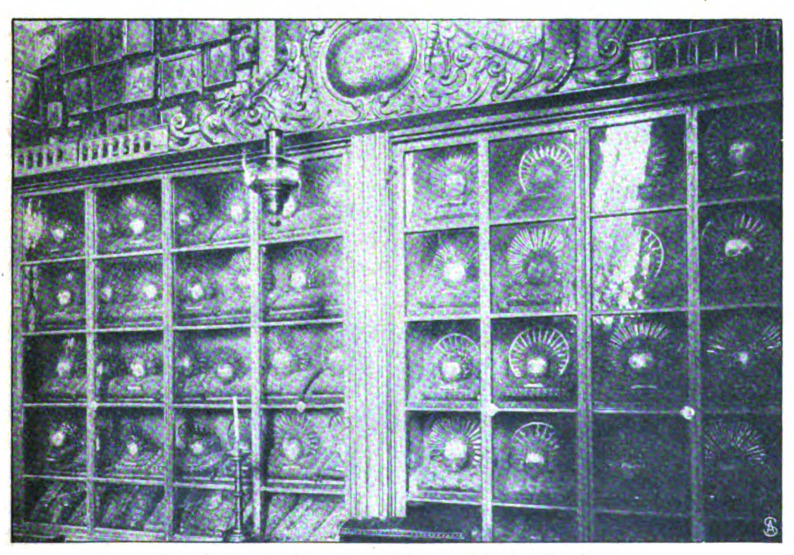




Blick auf den Marktplatz in Hall.

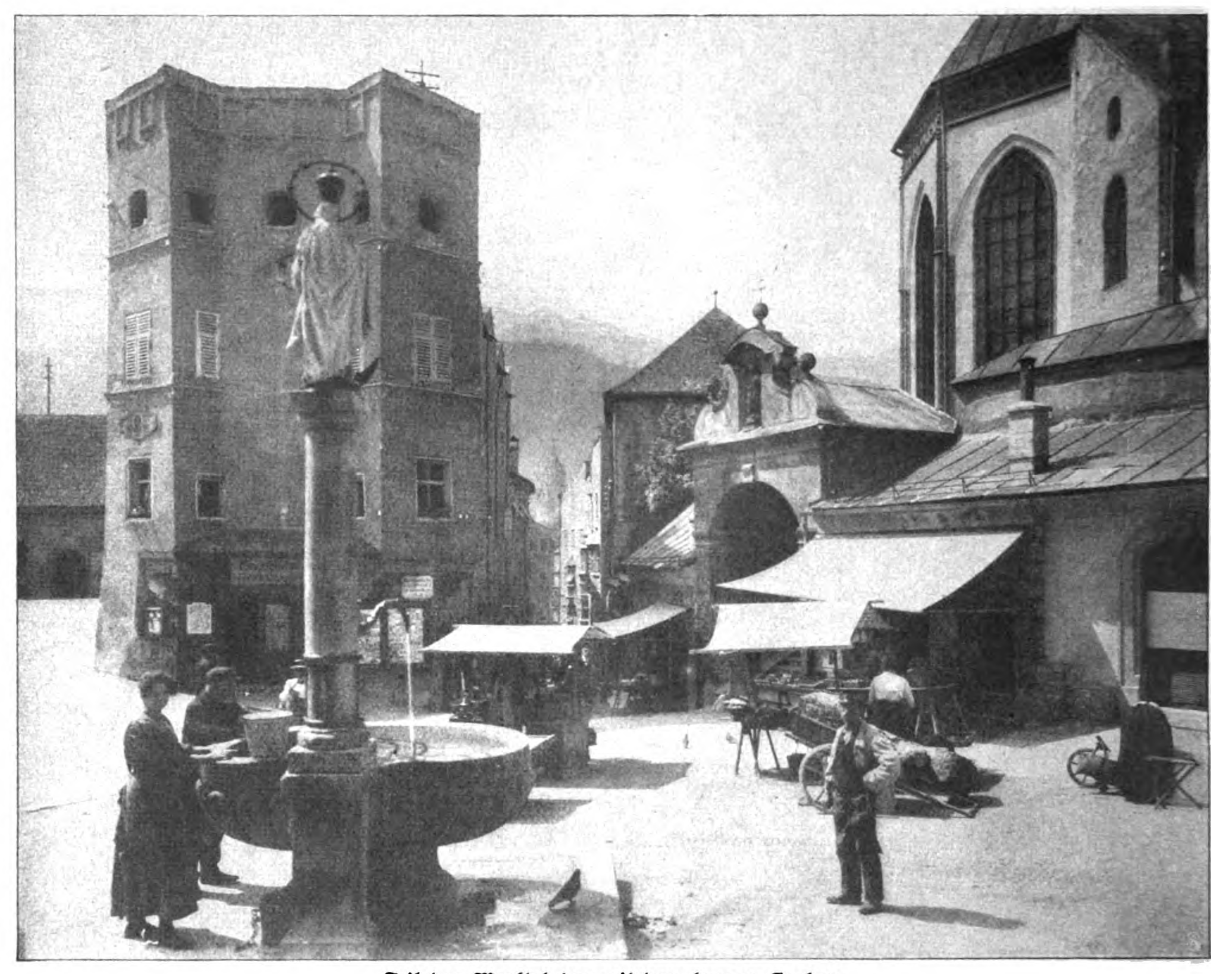
weichen wollte und nach heldenmütiger Gegenwehr von den Eidgenossen mit Morgensternen erschlagen wurde. Neben ihm sanken dreihundert gekrönte Helme in den Staub — die Blüte des tirolischen Adels war dahin.

Da ist die gotische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert mit dem Denkmal des Bauernfeldherrn Speckbacher, des nimmermüden, unverzagten, des würdigen Enkels jener Räto-Illyrier, die einst von ihren Wallburgen herab verzweiflungsvoll gegen die Römer gekämpft. Wie schlug er sich in den Iselschlachten, wie rang er auf der Haller Brücke und im salzburgischen Grenzgebirge mit dem Feind, wie hauste er einsam und unnahbar im Gamshag, während ihn unten die Patrouillen suchten, wie fand er seinen Pfad durch das winterlich verschneite, lawinengepeitschte Hochgebirge bis hinaus nach Oesterreich! Hall hat ihn siegesbewußt gesehen an der Spitze jubelnder Scharen — ein Bauerntriumphator!



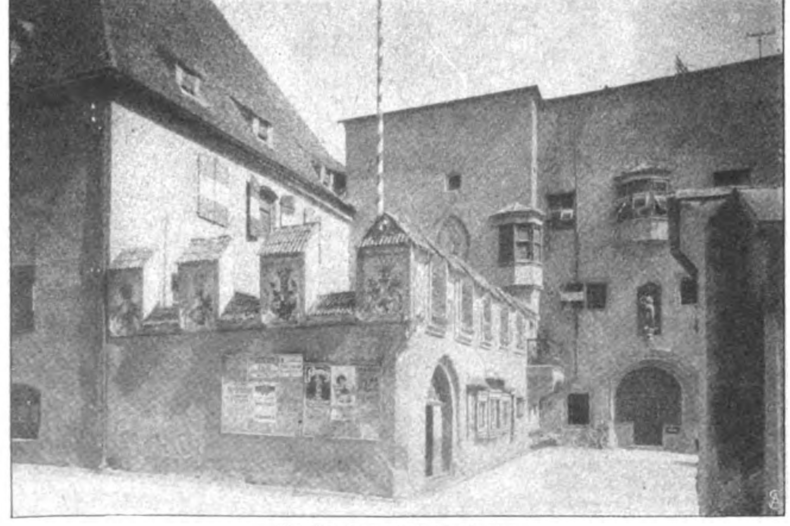
Der Reliquienschrein in der gotischen Pfarrkirche.

Die Pfarrkirche birgt aber auch hinter kunstvoll geschmiedetem Eisengitter einen geräumigen Reliquienschrein mit seltsam verzierten Schädeln in regelmäßiger Anordnung. Da lagen am 21. Juli 1703 die Haller Damen auf den Knien, während draußen Kanonen und Gewehre krachten und Hunderte von Toten und Verwundeten die Straßen deckten. Es war während des spa-



Teil des Marktplatzes mit dem langen Graben.

nischen Erbfolgekrieges. Bayrische Soldaten hatten Hall besetzt und wollten in der Umgebung Verschanzungen anlegen; dazu verlangten sie von den benachbarten Gemeinden 2000 Erdarbeiter. Allein sie hatten das freie Alpenvolk nicht richtig eingeschätzt: wohl kamen die 2000 Mann, doch brachten sie nicht Schaufeln und Hauen, sondern Sensen und Schießgewehre mit. Die Aufforderung, ihre Waffen niederzulegen, widrigenfalls man ihnen mit Kanonen Vernunft beibringen würde, beantworteten sie mit Hohngeschrei und eröffneten sofort ihrerseits das Feuer. Die bayrischen Offiziere fanden es geraten, sich mit ihrer Mannschaft in die Stadt zurückzuziehen. Die Tore wurden gesperrt, und die Mauern von den Soldaten besetzt. Aber bald ging auch in der Stadt selbst der Kampf los; die Bürgerschaft erhob sich, sprengte mit Gewalt eins der Tore und ließ die wütenden Bauern herein. Kommandorufe und Waffenlärm erfüllten die ganze Stadt. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus tobte ein fürchterliches Gemetzel. Als der Abend anbrach, war die bayrische Besatzung vollständig vernichtet. Auf dem Marktplatz aber lagerten die siegreichen Bürger und Bauern und ließen ihren Landesherrn hochleben. Der erwähnte Reliquienschrein wurde von einem gewissen Florian von Waldauf gestiftet. Es war dies ein armer Hirte aus



Partie vor dem Rathaus.



Die Naggelburg.

Ansicht von Hall in Tirol.

dem Pustertal, der, von Abenteuerlust getrieben, unter die kaiserlichen Soldaten ging. Maximilian I. machte ihn zu seinem Leibgesellen, adelte ihn und übergab ihm die Herrschaft Rettenberg. Auf einer seiner vielen Reisen erlebte Waldauf einen schrecklichen Seesturm, und da gelobte er, die vielen Reliquien, die er in aller Herren Ländern gesammelt und nach Rettenberg gebracht hatte, der Haller Pfarrkirche zu schenken. Als dies bekannt wurde, entstand im ganzen Unterinntal eine gewaltige Aufregung. Ueber 40000 Menschen strömten zusammen und gaben betend und singend den Reliquien das Geleit von Rettenberg bis Hall. Florian von Waldauf starb im Jahre 1810 und wurde in der Haller Pfarrkirche beigesetzt.

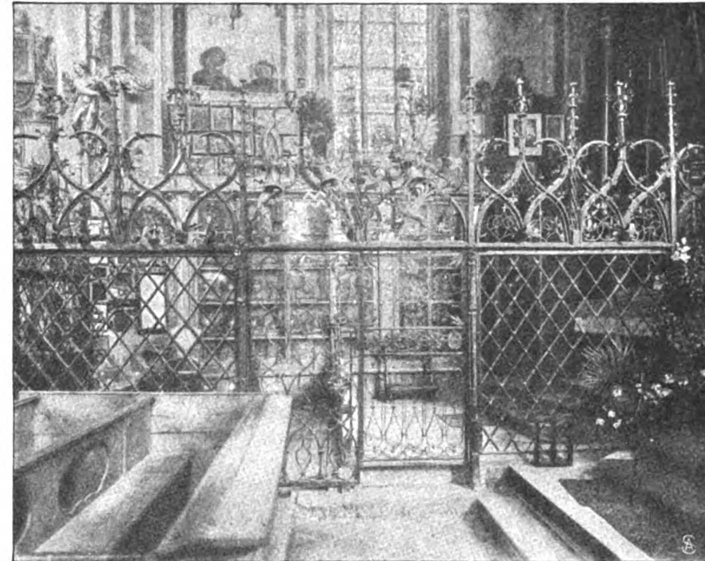
Nun kommen wir zum Münzturm oder Münzerturm, einem wehrhaften Bauwerk mit Machicoulis. Dieser trotzige Turm barg die im Jahr 1450 vom Erzherzog Sigmund errichtete Münzwerkstatt. Da ließ

**Motiv aus der Schmidtgasse.**



noch 1809 Andreas Hofer seine Zwanziger prägen, die heute in Tirol sehr gesucht sind und an den Uhrketten getragen werden. Damals war Hofers schönste Zeit; er hatte vom Kaiser eine goldene Kette als Ehrengabe erhalten und versah das Amt eines Landesverwesers.

Zu den bemerkenswerten Angaben der Haller Chronik gehört auch der Bericht über das furchtbare Erdbeben von 1670: viele Gebäude wurden beschädigt, der große Pfarrturm stürzte ein und begrub die drei Turmwächter unter dem Chaos seiner Trümmer. Eine Sage behauptet, unterhalb Innsbrucks und Halls wölbe sich eine gewaltige Höhle, und wenn von der Decke Felsen herabstürzen, verspüre man dies als Erdbeben. Die Sage behauptet weiter, einst würden die beiden Städte in die Höhle hinabstürzen und der Inn darüber einen See bilden. In Wahrheit sind die wiederholten Erdbeben, die die Chronik vermeldet, auf Einstürze im Haller Salzberg zurückzuführen, wo das Wasser die Salzlager auslaugt, so daß lokale Hohlräume entstehen. Eine große Höhle unter Innsbruck und Hall ist schon geologisch vollkommen unmöglich.



Kunstvolles Gitter in der Pfarrkirche.



Der Münzerturm in Hall.

So ließe sich noch viel erzählen von dem trauten Salinenstädtchen mit den engen, ruhigen Gassen und den anheimelnden Häusern. Es ist schön von den Hallern, daß sie für die altertümlichen Reize ihrer Stadt Verständnis zeigen und bestrebt sind, sie zu schützen und zu erhalten. Möge ihnen dies noch lange gelingen und so dem stilvollen Städtchen der unvergleichliche Vorzug gewahrt bleiben, ein unentweihtes Stück von Alttirol zu sein.

# Die Laterne.

Plauderei von Käte Damm.

Laternen? Gibt es noch Laternen? Wozu sind Laternen denn noch nötig? So denkt manche moderne Hausgehilfin, manche moderne Haustochter, wenn sie in einer Küche irgendwo an bevorzugter, leicht ins Auge fallender Stelle eine schlichte Laterne sieht. Vier durch schräg-kreuzweise gelegte schmale Metallstäbe geschützte einfache Glasscheiben, von denen die eine geöffnet werden kann, in der Mitte in der dazu bestimmten Tülle eine nur mittellange und mittelstarke Kerze, oben ein etwas kräftiger Henkel. Ich wette, es gibt Tausende von hochmodernen, mit allen Erfindungen der neusten Technik ausgestatteten Küchen, in denen man im Bedarfsfall umsonst nach der Laterne suchen würde!

Wozu braucht man Laternen? Die Laterne, mit der der mythisch gewordene Nachtwächter die Straßen auf und ab patrouillierte, ist abgetan, seit die kleinste Stadt Gasbeleuchtung oder elektrisches Licht hat, und die Notwendigkeiten „hinterwäldlerischer Dörfer" kann man doch als Bürgerin oder Bürger der Großstadt nicht einsehen!

Solche Laterne mutet schon der ländlichen Zofe nach kaum zweimonatigem Dienst in der Großstadt

als ganz „überwunden" an. Zwar findet sie, wenn sie einmal auf dem Boden des Hauses zu tun hat, sei's auf der Bodenkammer der Herrschaft, auf der sie eine Verpackkiste sucht, oder von der sie Holz oder Kohlen holt, oder wenn sie auf dem Trockenboden Wäsche aufhängen will, auf der Vorbodentür schwarz auf weiß das polizeiliche Verbot, die Bodenräume mit „offenem" Licht zu betreten. Darum nimmt sie aber doch, zehn gegen eins zu wetten, wenn's dunkelt, mit gutem Gewissen die brennende Petroleumlampe. Der Satz, der ganz zuletzt steht: „Als geschlossenes Licht gilt nur die Laterne", wird nicht beachtet, und wenn es dann ein Unglück gibt, einen Boden- oder Dachstuhlbrand, so sagt sie im Hochgefühl ihrer Unschuld, die nichts von der Fahrlässigkeit wissen will: „Ich hatte ja kein ‚offenes' Licht, die Petroleumlampe hatte ja einen Zylinder."

Sie weiß also nicht, daß mit dem Verschließen der Leuchtflamme ganz etwas anderes gemeint ist, nämlich die Flamme nach oben zu verwahren. Gewiß — die Laterne ist altmodisch, ebenso altmodisch wie die Kerze, aber sie ist für manche Zwecke noch ebenso notwendig wie zur Zeit der Urahne. Und das ist die Vorsicht und Vorsorge, die wir Menschen unsern Nebenmenschen und ihrem Hab und Gut schuldig sind.

Mit der Vervollkommnung unserer „Technik", unseres „Lichts", sind wir dennoch nicht der Rücksicht für unsere Nebenmenschen ledig geworden!

Ein Dachstuhlbrand, durch fahrlässiges Umherleuchten ohne Laterne entstanden, hat schon oft große, entsetzliche Folgen nach sich gezogen.

Wenn aber die Flammen prasseln und lecken, wenn der Rauch durch die schmalen Treppenhäuser und Höfe zieht, dann weiß man, daß die Laterne nicht nur etwas sehr Gutes und Nützliches, daß sie auch in der Großstadt eine Notwendigkeit ist und — neben Gas- und elektrischem Licht dennoch in der Küche zu finden sein muß.

Die ersten „Laternen", die man im Freien brauchte, waren natürlich nicht von Glas. Das wäre für die Zeit, in der man nur in besonders reichen Häusern Glasfenster hatte, ein unerhörter Luxus gewesen.

Die ersten „Laternen" waren mittelgroße, sorgfältig ausgehöhlte Kürbisse.

Mit solchen Kürbislaternen, die an einen Stab gehängt wurden, zogen noch vor einem Jahrhundert die Kinder mancher Städte am Martinsabend durch die Straßen, um Martinsgaben zu sammeln. Und als man später Glaslaternen hatte — welche Fülle von Gelegenheiten gab's, sie zu benutzen. Ehe die Städte Straßenbeleuchtung hatten, war es üblich, beim abendlichen Ausgang, falls der Mond nicht schien, eine Laterne mitzunehmen. Wie oft bin ich als Gast in kleinen Städten noch vor 25 Jahren beim flackernden Laternenschein zur „Gesellschaft" oder zum „Konzert" gewandert, wie flink huschten wir am späten Nachmittag des heiligen Abends durch die dunklen Straßen der kleinen Stadt „an der Waterkant" zum Julklappwerfen, wie geschickt blendeten wir das Licht ab, wenn zufällig auch gerade zur gleichen Zeit andere jugendliche Julklappwerfer sich einfanden!

Was wäre aus der winterlichen Geselligkeit der kleinen Städte geworden ohne die bequeme, leicht zu handhabende Laterne. Und wie poetisch konnte es aussehen, wenn am Weihnachtsabend, von allen Straßen und Plätzen kommend, die Laternen der Kirchgänger gleich einem Irrlichtschwarm durch den Abendnebel blitzten?

Wer nur die grellen elektrischen Straßenlaternen, nur die glühenden, großen, fast trotzig anzuschauenden Laternen der daherrasenden Automobile kennt, der hat gar keine Ahnung von der stillen und feinen Poesie, die der nur durch eine dünne Kerze erhellten kleinen Laterne, die eines Kindes Hand leicht tragen konnte, eigen war.

Und hatten jene anderen Arten von Laternen nicht auch ihre stille Poesie? Die runden und länglichen bunten Papierlaternen, die früher die sommerlichen Garten- und Balkonfeste wirklich „verherrlichten", die hoch oben an der Decke des indessen auch altmodisch gewordenen Kremsers schwebten und zur Heimfahrt von der Landpartie unentbehrlich waren?

Ja, man kann behaupten, daß es keine „richtige" Landpartie war, von der man nicht in solchem mit Laternen mystisch erhellten Kremser heimkehrte.

Die früher so beliebten „italienischen Nächte" hatten als untrügliche Zeichen, daß man sich unter Italiens Himmel glaubte, in das Laub der Gartenbäume gehängte bunte Laternen (die der Deutsche natürlich Lampions nannte) und waren ohne sie undenkbar. Gerade dieses zarte, verschleierte, warme Licht wurde für solche ländlichen Zauberfeste ausersehen, bei denen es oft so einfach herging und man sich doch so köstlich unterhielt, daß die Erinnerung daran noch die sorgenvolle Gegenwart verschönt.

Und wäre eine andere Beleuchtung als durch die Laternen beim herbstlichen norddeutschen Erntetanz auf der großen Scheunendiele schöner gewesen?

Wohnt nicht Poesie in dem Fackelzug der Kinder der Laubenkolonie, wenn sie, stolz ihre billigen, kleinen Stocklaternen tragend, durch den stillen Sommerabend ziehen und wie wandelnde kleine Irrlichtchen aussehen?

Mahnt solche schlichte Stocklaterne am rohen Holzstiel uns Kinder des damaligen Berlin nicht an die köstlichen Fahrten nach Tegel oder Französisch-Buchholz, wo das Erstehen einer Stocklaterne naturgemäß zu dem ein für allemal feststehenden Programm dieser Ausfahrt gehörte?

Es ist eine alte Erfahrung, die sich auch hier wieder bewahrheitet: kein noch so unscheinbarer, für den praktischen, ganz hausbackenen Gebrauch bestimmter Gegenstand ist ohne Poesie! Sobald er in den Gebrauch des Volkes kam, den Menschen notwendig wurde, schmückten sie ihn mit der ihnen nun einmal unentbehrlichen Poesie, und so betrachten wir jetzt auch die Laterne in der unbewußten Erinnerung daran, daß dem Urvolk das künstliche Licht, das des Winters dunkle gefürchtete Tage erhellte, ein Geschenk der Götter war — und die Poesie auch.

## Bilder aus aller Welt.

Frau Bullock-Workman, eine der kühnsten und erfolgreichsten Bergsteigerinnen unserer Zeit, ist vor kurzem von ihrer Himalaja-Besteigung zurückgekehrt. Es ist ihr gelungen, den 7100 Meter hohen, von ewigem Eis bedeckten Nun-Kun zu besteigen. Hiermit hat die mutige Hochtouristin einen Weltrekord für Bergbesteigung durch Frauen aufgestellt. Die größte Schwierigkeit bot die Ueberwindung der Schlaflosigkeit.

Eine der ersten französischen Sängerinnen, Mademoiselle Chenal, Primadonna der Pariser Komischen Oper, errang kürzlich als Armida in der gleichnamigen Oper Glucks einen sensationellen Erfolg.





**Frau Fanny Bullock-Workman,**
die erste Frau, die den Himalaja bestieg und über 7000 Meter Höhe erreichte.

Im Blüthnersaal in Berlin gab vor kurzem Frau Angelika Rummel einen mit vielem Beifall aufgenommenen Liederabend. Ihr sympathischer Vortrag brachte vor allem einer Reihe von Kompositionen von Alexander Schwarz den gewiß verdienten Erfolg.

Bei dem hundertjährigen Universitätsjubiläum der Friderica Wilhelma in Berlin wurde auch das Präsidium des studentischen Ausschusses, bestehend aus fünf Herren, vom Kaiser empfangen. Eine Ehrung, die bisher den Studenten noch nicht zuteil geworden ist und in absehbarer Zeit auch nicht zuteil werden dürfte. Der Kaiser zog alle Herren des Präsidiums in ein Gespräch, das sich vor allem auf die Wichtigkeit der sportlichen Ausbildung der Jugend bezog.

Die Universität Berlin hat aus Anlaß ihrer Jubelfeier eine prunkvolle neue Aula erhalten. Die Aula ist in der alten Königlichen Bibliothek, die Friedrich der Große seinerzeit erbaute, eingerichtet worden. Der herrliche Saal ist von einer mächtigen Kuppel überwölbt und

**Mlle. Chenal, Primadonna der Pariser Komischen Oper,**
kreierte mit großem Erfolg die Armida in der gleichnamigen Oper Glucks.



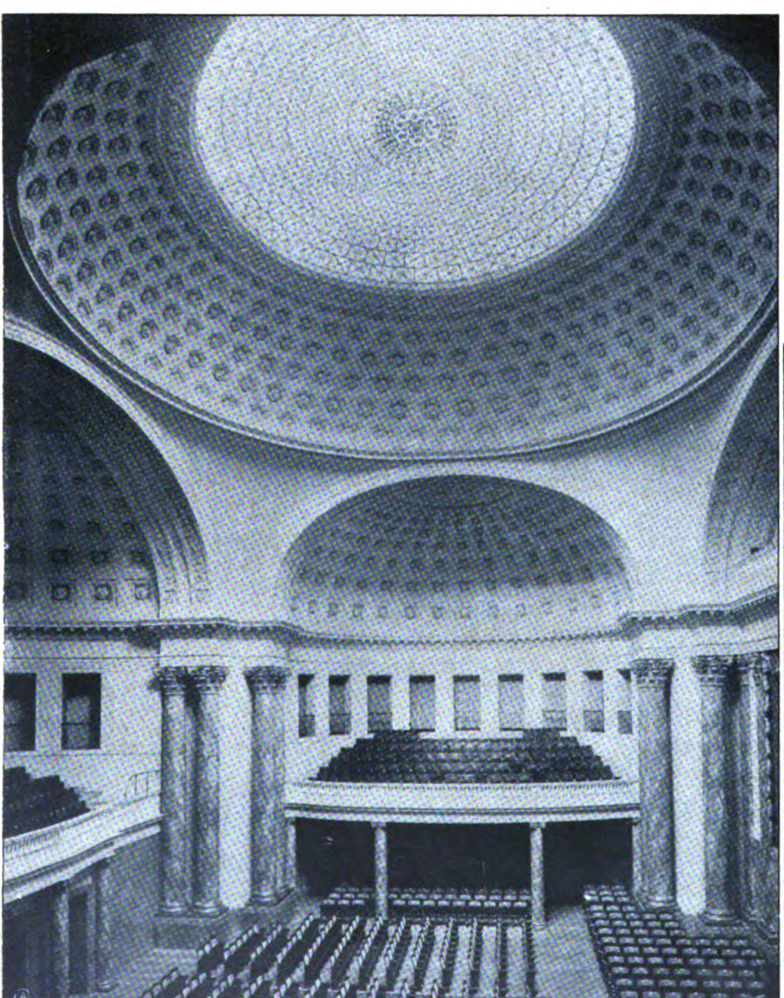
Phot. E. Bieber.

**Frau Angelika Rummel,**
erfolgreiche Konzertsängerin.



Phot. H. Noack.

Von links: cand. cam. Sonnenberg (V. D. St.), cand. phil. Sommer (Korps Normannia), cand. phil. Schoepe (A. T. V. zu Berlin), cand. jur. Heyl (Landsmannschaft Normannia), stud. med. Fuchs (nicht inkorporiert).
**Das Präsidium des Studentenausschusses für das Berliner Universitätsjubiläum 1910.**



**Die neue Aula der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität**
in der alten Königlichen Bibliothek.

macht in seiner einfachen und vornehmen Ausstattung einen würdigen Eindruck.

Für die beiden beim Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte 1908 in Berlin aufgestiegenen Luftschiffer Leutnant G. Förtsch und Leutnant C. Hummel, die von ihrer Fahrt nicht zurückkehrten, wurde jetzt in Straßburg, der Garnison der Verunglückten, ein Denkstein errichtet. Die Vorderseite trägt eine Bronzeplatte mit Inschrift. Errichtet wurde der Denkstein vom Luftschifferverband und den Offizieren des Infanterieregiments Nr. 71 in Erfurt, des Infanterieregiments Nr. 136 und des Husarenregiments Nr. 9 in Straßburg.



Phot. J. Manias & Co.

**Denkstein für die Opfer des Gordon-Bennett-Fliegens 1908**
G. Förtsch und C. Hummel in Straßburg.

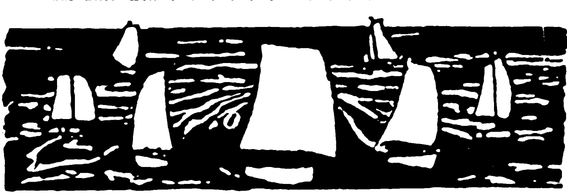
**Schluß des redaktionellen Teils.**

# DIE·WOCHE

Nummer 45. Berlin, den 5. November 1910. 12. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 45.





## Die sieben Tage der Woche.

### 27. Oktober.

Das Kaiserpaar besucht in Brüssel die Weltausstellung (Abb. S. 1900).

Der Oberlandesgerichtspräsident in Kiel Dr. Spahn wird in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. M. versetzt; zu seinem Nachfolger in Kiel wird der Kasseler Landgerichtspräsident Kirchner ernannt.

In Breslau wird die 6. Hauptversammlung des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise eröffnet, in Paris der 6. Internationale Kongreß der Luftschiffervereinigungen.

Aus dem Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte geht der amerikanische Ballon „America", Führer Hawley, Begleiter Post, als Sieger hervor. Er hat 1355 englische Meilen zurückgelegt und ist nördlich vom Chilongasee in Quebec glücklich gelandet.

### 28. Oktober.

Das Kaiserpaar unterbricht in Köln die Rückreise von Brüssel, um den Dom zu besichtigen, und trifft abends wieder in Potsdam ein.

In Kroatien verliert die oppositionelle Koalitionspartei bei den Landtagswahlen 28 von 55 Mandaten, doch erlangt die Regierung keine geschlossene Mehrheit.

In Petersburg wird die russische Reichsduma, in Sofia die bulgarische Sobranje wieder eröffnet.

In Griechenland fordern Theotokis Rhallis und Mavromichalis die Anhänger ihrer Parteien auf, sich an den Neuwahlen zur Nationalversammlung nicht zu beteiligen.

### 29. Oktober.

Der neue deutsche Botschafter in Paris Freiherr von Schoen (Abb. S. 1902) überreicht dem Präsidenten Fallières sein Beglaubigungsschreiben.

### 30. Oktober.

Die französische Deputiertenkammer erteilt nach mehrtägigen stürmischen Debatten dem Ministerium Briand für sein Verhalten beim Streik der Eisenbahner mit 388 gegen 94 Stimmen ein Vertrauensvotum.

In Lissabon wird der frühere portugiesische Ministerpräsident und Diktator Joao Franco verhaftet.

In Heiden, Kanton Appenzell, stirbt, 82 Jahre alt, Henry Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes (Portr. S. 1904).

Das persische Ministerium gibt seine Entlassung. Der bisherige Ministerpräsident Mistaufi bildet ein neues Kabinett.

### 31. Oktober.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos fordert in einem Runderlaß die Offiziere auf, sich von der Politik fernzuhalten.

Aus Persien wird berichtet, daß der britische Kreuzer „Fox" in der Hafenstadt Liegeh 160 Mann zum Schutz englischer Staatsangehöriger und anderer Europäer gegen einen angedrohten Ueberfall rebellischer Stämme gelandet hat. Die persische Regierung hat dagegen protestiert.

### 1. November.

In Berlin wird die erste Deutsche Theaterausstellung eröffnet.

In Schöneberg stirbt, 53 Jahre alt, der Oberbürgermeister Dr. R. Wilde (Portr. S. 1898).

Der Senat der südafrikanischen Union wählt den ehemaligen Präsidenten des Oranje-Freistaats Reiz zum Präsidenten.

### 2. November.

Der Kronprinz tritt in Begleitung der Kronprinzessin seine Reise nach Asien an.

## Die Hohenzollern und Ostasien.

Von Professor Dr. Otto Warschauer, Berlin.

Der Kronprinz des Deutschen Reiches hat soeben die Reise nach Ostasien angetreten, und ganz Deutschland nimmt den lebhaftesten Anteil an dem Versuch des Thronfolgers, jene eigenartigen Länder kennen zu lernen, die namentlich in der jüngeren Zeit die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt in immer steigendem Maß auf sich lenken. Sicher haben die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die China und Japan in der Gegenwart aufweisen, und deren Tragweite international in der Zukunft sich noch schwerwiegender als bisher gestalten dürfte, bestimmend auf das Reiseprojekt eingewirkt, aber das Interesse der Hohenzollern an Ostasien datiert nicht von heute, sondern äußerte sich, wenn es auch ursprünglich sich leider nicht erfolgreich betätigen konnte, bereits in Zeiten, wo von der Möglichkeit eines geeinten Deutschen Reiches auch nicht annähernd die Rede sein konnte.

Namentlich der Wirtschaftsverkehr mit Ostasien hat auf viele europäische Völker seit Jahrhunderten bestechenden Reiz ausgeübt. Teils war hierdurch die Möglichkeit gegeben, aktiv am Welthandel teilzunehmen, teils konnten die wirtschaftlichen, wegen mangelnder Inlandsproduktion nicht genügend gedeckten Eigenbedürfnisse der Einzelländer hierdurch leichter befriedigt werden. In der Werdeperiode seines wirtschaftlichen Erstarkens suchte England Anschluß an Asien, um international Macht und Einfluß in Wirtschaftsangelegenheiten zu erlangen. Bereits im Jahr 1600 wurde die Britisch-Ostindische Handelskompagnie ins Leben gerufen, die mit glänzenden Lettern in die englische Wirtschaftsgeschichte eingetragen ist. 1602 wurde die Holländisch-Ostindische Kompagnie geschaffen, die die asiatischen Produktivkräfte Holland nutzbar machen sollte, und die von 1602 bis 1740 durchschnittlich 18—27 % Dividende zahlte. Durch sie wurde Amsterdam zeitweise Mittel-

punkt des europäisch-asiatischen Warenaustausches, sie schuf für Holland eigenartige Weltmonopole und hob hierdurch dessen Reichtum und Macht.

So ist es leicht verständlich, daß auch die Hohenzollern frühzeitig bemüht gewesen sind, ihren Ländern die Vorteile jenes begehrenswerten Wirtschaftsverkehrs mit Asien zu sichern. Der Große Kurfürst eröffnete den Reigen, und 1647 wurde die Brandenburgisch-Ostasiatische Kompagnie mit Sonderrechten und einem Betriebskapital von einer Million Talern ins Leben gerufen. Sie erhielt das Handelsmonopol in Ostasien, sie sollte das Recht haben, in den von ihr besetzten Gebieten Festungen zu erbauen, durch Landerwerb eine eigene Kolonisationspolitik zu betreiben und selbständig Verträge mit den Landesherren in Ostindien abzuschließen. Ihre Entwicklung war leider nicht vom Glück begünstigt. Zuvörderst waren es Kriegsunruhen im eigenen Land, die dem Kurfürsten die Möglichkeit raubten, sich seinem Lieblingsplan mit dauerndem Interesse zu widmen. Ferner verhinderte die klägliche Lage der preußischen Finanzen, das an sich geringfügig bemessene Betriebskapital der Kompagnie in bar aufzubringen, und endlich machte sich auch eine vollständige Apathie der Bevölkerung bemerkbar, die den groß angelegten Plänen des Kurfürsten ziemlich verständnislos gegenüberstand. So verschwand bereits im Jahr 1652 die Kompagnie, ohne irgendwelche greifbaren Spuren ihrer Existenz zurückgelassen zu haben, und diese Mißerfolge mögen die Hohenzollern wohl bestimmt haben, von ferneren derartigen Initiativen vorläufig Abstand zu nehmen. Ein volles Jahrhundert verfloß, bis von neuem der Versuch unternommen wurde, Ostasien in den wirtschaftlichen Interessenkreis der preußischen Monarchie hineinzuziehen. Und auch hier ist Friedrich der Große der Willenserbe des Großen Kurfürsten. Seine Wirtschaftspolitik war einheitlich merkantilistisch, und so bemühte er sich, nicht nur den Edelmetallbestand im Inland zu wahren und zu mehren, die Produktivkraft der Gewerbe zu heben, die Bevölkerungziffer durch alle nur möglichen Mittel zu steigern, er versuchte auch überseeische Handelsbeziehungen einzuleiten, um den Inlandsverbrauch billiger zu decken und die Importfähigkeit des Auslandes zu erproben. Diesen letzteren allgemeinen Zwecken diente die neu errichtete Seehandlung und die Wiederaufnahme eines direkten Wirtschaftsverkehrs mit Ostasien. Friedrich der Große hat ostasiatische Handelspolitik getrieben und sich hierbei namentlich von zwei hohen Scharfblick bekundenden Sondergründen leiten lassen. Ueber die wirtschaftliche Superiorität Hollands Preußen gegenüber war er sich klar, und obwohl er sie nicht zu beseitigen vermochte, so hoffte er doch, sie allmählich mindern zu können. England ferner lieferte fast ausschließlich neben bestimmten sonstigen Kolonialgegenständen die indischen Gewürze an Preußen und hatte sich hierbei lästige und den Lebensunterhalt der preußischen Staatsangehörigen wesentlich verteuernde Monopole gesichert. So entsteht der berechtigte Wunsch und Plan des Königs, den Verkehr Preußens mit Ostasien direkt aufzunehmen, und zwei Versuche, die weiteren Kreisen bisher unbekannt sein dürften, dienten diesem Zweck. 1750 wurde die Asiatische Handelskompagnie zu Emden eröffnet, die den Verkehr zwischen Preußen und China fördern sollte und hierfür vier stattliche Ostasienfahrer ausrüstete. Zuvörderst lief der „König von Preußen" aus. Das Schiff war 150 Fuß lang, 38 Fuß breit, ungefähr 20 Fuß tief und hatte als Besatzung 120 Matrosen, 12 Grenadiere und 26 Kanonen. Am 19. September 1752 segelte die „Burg von Emden" mit 118 Mann, 20 Sechspfündern, 6 Dreipfündern und 12 Halbpfündern ab. Im Dezember 1753 trat die Fahrt nach Kanton der „Prinz von Preußen" mit 186 Mann Besatzung und 34 Kanonen an, und endlich wurde noch im Jahr 1755 ein Schiff ausgesandt, das den Namen „Prinz Ferdinand von Preußen" führte. Neben der Asiatischen Kompagnie wurde 1753 die Bengalische Handelskompagnie zu Emden begründet, die die Aufgabe hatte, den Wirtschaftsverkehr zwischen Preußen und Bengalen bzw. den benachbarten ostindischen Küstenländern zu fördern, und die für diesen Zweck ein leider nicht sehr seetüchtiges, in Schweden gebautes Schiff, den „Prinz Heinrich von Preußen", auslaufen ließ.

Beide Kompagnien wurden nicht mit den Mitteln der preußischen Regierung als Staatsunternehmungen, sondern als Aktiengesellschaften mit Sonderrechten ins Leben gerufen, deren Anteilscheine, da die preußischen Kapitalisten wenig Vertrauen hatten, fast durchweg Ausländer übernahmen. Nur eine geringe Anzahl Berliner Großkaufleute und einige auch an den sonstigen Finanztransaktionen des Königs interessierte Mitglieder des Hofadels, wie die Herren von Schwerin, Knesebeck, Wartensleben, Kleist, die Grafen Reuß, Redern usw., beteiligten sich an der Asiatischen Handelskompagnie, deren Betriebskapital auf eine Million Taler in 2000 Aktien zu je 500 Talern festgesetzt und in bar eingezahlt worden war. Auch die Bengalische Kompagnie sollte das gleiche Betriebskapital, und zwar vorläufig mit 25 prozentiger Einzahlung, haben, doch war es sehr schwer für sie, diese Summe aufzubringen. Das Inland beteiligte sich hierbei fast gar nicht, und die entscheidende Mehrheit der Aktionäre setzte sich wiederum aus Ausländern zusammen, die lediglich Geld zu verdienen hofften, denen aber die wirtschaftlichen Interessen Preußens vollständig gleichgültig waren. Ganz entgegengesetzt war der Standpunkt des Königs. Er wollte nicht fiskalische Geschäfte machen, sondern das Wohl des Landes heben. So forderte er auch für die Gewähr der Sonderrechte, die er beiden Aktiengesellschaften zuteil werden ließ, eine nur geringe finanzielle Entschädigung. Die Asiatische Kompagnie hatte nach der Rückkehr der ersten zwei Schiffe je 1000 Louisdor und dann für jede fernere Fahrt drei Prozent vom Reingewinn des Warenabsatzes zu entrichten; die Bengalische Kompagnie zahlte eine einmalige Summe von 5000 Talern, teilweise nicht einmal in bar, sondern in eigenen Aktien.

Die Verwaltung beider Unternehmungen war gleichmäßig geordnet; sie hatten den Charakter juristischer Persönlichkeiten, durften je nach Bedarf mit den indischen Fürsten Verträge abschließen, die dem Schutz des Königs unterstanden, und besaßen auch das Recht, eigene Münzen auszuprägen. Von der Asiatischen Handelskompagnie sind noch zwei Piaster von verschiedener Prägung im Emdener Stadtarchiv vorhanden, und namentlich die eine der Münzen fällt durch ihre Eigenart auf. Sie zeigt ein Wappenschild mit einem Schiff. Links als Schildhalter steht ein wilder Mann, rechts ein Chinese, über dem Schild schwebt der preußische Adler, und unter ihm stehen die Worte „Confidentia in Deo et vigilantia".

Die wirtschaftlichen Ziele, die die Kompagnien zu verfolgen hatten, waren vom König streng vorgezeichnet. Es sollte durch sie, wie bereits hervorgehoben,



die Ausfuhr Preußens nach Ostasien gehoben und die Möglichkeit einer den Bedarf des preußischen Inlandes befriedigenden Einfuhr gesucht werden. Der erstere Versuch mißlang vollständig, und so blieb nichts anderes übrig, als jene Artikel von China und Japan nach Preußen zu bringen, die das Inland aufzunehmen in der Lage war, oder die geeignet erscheinen konnten, einen ertragreichen Zwischenhandel zwischen Preußen und namentlich Böhmen und Polen zu fördern. So wünschte der König hauptsächlich die Einfuhr von Seidenstoffen, Damasten, Samt, Tee, Porzellan, Chinawurzeln, Perlmutter, Zinn, Zinnober, Baumwolle und Indigo. Die Kompagnien erhielten für die eingeführten Waren entweder eine wesentliche Zollermäßigung oder vollständige Abgabefreiheit; teilweise wurden sie sogar monopolistisch bevorzugt. So durften z. B. laut Kabinettsorder des Königs in den preußischen Provinzen nur die Teearten und ostindischen Porzellanwaren zum Verkauf gelangen, die von der Asiatischen Kompagnie eingeführt worden waren.

Die Entwicklung beider Unternehmungen gestaltete sich wenig erfreulich. Die Asiatische Handelskompagnie unternahm in den Jahren 1750—1757 insgesamt fünf Fahrten. Eine große Anzahl der gewünschten Einfuhrartikel brachte sie zwar namentlich von China nach Preußen, die Waren gelangten auch in Emden zur Versteigerung, aber die Kauflust fehlte, der inländische Bedarf war gering, und der endgültige Absatz der Produkte konnte sich nur mit Hilfe des Auslandes vollziehen. Auch die Geschäftsführung der Kompagnien ließ viel zu wünschen übrig. Der kaufmännische Betrieb war mangelhaft organisiert, finanzielle Schwierigkeiten entstanden, und die Direktoren begingen Unterschlagungen. Endgültig entscheidend aber wirkte auf das Geschick des Unternehmens der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Ostfriesland wurde von österreichischen Truppen besetzt, Emden kapitulierte, und die Gefahr bestand, daß die einlaufenden Schiffe der Kompagnie gekapert werden könnten. Unter dem Druck dieser Verhältnisse wurde das Unternehmen liquidiert, die Aktionäre erhielten ihr Kapital zurück, und der König war um eine herbe Erfahrung reicher.

Noch tragischer war das Schicksal der Bengalischen Kompagnie. Der „Prinz Heinrich von Preußen" landete nach langer und mühevoller Fahrt endlich an seinem Bestimmungsort. Der Aufenthalt war kurz bemessen, das Schiff segelte bald nach der Koromandelküste und Malusipatam zurück, und bei der Heimfahrt strandete es am 18. August 1756 auf einer Sandbank in der Mündung des Ganges. Ein Ersatzschiff, das im Jahr 1759 von Emden ausgesandt wurde, erzielte keine Resultate. Die Waren waren verloren. Das Schiff war zwar gegen Unfall versichert, die Beträge aber wurden nicht bezahlt, und die Aktionäre des Unternehmens sind fast vollständig um ihr Einlagekapital gekommen.

Die Ursachen des Verfalls beider Kompagnien können nicht nur in äußerlichen Zufälligkeiten gesucht werden. An der Spitze der Aktiengesellschaften standen Ausländer von mehr oder weniger trüber Vergangenheit, die ohne eigentliches Interesse oder Verständnis für die preußischen Wirtschaftsangelegenheiten waren, und die nicht das beste Menschenmaterial zur Mannschaft für die Schiffe bestimmten. Die Matrosen waren vielfach ungeschult, lässig und nicht pflichtbewußt, und dem gesamten Schiffspersonal fehlte für die Zwecke seiner beruflichen Tätigkeit der nationale Egoismus. Alle derartigen Unternehmungen tragen die Möglichkeit des Erfolges nur unter bestimmten Voraussetzungen in sich. Die Vorbedingungen ihrer gedeihlichen Entwicklung sind die Reife der individuellen Erfahrung ihrer Leiter, die Kraft des einheimischen Kapitals und ein durch Erfolg gestählter, schaffensfreudiger nationaler Unternehmungsgeist. Diese Produktionsfaktoren aber mangelten durchweg beiden Kompagnien, und so ist das Geschick, das sie betroffen, begründet und erklärlich. Sie litten aber auch unter der Mißgunst politischer Verhältnisse. Holland blickte scheel auf das aufstrebende Nachbarland, das auch in wirtschaftlicher Beziehung sich neue Bahnen zu erschließen versuchte. England meinte in den von dem preußischen König protegierten Kompagnien gefährliche Konkurrenzunternehmungen zu sehen, deren Entwicklung vorzeitig und mit allen Mitteln gehemmt werden müsse. So scheiterten die weitzügig angelegten Pläne Friedrichs des Großen bezüglich der ostasiatischen Handelspolitik. Sie wurden von seinen direkten Nachfolgern nicht wieder aufgenommen, und erst nach der Begründung des Reichs, nachdem Deutschland politisch und wirtschaftlich erstarkt und Preußen in ihm die führende Macht geworden war, vermochten die Hohenzollern eine erfolgreiche Ueberseepolitik zu betreiben und auch mit Japan und China in Beziehungen zu treten, die an Umfang und Bedeutung stetig wachsen. Möge es dem Kronprinzen vergönnt sein, durch seine Reise auch die einheimischen Wirtschaftsinteressen gegenüber Ostasien zu fördern und somit im Sinn jener beiden unvergeßlichen Fürsten zu wirken, die den Grundstein zu Preußens Größe und Deutschlands Macht gelegt haben.

# Der Hervorruf.

Eine Studie aus dem Theaterleben. Von Adolf Winds.

Der künstlerische Genuß setzt unter allen Umständen eine Mitarbeiterschaft des Genießenden voraus. Damit ist nicht die muntere Regsamkeit gemeint, die sich im Zusammenschlagen bereitwilliger Hände kundgibt, das unmelodische, harte Geräusch, das aber dem Künstler, dem es gilt, als die süßeste Musik erscheint; es ist zunächst von der geistigen Mitarbeiterschaft die Rede, die der Kunstgenuß in jedem Fall erfordert, und die dem Wind gleicht, der im wogenden Aehrenfeld den Samen vom männlichen zum weiblichen Halm trägt. Das Theater zumal verlangt eine gesteigerte Hingabe, denn beide Sinne werden auf einmal in Anspruch genommen, das dargestellte Kunstwerk will gleichzeitig gehört und gesehen sein. Darum ist auch die unmittelbare Wirkung eine so große und das bretterne Gerüst der Bühne ein gewaltiger Resonanzboden für die zum Ausdruck gebrachte Idee. Weil aber der Schauspieler sowohl wie der Zuhörer auf die Wirkung des Augenblicks angewiesen ist, ist eine größere Sammlung vonnöten, die Erregungzustände der geistigen Kräfte, die jedes



künstlerische Schaffen begleiten und eine Art seelischer Berauschung hervorrufen, müssen sich hier in besonderem Maß verdichten und erhöhen.

Ob der Trank, der dem Zuschauer geboten wird, edle Rebe oder gemeiner Fusel ist, kommt dabei nicht in Betracht; Tatsache ist, daß eine versammelte Menge sich diesen rauschartigen Erregungen eher hingibt als der einzelne, daß ihnen wie dem Gähnen, Lachen, Schluchzen eine unleugbare Ansteckungskraft innewohnt, daß sie überspringen von einem zum andern, den Einzelwillen überrumpeln und ihn im breiten Strom des Allgemeinempfindens mitreißen. Wie und wann und in welchem Umfang sich diese Erscheinungen vollziehen, hängt von Umständen ab, die sich nicht berechnen lassen, daher die Unsicherheit in der Vorausbestimmung der theatralischen Wirkung und im Prophezeien theatralischer Erfolge. Neben psychischen wirken physische Einflüsse mit, schon Iffland sagt in den „Fragmenten über Menschendarstellung": „Der echte Beifall hat im Augenblick seiner Aeußerung bei dem Zuschauer nicht den Zweck, den Schauspieler zu belohnen, es ist ein Verlangen des Zuschauers, seine zurückgedrängten Kräfte zu erlösen."

Dieses Verlangen äußert sich meist in der befreienden Bewegung des Händeklatschens, und mit dem Applaus bürgerte sich die Sitte des Hervorrufs ein, die ehedem nicht üblich war. Sie stammt selbstverständlich erst aus der Zeit, wo die sogenannte Guckkastenbühne in Anwendung kam und mit ihr die Kurtine, die das Theater streng in Bühne und Zuschauerraum scheidet; weder das Theater der Alten, noch die mittelalterliche Mysterienbühne, noch die Bühne Shakespeares gab dazu Gelegenheit, und auch in den Uranfängen des deutschen Theaters hat man den Hervorruf nicht gekannt.

Die zurückgedrängte Kraft des Zuschauers kann in seiner Aeußerung die verschiedensten Formen annehmen, neben dem üblichen Händeklatschen wird — ländlich, sittlich — auch gestampft, gejauchzt, zugerufen, in den Volkstheatern in Amerika im höchsten Rausch der Begeisterung sogar gepfiffen, was dort im Gegensatz zu europäischen Gewohnheiten als höchste Auszeichnung gilt. Das — namentlich in Italien übliche — Werfen mit Blumen ist der stärkste Ausdruck des Gefallens, das mit (den sprichwörtlich gewordenen) faulen Aepfeln der besondere des Mißfallens, beidemal handelt es sich um eine Wurfbewegung, die, getan oder auch nur gedacht, eine willkommene Auslösung der Kräfte bildet; dennoch ist Hervorruf und Applaus wohl zu unterscheiden.

Jener hängt in seinem innersten Wesen mit der Eigenart der Guckkastenbühne zusammen, nicht nur, weil sonst die Gelegenheit fehlen würde, überhaupt vor den Vorhang zu treten, sondern weil das Zusammengedrängtsein in den Zuschauern eine stärkere Spannung mit sich bringt, und zwar ist diese Spannung um so intensiver, je enger der Raum ist, auf den es ankommt; nicht umsonst nennt man die alten, niedrigen Kneipen gemütlich. Die Art der Raumverhältnisse übt auf die Psyche der Zuschauer einen bestimmten Einfluß aus, in weitläufigen, großen, unausgefüllten Räumen gehen sie schwerer mit; das volle Theater erhöht die Stimmung, das leere verscheucht sie. Noch wesentlicher ist der Unterschied zwischen freiem und geschlossenem Raum; die Art des Kunstgenusses auf der sogenannten „Freilichtbühne" ist eine andere, ruhigere; nicht nur, daß die Wirkung des landschaftlichen Bildes mitspricht, es fehlt auch der Hochdruck der elektrischen Spannung. Eine Pause des Steckenbleibens z. B., die im Logenhaus das ganze Publikum in die peinlichste Unruhe versetzt, fällt im Naturtheater kaum auf, bringt zum mindesten keine erregende Wirkung mit sich. Premierenschlachten, wo die gesteigerte Anteilnahme oft wie ein hitziges Fieber rast, wären in der Beschaulichkeit des Naturtheaters undenkbar, dagegen könnte die epische Breite der Oberammergauer Spiele im geschlossenen Raum nicht ertragen werden.

Freilich läßt sich annehmen, daß in den Amphitheatern der Alten, wo die Menschenmassen sich zu Tausenden übereinander türmten, schon infolge der Gewalt dieses Anblicks eine gesteigerte Spannung eintrat, doch war sie sicherlich anderer und feierlicherer Art; das bei diesem Anlaß wachgerufene religiöse Empfinden war sogar imstande, den Mörder des Ibykus zu entlarven. Auf modernen Wegen versucht das Festspielhaus in Baireuth diese antiken Grade der Spannung zu erzielen, das stark ansteigende Parkett türmt auch hier die amphitheatralische Menschenmauer auf, was ihr an Gewalt und Masse fehlt, ergänzt hier die Wirkung des geschlossenen Raumes, noch mehr die der Beleuchtung. Nicht umsonst hüllen sich Bühne und Zuschauerraum nach dem Muster, das Baireuth gegeben, gern in Dunkel. Dunkelheit erhöht die Spannung, weil sie eine Art von Angstgefühl mit sich bringt, ist aber im Grunde ein dem Wesen des Schauspiels entgegenwirkendes und darum verwerfliches Mittel, weil es dort vor allem darauf ankommt, daß gesehen werden soll.

Der Spannungsreiz ist der Hebel für jede dramatische Wirkung, man war darum von jeher bestrebt, ihn nicht nur natürlich, sondern auch künstlich zu erregen. Der Applaus, der die zurückgedrängte Kraft mit Naturnotwendigkeit auslöst, ist das primäre, natürliche Mittel, der Hervorruf aber, der die Dauer des Beifalls willkürlich zu verlängern sucht, das sekundäre, künstliche. Wenn bei modernen Erstaufführungen nebst Darstellern, Dichtern, Komponisten auch Direktoren, Regisseure, Kapellmeister, Dekorationsmaler, Kostümzeichner usw. in endloser Reihe aufmarschieren, so liegt der Mißbrauch offen am Tage.

Der erste Schauspieler, der „hervorgerufen" wurde, war der Tyrannenspieler Bergopzoomer, dem diese Ehre 1774 geschah, als er am Nationaltheater in Wien Richard III. spielte. Doch behaupteten seine Neider, diese Auszeichnung sei — schon damals — bestellte Arbeit gewesen, und es ist ihm zuzutrauen; er war einer von denen, die erfolglüstern kein Mittel verschmähen; um vor Wut zu „schäumen", nahm er Seife in den Mund, in die Perücke steckte er einen Busch loser Haare, die er „in Verzweiflung" ausriß. Damals gefiel so was.

Einige Jahre später wurde Brockmann „hervorgerufen" gelegentlich seines sensationellen Erfolgs als Hamlet in Berlin. Von da ab bürgerte sich diese Sitte ein, aber zu jener Zeit handelte es sich immer nur um einen einzigen Hervorruf am Schluß in besonderen weihevollen Ausnahmefällen.

Nach und nach erst wurde das Goldstück in Scheidemünzen verwandelt und der Hervorruf dem Darsteller ein gefügiges Mittel für das corriger la fortune; da gab und gibt es allerhand kleine Mätzchen, um die Wirkung zu steigern, zu verdoppeln: zögerndes Folgeleisten, enthusiastisches Gebaren, Markieren von



Erschöpfung, Winken in die Kulisse nach dem bescheidenen Mitspieler, rasches Fallenlassen des Vorhangs, unvermitteltes Wiederaufziehen und dergleichen mehr. Kommt aber die „Neidklappe“ in Anwendung, jener Ausschnitt in der Kurtine, in dem die Darsteller dankend erscheinen, so sind die Nuancierungen noch mannigfaltiger. Mounet Sully, als er in deutschen Landen den Hamlet spielte, rannte durch die Neidklappe stets in der Pose der eben gespielten Szene, bald in nachdenklicher, bald in entsetzter, bald in wehmutsvoller Gebärde. Otto Lehfeld aber brauchte für seine Dankesposen die ganze Bühne; selbst wenn keine Hand sich rührte, rief er mit Stentorstimme in die Kulissen: „Den Schandlappen auf!“ schritt dann, jeder Zoll ein König, vom Hintergrund bis vor an die Rampe, daß die verblüfften, an ihre Pflicht erinnerten Zuschauer reuig und in Zerknirschung in die Hände schlugen.

Ein eigentümlicher Gebrauch besteht in Amerika. Dort verneigen sich die Schauspieler beim Hervorruf nicht nur vor dem Publikum, sondern auch vor ihrem Star, dieser wiederum verneigt sich vor den Mitspielern, und da ihrer oft sehr viele sind, führen die Darsteller vor dem applaudierenden Publikum förmliche Dankesmenuette auf.

„Der Beifall kann laut, aber nicht voll sein, die guten Schauspieler haben dafür ein delikates Ohr“, auch diese Beobachtung stammt von Iffland, wir wissen nach unsern Ausführungen, worin der „volle“ Beifall besteht, im naturnotwendigen Ausstrahlen der zurückgedrängten Kraft, das aus einer starken inneren Ergriffenheit heraus die Hände sozusagen mit der Macht des Gemüts in Bewegung setzt. Diese Ergriffenheit stellt sich heute ein, wie sie sich zu Ifflands Zeiten eingestellt hat, freilich infolge des veränderten Zeitgeschmacks durch andere Mittel; auch bedarf sie eines stärkeren Anreizes, allerhand Rühr- und Effektmittel sind abgebraucht, und die Gewalt einer leeren stürmischen Rhetorik überrumpelt uns nicht mehr. Früher platzte der Applaus mit spontaner Unmittelbarkeit oft mitten in die Szene hinein, heute empfinden wir das als Störung, weil unser Respekt vor der Dichtung gestiegen ist, und weil im Gegensatz zu früheren Epochen in Gefühlsäußerungen überhaupt an Stelle überströmender Empfindsamkeit besonnenere Zurückhaltung getreten ist. Dennoch wird im Sturm, der die Massenpsyche entfesselt, die Psyche des einzelnen noch in gleichem Maß mitgerissen, wenn nur die Erschütterung stark genug ist; da aber vermöge der größeren Sprödigkeit des Massenempfindens dieser Fall seltener eintritt, pflegt heute der Beifall in der Regel mehr „laut“ als „voll“ zu sein, und statt des einmaligen Hervorrufs erfolgt der mehr- und vielfache.

„Er hat seinen Barbier im Theater“, sagt der Schauspieler gern vom Kollegen, der auffällig gerufen wird, und denkt an den Claqueur; nicht immer an den bezahlten, denn der Claqueur tritt in den mannigfachsten Gestalten auf, am fanatischsten in der Gewandung der Theatermutter, sonstige Verwandte sind meistens schüchtern, sie befürchten, man erkennt sie. Die Krone aller Amateurclaqueure war aber der Gatte einer ehemaligen sehr bekannten plattdeutschen Schauspielerin: er gab sich, wo auch seine Frau gastierte, im Zuschauerraum als unbeteiligten, zugereisten Fremden aus, der den Gast einmal zufällig irgendwo gesehen hatte. Schon eine Stunde vor Beginn zur Stelle, kletterte er vom Stehparterre in die Ränge und wieder zurück, knüpfte Bekanntschaften an, pries die gastierende Künstlerin in allen Tonarten, fabelte, warb, intrigierte, lachte vor, machte aus einem Hervorruf vier und war in seinem Liebhaberberuf als einzelner Mann ein ganzes Heer.

Die Berufsclaque ist an den großen Bühnen meist organisiert, und die Anzahl der Hervorrufe hat ihre bestimmte Taxe, aber ihrer Handwerksarbeit wird nie der volle, sondern nur der laute Beifall gelingen; ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Hervorruf gleich andern Ehrungen, die durch zu häufige Anwendung an Wert verlieren, eine etwas abgegriffene Münze geworden ist.

Es hat nicht an Bemühungen gefehlt, den Hervorruf abzuschaffen, und einige der vornehmsten Theater haben ihn aus künstlerischen Gründen untersagt; gewiß — es zerstört die Illusion, wenn der Held, die Heldin, die wir leiden, womöglich sterben gesehen, jetzt vor das klatschende Publikum treten und sich dankend verneigen, aber das Theater ist dem Erwachsenen, was dem Kind das Spielzeug ist; es beschäftigt und erregt seine Phantasie, und wie das Kind, wenn es genug gespielt hat, sein Spielzeug gern von innen besieht, so ist auch dem Zuschauer nach dem Fallen des Vorhangs die Illusionstörung nicht verdrießlich, er will den Schauspieler losgelöst von der Rolle sehen und ruft ihn immer wieder vor die Rampe. Aber auch der Schauspieler empfindet nur selten das Unkünstlerische, das im Hervorruf liegt. Neben der geistigen Mitarbeiterschaft der Zuschauer ist ihm die der Hände jederzeit willkommen, er hört es nicht ungern, wenn der Vorhang immer wieder emporrauscht und er noch einmal und immer wieder noch einmal hervortreten muß und die Größe des Erfolges an der Ziffer der Hervorrufe mathematisch berechnen kann.

Die Geschichte des Hervorrufs ist nicht nur ein Stück Theater-, sie ist auch ein klein wenig Kulturgeschichte.

# A discrétion.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Als vor einem Jahr die vielbesprochene Streichholzsteuer ins Leben trat und uns lehrte, mit den unscheinbarsten Verbrauchsgegenständen sparsamer umzugehen, da antwortete einmal ein mißvergnügter Kaffeehausbesitzer auf die Frage, wie das Geschäft ginge, mit dem bissigen Witz: „Die Streichhölzer gehn!“ Und zur selben Zeit hatten sich Gerichte mit der schwierigen Rechtsfrage zu befassen, ob auch jetzt, nach der neuen Steuer, der Gast noch auf die sieben Streichhölzer Anspruch habe, die nach altem ungeschriebenem Stammtischgesetz auf die einzelne Zigarre verwendet werden dürfen.

Die Streichhölzer, die auf dem Tisch des Restaurants stehen, werden dem Gast, der sie verbraucht, bekanntlich nicht angerechnet, sondern à discrétion zur Verfügung gestellt, genau so wie Salz und Pfeffer, Senf und Essig und Oel oder wie in vegetarischen Speisehäusern der Zucker und wie, in Norddeutschland wenigstens, das Brot und die Brötchen. Der Gast darf von allem so viel konsumieren, als er bedarf, und das Auge des Wirtes wacht nicht eifersüchtig darüber, wieviel er bedarf. In Weinländern pflegt zuweilen der Wein à discrétion gegeben zu werden, andere



Länder, wie zum Beispiel Schweden, haben die erfreuliche Einrichtung des Smörgasbords, des Butterbrottisches, der schon manchem materiell veranlagten Nordlandreisenden als schönste Erinnerung seiner Fahrt geblieben ist. Das Smörgasbord ist ein bald reicher und üppiger, bald einfacher besetztes warmes und kaltes Büfett, das vom kräftigen braunen Knäckebrot an bis zur raffinierten Delikatessenplatte so ziemlich alles bietet, was den Gaumen letzen kann: pikante Fischchen und gediegene Braten, Eierspeisen, Gemüse und Salate, Obst und Kuchen und Schnäpse, Butter und allerlei feine Käsesorten. Für einen Betrag von ungefähr einer Mark fünfzig kann der Gast essen, was und soviel er mag. Die Bewirtung ist durchaus à discrétion, und ob er sich mit einem belegten Butterbrot begnügen will oder ein förmliches Diner herunterißt, bleibt ihm durchaus überlassen. Eine ähnliche Einrichtung gibt es in amerikanischen Bars, in denen nur die Getränke bezahlt werden, während auf einem gemeinsamen Tisch verschiedene Speisen à discrétion zur Verfügung stehen. In manchen Gegenden wächst das Obst in den Gärten an der Landstraße à discrétion des Wanderers. Er darf davon pflücken, um sich zu erfrischen, aber man erwartet, daß er nicht mit der Kiepe kommt, um zu ernten.

Mancher aber kommt eben doch mit der Kiepe oder mit andern Worten: die Menschen verstehen dies kleine Wörtchen à discrétion auf recht verschiedene Art. Der eine auf die Weise, die man in mitteldeutschen Gebieten „dröbisch" nennt. Er denkt: es kostet ja nichts, also muß man sich dranhalten. Das ist der Mann, der seine Streichhölzer, seine Zigarrenspitzen und Zeitungen aus den Lokalen „bezieht", in denen er regelmäßig oder gelegentlich verkehrt, der sich in den Schreibzimmern der Hotels mit Briefpapier und in öffentlichen Bibliotheken mit neuen Stahlfedern versorgt. Manchmal wohl ist er nur ein gedankenloser Schmarotzer, öfter aber ein geriebener Geizkragen, der sorgfältig darauf bedacht ist, nicht ertappt zu werden. Gar manches Restaurant hat angenehme Stammgäste, denen der Kellner bereits nach zehn Minuten das Brotkörbchen diskret entzieht, die den zarten Wink aber gar nicht verstehen und naiv genug sind, bald darauf wieder Brötchen zu bestellen. Auch im gesellschaftlichen Leben sind solche Naturen nicht allzu selten, und nicht jeder Hausherr besitzt die unerschütterliche Liebenswürdigkeit, um einem Gast, dem beim Abschied fatalerweise ein halbes Dutzend Zigarren von der à discrétion geöffneten Kiste aus dem Rock fallen, vorwurfsvoll zu sagen: „Aber, lieber Freund, wenn Sie zu mir kommen, brauchen Sie sich doch nicht Ihre eigenen Zigarren mitzubringen!"

Wer uns etwas à discrétion zur Verfügung stellt, gibt uns einen hohen Beweis seines Vertrauens und appelliert stillschweigend an unser Rechtlichkeitsgefühl und an unsern Takt. Ein Wirt, der dieser Eigenschaften bei allen seinen Gästen sicher wäre, könnte gar nichts für ihn Profitableres tun, als à discrétion zu liefern. Es gibt zweifellos eine große Anzahl Menschen, die in dem Bestreben, die Erwartung des Gastgebers nicht zu enttäuschen, eher zu reserviert als zu draufgängerisch sind und kaum etwas zu genießen oder zu verbrauchen wagen, wenn es ihnen à discrétion geboten wird. Das ist freilich auch wieder übertrieben. „Bescheidenheit verliert den Geldbeutel", sagt der Volksmund und will damit mahnen, nur nicht allzu blöde und bescheiden zu sein. Ein Wirt, der etwas à discrétion gibt, hat immerhin gute Gründe dafür, und der taktvolle Mensch wird auch immer die schöne Mittelstraße finden, auf der er selbst nicht zu kurz kommt und auch der Gastgeber nicht über Erwarten und Gebühr belastet wird.

Wenn wir uns im täglichen Leben ein bißchen umsehen, dann fällt uns bald auf, wieviel uns eigentlich im weitesten Sinn à discrétion geliefert wird, und wie oft man in dieser Beziehung an unser Zartgefühl und loyales Empfinden appelliert. Es fällt uns aber auch rasch auf, wie streng sich die Menschen hier unterscheiden, wie prompt sie ihr Inneres enthüllen und zeigen, ob sie des in sie gesetzten Vertrauens würdig sind. Man braucht bloß in einen Vortrag oder ein Konzert zu gehen, wo keine Platznummern ausgegeben werden, um lehrreiche Beobachtungen zu machen. Da setzt sich der eine bescheiden in die vierte, fünfte oder gar letzte Reihe, während der andere dreist und protzig einen der besten Vorderplätze in Beschlag nimmt, ohne daran zu denken, ob nicht andere Gäste hier unausgesprochene, aber naheliegende und sehr begründete Vorrechte haben. In solchen Fällen ist es eben die Qualität der Plätze, die man uns à discrétion überläßt. Freilich ist es auch manchmal Unbeholfenheit und Weltfremdheit, die hier den Schein von Zudringlichkeit haben. In München ereignete es sich bei einem Konzert einmal, daß ein blutjunges Studentlein, zu blöde, um einen der noch freien Plätze herauszusuchen, harmlos zur vordersten Reihe tappte und sich dort zwischen den königlichen Prinzen behaglich auf einem Plüschsessel niederließ. Er wäre da auch wohl ahnungslos sitzengeblieben, wenn ihn nicht einer der Prinzen schließlich freundlich darauf aufmerksam gemacht hätte, daß dieser Platz reserviert sei. Bei Einweihungen, Grundsteinlegungen, Denkmalsenthüllungen wird den Zuschauern der Platz gleichfalls doch nur à discrétion zur Verfügung gestellt. Trotzdem kann man fast bei jedem Mal bemerken, wie rücksichtslose Neugierlinge sich des in ihr Zartgefühl gesetzten Vertrauens unwert zeigen, sich unberufen und gewaltsam vordrängen und dadurch oft später kommende Personen von Rang und Bedeutung an die Wand drücken.

Gar manche Taktlosigkeiten im Alltagsleben lassen sich darauf zurückführen, daß Dinge, die nur à discrétion vorhanden sind, in egoistischer Weise ausgenutzt werden. In England gelten laute Unterhaltungen im Restaurant als Zeichen schlechter Erziehung: Der Luftraum steht den Schallwellen unserer Reden nur à discrétion zur Verfügung. Wer in Frankreich in einem Kaffeehaus länger als eine Stunde bei seinem bescheidenen Frühstück verweilt, kann leicht anzügliche Bemerkungen aus dem Mund der Kellner auffangen. Auch der Aufenthalt im Gastlokal mit seiner Wärme, seinem Licht und seinem sonstigen Komfort ist eben à discrétion, und wer „Lokal schinden" will, wie es in der Studentensprache heißt, der muß auch so viel Takt besitzen, um von Zeit zu Zeit etwas zu bestellen. Eine verständliche Ausnahme bilden zuweilen Bohèmecafés, in denen zahlreiche Gäste Nachmittage hindurch bei einem Schachbrett oder einem Glas — Wasser sitzen.

Und haben wir nicht, wenn wir es genau betrachten, unser ganzes Leben und Wirken à discrétion? Wird nicht, wenn wir anfangen, alt und untüchtig zu werden, der Ruf an uns laut, vom Schauplatz abzutreten, Jüngeren Platz zu machen, frischen Kräften,

neuen Zielen? Wilde Völkerschaften bringen ihre alten Leute um, wenn diese von der diskretionären Befugnis zum Leben allzu unablässigen Gebrauch machen. Der moderne Kulturmensch pfeift den alten Sänger aus, wenn er seine Stimme verloren hat; denn auch die Kunstübung ist nur à discrétion, und man erwartet, daß der gute Geschmack ihr Grenzen ziehe. Die klassische Formel aber dafür, daß wir unser Leben nur à discrétion haben, fand jener große Feldherr, der seine im feindlichen Feuer zurückweichenden Soldaten vorwärts trieb mit dem empörten Zuruf: „Ihr Memmen, wollt ihr denn ewig leben?!"

## Unsere Bilder

**Die Brüsseler Kaisertage** (Abb. S. 1899 u. 1900). Das Deutsche Kaiserpaar hat noch vor dem Schluß der Weltausstellung den Besuch des belgischen Königspaares erwidert. Der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise trafen am 25. Oktober in Brüssel ein. Am nächsten Tag besuchten die hohen Gäste das Rathaus Brüssels. Im Innern des herrlichen gotischen Gebäudes wurde das Kaiserpaar von dem Bürgermeister in einer längeren Rede begrüßt. Auf dem Platz vor dem Rathaus versammelten sich unterdessen 300 Brüsseler Vereine mit ihren Fahnen, um den Gästen zu huldigen. Natürlich verließen das Kaiserpaar und die Prinzessin Brüssel nicht, ohne die Weltausstellung gesehen zu haben. In Begleitung des Königs Albert erschienen sie in der Deutschen Abteilung und besichtigten sie sehr gründlich. Geleitet von dem Reichskommissar Geheimrat Albert und den andern Leitern der Abteilung durchschritten die Majestäten die Säle und Hallen, betrachteten all das Schöne, das die deutsche Industrie auf der Brüsseler Weltmesse geschaffen hat, und kargten nicht mit ihrer Anerkennung. Tags darauf nahmen sie Abschied von Brüssel.

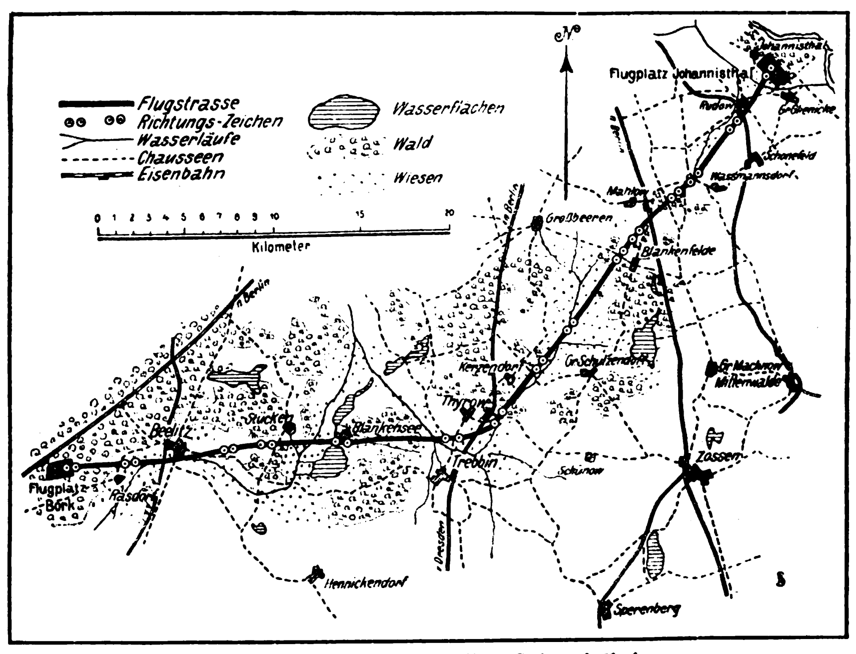
**Der Ueberlandflug Bork—Johannisthal** (Abb. S. 1901). Berlin hat schon eine Reihe schöner aviatischer Wettbewerbe gesehen, aber erst vor einigen Tagen fand vor den Toren der Reichshauptstadt der erste Ueberlandwettflug statt. Der Verein deutscher Flugtechniker hatte die Konkurrenz veranstaltet, und drei deutsche Flieger nahmen daran teil. Auf dem Flugplatz in Bork starteten Eugen Wienczìers mit seinem Blériot-Eindecker, Hans Grade mit seinem Grade-Eindecker und der Wrightpilot Robert Thelen. Eine Anzahl Rauchfeuer bezeichneten den Weg, den die Aviatiker zu nehmen hatten. In der Mitte der Strecke, zwischen Trebbin und Thyrow, befand sich die Hauptkontrolle, die in einem geschlossenen Kreis umrundet werden mußte. Nachdem sie das getan hatten, flogen die Aviatiker weiter nach Johannisthal. Dort kam Wienczìers zuerst an; er hatte die Strecke von 58 Kilometer in 41 Minuten 10 Sekunden zurückgelegt. Grade kam als zweiter ans Ziel, dann folgte Thelen. Das zahlreiche Publikum, das dem Flug auf der Strecke und am Landungsplatz zusah, jubelte den Fliegern freudig zu.

**Die französische Deputiertenkammer** (Abb. S. 1902) hat nach ihrem Wiederzusammentritt die energische Aktion des Ministeriums Briand gegen den Eisenbahnerstreik mit großer Majorität gebilligt. Diesem Vertrauensvotum ging eine parlamentarische Schlacht von unerhörter Heftigkeit voraus. Briand wurde von der äußersten Linken, aus deren Reihen er bekanntlich hervorgegangen ist, des Verrats gegen die republikanischen Prinzipien bezichtigt, und es wäre beinah zu Tätlichkeiten gegen ihn gekommen. Nur seine feste Haltung rettete das Kabinett und vereinigte nach einem Moment des Schwankens die Majorität der Kammer zur Abwehr der Opposition.

**Die Unwetterkatastrophe in Süditalien** (Abb. S. 1906). Unter den Orten am Golf von Neapel, die durch das furchtbare Unwetter verheert wurden, hat Cetara besonders stark gelitten. Cetara ist ein Dorf mit 3500 Einwohnern und liegt in der Nähe von Amalfi. Infolge des Wolkenbruchs überschwemmte der Camillobach das Dorf. Vom Monte Demonio und vom Monte Falerio herab kam mit dem Wasser Schutt und Gestein und zerstörte die Häuser Cetaras. Die Straßen waren nach der Katastrophe mit wüsten Trümmern bedeckt, zwischen denen viele Leichen unglücklicher Ortsbewohner lagen. Um zu retten, was noch zu retten war, wurden Truppen in das verwüstete Dorf geschickt. Die Bergungsarbeiten waren sehr gefährlich, da das weite Schuttlager den Zutritt zu den bedrohten Häusern erschwerte.

**Die Berliner Medizinische Gesellschaft** (Abb. S. 1904) hat kürzlich ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest begangen. Der Höhepunkt der Feier war ein großer Festkommers. Mehr als tausend Personen, unter ihnen die bedeutendsten Aerzte Berlins und viele Gäste von auswärts, versammelten sich in den Räumen der Philharmonie und verbrachten dort zu Ehren der jubilierenden Gesellschaft einen wirklich schönen Abend. Den offiziellen Teil des Kommerses leitete der Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Senator durch einen Kaisertoast ein. Nach den ernsten Festreden folgten gelungene szenische Darbietungen.

**Berliner Theater- und Musikleben** (Abb. S. 1903 u. 1905). Die letzte Woche hat den Berliner Kunstfreunden viele Gaben beschert. Im Mittelpunkt des Interesses stand natürlich das Caruso-Gastspiel im Neuen Königlichen Operntheater. Der Tenor aller Tenore hat sich diesmal selbst übertroffen — wenn das möglich ist. Besonders am letzten Abend, als Caruso den Nemorino in Donizettis „Liebestrank" gab, nahm der begeisterte Jubel kein Ende. — Aber auch einheimische Künstler haben sich in diesen Tagen große Erfolge geholt. Im Berliner Theater hatte Georg Engels Schauspiel „Der scharfe Junker" eine glänzende Erstaufführung. Die Titelrolle stellte Carl Clewing dar. Er gab dem Baron Malte von Bünzelwitz alle äußere Schneidigkeit und innere Liebenswürdigkeit, die der Dichter in dieser Figur verkörpert hat. — Eine andere aufsehenerregende Premiere gab es im Deutschen Theater. Dort wurde das neue dreiaktige Schauspiel von Ludwig Fulda




Karte zum Ueberlandflug Bork-Johannisthal.

„Herr und Diener“ aufgeführt. Das Werk hat einen altorientalischen Rahmen; es spielt am Hof des Perserkönigs Kosru. Harry Walden gab den König, Frau Durieux die Königin Odatis. Beide hatten an dem rauschenden Erfolg des Werkes reichlichen Anteil. — Und noch eine Premiere: das Marionettentheater Münchner Künstler, das im vorigen Jahr alle Kunstfreunde so sehr entzückt hat, gibt jetzt in der neu eröffneten Theaterausstellung seine Vorstellungen. Die Saison der künstlerischen Puppenbühne begann mit Mahlmanns „König Violin und Prinzessin Klarinette“, einer in der reizendsten Weise tragischen Haupt- und Staatsaktion mit sehr vielen gezückten Dolchen und andern heiter-schaurigen Vorkommnissen.

Oberbürgermeister Dr. Wilde (Portr. untenst.), das Stadtoberhaupt Schönebergs, ist plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Noch am Tage vor seinem Tod sprach er in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung ausführlich zu der Untergrundbahnvorlage; ohne eine Spur von Unpäßlichkeit zu zeigen, begab er sich am Tage darauf in das Rathaus, wo der erst 53jährige vom Tode ereilt wurde. Oberbürgermeister Dr. Rudolf Wilde, der am 26. Mai 1857 in Deutsch-Krone geboren wurde, widmete sich zuerst der juristischen Laufbahn, ging erst spät zum Verwaltungsfach über und war bis zum Jahr 1895 Zweiter Bürgermeister von Bromberg. Dann wurde er Stadtrat von Berlin, bis ihn im Jahr 1900 Schöneberg an seine Spitze rief. In diesen 10 Jahren hat Oberbürgermeister Wilde sich hervorragende Dienste um die Stadt erworben. Den Verkehrsverhältnissen hat er seine volle Aufmerksamkeit zugewendet und auf gemeinnützigem Gebiet Bedeutendes geleistet; mehrere neue Schulen sind entstanden, und der Bau des neuen Auguste-Viktoria-Krankenhauses ist nicht zuletzt auf seine Anregung zurückzuführen.



**Oberbürgermeister Dr. R. Wilde †**

Personalien (Abb. S. 1902, 1903 u. 1905). Freiherr von Schoen, der frühere Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, hat seinen Posten als deutscher Botschafter in Paris angetreten und kürzlich dem Präsidenten Fallières in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben überreicht. — Prinz Heinrich XXXI. Reuß, bisher Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Brüssel, ist als Generalkonsul nach Kalkutta versetzt worden. Der Prinz gehört zum apanagierten Ast der jüngeren Linie des Hauses Reuß; er steht jetzt im 42. Lebensjahr. — Geheimrat Professor v. Leube feierte kürzlich sein 25jähriges Jubiläum als Würzburger Universitätslehrer. Anläßlich dieser Feier verlieh der Prinzregent dem berühmten Kliniker den Titel Exzellenz. — Am 14. November begeht Professor Mathias Schmid, der treffliche Tiroler Maler, seinen 75. Geburtstag. Der Künstler, einer der besten Schüler Pilotys, lebt seit Jahren in München. — Professor Robert Radecke, der frühere Direktor des Kgl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin, feierte am 31. Oktober seinen 80. Geburtstag. Der greise Musiker hat sowohl als Dirigent und Komponist als auch als Musikpädagoge gewirkt. Er ist auch Präsident der musikalischen Abteilung des Senats der Kgl. Akademie der Künste.

Todesfälle (Abb. S. 1902, 1904). Dr. August Ritter von Clemm, der kürzlich auf seinem Schloß bei Neustadt a. d. H. in der Rheinpfalz gestorben ist, hatte seine Laufbahn als Kaufmannslehrling begonnen und als bayrischer Reichsrat und mächtiger Großindustrieller beschlossen. Er hat die badische Anilin- und Sodafabrik, eine der größten chemischen Fabriken der Welt, gegründet. Dr. v. Clemm war 16 Jahre lang Mitglied der Abgeordnetenkammer; im Jahr 1899 wurde er in den Reichsrat berufen. — In Breslau ist Sanitätsrat Dr. Melchior Willim verschieden. Er war nicht nur als vortrefflicher Arzt, sondern auch als Gatte der Herzogin Pauline von Württemberg bekannt, mit der er sich im Jahr 1880 vermählte. — Prof. Dr. Rudolf Ulrich Krönlein, der berühmte Schweizer Chirurg und Leiter der Züricher Chirurgischen Universitätsklinik, ist im Alter von fast 64 Jahren gestorben. Er hat besonders auf dem Gebiet der antiseptischen Wundbehandlung der Wissenschaft neue Wege gewiesen. — In Heiden in der Schweiz starb ein Greis, dem die moderne Menschheit eine ihrer segensreichsten Organisationen verdankt. Der Genfer Henry Dunant hat die Gesellschaft vom Roten Kreuz gegründet und die Einberufung der Genfer Konvention durchgesetzt. Wie so viele große Männer lebte er im Alter einsam und verlassen. Erst vor einigen Jahren erinnerte man sich wieder seiner, und materielle Beweise der Hochachtung der Großen Europas sorgten dann dafür, daß sein Lebensabend heller wurde. Er hat das 83. Lebensjahr erreicht.

## Die Toten der Woche

Sir William Agnew, Herausgeber des bekannten Witzblattes Punch, † in London im Alter von 85 Jahren.

Karl v. Altenbockum, ehem. Präsident des Konsistoriums Kurhessen, † in Kassel am 25. Oktober im Alter von 68 Jahren.

Konteradmiral z. D. Ernst Aschmann, † in Berlin am 31. Oktober im Alter von 65 Jahren.

Reichsrat Dr. August Ritter v. Clemm, † in Haardt bei Neustadt am 28. Oktober im Alter von 72 Jahren (Portr. S. 1902).

General der Inf. z. D. Paul Baron v. Collas, † in Kassel am 27. Oktober.

Henry Dunant, Begründer des Roten Kreuzes, † in Heiden (Kanton Appenzell) am 30. Oktober im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 1904).

Wirkl. Geh. Rat August Hagen, Chefpräsident des Oberlandesgerichts Naumburg, † in Naumburg am 28. Oktober im Alter von 76 Jahren.

Erich Kloß, bekannter Schriftsteller und Wagnerforscher, † in Berlin am 1. November im Alter von 47 Jahren.

Bürgermeister Peter Knudsen, † in Kopenhagen am 28. Oktober im 62. Lebensjahr.

Professor Dr. Rudolf Ulrich Krönlein, bekannter Chirurg, † in Zürich am 26. Oktober (Portr. S. 1904).

Otto Lohr, bekannter Kirchenmusiker, † in München im 76. Lebensjahr.

Marquis Philipp von Massa, † in Paris im Alter von 79 Jahren.

Prinz Viktor Massena, Herzog von Rivoli, † in Paris am 28. Oktober im Alter von 74 Jahren.

Prinz Friedrich von Schönburg-Waldenburg, † auf Schloß Schwarzenbach am 27. Oktober im Alter von 38 Jahren.

Prinz Karl Alexander zu Waldeck und Pyrmont, † in Dresden am 28. Oktober im Alter von 19 Jahren.

Dr. Rudolf Wilde, Oberbürgermeister von Schöneberg, † in Schöneberg am 1. November im Alter von 53 Jahren.

Sanitätsrat Dr. Melchior Willim, Gatte der Herzogin Pauline von Württemberg, † in Breslau am 29. Oktober im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1904).

Geh. Hofrat Zulauf, † in Kassel am 25. Oktober im Alter von 72 Jahren.





# Bilder vom Tage

**Die kaiserliche Familie nimmt vom Balkon des Rathauses die Huldigung Brüsseler Vereine entgegen.**

Vom Besuch des Deutschen Kaiserpaares in Brüssel. Phot. Samson & Cie.






Neben dem Kaiser Geheimrat Albert, deutscher Reichskommissar. Generaldirektor Bergmann.

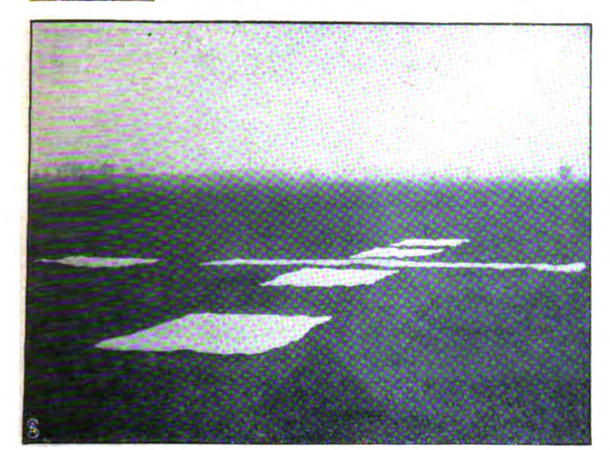
**Der Kaiser (×) mit dem König der Belgier (××) in der Deutschen Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.**



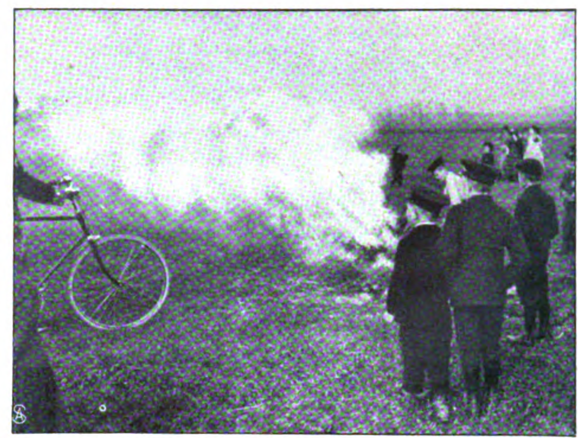
**Die Kaiserin besichtigt unter Führung des Geheimrats Ravené die Deutsche Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.**

## Vom Besuch des Deutschen Kaiserpaares in Brüssel.

Phot. Samson & Co.



Das zu umfliegende Zeichen zwischen Trebbin und Thyrow.



Von der Dorfjugend unterhaltenes Feuer als Wegweiser.

Gut sichtbare Wegzeichen auf der Strecke.

**Der Sieger in der Konkurrenz, Eugen Wiencziers, überfliegt auf seinem Blériot-Eindecker die Straße Thyrow-Trebbin.**

Ein aviatisches Ereignis: Ueberlandflug-Konkurrenz von Bork nach Johannisthal.

Spezialaufnahmen für die Woche.





Hofphot. Baumann.

**Dr. August Ritter von Clemm †**
Reichsrat der Krone Bayern und bekannter Großindustrieller.



Phot. Delius.

**Botschafter Frhr. von Schoen (×) auf der Fahrt**
zum Besuch des Präsidenten Fallières.
Zum Amtsantritt des neuen deutschen Botschafters in Paris.



Phot. Kaulak.

**Prinz Heinrich XXXI. Reuß.**
Der neue deutsche Generalkonsul in Kalkutta.

Eine stürmische Debatte in der französischen Deputiertenkammer. Phot. Agence générale d'Illustr.
**Ministerpräsident Briand (×) rechtfertigt sein Verhalten im Eisenbahnerstreik.**





Von links, stehend in der vorderen Reihe: Herr Kase, Herr Mantler, Frl. Hempel, Enrico Caruso.

**Szene aus Donizettis Oper „Liebestrank“.**

**Zum Caruso-Gastspiel im Neuen Königl. Operntheater zu Berlin.**

Phot. Zander & Labisch.




Phot. Atelier „Lilly".

**San.-R. Dr. Melchior Willim †**
Gemahl der Herzogin Pauline von Württemberg.





**Geheimrat Prof. v. Leube,**
der bekannte Kliniker, feierte das Jubiläum seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur Universität Würzburg.



**Henry Dunant †**
der Begründer des Roten Kreuzes.

**Professor Mathias Schmid.**
Zum 75. Geburtstag des Tiroler Malers.

**Prof. Dr. Krönlein †**
bekannter Chirurg d. Züricher Universität.



Ansprache des Präses der Medizinischen Gesellschaft, Geh. Rats Prof. Dr. Senator (×).

**Vom 50jährigen Stiftungsfest der Berliner Medizinischen Gesellschaft: Der Festkommers.**



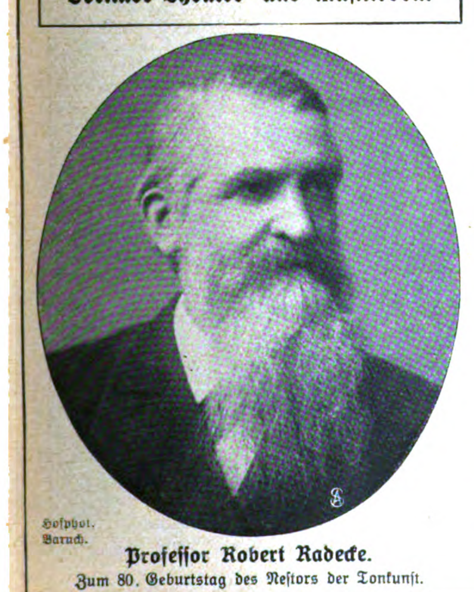


Der König (Harry Walden); die Königin (Tilla Durieux).
**Szene aus der Erstaufführung von Fuldas „Herr und Diener“ im Deutschen Theater.**

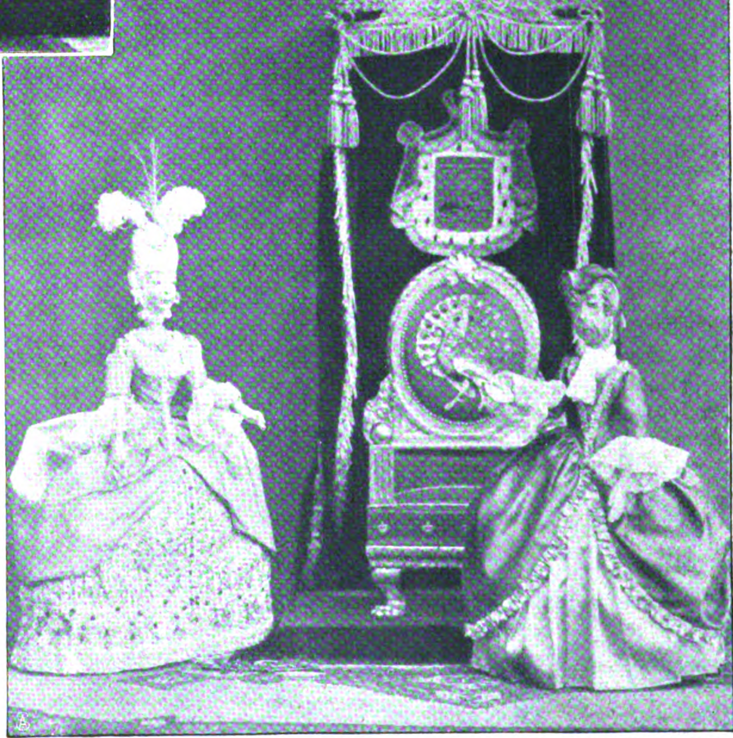


**Carl Clewing** als Baron von Bünzelwitz in der Erstaufführung von Engels „Der scharfe Junker“ im Berliner Theater. Phot. Zander & Labisch.

# Berliner Theater- und Musikleben.



Hofphot. Baruch.
**Professor Robert Radecke.**
Zum 80. Geburtstag des Nestors der Tonkunst.



Szene aus König Violon und Prinzessin Klarinette. Hofatelier Gebr. Hirsch.
**Vom Gastspiel des Marionettentheaters Münchner Künstler in Berlin.**



Die Ruinen von Cetara: In der Mitte die abgerutschte Bergmasse. Phot. Abeniacar.



Aufräumungsarbeiten in Cetara bei Amalfi. Phot. Abeniacar.

Zur Unwetterkatastrophe in Süditalien.



# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

14. Fortsetzung.

Zu Gunhilde gewendet fuhr Anka fort: „Mama hat immer nur gespielt und uns tändeln und spielen lassen. Und wenn sie sich nicht klarmacht, wie ich schließlich angeeckt bin mit der Henry-X.-Freundschaft und der Sommerfrische in Faröer, so beweist auch das nur, daß sie nie im Ernst über uns nachgedacht, daß sie immer nur das Ihre gewollt hat. Ich trage schwere Strafe für kleine Sünden. Etwas Buße kommt aber auch ihr zu. Sie muß mit uns nach Hamburg fahren. Sie muß den Vetter aus Moen als Trauzeugen aufkriegen, denn Onkel Asmus' Gesicht will ich nicht bei der Prozedur. Sie muß freundlich gegen meinen Mann sein. Ich will eure Gesichter fröhlich vor dem Abschied! Und viel Blumen will ich! Einen festlichen Privatsaal in einem schönen Hotel! Und Olaf soll sich amüsieren, und wir wollen glücklich sein, Gunhilde. Wir wollen nicht als sentimentale Trauerweiden herumsitzen und unabänderliche vergangene Dinge wehmutsvoll beklagen. Mütig wollen wir die Gegenwart ins Auge fassen und das Gute aus ihr nehmen! Und meiner Zukunft, Gunhilde, fahre ich ruhig und freudig entgegen wie auf einem Schiff mit neuen Segeln! Die alte Takelage stoße ich gelassen zurück. Changra Lal ist mir immer der liebste von allen gewesen, und so bin ich nicht, daß ich über die Achillesferse einer Sache dauernd lamentiere! Habe ich erst das exotische Moment einmal überwunden, so ist es dauernd für mich erledigt. Ich sehe dann nicht mehr zurück. Vorwärts sehe ich. Ich will glücklich sein." Sie stampfte mit dem Fuß und warf die welken Rosen aus ihrem Gürtel. Dann beugte sie sich über den Fensterrand in die Nacht hinaus, wo die Lindenblüten fast beklemmend dufteten und der Geruch von Heu von einer nahen Wiese würzig und stark dazwischenschlug.

Plötzlich wandte sie sich um und nahm den Brief der Mutter. Sie las ihn genau und aufmerksam. Sie hatte im ersten Augenblick gewußt, daß er von Furka sei.

Als sie geendet, gab sie den Brief wortlos Gunhilde.

Gunhilde las langsamer. Sie begriff nicht gleich.

Schweigend legte sie das Kuvert auf den Tisch zurück.

„Sie liebt uns doch", sagte Gunhilde.

„Ja — nur nicht auf die rechte Art — Ihre Entsagung nützt uns nichts. Unsere Herdflamme lodert ja doch nur künstlich. Es wäre vielleicht das beste, sie ginge zu Furka, und du kämst mit Olaf zu Meister. Dann hättest du eine richtige Herdflamme, Gunhilde, und wärest, wo du hingehörst —"

„Meister wird es nicht tun", sagte die Schwester leise.

„Wenn ich aus dem Wege bin, doch! Mein Renommee stört ihn. Ich sah ihn heute abend wieder an, wie er sich deinetwegen quält. Er ist noch keineswegs los von dir. Glaub es mir. Ich kenne Männer."

Gunhilde schüttelte den Kopf.

„Damals in Höchenschwand hätte ich ja sagen müssen. Das war die bestimmte Stunde. Damals, als ich neunzehn wurde und wir auf der Wiese lagen. Damals grollte ich mit Mama, daß sie nicht zu helfen und zu raten da war. O, ich weiß noch die Stunde! Ich hatte so ein festes Gefühl, den schiefen Weg zu gehen — und ging ihn doch. Aber schließlich! Wenn nur eine von uns glücklich wird, Anka! So unsicher, wie heutzutage die Mädchenlose liegen, ist eine von zweien schon ein ganz günstiger Prozentsatz...."

In dieser Nacht schliefen viele Menschen herzlich schlecht in Attenrade.

Tante Berta und ihr Logiergast saßen gestiefelt und gespornt auf ihren Betten, um in richtiger Bekleidung die Straße zu erreichen, falls das Gewitter doch über das Wasser kommen und der Blitz bei ihnen einschlagen sollte. Die Oberschulrätin sah im Halbschlaf, wie immerfort die Augen des jungen Könnies zu Gunhilde wanderten, während ihre allzu blonden Töchter erschreckt dabei saßen wie aufgescheuchte Feldhühner.

Doktor Adlefsen las in der Mansardenstube seiner Mutter medizinische Broschüren. Von neuen Heilmethoden las er, von Beriberi und Tropenfieber. Aber diese Schrecknisse betäubten seine Gedanken nicht. Er hatte mit schwerem Herzen das größte Opfer seines Lebens gebracht — der alten Frau zuliebe, die unter ihm so friedlich schlummerte, die längst jenseit aller Leidenschaften stand und darum nicht mehr wußte, wie schwer es ist, brennende Vulkane zur Ruhe zu bringen.

Doktor Meister stand mit seinem Fernrohr am Fenster und sah nach den Sternen.

Sein Fernrohr war nicht zerbrochen.

Nur der Gedanke, daß Gunhilde und Olaf eines Abends neben ihm stehen und mit ihm zum nächtlichen Himmel emporsehen könnten, hatte ihm die ausweichende Antwort eingegeben.

Weißleuchtend schwamm die schöne Wega am Himmel. In strahlender Helle erglänzte der Polarstern wie ein in die Nähe der Weltmitte eingeschlagener Diamant. Meister suchte all sein Denken an die Sterne zu binden. Er dachte an seine Reisen, an das wunderbare weiße Tiflis über den zerrissenen Schluchten der Berge, an den Kasbek, wie er geisterhaft über den Tälern vor ihm aufgestiegen war mit seinem unendlich hohen, schlankgespitzten Gipfel, an Kastelle über dem Euphrat, zu denen der unsichtbare Fluß tief im engen Bett schwarzer Felsen drohend aufrauschte. Aber es half ihm nichts.

Immer wieder ging sein Auge zu dem Hause gegenüber, in dem die ganze Nacht durch Lichter brannten.

Das Gewitter aber kam doch nicht über den Deich.





Die heiße, schwüle Luft aus den blumenreichen Gärten wehte wie Treibhausodem über die Stadt, vermischt mit dem Geruch der aufgelockerten Erde von den nahen Feldern und dem süßen, frischen Duft der reifenden Gravensteiner Äpfel.

* * *

Frau Thorensen hielt es für das klügste und leichteste, ihren Töchtern aus dem Weg zu gehen, bis sie selber zu ihr kamen.

Sie blieb im Bett und ließ den frischen Morgenwind vom offenen Fenster her über ihre Haare wehen.

Sie graute sich vor dem kommenden Tag, vor den Szenen und Vorwürfen. Sie empfand eine Art physischer Angst vor ihrer ältesten Tochter.

Als sie nicht beim Frühstück erschien, ging Gunhilde, nachdem sie dem müden Olaf den Tornister gepackt hatte, zur Mutter hinauf.

„Gib dich drein!" sagte sie und nahm liebevoll ihre Hand. „Du hast gar keine Waffe gegen Anka. Wir haben vor allem eins nötig: Frieden! Das Leben ist so kompliziert — wir dürfen es nicht noch schwieriger machen. Laß Changra Lal herkommen — aber so, daß er inkognito vor Attenrade bleibt. Und wenn du ihn siehst, wirst du anders denken. Anka hängt doch schon so lange an ihm. Sie kennen sich so genau. Sie sahen sich so oft und korrespondierten so viel. Als Anka in Rochester war, sind sie fast täglich zusammen gewesen. Es ist keine übereilte Sache, sondern eine reife Frucht."

„Rochester?"

„Ja, als ihr in der Schweiz wart —"

Frau Thorensen biß ihre Lippen. Ja, sie hatte wenig genug gewußt von ihren Töchtern — ihre Seelenfreundschaft hatte ihr so viel Zeit genommen. Ihr Groll gegen Anka wich einem Gefühl von Reue. Gunhilde fühlte die Wandlung.

„Mama", sagte sie und streichelte ihr die Finger. „Eins tut Anka nicht. Sie heiratet nicht in Attenrade, nicht unter den Kanonen von Onkel Asmus und Doktor Adlefffen! Sie besteht auf Hamburg und hat ein ganz genaues Programm dafür. Und hinterher sollst du die Anzeigen versenden — so wie Tante Johanna es damals gemacht hat. So will sie's, und so müssen wir es tun, wenn wir in Liebe von ihr scheiden wollen — und nicht in Unfrieden —"

„Es ist mir so schrecklich —"

Gunhilde stopfte ihr das Kissen, auf dem sie lag, bequemer in den Rücken.

„Anka ist mit dem Frühzug nach Hamburg gefahren. Heute abend kommt sie mit ihm her. Er fährt dann mit dem Nachtkurier zurück. Überlege dir, ob du ihr unsere Tür verschließen willst?"

Frau Thorensen schlug sich vor die Stirn.

„Ach, wenn doch euer Vater noch lebte!" rief sie.

„Freilich! Dann wäre uns allen wohler!" versetzte Gunhilde leise. Sie zog Photographien von Changra Lal hervor und legte sie auf der Mutter Bett.

Frau Thorensens Augen veränderten sich. Es war nicht mehr die leidvolle Dulderin, die nach den Bildern griff — es war jemand, der wieder Interesse am Leben nahm, den der Instinkt der Optimistin trieb, den einmal als unabänderlich erkannten Dingen die beste Seite abzugewinnen.

„Ich muß allerdings sagen," begann sie, „was sein Äußeres anbelangt...."

„Ja, Mama! Äußerlich und menschlich ist er nur ein Fortschritt gegen die Leute hier. Und die fremde Herkunft sieht man ihm nur so weit an, wie es hübsch und apart ist. Wie ein brünetter, braungebrannter Europäer sieht er aus und wie ein sehr distinguierter — beinah so elegant wie Doktor Furka!"

„Aber mein Gott, Hilde! Ein Asiate! Ein Inder."

„Sage nicht Inder, Mama! Indogermane ist er, und Anka wünscht, daß es dauernd betont wird. Die Kasten dort sind strenger geschieden als irgendwo. Paria, das wäre schlimm! — Aber siehst du, seine Familie ist doch schon mehr Aristokratie —"

Frau Thorensen lächelte. „Wie klug du plötzlich bist, kleine Gunhilde!"

„Anka hat mir die Nacht durch alles stundenlang auseinandergesetzt. Auch Mama, daß er sich nicht taufen lassen kann, und daß also nur eine Ziviltrauung stattfinden wird."

„Aber das ist ja u n m ö g l i c h!" fuhr Frau Thorensen auf. „Ich bitte dich, Hilde, bei einer Familie wie der unsern!"

„Darum muß es sich eben auch in Hamburg abspielen. Fern vom Schuß. Nein, Mama, mit dem Übertreten, das ist hier nicht! Er hat Brahmanen in der Verwandtschaft. Und der Buddhismus überhaupt, Mama, ist etwas so Ehrwürdiges an sich, daß Anka darüber keine Gewalt hat! Brahmanen sind etwa das, was hier in Holstein die Ritterschaft ist. Wir müssen uns doch freuen, Mama, daß er aus so guter Familie ist und nicht irgendwo aus dem Plebs."

„Ach, freuen, Gunhilde, davon bin ich noch weit entfernt", rief Frau Thorensen und legte die Hand über die Augen. „Diese Partie ist so furchtbar kompliziert! Und wo liegt denn überhaupt dies Lahore? In Japan weiß ich ja ein wenig Bescheid, aber sonst habe ich keine Ahnung von diesen asiatischen Ländern. Hole mir doch Olafs Globus her und dann das große Lexikon — da, wo das von den Ariern und den Brahmanen steht. Es ist doch hart, wenn man sich über den Schwiegersohn erst aus dem Lexikon und dem Globus orientieren muß! Wenn doch Hermann noch lebte! Was wird Pastor Schreiber sagen? Sie grasen ja nachher doch alle in Hamburg nach und bekommen bestimmt heraus, wenn es nur Standesamt war! Mir schwindelt einfach, aber was soll ich machen! Ich bin ja so wehrlos, wenn ihr etwas wollt. Niemand habe ich, der mich stützt!"

Und sie begann aufs neue zu weinen, aber langsamer und ruhiger als bei Gunhildens Eintritt, schon mit einem Unterton von Getröstetsein, mit einer gewissen Vorfreude, daß endlich wieder in dem stillen, weißen Haus hinter den Phloxbüschen etwas Interessantes und beinah Erfreuliches vor sich gehen sollte.

„Wann können sie hier sein? Nachmittags, sagst du? Und dann bleibt er bis zum Abend. Und Olaf kann dann mitessen. Sage doch gleich Antje, daß sie ordentlich etwas bäckt. Und dann wohl Krabben und rote Grütze?







Meinst du, Gunhilde, daß sich solch ein Inder — oder Indogermane also — etwas aus unsern deutschen Nationalgerichten macht?“

„Wir wollen alles so hübsch wie möglich einrichten!“ sagte Hilde. „Und Blumen in allen Zimmern. Und die guten Gesellschaftslampen mit den schönen Schleiern. Es ist ja doch ein Festtag. Es ist doch Ankas Verlobungstag!“

„Nun ja, freilich.... Dann kann ja auch der alte Lübecker Rotwein aus dem Keller — der, den Papa damals für die Berliner Diners kommen ließ. Ach Gott, Hilde! Das Ganze hat etwas so entsetzlich Melancholisches!“ rief sie und rang die Hände.

„Nur, Mama, wenn wir es dazu machen....“

„Was wart ihr für reizende Mädchen! Wie stand euch die Welt offen! Ihr konntet Ansprüche machen, so hübsch und besonders wie ihr aussaht! Wo sah man denn solch ein Gespann wie euch beide! Wie stolz ich immer war, wenn sich die Menschen auf der Straße nach euch umwandten oder eures Vaters Kollegen bei unsern Diners mir Schmeichelhaftes über euch sagten! Und nun soll ich eine von euch so unter dem Preis weggeben, so über die Meere fort?“

Gunhilde biß sich auf die Lippen.

„Du vergißt eben,“ sagte sie mit ungewohnter Energie, „daß wir seit den Zeiten, von denen du sprichst, ein wenig im Preise gesunken sind.“

„Gunhilde, fange nur nicht wieder davon an!“ rief Frau Thorensen und griff sich an die Schläfen. „Tut, was ihr wollt! Aber ich flehe euch an, verschont mich mit den alten Klatschgeschichten! Laßt mich wie der Vogel Strauß sein! Dann komme ich am ersten über alles weg.“

„Gut, Mama!“ versetzte Gunhilde. „Wie du es willst. Und nun wollen wir kramen und alles hübsch machen. Antje muß noch die Mullkleider plätten und für Olaf den Kieler Anzug mit dem bloßen Hals. So sieht ihn Anka am liebsten!“

* * *

Restlos glücklich war Changra Lal.

Ihm erfüllte sich in letzter Stunde vor der Heimkehr in sein Vaterland ein mit tausend Schmerzen schon aufgegebener Wunsch. Für ihn stieg mit Anka eine Göttin von ihrem Postament.

Das weiße Haus hinter den blühenden Sommersträuchern schien ihm heiliger als sämtliche Buddhatempel Indiens und die Blüten des Phlox lieblicher als Lotosblumen am Ganges.

So war es doch ein volles Stück Menschenglück, das mit dem Brautpaar über die Schwelle trat, hinter der Frau Thorensen und Gunhilde festlich gekleidet standen und Olaf aus großen, freudehungrigen Augen der geheimnisvollen Begebenheit entgegensah.

Durch das alte, stillgewordene Haus tönte noch einmal Fröhlichkeit. Die Freude ging durch die Stuben. Die Mädchenaugen leuchteten, und Frau Thorensen, nun sie einmal wußte, daß sie doch nicht gegen diesen Strom schwimmen konnte, schwamm folgsam und liebevoll mit dem Strom, halb von der Güte ihrer weichen Natur, halb von Schuldgefühl getrieben.

Unter dem Vorwand, die Verwandten in Moen zu besuchen, reiste sie für vierzehn Tage mit Anka nach Hamburg. Sie besorgten die Aussteuer. Sie genossen die Abwechslung, die schöne Stadt und das Kramen in den großen Läden. Sie gingen Arm in Arm und waren wie Schwestern.

Olaf und Gunhilde reisten ebenfalls auf ein paar Tage auf diese Weise nach Moen. Changra Lal liebte seine ganze neue Familie. In Heiterkeit und Eintracht lebten sie hin, während dunkle Gerüchte von geheimnisvollen Besuchen Attenrade durchschwirrten und die Nachricht, daß ein exotisch aussehender „Bannbefreiter“ bei Thorensens gewesen sei, endlose Vermutungen entfesselte.

Frau Thorensen bat das Ehepaar in Moen, als Trauzeugen zu kommen. Changra Lal stellte von seiner Seite eine sehr ansehnliche Beziehung, Legationsrat a. D. Petri, einen älteren Junggesellen von bestem Hamburger Geblüt, der lange Jahre bei dem Generalkonsulat in Kalkutta gewesen war und alte Beziehungen zu Changra Lals Verwandtschaft hatte.

„Herrn Petri schickt uns der Himmel noch extra!“ sagte Anka. „Wenn die Bombe geplatzt ist, macht er die Sache vor Attenrade standesgemäß. Das Faktum seines Trauzeugentums benimmt alles Abenteuerliche. Schiebt ihn nur immer in den Vordergrund, wenn ihr von meiner Hochzeit erzählt! Hausiert nur tüchtig mit dieser Freundschaft! Er ist ja etwas ausgedörrt und abgestorben vom langen Aufenthalt in heißen Ländern, der arme Petri — aber als Etikett wirkt er wundervoll, und er ist mir wie ein gutes Omen für das Ganze.“

Am letzten Sonntag vor der Hochzeit begleitete Doktor Petri seinen Freund nach Attenrade.

Während man Changra Lal meist in vorsichtigem Inkognito in Haus und Garten gehalten hatte, ging man nunmehr in Petris Beisein mit ihm spazieren; rund um die Stadt und durch die Stadt, und die Kunde, daß noch ein zweiter „Bannbefreiter“ bei Thorensens eingetroffen sei, beschäftigte die Gemüter in fast gesundheitschädlicher Weise.

Zu Ankas lebhafter Befriedigung begegnete man auf dem Markt dem Landrat, der Petri kannte und mit hochachtungsvollem Schwung grüßte — noch dazu gerade vor den Fenstern der alten Frau Adlefffen, die starr und gespannt über ihre Fuchsientöpfe weg die abgelehnte Schwiegertochter und ihr fremdartiges Geleit musterte.

Auch Meisters Nachmittagsweg kreuzte man. Aber er schwenkte gleich nach seinem Gruß den Wiesen zu.

„Er denkt sicher, Nr. 2 ist für dich“, flüsterte Anka tröstend der Schwester zu. „Mag er sich nun ein wenig abängstigen. Dem gönn ich's vor allen.“

Anka war wie das lachende Leben.

Den Sommer, der so schön und blühend zur Neige ging, genoß sie wie einen Becher mit edlem Wein, in dem jeder Tropfen kostbar ist.

„Bei Hochzeiten kommt es nur darauf an, daß der Bräutigam verlockend aussieht“, erklärte sie. „Ob die Partie sonst vernünftig ist, steht an diesem Tag ganz in zweiter Linie. Ein garstiger Jammermann, wenn er finanziell genommen auch eine noch so gute Partie ist, verdirbt beim Hochzeitsdiner das ganze ästhetische En-



semble. Die alten Frauen, die einem aus dem Wagen helfen wollen, und der Straßenmob, der einen dabei anstarrt, die müssen sich vorstellen können, daß man es aus Liebe tut. Sonst ist die Sache schief, und wenn man auch einen Prinzen heiratet — Changra Lal ist so good looking, daß ich mich ordentlich anstrengen muß, neben ihm zu bestehen."

... In Ankas letzten Attenrader Tagen kam eine Aufforderung aus München von Henry X., bei dem Gründungsabend einer neuen Verbindung mitzuwirken, die unter dem Namen „Die Skrupellosen", in der Art der „Bannbefreiten", nur mit verbesserten und erweiterten Statuten, an der Isar ins Leben treten sollte. Er bat sie, als Conférenciere doch über irgendwelche Untiefen des Gefühllebens bei der Begründungsfeier sprechen zu wollen, wenn möglich in einem saphirblauen Kleid, da das ganze Fest auf Farbenfreudigkeit gestimmt werden sollte.

Als Anka den Brief gelesen hatte, fiel sie auf einen Stuhl, stemmte die Hände in die Seiten und lachte laut, so wie sie seit Jahren nicht mehr gelacht hatte.

Changra Lal trat sehr erstaunt in das Zimmer und fragte lächelnd nach dem Grunde.

„O, du würdest es ja nicht verstehen können", versetzte Anka und warf sich ihm um den Hals. „Denn das ist ja das Himmlische bei dir, daß du doch längst nicht alles begreifen kannst, was so im alten Europa an verdrehten Dingen vor sich geht."

* * *

Und eines Nachmittags saßen sie wirklich im Privatsaal eines Alsterhotels und feierten Hochzeit.

Die Verwandten aus Moen waren richtig gekommen, und Herr Petri hatte noch einen Vetter gestellt.

Es wurde viel geredet und viel gelacht. Anka bewarf Mutter und Schwester mit Rosen und sorgte dafür, daß immerfort Sekt nachgeschenkt wurde.

Denn so wollte sie die Ihren in Erinnerung haben, wenn es nun in die weite Ferne ging: sorglos, mit geröteten Wangen, einem Lächeln um die Lippen!

Die Vettern Petri, verwöhnte Frauenkenner mit hohen Ansprüchen, konstatierten innerlich, daß so viel weibliche Anmut — gleich im Vierteldutzend — selten in einer Familie anzutreffen sei. Die Cousine aus Moen freilich vertrat das Gegenteil, aber die Vettern Petri hatten eine große Gewandtheit, über weibliche Wesen ohne Charme wie über leere Stühle fortzusehen.

So ging die Unterhaltung heiter hin und her. Draußen, in blaugraue Nebel gehüllt, die ab und zu blendende Sonnenstrahlen wie scharfe Pfeile durchschossen, lagen die Wasserspiegel der Alster in ihrer schönen Regelmäßigkeit wie nach einem hier alles beherrschenden Rhythmus hineingezeichnet zwischen die hellen Häuserreihen der Stadt.

Beide Petris toasteten, gewählt und liebenswürdig, und der Vetter aus Moen toastete auch, gutgemeint, aber seltsam verschnörkelt, und Gunhilde, der das Herz schwer war, sah noch einmal halb mit Erstaunen, was sie so oft und so gern gesehen und gehört, wie Anka sich vor Lachen bog. Wie eine ganze Tonleiter klang es, herauf und herunter, so daß der jüngere Petri erstaunt und fast bewundernd diese ausgelassene junge Frau wie etwas durchaus Merkwürdiges betrachtete.

Changra Lal in seiner schlanken, prinzenhaften Anmut saß wie ein verkleideter Fürst des Orients neben seiner blonden Braut und ließ alles, was ihm an den deutschen Hochzeitsgebräuchen unverständlich schien, mit jener ruhevollen Gelassenheit über sich ergehen, die den Asiaten so vorteilhaft vor dem nervösen Europäer auszeichnet.

Er nahm alles höflich und kritiklos hin, die seltsamen Verwandten aus Moen, die Toaste der Freunde, Gunhildens feuchte Augen, das klingende Gelächter Olafs, das mit jedem neuen Tropfen Wein heller und silberner über die Tafel schallte — Ankas Lachen, ins Kindliche übersetzt. Er dachte vielleicht an seine Heimat, die hier niemand kannte, an seine Familie, von der sich die Thorensenschen Frauen so absolut keinen Begriff machen konnten — an Zukunftspläne, die tief in seiner Seele lagen.... Er war ein rätselhaftes Buch, das keiner hier richtig zu lesen verstand, ein hereingewehter Fremdling in dem Kreis der Landeskinder. Er war ein Wagnis. Er war vielleicht ein Verhängnis. Er war vielleicht Ankas Glück.

Frau Thorensens Augen forschten vergebens in diesem schmalen Gesicht....

Zum Schluß nahm Anka Olaf auf den Schoß und küßte ihn noch einmal auf die beiden, vom Sekt leuchtend geröteten Backen. Dann stand sie auf und umschlang Frau Thorensen von rückwärts und legte einen Augenblick ihre feine Wange an die Schläfe der Mutter.

Die Herren hatten sich erhoben und sahen zum Fenster hinaus. Anka und Gunhilde standen einander gegenüber.

„Laß mich allein aufs Zimmer — ich finde ja alles", flüsterte Anka, und ihre Stimme begann zu zittern. „Dir Adieu sagen, Gunhilde, das kann ich nicht!"

Und fort war sie, und Gunhilde setzte sich still in eine Saalecke mit Olaf und nahm seine warme Hand in ihre kalten Finger.

Frau Thorensen machte Konversation mit Petris und mit den Verwandten aus Moen. Die gesellschaftliche Atmosphäre, die so plötzlich um sie war, schien ihr so seltsam, so wie etwas Langentwöhntes. Aber in den hohen Wandspiegeln sah sie zuweilen ihr eigenes Bild und wunderte sich, daß sie noch genau so aussah wie in den Berliner Gesellschaften.

Und dann ging sie noch einmal zu Anka, und als sie wieder erschien, winkte sie Gunhilde und Olaf ans Fenster. Unten stand der Wagen.

Alle lehnten sich über die Fensterbrüstungen, und im dämmernden Zwielicht des nebelschweren Abends sahen sie die winkende Anka und den dunkeln Changra Lal in ihre dunkle Zukunft hinausfahren. Die Sonne war herunter. Ihr letzter Strahl verglühte an den blaugrauen Gesimsen der Riesenpaläste... .

Frau Thorensen dachte an ihren eigenen Hochzeitstag. Wie fern, wie vergangen war das alles!

Und plötzlich in schneller Gedankenverbindung dachte sie an Furka. Der fortrollende Wagen war wie etwas Symbolisches gewesen, wie der Auftakt zu einem frischen Anfang, einem neuen Leben.



Sie hatte es in der Hand, auch noch einmal in ein neues Dasein hinauszurollen, sobald sie nur wollte....

Eine grenzenlose Sehnsucht überfiel sie, noch einmal ein Stück eigenes Schicksal zu leben, nicht nur das ihrer Kinder, ein persönliches Schicksal für sich, in dem Lieben und Geliebtwerden die Hauptrolle spielte, nicht Aufopferung nur und Entsagung, nicht das allein, was sie als ihre Pflicht erkannte.

Sie stand mit großen Augen am offenen Fenster im Abendwind und starrte in den Nebel.

Wäre Furka in dieser Stunde zur Stelle gewesen, sie hätte vielleicht nicht mehr nein gesagt....

...So ging Ankas Hochzeitstag zur Neige, der letzte helle Tag für die Zurückbleibenden.

Sie empfanden dankbar, daß es trotz allen Untertönen ein schönes Fest gewesen war.

Dann tauchten sie in den grauen Alltag zurück, und Frau Thorensen fand die müde Wunschlosigkeit wieder, die nun schon so lange über ihrem Denken lag....

* * *

Frau Professor Hansen bekam bei den Berliner Diners immer sehr ansehnliche Tischherren.

Wenn ein wissenschaftlicher Star ihr den Arm bot, in jenem effektvollen Moment, in dem weißbehandschuhte Lohndiener die Eßsaaltüren mit gewaltigem Aplomb aufrissen, so, als wären sie Pforten zu etwas Höherem, dann gedachte sie wohl lächelnd der Gesellschaften von Altenrade, bei denen das mannlose Mädchen stets an das untere Ende der Tische kam, an Plätze, die irgendeinen Nachteil hatten, einen nahen Ofen oder ein vorspringendes Tischbein. Ein männlicher Nachbar fiel damals selten für sie ab. Da sie keinen Partner stellte, hatte sie auch keinen Anspruch auf einen. Nur einen unbequemen Schwerhörigen schob man ihr wohl zu oder einen zufälligen Gast, der sich auf unteren sozialen Leitersprossen aufhielt.

Und nun war ein berühmter Mann gekommen, hatte sie ins Schlepptau genommen und aus ihrer Ranglosigkeit erlöst! Hansen bekam oft genug die Hausfrau als Nachbarin, und sie thronte oft als Mitteltafelstück neben dem Hausherrn — nie ohne mit einem gewissen sachlichen Interesse an die unteren Tischseiten hinunterzuspähen, zu den späten Mädchen, die ihr früheres Los teilten und auch keinen Anspruch auf einen Herrn hatten — höchstens auf einen jüngeren, dessen Mutter sie hätten sein können, oder auf Studenten, die mehr aus gutmütigen Gründen zu den Professorendiners geladen waren.

Heute hatte Frau Professor Hansen wieder eine Größe zum Nachbarn, einen berühmten Mann, der mit scharfem Blick die Lage seiner weiblichen Zeitgenossen studiert, sich gewissermaßen zum freiwilligen Vorspann der Frauenfrage gemacht hatte, und dessen mannhaft kluges Wort unter Umständen mehr half als Tagungen, die ganze Zeitungsspalten füllten. Er liebte es, überall Material für seine Studien zu sammeln, und rollte oft schon beim zweiten Dinergang die Frauenfrage auf, das Interesse aller, die in seiner Hörweite saßen, dann an sich fesselnd....

Die kluge Frau Hansen, deren Eheschicksal ihn als Beweis weiblicher Klugheit und Willenstärke rein theoretisch sehr interessiert, schien ihm ein besonders dankbares Objekt zur Mitteilung seiner Ideen.

Sie hörte so gescheit zu und brachte ihn durch kluge Fragen immer weiter in die Tiefe seines Themas.

„Immerhin", sagte er nach längeren Allgemeinbetrachtungen, „ist es eine Frage, der gegenüber bei mir Optimismus und Skepsis dauernd wechseln. Ehe es nicht eine Statistik darüber gibt, ob sich nun das Glück der Frauen durch die neuen Entwicklungen im allgemeinen vermehrt oder vermindert hat, läßt sich über das zweischneidige Schwert, das ihnen da Ende des letzten Jahrhunderts in die damals noch zarten Hände gelegt wurde, nicht recht aburteilen. Es ist sicher viel gegeben, aber auch ebenso sicher viel genommen worden. Die heranwachsenden Töchter haben höchst seltsame Metamorphosen durchgemacht, die Mütter sind teilweis auch wie in eine Art Privatrevolution hineingeraten, und jenes eine sonst unentbehrlichste Familienglied, dessen segensreiches Wirken wir wohl alle zu irgendeiner Zeit dankbar empfunden haben — (wenn auch vielleicht nur unbewußt dankbar, da seine Existenz uns selbstverständlich schien!) droht mehr und mehr aus dem häuslichen Leben zu verschwinden, eine Lücke hinterlassend, die durch keine gemietete oder sonst von außen her beschaffte Hilfe auszufüllen ist."

„Sie orakeln ja ordentlich, Herr Professor!" rief die Hausfrau neugierig über den Tisch. „Wer ist denn diese eine?"

„Eine aussterbende Art?" fragte Professor Hansen und wischte am goldenen Rand seines Kneifers....

„Ja — eine Spezies, die vielleicht in der nächsten Generation überhaupt nur in ganz seltenen Exemplaren noch vorgewiesen werden kann! In den heutigen Familienbeständen glaubt jeder sein besonderes Recht für sich selbst zu haben. Die Zeitströmung züchtet den Egoismus so üppig, wie Champignons im feuchten Boden der Treibhäuser emporschießen. Jeder will sein Leben in erster Linie für sich. Die Kinder wissen mit zwölf Jahren, daß sie zu allen Dreistigkeiten berechtigte Persönlichkeiten sind. Die Mütter haben sich — und vielleicht war das die Schicksalsstunde des Hauses! — plötzlich auf Rechte besonnen, von denen früher nie die Rede war. Der arbeitende Mann, der heutzutage sowieso nervös ist, wird es durch das geistige Rangieren der Frauen ringsum noch mehr. Als sie still in den Stuben saßen und handarbeiteten, wenn er nach Hause kam, da wirkte der Anblick wie ein beruhigendes Brausepulver. Jetzt schwirrt es in allen Zimmern von Problemen. All das würde aber nicht halb so bedenklich sein, wenn wenigstens jener Hausgeist noch dauernd zur Stelle wäre, der hilfreich und selbstlos wie der Kitt im Gebäude die Ordnung und das Gefüge zusammenhält — ich meine: die Tante."

Einige lächelten. Andere machten nachdenkliche Gesichter. Frau Hansens Augen wurden plötzlich ernst, und beinah erschrocken sah sie ihrem Nachbarn in die feinen, seltsam gezeichneten Züge.

„Ja, denn d e r Mensch ist für eine Gemeinschaft der größte Segen, der nichts für sich und alles nur für die andern will! Wir alle werden uns wohl solch einer



Figur aus unserer Jugendzeit erinnern, die stets erschien, wo es zu helfen gab, die alles im Hausbetrieb am rechten Ende anfaßte, und deren Aufopferung jeder wie etwas ihm Zukommendes, ganz Natürliches hinnahm, weil in den Adern dieser Tante doch verwandtes Blut floß, weil sie keine bestellte und gemietete Hilfskraft war, sondern gewissermaßen etwas zum Allgemeinverbrauch in die Familie Hineingeborenes. Und in diesem Umstand liegt das, was den Verlust gerade dieser Gestalten so unersetzlich machen würde! Man kann ja Bureaus für alles gründen. Man kann sich ja auch heutzutage fast alles, was man so plötzlich braucht, umgehend herantelephonieren: Französisch sprechende Spaziergehmädchen für kleine Kinder, Männer, die einem das Gepäck schon in der Wohnung abwiegen, damit einem dieser Nervenchok bei der Abreise erspart bleibt, Krankenschwestern, Reisebegleitungen für kränkliche Mütter, deren Töchter keine Zeit zum Helfen haben, da sie gerade in einem Examen stehen, Hochtouren machen oder den Ärmelkanal durchschwimmen wollen. Wie ich höre, ist auch bereits solch eine Gründung geplant: Mädchen höherer Stände, die gewissermaßen als Familienglieder in fremden Häusern, deren Betrieb stockt, einspringen und die fehlenden Nichten und Schwestern ersetzen sollen. Gewiß wird es dann Wesen geben von absoluter Vertrauenswürdigkeit, denen man ruhig den ganzen Schlüsselkorb überantworten und auch Familiengeheimnisse, die „Skelette im Hause", ungeniert mitteilen kann. Und doch hatte die Tante auch vor den vollkommensten Wesen dieser Gattung immer noch zwei unendliche Vorzüge voraus! Das künstlich hergestellte Familienmitglied kündigt dir, wenn dein Ton ihm nicht gefällt oder der Zuschnitt deines Hauses ihm irgendwie nicht behagt. Die Tante aber kündigte nicht. Sie blieb vielleicht zeitweis weg, wenn du sie gedankenlos kränktest oder eins deiner Kinder ihr wehe tat, wenn Witz oder Ironie, die ja jungen Lippen so billig sind, zu scharf losgingen. Aber zur Stunde der Not war sie immer wieder da! Bei Krankheiten und Sorgen sprang sie sogleich wieder ein! Jede Empfindlichkeit vergaß sie sofort in der Stunde der Not — denn sie hatte das, was jene geplanten Vermittlungsbureaus doch nie in ihren Anzeigen in Aussicht stellen könnten, das eine, was so schmerzlich zu beklagen ist, wenn es wirklich aus der Welt verschwinden sollte — sie hatte eben das Herz der Tante —" Eine kurze Pause entstand.

„Ja, aber wo doch alles sich emanzipiert," rief dann die Hausfrau, „soll dann nur die Emanzipation der Tanten verboten sein? Das wäre doch ungerecht."

„Die nächste Generation bringt diese Art Tanten überhaupt schon nicht mehr hervor!" versetzte der Professor. „Und mancher, dem der Wert dieser hilfreichen Einzelwesen für einen Familienbestand niemals recht klar gewesen ist, wird ihr Fehlen traurig illustriert sehen an zerbröckelnden Familien, an Haushaltungen, die jeder Krankheitsfall in Unordnung bringt, an Kindern, für die Mutter und Schwester keine Zeit haben, und die ohne Tante der Dienstbotenerziehung und vermutlich einer gewissen Verwilderung anheimfallen."

Er hatte sein Teil gesagt und ließ nunmehr die anderen debattieren. Das Geräusch der Stimmen brandete über den Tisch.

Professor Hansen nahm keinen Anteil am Gespräch. Er hatte nie eine Tante gehabt und fühlte sich inkompetent.

Seine Augen irrten von den Menschen fort und hafteten träumerisch an einem schönen Aquarell des Tempels von Pästum droben an der Wand, dessen braungoldene Säulenreihe sich zauberisch vor der blauen Linie des Meeres hob.

Aber jemand war immer ernster und stiller geworden unter der Rede des Gelehrten.

Johanna Thorensen, die Fahnenflüchtige....

Wie mit deutlichen Strichen hingezeichnet, sah sie plötzlich, was sie einst gewesen, den Posten, den sie ausgefüllt, die alten Pflichten, denen sie sich einst so gern entzogen hatte.

Während ihres Mannes versunkene Augen zu den dorischen Säulen hinaufträumten, war ihr mit einem Mal, als zeichnete jemand auf die andere Zimmerwand wie ein flammendes Menetekel — sichtbar nur für sie allein — das Bild des heimatlichen weißen Hauses, traurig daliegend im schneidenden Winterfrost hinter den abgeblühten Büschen, einsam in der dunkeln Nacht — Lampenschein in dem ihr so vertrauten Wohnzimmer, in dem sie einst jedes Stück gekannt, einst jedes Möbel täglich abwischte. Und bei dem Schein der Lampe glaubte sie die einsamen Kinder zu sehen, Gunhilde und Olaf, die einst fast wie ihre eigenen Kinder gewesen waren, und deren kleine Herzen so warm und voll Vertrauen gegen das ihre geschlagen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

# Fischnamen — Menschennamen.

Von Johannes Trojan.

Fischnamen und Menschennamen begegnen einander häufig. Viele Menschen heißen Fisch, noch viel mehr allerdings Vogel. Auch Bratfisch kommt als Zuname vor und ebenso Bratvogel. Backfisch ist kein Familienname, es werden aber jüngere, noch unerwachsene Mädchen Backfische oder Backfischlein genannt, indem man sie vergleicht mit kleinen Fischen, die das Sieden noch nicht verlohnen, gut aber dazu sind, gebacken zu werden. Von den einzelnen Fischarten sind am häufigsten als Menschennamen zu finden Hecht und Hering, die zu den am weitesten verbreiteten Fischen gehören. Hechte gibt es in aller Art von Gewässern des Festlandes bis hoch ins Gebirge hinauf, und ebenso kommt überall der Hering, der ein Seefisch ist, vor, im Binnenland als eingesalzener oder Pökelhering. Als solcher spielt er seit dem 15. Jahrhundert im Warenhandel eine große Rolle, eine so bedeutende, daß, wenn von Hering die Rede ist und nicht „frischer" oder „grüner"



hinzugesetzt wird, darunter gewöhnlich der Salzhering zu verstehen ist. Allein in einer Großstadt kommt der Hering mit dem Heering und Häring zusammen zweihundertsiebzigmal vor und fast ebensooft der Hecht.

Lucius heißt auf lateinisch der Hecht, und ebenso lautet zugleich ein römischer Mannesname. Ein spätrömischer Dichter Ausonius äußert sich in seiner „Mosella", in der er auch auf die Moselfische zu sprechen kommt, scherzend darüber, daß römische Männer nach dem Fisch benannt sind, der doch in Rom ein nur wenig geschätzter Garküchenesser sei. Da befindet sich aber Ausonius im Irrtum, denn der römische Mannesname Lucius ist zweifellos sprachlich andern Ursprungs als der gleichlautende Fischname.

Nun ist auch bei uns der Name Lucius nicht selten, und die Frage liegt nahe, woher er kommt. Es sind in der Renaissancezeit viel deutsche Namen latinisiert worden, und das häufige Vorkommen des Namens Hecht bei uns läßt darauf schließen, daß unser Name Lucius nicht etwa der aus dem Römischen übernommene Mannesname, sondern eine Latinisierung des deutschen Namens Hecht ist.

Der Brathering kommt selten im Adreßbuch vor, im mecklenburgischen Fischland aber, das nach Pommern zu zwischen dem Saaler Bodden und der Ostsee liegt, ist Bradhering einer der gewöhnlichsten Namen. Entweder Fretwurst oder Bradhering heißt dort ein großer Teil der Bewohner. „Braden", hochdeutsch „braten" aber hatte früher im Niederdeutschen auch die Bedeutung von „räuchern", und Bradhering wird einer genannt worden sein, der sich mit der Heringsräucherei abgab. Geräuchert wurden in älterer Zeit die Heringe dort sogleich nach dem Fang in am Strand stehenden Hütten, von denen ich mehrere noch mit eigenen Augen gesehen habe. Uebrigens kommt in Berlin und in Hamburg auch Bückling als Name vor. In Hamburg ist stark der Butt, in Köln der Salm, der anderwärts Lachs heißt, vertreten. Auf Hecht und Hering stößt man, worauf schon hingedeutet wurde, überall im Land.

Von sonstigen Fischnamen habe ich im Berliner Adreßbuch und in den Adreßbüchern einiger anderer Städte folgende gefunden: Aal, Barbe, Bars und Barsch, Blei, Breitling, Butt und Heilbutt, Dorsch, Flinder, Forelle (neben Forell), Gründling, Karpf (Karpfe oder Karpfen), Lachs und Salm, Plötz und Plötze, Quappe, Schlei, Sprotte, Stichling, Stindt (zweifellos das gleiche wie Stint), Stockfisch und Zander. Da es in Berlin eine Menge polnischer Namen gibt, fiel es mir ein, im Berliner Adreßbuch mich nach polnischen Fischnamen umzusehen. Da fanden sich bei fleißigem Nachsuchen außer Ryba, wie polnisch der Fisch überhaupt heißt, an Spezialnamen vor: Karp (Karpfen), Karas (Karausche), Leszcz (Brassen), Lin (Schlei), Losos (Lachs), Mintus (Quappe), Okon und Okun (Barsch), Plotka (Plötz), Sledz (Hering). Davon gehören Okun und Mintus der polnisch-kaschubischen Mundart an.

Wie Fischnamen zu Menschennamen geworden sind, das ist nicht ganz leicht zu sagen. Zum größten Teil sind solche Namen wohl um die Zeit entstanden, als Familiennamen überhaupt aufkamen und auf Anordnung der Behörden eingeführt werden mußten zum Zweck der Herstellung genauer Kataster- oder Steuerlisten. Das fing an mit dem 16. Jahrhundert. Da wurden alle möglichen Namen, auch solche aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralienreich, gewählt oder, wenn einer nicht gleich sich zu benennen wußte, verliehen und aufgedrängt, und natürlich kamen dabei auch Fischnamen an die Reihe. Einen Fisch im allgemeinen mochte sich einer wohl nennen, der sich so wohl und gesund fühlte wie ein Fisch im Wasser oder auch, da die Fische zu stumm sind, ein Einsilbiger und Stiller. Der konnte einen sehr gesprächigen Nachkommen haben, den Namen Fisch behielt dieser doch.

Nun sind Familiennamen gewiß auch aus Spitznamen, Beinamen oder „Kneipnamen", wie es studentisch heißt, hervorgegangen. Solche Spitznamen hat es gegeben von alter Zeit her und gibt es heute noch, nicht nur in den Kreisen der Vaganten und Vagabunden, sondern auch in der sogenannten guten Gesellschaft bis hoch hinauf. Viele davon verdanken einem Zufall ihren Ursprung, und mancher ist deshalb unerklärlich für jeden, der um sein Entstehen nicht Bescheid weiß.

Bei der Verleihung von Spitznamen haben sicherlich einzelne Fischarten mitgespielt, und es kommen dabei die besonderen Eigenschaften verschiedener Fische in Betracht. Der Aal ist ein Edelfisch, der, gut zubereitet, als grüner, gebratener, saurer oder geräucherter Aal, der auch Spickaal genannt wird, jedem Feinschmecker trefflich mundet, aber des lebendigen Aales Haut hat etwas fatal Glattes an sich, und Langbein erwähnt es in einem seiner Lieder als rühmenswert an den alten Deutschen, daß sie nicht „geschmeidig wie der Aal" waren. Auch wird von „aalglattem Heuchler" gesprochen. Der Hecht ist ein Raubfisch, „Wasserwolf" wurde er deswegen auch genannt. Wer Hecht hieß, konnte in den Verdacht kommen, ein raubgieriger Mensch zu sein, es wurde aber wegen des lebhaften Wesens des Hechtes Hecht oder „drolliger Hecht" auch ein munterer, loser Gesell genannt, und mit einem Hecht im Karpfenteich verglichen zu werden, hat sogar etwas von Anerkennung an sich. Die sind „gepackt wie die Heringe" wurde in alter Zeit schon von Leuten gesagt, die eng zusammen standen oder saßen, und von einem einzelnen dünnen und dürren Menschen hieß es: „Solch ein Hering!" wobei an einen ausgenommenen Hering gedacht wurde. „Heringskopf" aber war ein Schimpfwort, vermutlich, weil an solchem Kopf sehr wenig dran ist. Der Plattfisch, der in Ost- und Westpreußen Flinder, anderwärts Flunder und in Mecklenburg Maischolle heißt, hat ein schiefes Maul, deshalb wird wohl mancher, dessen Mund nicht ganz gerade gewachsen erschien, „Flinder" tituliert worden sein. Als Karpfen kann einer angesprochen werden, der etwas aufgeworfene Lippen hat, ein Karpfenmaul oder eine „Karpfenguschе", wie es in Sachsen heißt. Plötz ist ein sehr gewöhnlicher und billiger Fisch, schmeckt aber gar nicht so übel, deshalb dürfte keiner darüber ungehalten sein, wenn er Plötz genannt wird. Es gibt auch eine alte Redensart, die Hochmütigen gegenüber gebraucht wurde, lautend: „Plötz ist auch ein Fisch!"

Dann ist da ein Fisch, der ganz besonders als Spott- und Ekelname Verwendung gefunden hat, das ist der Dorsch oder Kabeljau. Er hat, muß man sagen, ein Paar Glotzaugen und sieht nicht sehr gescheit aus, aber ein schlechter Fisch ist er darum nicht, denn er wird in großen Mengen gefangen und verschafft Tausenden von Menschen Arbeit und Verdienst. Sein plattdeutscher Name lautet „Dösch", und „Döschkopp" ist in Mecklenburg ein Schimpfname. „Han er



en torsk": „Er ist ein Dorsch!" wird in Schweden von einem einfältigen Menschen gesagt. Eingesalzen heißt der Dorsch „Laberdan", und „Laberdanskopf" ist das gleiche wie „Döschkopp". Der an der Luft getrocknete Kabeljau heißt „Stockfisch". „Stockfisch" aber oder „alberner Stockfisch" ist erst recht soviel wie „Dummkopf". Der polnische Name des Dorsches ist „pomuchla", und diese Bezeichnung hat sich als „Pomuchel" oder „Pamuchel" über die Provinz Preußen und von dort aus über Pommern verbreitet. In meiner westpreußischen Heimat habe ich die Dorsche nie anders als „Pomuchel" nennen hören, und unter diesem Namen kamen sie in meinem elterlichen Haus als ein beliebtes Gericht auf den Mittagstisch. Es war aber „Pomuchel" ein Schimpfwort und ebenso „Pomuchelskopf" oder plattdeutsch „Pomuchelskopp". „Hei ös ongeschöckt wie e Pomuchel", hieß es. Fritz Reuter muß den „Pomuchelskopp", nach dem er eine köstliche Figur in seinem Meisterwerk „Ut mine Stromtid" benannt hat, aus Pommern, wo er ja mehrere Jahre lebte, nach Mecklenburg mitgenommen haben. In den pommerschen Handelstädten wurden die Danziger, auf die man neidisch war, „Pomuchelsköpfe" genannt, und da ich Danziger Kind bin, muß ich mich wohl auch, wenigstens vom pommerschen Standpunkt aus betrachtet, zu diesen zählen.

# Die Götter Indiens.

Von Hanns Heins Ewers. — Hierzu 8 Abbildungen.

Die brahmanische Religion gilt vielen in ihrem Grundgedanken als die herrlichste und erhabenste von allen Religionen auf Erden. Nur einen Schönheitsfehler hat sie: sie existiert gar nicht und hat nie existiert — außer in den Köpfen von einer Handvoll Philosophen und Dichter. Die 220 Millionen Menschen aber, die sich zu Brahmas Lehre bekennen, haben ebensowenig Ahnung davon wie ihre Väter und Großväter oder wie ihre Ahnen zu der Zeit, als Gautama Buddha und Maharira Jaina, Indiens große Reformatoren, auftraten und ihre Saat, die so üppig aufging, in die alten Lande warfen. Daß diesen der Sieg doch nicht blieb, und daß ihre Lehren so völlig wieder ausgerottet wurden, daß heute in Indien kaum zehn Millionen Jainas und Buddhisten zusammen leben, das lag nicht an der Kraft der reinen brahmanischen Lehre, sondern einzig und allein an der wahnsinnstarken Macht des indischen Mißglaubens. Schiwa, der Zerstörer, war der große Sieger und nicht Brahma, der Schöpfer.

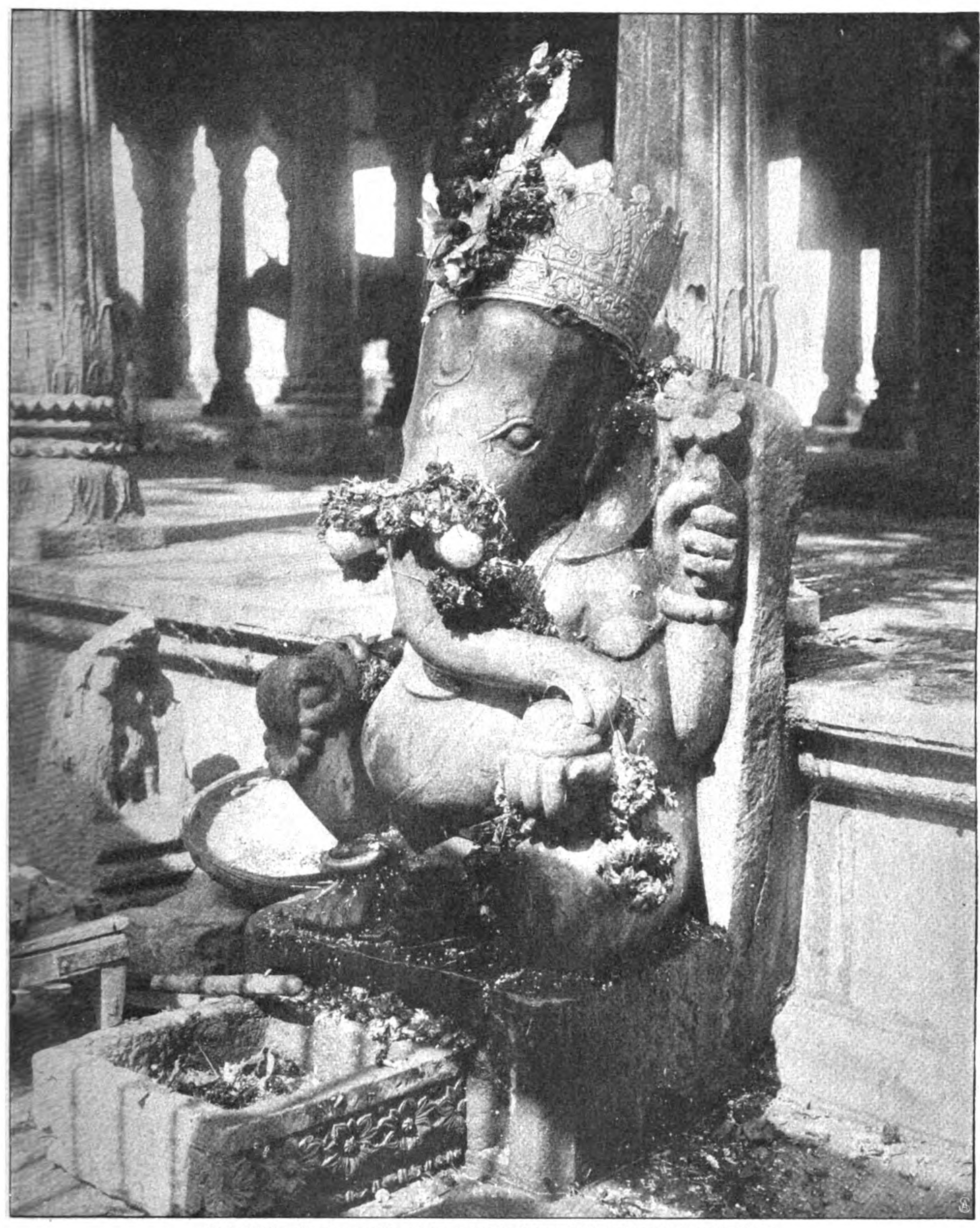
Das Brahmasutram, das älteste Lehrbuch der Weden, faßt den grandiosen Inhalt dieser Religionsphilophie etwa so: Das Brahman, die ewige und unendliche Kraft, umfaßt alles, in ihr ist und aus ihr stammt das Weltall, sie kennt weder Formen noch Qualitäten. Außer dem Brahman ist die Maya, die allen Unterschied schafft und allen Schein, sie ist der große Wahn, der das Wirkliche für unwirklich, dieses aber für wirklich hält. Nur eins vermag die Maya zu vernichten: die tiefste Erkenntnis nämlich, daß das eigene innerste „Ich" nichts anderes ist als eben das Brahman, als das ganze Weltall. Und diese Erkenntnis ist zu gleicher Zeit die große Befreiung, die Aufhebung des Gegensatzes des „Ich" zur Außenwelt. — Man sieht, wie sich in dieser einfachsten Lehre die tiefstgefühlten Sehnsüchte aller Mystik mit einer so kopfklaren und nur auf die Logik gestellten Philosophie wie der Stirners auf das innigste berühren. Wenn das All die Gottheit ist, so ist es gleichgültig, ob „Ich" im All aufgehe — „zu Gott werde", wie die Mystik sagt — oder ob ich in mein „Ich" dieses All aufnehme — wie der Individualist lehrt: die Hauptsache bleibt, daß eben der Gegensatz des „Ich" zum All aufgehoben wird — — das ist die uralte Weisheit der Brahmanen.

Aber von dieser Weisheit ist nur wenigen Auserwählten etwas bewußt. Die große Menge kennt nicht einmal das Religionsystem, das die Dreieinigkeit: Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Schiwa als Zerstörer zur Grundlage hat. Brahma ist im Bewußtsein des Volkes ganz verschwunden, nicht ein Tempel des tempelreichen Indien dient seinem Kult. Schiwa, der den Buddhismus verdrängte, wurde zur Zeit Christi alleiniger Herr, der Zerstörer wurde nun auch der Schöpfer zugleich. Er ist noch heute der gewaltige Herr, neben ihm ist erst in jüngerer Zeit ein wenig Gott Wischnu zu Ehren gekommen. Der Kultus Schiwas ist durch ganz Indien verbreitet; viele Tausende von Tempeln dienen ihm zur Wohnung und zeigen seine Bilder. Schiwa ist „Mahakala", der große Zerstörer, er ist „Bhairawa", der Schreckliche, ist „Smasana-Wasin", der die Leichenfelder bewohnt, er ist „Bhutheswar", der Fürst der Dämonen. Schiwa ist „Mahadöh", der große Gott, ist „Bischeschwar", der Herr der Welten, und „Iswara", der höchste Herrscher. Er ist „Mahayogi", der große Büßer, aber zugleich „Nateswera", der Herr der Tänzer (Abb. S. 1916), und „Kirata", der Geist, der den Wein liebt. Alle diese und viele andere Personifikationen Schiwas sind natürlich längst zu eigenen Gottheiten geworden; so liegen in Benares drei Tempel des Mahadöh, des Schiwa und des Bischeschwar dicht nebeneinander. Nach den Lehren der Tantras — das sind die jüngsten heiligen Bücher — hat jeder Gott seine besondere Kraft: Sakti; diese ist weiblich gedacht und gilt somit als seine Gemahlin. Aber nur die Gattinnen Schiwas haben göttliche Verehrung gefunden, vor allem die furchtbare Kali (die Gattin Mahakalas), dann die noch entsetzlichere Durga (die Gattin Bhairawas). Während Schiwas Gattin Minakschi (Abb. S. 1917) heißt, steht ihm als Mahadöh Dschaganmaki, die Mutter der Welten, gegenüber (Abb. S. 1916). Mahayogis Gattin heißt Yogini, die des Kirata Parwati.

Wischnu, der Erhalter, tritt in vielfachen Gestalten auf, als Fisch (Matiya), als Schildkröte (Kurma), als Eber (Warata), als Löwenmann (Nara Sinha), als Zwerg (Wamana), als wilder Rama und als milder Rama. Endlich als Krischna; als solcher wird er vielfach verehrt. Die Sakti des Wischnu — also die Gattinnen, vor allem Lakschmi und Saraswati, treten wenig in den Vordergrund.

Neben den drei Göttern der Dreieinigkeit — der Trimurti — besteht selbständig der schöne Luftgott





**Die Götter Indiens: Ganescha, der Gott der Weisheit und des Handels.**

Indra. Sein Kult ist zweifellos der älteste und aller Wahrscheinlichkeit nach arischen Ursprungs — aber er ist in heutiger Zeit fast vollständig vergessen. Dagegen sind viele Tausende neue Götter neu aufgetaucht.

So vor allem Ganescha, der Sohn Schiwas (als Kirata) und der Berggöttin Parwati. Er ist ein kurioser Gott und das rechte Beispiel für das, was die brahmanische Religion in Wirklichkeit ist. Ganescha ist ein kleiner, knallroter Kerl mit einem ungeheuren Bauch, dazu trägt er einen riesigen Elefantenkopf; häufig reitet das unförmliche Wesen noch auf einer Ratte. Dieses Mißgeschöpf ist die indische Pallas Athene, ist der Gott der Weisheit und Wissenschaft, zugleich der indische Hermes, der Gott des Handels und der Schlauheit (Abb. obenst.). Sein Bild findet man überall, in Höhlen und Tempeln, auf den Straßen und in den Häusern.

Man würde den Bildhauern unrecht tun, wenn man sie für die Schöpfer hält: nicht sie, die Priester schufen die Fratzen. Was die Bildhauer angeht, so kann man in Indien schon recht gut leben; freilich muß man, will man ehrlich sein, gestehen, daß fast alles, was wirklich groß und erhaben ist — und das ist sehr, sehr viel — von mohammedanischen Herrschern herrührt und meist von italienischen und französischen Meistern geschaffen wurde, wie die herrliche Tadj-Mahal in Agra.

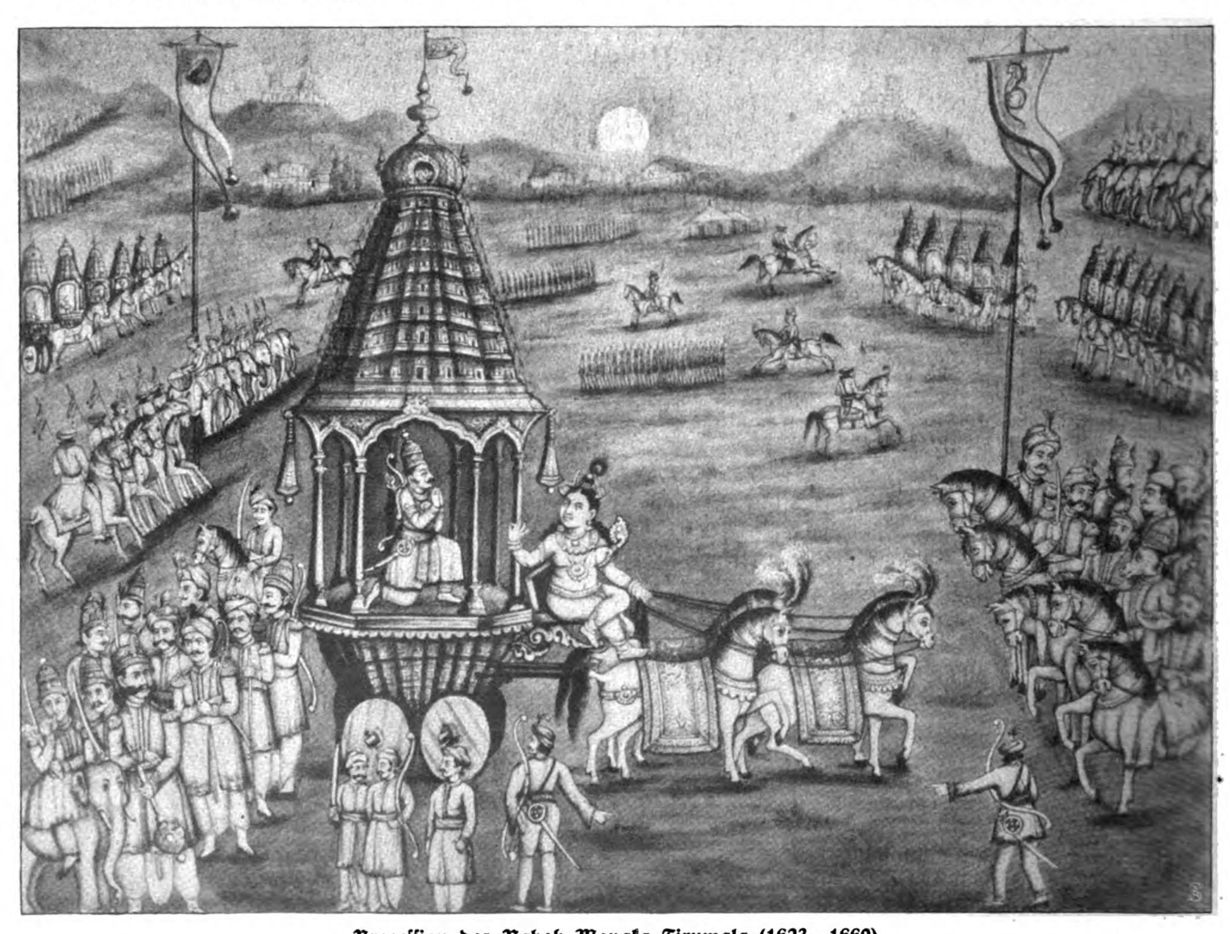
Mahadöh (Schiwa) und Dschaganmaki.

Zu den Göttern des Dreieinigkeitskreises gehören neben andern Dalbkyeswar, der Regengott, der Riese Bhim (Abb. S. 1917); der Affengott Hanuman, (Abb. S. 1918), der Gaurilhankar und Annapurna, die Nahrung gebende Göttin. Sie haben alle zu Benares und in andern Städten ihre Tempel und ihre Standbilder.



Schiwa als Nateswera, der „Herr der Tänzer".

Neben den großen Göttern der Trinität, ihren Personifikationen, Inkarnationen, weiblichen Saktiausgaben und Kindern, werden noch sehr viele andere Götter und Göttinnen verehrt, die gar nichts mit der Trimurti zu tun haben. Namentlich bei den reinen Drawidavölkern des Südens ist das der

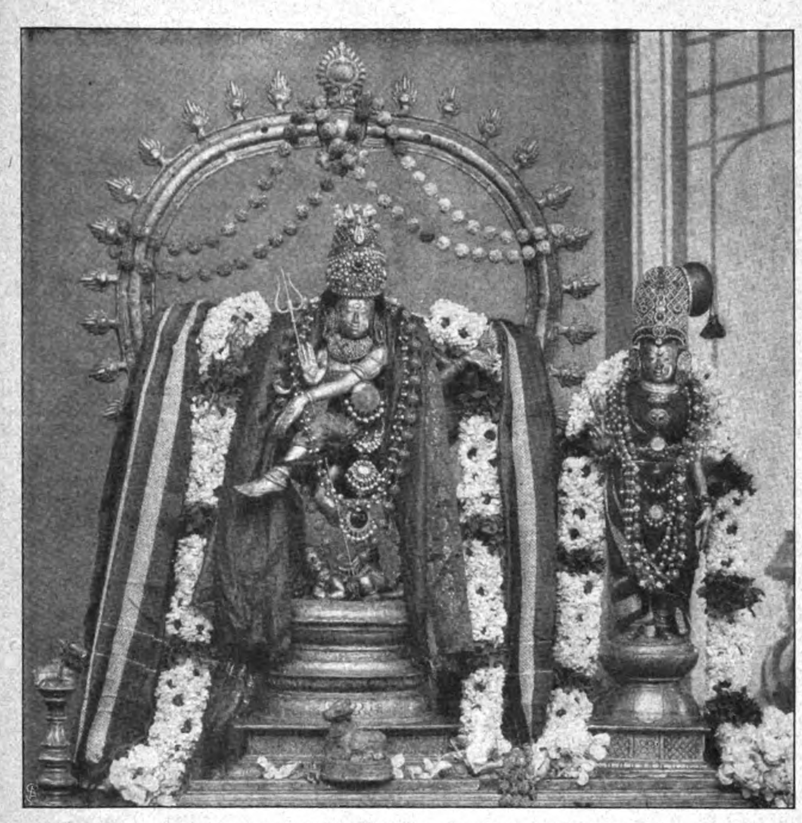


**Prozession des Nabob Mayaka Tirumala (1623—1660),**
der die Tempelstadt Maduras, das gewaltigste Bauwerk Brahmanischer Kunst, schuf (Wandgemälde in Madura).

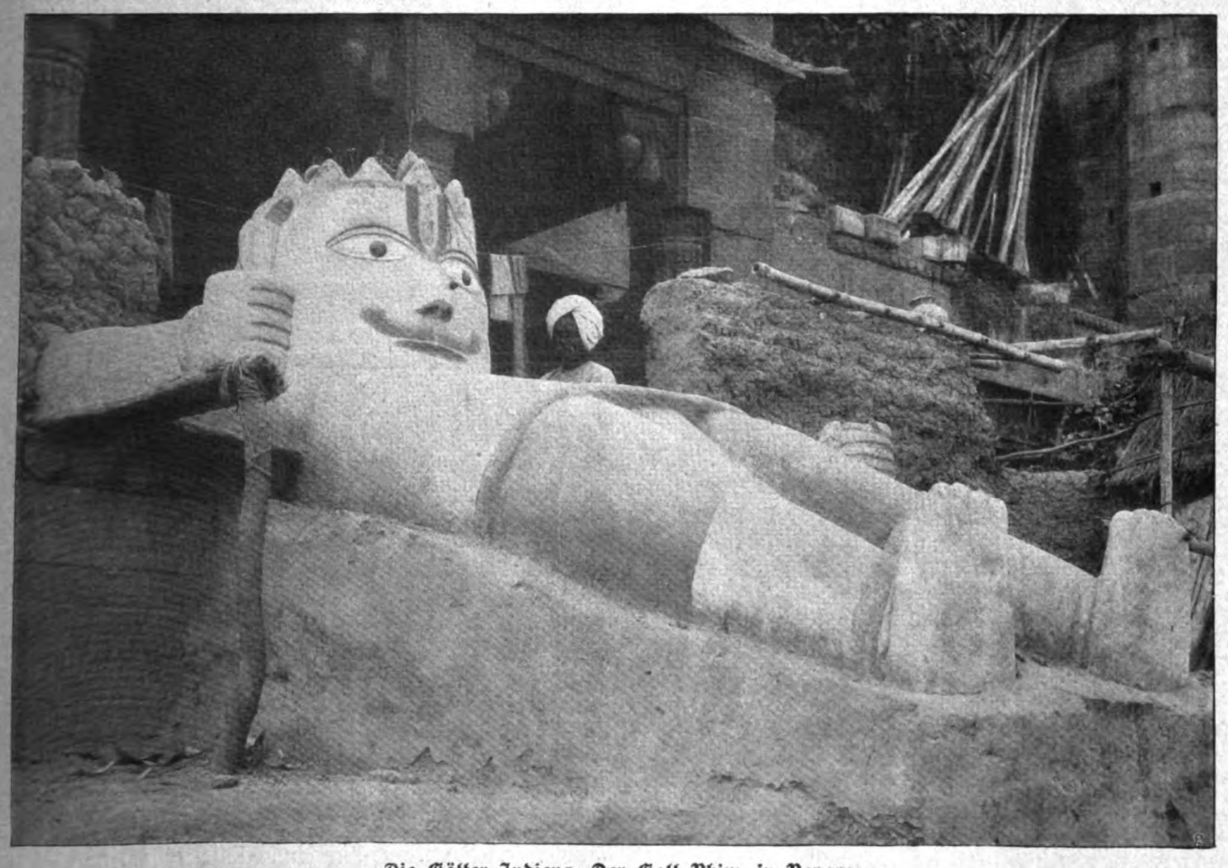


Fall. Jede Stadt, jedes Dorf, ja oft jedes eigene Haus hat seinen besonderen Schutzgott sowohl wie seinen besonderen Dämon; beiden werden Altäre errichtet und Opfer gebracht. Aber die Schutzgötter und Göttinnen sind durchaus nicht liebenswürdiger Natur, sie sind vielmehr meist recht boshaft: ihr „Schutz" besteht meist nur darin, daß sie gelegentlich, durch Gebet oder Opfer versöhnt, auf ihre Bosheit eine Zeitlang verzichten — ein Analogon zu der Tätigkeit Schiwas, Kalis oder Durgas. Viele dieser Schutzgöttinnen heißen „Ammen", die Mütter. „Mari-Ammen", die Mutter des Sterbens, zieht in den Menschen ein, der dann die Pocken bekommt; „Tschimsa-Ammen", die kleine Mutter, bringt in gleichem Fall die Masern, Isakhi ist die Göttin der Frauenleiden. Ayemar ist der einzige männliche Gott dieser Art und zugleich der einzige gutmütige unter dieser großen Gesellschaft der Grama-Dewatas, der Schutzgottheiten; er beschäftigt sich damit, nachts über die Felder zu schweifen und dabei die Dämonen zu verjagen.

Diese Dämonen sind zahlreich wie Sand am Meer;



Schiwa und Minakschi, im Tempel zu Madura.



Die Götter Indiens: Der Gott Bh'm, in Benares.



Durga tötet den Dämon Mahischasura.

sie werden genau so verehrt wie die Götter, haben Tempel und Altäre und erhalten Opfer — bis vor nicht allzu langer Zeit auch Menschenopfer — genau wie die „großen". Heute ist das Menschenopfer, wenigstens so weit der Einfluß der englischen Regierung reicht, genau so abgeschafft wie die Satti, die Witwenverbrennung. Aber wenn man daran denkt, daß zwei Fünftel des gewaltigen Landes unter einheimischen Fürsten stehen, die neben sich nur einen englischen Residenten haben, der sich lediglich um ihre „gute Haltung" zur Regierung bekümmert, so wird man mit der Annahme gewiß nicht fehlgehen, daß in diesen Teilen beides auch heute noch vorkommt.

Neben den „höheren" Dämonen existieren dann noch gewaltige Scharen niederer, ebenso unangenehmer Geister. Da sind die Peys, die Geister Verstorbener, besonders die der Selbstmörder und Hingerichteten. Der Pey „Maden", der die Kühe liebt, schafft Krankheiten für Mensch und Vieh; „Schuchela-Maden" treibt sich auf Kirchhöfen herum, „Matschandi-Muppan", der alte Mann am Kreuzweg, lauert den Wanderern in der Nacht auf. Die Bhutan sind kleine, dicke Teufel, sie bekämpfen sowohl Menschen wie Peys; am schlimmsten aber treiben es die Pisatschas. Daß auch alle diese Dämonen ihre eigenen kleinen Opferstätten haben, ist selbstverständlich.



Wischnu als Rama mit dem Affengott Hanuman.

Aber dem Inder sind diese Götterlegionen bei weitem noch nicht genug. Er verehrt am letzten Ende alles, was sich nicht wehren kann. Heilig ist das Wasser, zumal das des Ganges und seiner Nebenflüsse, heilig sind viele Bäume, vor allem der Bobaum. Alle möglichen Steine werden angebetet. Angebetet werden die Affen, die in Benares und an vielen andern Orten herrliche Tempel haben, ferner die heiligen Kühe und Stiere, die wieder und immer wieder abgebildet werden und manche der schönsten Tempel ihr eigen nennen. Heilig sind Krokodile, heilig sind vor allem die Schlangen, die fast überall in Indien göttliche Verehrung genießen und angebetet werden. Heilig sind auch Menschen, so die Yogin, die Söhne Schiwas: stundenlang knien vor ihnen die Frommen. Denn wo immer der Inder beten kann, da tut er es. Das ist „Karma", ein verdienstvolles, segenreiches Werk, und jedes Karma versöhnt die bösen und schrecklichen Götter.

# Die Tiroler Kaiserschützen.

Hierzu 9 Aufnahmen.

Die eigenartige geographische Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie hat es mit sich gebracht, daß dort vor einigen Jahren Gebirgstruppen aufgestellt wurden. Es besitzt aber auch wohl kaum ein anderes Land ein günstigeres Terrain für die Ausbildung und Verwendung dieser Truppen als Oesterreich im Lande Tirol. Es wurden auch tatsächlich im südlichen Teil dieses Landes in den letzten drei Jahren die im Volksmund Kaiserschützen benannten Landesschützenregimenter aufgestellt, die aus den früheren „Tiroler Landesschützenregimentern" reorganisiert wurden. Die bestehenden drei Kaiserschützenregimenter sind durchweg zur Versehung des Grenzdienstes an der südlichen Grenze Tirols disloziert. Ihre Organisation ist in den einzelnen Regimentern verschieden, und drei bis vier Bataillone bilden zu je zwei bis vier Kompagnien und einer Gebirgsmaschinengewehrabteilung ein Regiment. Sie bilden zusammen mit einigen Landwehrregimentern den bereits im Frieden mit vollkommener Gebirgsausrüstung versehenen Teil der österreichisch-ungarischen Armee, sind jedoch direkt ein Teil der kaiserlich königlich österreichischen Landwehrinfanterie und unterstehen als solcher dem österreichischen Ministerium für Landesverteidigung. Diese drei Regimenter bilden zusammen eine Landesschützenbrigade, die einem Landwehrtruppendivisionskommando untersteht, das wiederum dem Landesverteidigungskommando, zugleich Korpskommando unterstellt ist.

Der Stand der Unterabteilungen ist ein höherer



Signalpatrouille in Tätigkeit.



Die Tiroler Kaiserschützen: Offizierspatrouille am Belvederepaß (bei Araba).



Maschinengewehrabteilung auf dem Marsche.

als bei den Heeresinfanterieregimentern, und eine Gebirgsmaschinengewehrabteilung verfügt über vier Maschinengewehre. Die Offiziere ergänzen sich hauptsächlich aus solchen, die sich freiwillig aus Vorliebe für den Gebirgsdienst hierzu melden. Bei der Auswahl der Mannschaft, die sich ja in erster Linie aus den einheimischen Tirolern ergänzt, wird natürlich auf vollkommene physische Eignung für den Dienst im Gebirge Rücksicht genommen. — Nach der eigentlichen allgemeinen militärischen Ausbildung erfolgt durch-

Zwei Kaiserschützenoffiziere am Fuß des Marmolatagletschers. Oberes Bild: Table d'hote im Felde.



Musik der Kaiserschützen bei Rast der Truppe.

weg durch Vornahme von Grenzpatrouillierungsübungen und Rekognoszierungen in den jedem Bataillon zugewiesenen Abschnitten die intensive Ausbildung für den Gebirgsdienst. Die spezielle Ausbildung für diesen schweren Dienst geschieht durch alljährlich aufgestellte Bergführer- und Skikurse.

Mit welch großen körperlichen Anstrengungen derlei Uebungen oft verbunden sind, läßt sich ermessen, wenn man be-



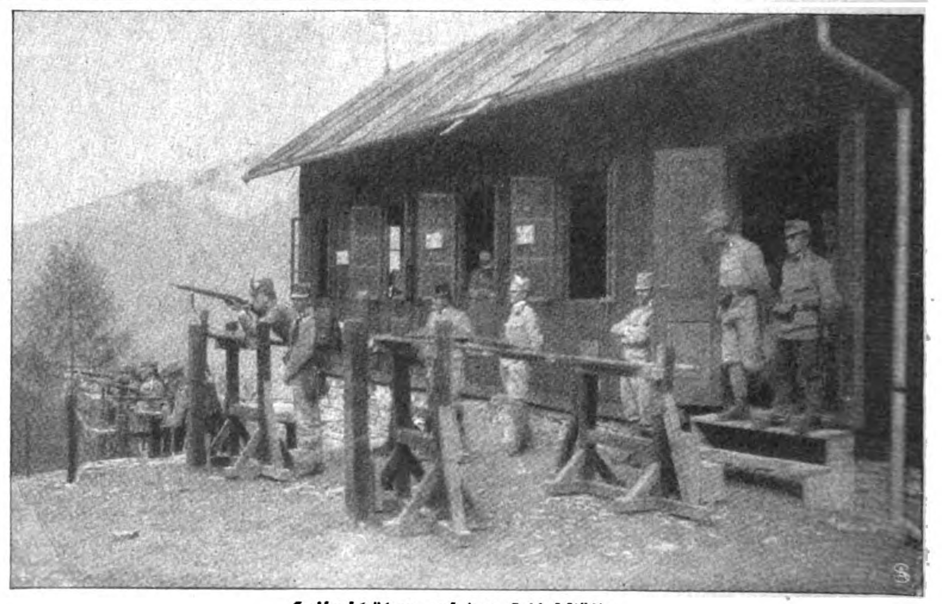
**Traversierung** eines Gletschers.



**Nach dem Gefecht.**

**denkt, daß relative Höhen von 1800 Meter (bei absoluter Höhe geht es oft weit über 2500 Meter) in den gewaltigen Süd- tiroler Dolomiten, die von geübten Hochtouristen mühselig erklommen werden, von ganzen Abteilungen mit vollkommener militärischer und alpiner Ausrüstung genommen werden, ungeachtet der Jahreszeit. Um diese Uebungen recht kriegsmäßig zu gestalten, finden Kriegshunde, zeitweise auch Brieftauben und Automobile bei ihnen Anwendung; und bei mehrtägigen Uebungen**

erfolgt mangels an Hilfsmitteln an Ort und Stelle im Uebungsterrain auch der Transport von Verpflegungsgütern und Kochkörben auf den jeder Kompagnie zur Verfügung stehenden Tragtieren ins Gebirge, wo dann in luftiger Höhe den leiblichen Bedürfnissen durch Abkochen der Menage Rechnung getragen und unter mächtigen Felsblöcken das Nachtlager bezogen wird. Zur Er-



**Kaiserschützen auf der Schießstätte.**

leichterung des Fortkommens in diesem so unwegsamen Terrain, wie es die Südtiroler Dolomiten sind, ist jedermann mit der alpinen Ausrüstung versehen.

Alljährlich finden auch, um kriegsmäßige Uebungen in größeren Truppenverbänden zu veranstalten, im Herbst größere Manöver statt, zu denen auch Infanterietruppen, Gebirgsartillerie und teilweise auch die berittenen Tiroler Landesschützen herangezogen werden.

In besonderer Anerkennung dieser außerordentlichen Dienstleistungen wurden den Angehörigen dieser vorzüglichen Truppe aber auch seitens des allerhöchsten Kriegsherrn Auszeichnungen in der Adjustierung zuteil, die in Edelweißabzeichen am Kragen, Federschmuck (Spielhahnstoß), bei den Offizieren außerdem in dem auf den silbernen Achselklappen mit Gold aufgestickten Kaiserlichen Namenszug bestehen.

Es ist eine Freude, mit welcher Lust und Liebe jeder einzelne Kaiserschütze, insbesondere aber die Kaiserschützenoffiziere trotz des Mangels an jedwedem Vergnügen der Großstadt in den oft gänzlich vereinsamten, weltabgeschlossenen Tälern ihrem kriegerischen Beruf obliegen, ja selbst ihre freie Zeit ausnützen, um sich in diesem Alpenmeer jede Ortskenntnis durch Vornahme von selbstgewählten Touren anzueignen. G. P.

# Um Haares Breite.

Skizze von Paul Wolfgang.

Leise zitterte die Luft von dem gleichmäßigen Summen der mächtigen Dynamomaschinen, dumpf klang das Hauchen der fast lautlos arbeitenden Dampfturbinen dazwischen. Der ganze Raum des Elektrizitätswerks atmete Leben. Man konnte schwer sagen, was es war, aber jeder, der eintrat, wurde unwillkürlich gepackt. Man sprach leise, man ging vorsichtig, es war wie eine unüberwindliche Scheu vor den mächtigen Kräften, die menschlicher Geist hier zum Gehorsam gezwungen hatte.

Am hellerleuchteten marmornen Schaltbrett stand Doktor Eberhardt Horst, der Leiter des Werks, und beobachtete die Meßapparate, deren Zeiger in nervöser Unruhe zitterten wie die ängstlichen Augen eines Menschen.

Unbeweglich stand die schlanke, aufrechte Gestalt, die der Monteurrock gewiß ebensogut kleidete wie der Gesellschaftsfrack. Die stahlblauen Augen waren ruhig und fest auf die Meßapparate gerichtet. Und ruhig rauchte der Mann seine Zigarette, deren leichte Wölkchen von den Luftwirbeln der kreisenden Dynamomaschinen erfaßt und zerrissen wurden.

Er griff in die Tasche und sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde — eine kleine halbe Stunde, und der Besuch mußte kommen; der Freund seines Chefs, der Geheime Justizrat Wollner, wollte seinen Damen gern ein Elektrizitätswerk im Betrieb zeigen. Seine Hand zitterte leicht, als er die Uhr wieder einsteckte. Warum nur? Wieder ertappte er sich auf dem alten Gedanken. War es nicht töricht, noch daran zu denken? Das war doch vorbei — lange vorbei. . . .

Wenn der Herr Geheimrat sich für heute angemeldet hatte, so geschah es wohl nur dem Besuch von auswärts zuliebe, seine stolze Tochter war sicher nicht schuld daran — nein, Fräulein Sophie hatte gewiß nicht darum gebeten. Hatte sie ihre Verachtung für seinen Beruf nicht offen gezeigt? Was hatte sie doch letzhin gesagt? „Ach, Sie sind also eigentlich Monteur?" O, das Wort vergaß er ihr nicht, das konnte er nicht vergessen. . .

Und dennoch — dennoch! Ewig sah er das schöne, blonde, stolze Mädchen vor sich; er dachte an sie Tag und Nacht. Wenn er einsam im Dienst saß, wanderten seine Gedanken verstohlen zu ihr — immer wieder zu ihr. . . .

„Werner!" rief er aus seinen Gedanken heraus in den Raum hinein.

„Herr Doktor?" — klang es sogleich zurück.

„Räumen Sie, bitte, ein bißchen auf, daß nichts herumliegt, hören Sie? Wir bekommen Besuch. Sagen Sie auch den andern, daß sie ihre Lappen wegräumen und die eisernen Geländer noch mal abreiben, damit sich die Damen ihre Kleider nicht verderben."

„Jawoll, Herr Doktor!" erwiderte der alte Monteur. „Soll alles geschehen!" Er brummte noch etwas in den Bart, das so ähnlich wie „Weibervolk" klang. Er liebte die Besuche im Werk nicht.

Horst warf noch einen Blick auf alle Teile des Werkes, um sich zu überzeugen, ob alles sauber und ordentlich sei, als die Glocke des Tores ertönte. Werner öffnete, und Horst eilte herzu, um die Herrschaften zu begrüßen.

„Na also, mein lieber Doktor," sagte der Geheimrat freundlich und reichte ihm die Hand, „da hab ich nun meine Damen hergebracht. Jetzt gilt's! Jetzt zeigen Sie mal, was Sie können." — Und sich zu seiner Gesellschaft wendend, fuhr er fort: „Du, liebe Marie, kennst ja Dr. Horst schon, dies ist Fräulein von Wallberg, meine Nichte, und hier meine Sophie, die Sie ja wohl auch kennen, sollte ich meinen."

„Gewiß, Herr Geheimrat," erwiderte der Doktor mit förmlicher Verbeugung, „ich hatte ja bereits des öftern die Ehre, in Ihrem Haus schöne Stunden verleben zu dürfen. — —"

Die Frau Geheimrat ließ aber keine Zeit zu längeren Reden. Sie blickte sich bewundernd um und meinte ganz erstaunt: „Nein, sieh mal, Heinrich, wie sauber das hier alles ist, da müßte unsere Minna mal herkommen. Liebe Nichte, glauben Sie, ich kriege das Mädchen dazu, das Kupfer ordentlich zu putzen? Unmöglich! Und wie das hier alles blitzt — —!"

Mit offenbarer Begeisterung betrachtete die Frau Geheimrat durch ihr Lorgnon alle die blanken, glänzenden Metalle der Riesenmaschinen. Ihr gutes Hausfrauenherz konnte sich eines Gefühls des Neides nicht erwehren.

„Also, meine Damen," nahm endlich der Doktor das Wort, „wenn Sie gestatten, erkläre ich Ihnen das Werk mit wenigen Worten. Hier sehen Sie zwei sogenannte Turbodynamos, das heißt: Maschinen zur Erzeugung eines elektrischen Stromes, die von Dampfturbinen in Bewegung gesetzt werden. Dieses große Ankerrad, das Sie kaum in seinen Formen erkennen können, so schnell dreht es sich, macht 5000 Touren in der Minute."



„Donnerwetter, Doktor," fiel der Geheimrat ein, „das ist doch großartig. Sophie, sieh dir das doch auch an!"

Die junge Dame hatte abseits gestanden und mit etwas gelangweiltem Blick ins Weite gestarrt. „Gewiß, Papa, ich sehe schon!"

„Fräulein Sophie scheint sich für derartige Dinge nicht sonderlich zu erwärmen, Herr Geheimrat."

„Ja, lieber Doktor, wie die Mädels von heute nun einmal sind! Da muß immer gleich etwas Gefährliches, Nervenerregendes dabei sein. Sie wissen ja: Rennreiten, Luftreisen, Aviatik — das ist was für sie ..."

„Der hier erzeugte Strom", fuhr der Doktor unbeirrt fort, „wird nun durch diese breiten Metalleisten nach dem da oben gelegenen Schaltbrett geleitet. Wir wollen, wenn es den Damen recht ist, einmal hinaufgehen. Ich bitte nur, sich bei der schmalen eisernen Treppe recht vorzusehen. Nehmen Sie das Geländer, die Stufen sind glatt."

„Herr Doktor, warum sind denn diese beiden Metallleisten hier unten rot gestrichen?"

„Gnädige Frau, das ist eine Warnung für uns, diese beiden Leisten führen nämlich Strom von 500 Volt Spannung für die Straßenbahn. Eine Berührung würde den Tod auf der Stelle zur Folge haben."

„Na," meinte der Geheimrat scherzend, „das ist ja eine angenehme Nachbarschaft."

„Wie war das, Herr Doktor?" wandte sich Sophie plötzlich zu Eberhardt um, und es wollte ihm scheinen, als ob ein gewisses Interesse in ihren Augen aufblitzte. Sie sah nicht mehr so gleichgültig, so stolz über alles hinweg. Sie witterte Gefahr und fühlte sich mit einem Schlag aus ihrer Langweile gerissen.

Unwillkürlich glitt ihr Blick an der schlanken Gestalt des Doktors herab. War das wirklich der Mann, den sie bisher nur für einen besseren Monteur gehalten hatte?

Widerwillig fast nahm ein Gefühl sie gefangen, das sie selbst noch nicht recht verstand. Es war doch etwas Eigenes, wenige Schritt von dem unrettbaren Verderben tagtäglich seinen Dienst zu tun, sozusagen unter den rotglühenden Augen des Todes.

Eberhardt gab seine Erklärung noch einmal mit ruhiger, sachlicher Stimme und einer beinah merkbaren Zurückhaltung. Er blickte dem stolzen Mädchen klar in die Augen; keine Bewegung seiner Miene, kein Zittern seiner Stimme verriet die Spannung, die in ihm war.

Als sie oben auf der Galerie des Schaltbrettes angelangt waren, fragte sie in etwas spöttischem Ton: „Was haben Sie denn da in der Tasche, Herr Doktor?"

„O mein gnädiges Fräulein, das ist nur eine Zange — für alle Fälle, wie wir Monteure sie eben immer bei uns haben müssen."

Sie hatte den Hieb wohl gespürt, denn sie wandte den Kopf mit dem herrlichen Blondhaar zur Seite und trat nochmals an das Schaltbrett heran. Eberhardt stand dicht neben ihr, daß er ihre Nähe fühlte, den Duft ihres Haares einsog. Indessen war der Geheimrat mit seiner Nichte schon die steile Treppe hinuntergestiegen. Als die Frau Geheimrat folgen wollte, sah Doktor Horst, wie die alte Dame ausglitt und einem Kabel zu nahe kam. Er wurde aschfahl im Gesicht, aber keinen Augenblick verlor er seine Ruhe.

„Zurück, Sophie!!" Mit einem Griff riß er das Mädchen vom Schaltbrett hinweg, seine Rechte fuhr mit der Zange gegen zwei Kabel, und eine glühende Feuergarbe stieg zischend empor.

Eberhardt taumelte gegen das Geländer. Ein Knall wie ein Flintenschuß ... „Werner!" schrie er, „Dynamo I stoppen! Umschalten auf Notkabel! Alles ruhig stehenbleiben!"

„Was ist, um Gottes willen? — Herr Doktor, was ist?" rief das junge Mädchen, wie gelähmt vor Schreck.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Sophie, eine Kleinigkeit. Ich habe nur Kurzschluß in der Hochspannung verursacht."

„Wie ungeschickt, Marie," hörte man den Geheimrat rufen, „du konntest dir noch was tun. Du mußt eben bei deiner Kurzsichtigkeit vorsichtiger gehn. — Herr Doktor Horst, was war denn das eben?"

„Herr Geheimrat, verzeihen Sie, es hätte leicht ein Unglück geben können. Ihre Frau Gemahlin ist beim Ausgleiten auf der Treppe gegen die Hochspannungskabel gekommen."

„Herrgott! Aber es ist doch nichts geschehen? — Marie, fühlst du etwas? Ist dir wohl?"

„Gewiß, Heinrich, ich weiß gar nicht, was du willst. Was soll mir denn fehlen?"

„Herr Geheimrat, beruhigen Sie sich! Es ist noch alles gut gegangen — ich war noch imstande — als ich Ihre — Frau Gemahlin straucheln sah, Kurzschluß — — und — dadurch die gefährlichen Kabel — stromlos zu machen — —"

Aber was war das nur? Warum sprach der Doktor plötzlich so mühsam? So tonlos? Sophie sah, wie er sich aufrecht hielt, wie er sich krampfhaft mit der Linken am Geländer festklammerte.

„Papa!" rief sie angstvoll, „komm doch, was ist denn mit Doktor Horst?"

Der Geheimrat und Werner stürzten auf die Galerie und konnten den Wankenden gerade noch stützen. Sophie durchfuhr es eiskalt. Was war hier geschehen? Sie zitterte, und ihr Herz schlug zum Zerspringen. „Was ist denn mit ihm, Papa? So sprich doch!"

„Ich weiß doch nicht, Kind, wir wollen ihn hier herlegen."

„Herr Geheimrat," meinte Werner, der sich über Horst gebeugt hatte, „der Herr Doktor hat sich woll 'n büschen verbrannt. Sehen Se mal hier die rechte Hand, die is wie geschmort, ja, das kommt von den verdammtichen 500 Völter. Na, er wird ja bald wieder aufwachen ..."

Schaudernd sah Sophie auf die Hand, die verbrannte Hand, die noch immer die Zange hielt. Blitzschnell jagten sich die Gedanken in ihrem Kopf. Das hatte der Mann getan, den sie bisher so mißachtet hatte! Hätte er nicht so entschlossen gehandelt, dann wäre ihre Mutter — — Gott, das Unglück! Das war ja gar nicht auszudenken.

Welch einem furchtbaren Schicksal waren sie eben entronnen! Und wer hatte sie davor bewahrt? Wer war der Retter — —? Und eine unsagbare Dankbarkeit erfüllte ihr Herz. Unbekümmert um alle andern, die in der Nähe standen, kniete sie neben Eberhardt, und als er die Augen aufschlug und sie ansah, nahm sie seine Linke in ihre beiden Hände und flüsterte ihm zu: „Ich danke Ihnen, Eberhardt."

# Neue Moden für den Winter.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von E. Schneider und H. Manuel.

Die diesjährige Wintermode steht jetzt endgültig fest, wenn „fest" eine Bezeichnung ist, die für diese kapriziöse Dame in Frage kommt. Bekanntlich ist es der Stolz von Frau Mode, immer wieder durch Ueberraschungen zu erfreuen. Man kann ruhig sagen „erfreuen", denn würde sie sich gleich bleiben oder zur Monotonie neigen, würde sie keineswegs ihre absolute Herrschaft über die Damen behalten. Und ob eine Republik in dem Reich der Toilettenkunst nicht eine größere Verwirrung anrichtete als der strengste Despotismus, ist eine leicht entscheidbare Frage. Man denke nur an die Zeit der Eigenkleider, in der unzählige Unberufene ihren Geschmack austobten. Bei den vielen Modemöglichkeiten ist es für jede Dame leicht, das herauszufinden, was für sie passend erscheint. Für jede Zeit und Gelegenheit ist vorgesorgt.





Phot. Manuel.

**1. Gesellschaftsmantel** aus einem gestickten japanischen Schal.

Phot. Manuel.

**2. Kleine Toque aus Brokat** mit Pleureusen in rotem Ton.



Phot. Manuel.

**3. Abendmantel** aus maisfarbener Damastseide.



Phot. E. Schneider.

**4. Besuchskleid aus sealbraunem Satin mit Skunksbesatz.**

Ein Teekleid, das sich auch sehr gut zu Besuchen und Empfängen eignet, ist aus sealbraunem Satin feutré gearbeitet (Abb. 4). Die halblange Jacke hat ein hochgestelltes Frackfasson und dazu eine Garnitur von kleinen Seidenknöpfchen. Der Rock ist der diesjährigen Mode zufolge am Ansatz mit Skunks umsäumt. Dazu wird eine hohe Mütze aus Skunks getragen, aus der ein breites Bandeau aus lichtem Brokat hervorschaut. Seitlich wehen zwei goldfarbene Pleureusen an der feschen Kopfbedeckung. Um den Anzug vollständig zu machen, gehört dazu ein riesiger Taschenmuff und eine im Rücken gekreuzte Stola aus Skunks.

Der Gesellschaftsmantel ist ein Gebiet, auf dem sich Frau Mode am nachdrücklichsten auslebt, und auf dem sie ihrer Verschwendungsucht sorglos die Zügel schießen läßt. Zu diesem tatsächlich vielfach sehr phantastischen Garderobenstück kommt ihr das farbenprächtige, reichgestickte japanische Tuch sehr gelegen (Abb. 1). Die weiche



Phot. E. Schneider.

**5. Dreiviertellange Persianerjacke.**
Großer schwarzer Samthut mit weißen Reihern.



Phot. E. Schneider.

6. **Neue Wintermoden: Langer schwarzer Samtmantel mit Pelzbesatz.**

Seide beugt sich leicht und willig jeder Form, und die graziöse Zier der langgeknüpften Seidenfransen bildet einen unvergleichlichen Abschluß. Eleganter und anspruchsvoller wirkt der Mantel aus maisfarbener Damastseide (Abb. 3), über dessen Rücken und vordere Bahnen sich ein Netz aus Goldfäden spannt, das durch Stickereien aus Goldfäden und Seide gehalten ist. Um die Aermel legt sich gezogener maisfarbener Velourchiffon, der auch den Abschluß des Mantels bildet. Goldene Passementerien geben ihm ein noch reicheres Aussehen. Nichts jedoch erreicht die vornehme Eleganz des Pelzes, wie sie der unvergleichliche Mantel aus Hermelin illustriert (Abb. 7). Er fällt lose und weit, um den runden Volant sind die schmalen Tierchen mit ihren Köpfchen und schwarzen Schwänzchen als Verzierung arrangiert, sie liegen auf den viereckigen Aermelaufschlägen und dem breiten Schalkragen und heben sich diskret von dem weißen, weichen Grund ab. Auch für den Straßenanzug ist Pelz in seiner sicheren Vornehmheit sehr beliebt. Immer wieder begegnen wir dem langen, mit Pelz besetzten Mantel (Abb. 6) wie der Pelzjacke, die jedoch auffallende



Phot. E. Schneider.

7. **Langer Hermelinmantel mit Aermelaufschlägen und breitem Schalkragen.**



Phot. E. Schneider.

8. **Astrachanjacke mit Chinchilla,**
Kleine schwarze Samtglocke mit grauschattierten Pleureusen.

Effekte ablehnen und ihren Wert in dem exquisitesten Material und seiner sachgemäßen und tadellosen Verarbeitung suchen. Die Form ändert sich im allgemeinen nicht wesentlich. Augenblicklich ist die dreiviertellange Jacke sehr beliebt, wie die Persianerjacke zeigt (Abb. 5). Sie hat einen einfachen Umlegekragen und mittelgroße Revers. Die Eleganz dieses Anzugs wird durch den großrandigen Samthut mit den weißen Reihern geschmackvoll unterstützt. Etwas komplizierter gearbeitet ist die Jacke aus Astrachan (Abb. 8). Vorn ist die Jacke kimonoartig ausgeschnitten. Der Chinchillakragen folgt dieser Linie nicht, sondern fällt gerade herab. Die kleine schwarze Samtglocke trägt grauschattierte Pleureusen. Einfach und kleidsam ist auch die Toque aus Brokat in Weinrot und Gold (Abb. 2), die mit Pleureusen in rotem Ton garniert ist. D. A.

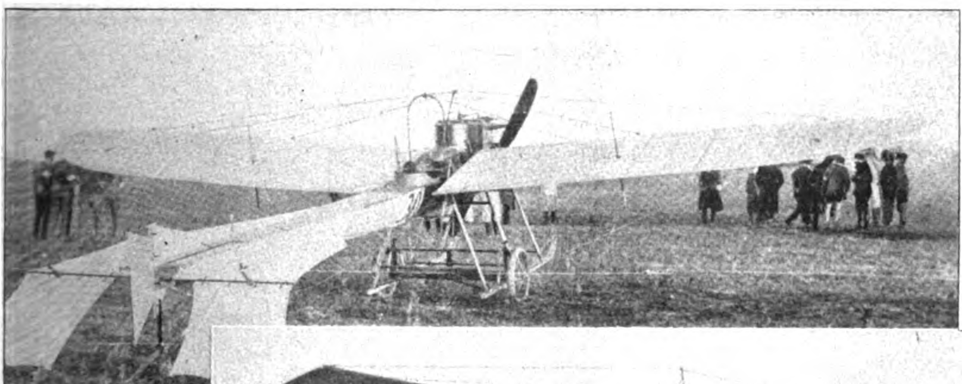


# Die Flugwoche.

Die Erfolge der deutschen Flugzeugerbauer und Flieger sind in den letzten zwei Monaten sehr erheblich gewesen. Die verflossene nationale Flugwoche gibt begründete Hoffnungen, daß wir bald den gewaltigen Vorsprung anderer Länder einholen werden. Dabei dürfen wir uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es vornehmlich von fremden Erfindern geschaffene Apparate sind, die die größten Erfolge erzielt haben. Die Hauptsache bleibt, daß fast alle die Maschinen in Deutschland erbaut und von deutschen Fliegern gesteuert worden sind, sowie die Tatsache, daß unsere Konstrukteure wesentliche Verbesserungen für die fremden Typen erdacht haben. Der kleine Blériot-Apparat, von Wienczïers geführt, hatte von vornherein die größte Aussicht, den Höhenpreis davonzutragen, da er bei großer Leichtigkeit über einen äußerst starken 50-P.S. Gnôme-Motor verfügt. Mühelos ist denn auch der Schlesier bis auf eine Höhe von 1560 Meter gestiegen, wobei das Fahrzeug völlig den Blicken der Zuschauer entschwunden war; ein Beweis, wie schwierig es im Krieg sein wird, solche kleinen Luftfahrzeuge herabzuschießen. Doch nichts ist vollkommen auf der Erde! Das leichte Fahrzeug hat auch seine Nachteile. Bei Maschine an einem Flügelende derart verletzt wurde, daß sie für den betreffenden Tag außer Gefecht gesetzt war. Auch die Landungen sind nicht ganz leicht, weil das Fahrzeug mit dem starken Motor eine zu große Bremsstrecke hat. Der Münchner Lindpaintner hat auf seinem Sommer-Doppeldecker den großen, 25 000 Mark betragenden Preis des Kriegsministeriums errungen, was er nicht zum wenigsten dem sicher funktionierenden Motor zu verdanken hat. Lindpaintner sowohl wie Jeannin zogen fast täglich stundenlang in sicheren Flügen ihre Kreise durch die Luft; häufig in weiter Ferne fast den Blicken der Zuschauer verschwindend. Ihre Leistungen haben bewiesen, daß es zum mindesten noch verfrüht ist, das alleinige Heil in den Eindeckern zu suchen. Daß auch die Wrightmaschinen sehr wohl die Konkurrenz der neueren Typen auszuhalten vermögen, hat Thelen bei

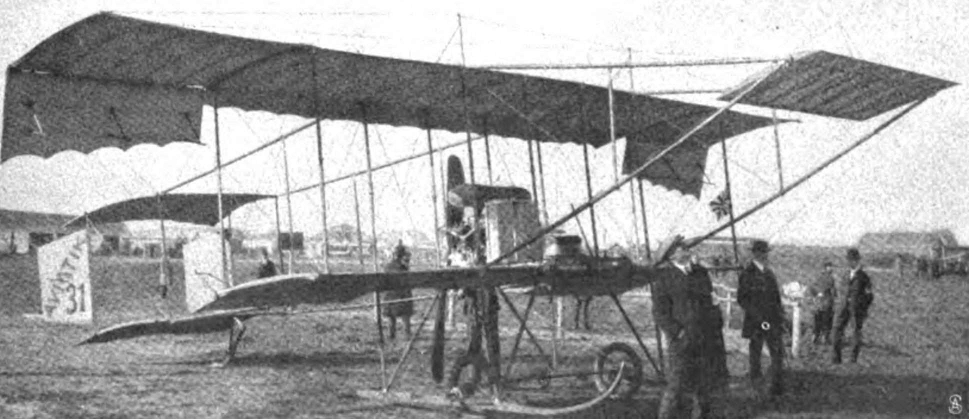


Der Etrich-Eindecker „Taube" am Start. Oben: Illner im Flug auf der „Taube".



Lindpaintners Eindecker „Libelle".

der Anfahrt mußte mit der größten Sorgfalt verfahren werden, damit die Maschine schnell in die Luft kam; einmal fuhr denn auch der Führer infolge ungeschickten Haltens beim Anrollen gegen eine Zuschauerbarriere, wobei die



Der Doppeldecker Jeannins.


Der 18jährige Aviatiker Hanuschke mit seinem selbstkonstruierten Apparat.

bewiesen hat — es sei daran erinnert, daß er nach Beendigung der für den „Berliner Lokal-Anzeiger" über dem Tempelhofer Feld von Orville Wright durchgeführten Flugvorführungen selbst schon in einer Wrightmaschine geflogen ist — wohnte am letzten Tag mit der Kronprinzessin dem Meeting bei und beobachtete über eine Stunde lang die prächtigen Flüge. Wiencziers ließ der Kronprinz als Anerkennung für den wohlgelungenen Höhenflug und die große Geschicklichkeit, mit der dieser den kleinen Apparat meisterte, durch Verfasser eine Busennadel überreichen. Die zahlreichen Offiziere mit dem Kriegsminister, dem Inspekteur der Verkehrstruppen an der Spitze bewiesen, daß sich zurzeit das Militär davon überzeugt hat, welch hohe Bedeutung der Flugsport auch für das Heer gewinnen kann, und daß man sich nunmehr von einseitigen abfälligen Beurteilungen nicht mehr beeinflussen läßt. Der Erfolg spricht eben für sich!

*Hauptmann a. D. Hildebrandt.*

seinen vielen, in recht böigen Winden durchgeführten Flügen bewiesen. Am 13. Oktober war er sogar der einzige, der sich schließlich gegen einen im Mittel mit 12 m/Sek. festgestellten, bei Stößen sogar mit 16 m/Sek. gemessenen Wind mit einer Dame, Frau Direktor Woerner, in der Luft zu halten vermochte. Der zierliche Eindecker Lindpaintners, „Libelle" genannt, hat vorläufig die auf ihn gesetzten Erwartungen noch nicht erfüllt.

Wiencziers startet auf seinem Blériot-Eindecker zum kürzesten Anlauf.

Das größte Gefallen erregte namentlich bei den Zuschauern der in den letzten Tagen außer Konkurrenz fliegende Eindecker des Oesterreichers Etrich, der den Bau seiner Type in Deutschland der Luftfahrzeugfabrik Rumpler übertragen hat. Die „Taube" wurde durch den Werkmeister Etrichs, Illner, gesteuert, der schon in Oesterreich ganz hervorragende Ueberlandflüge, so zuletzt die Fahrt Wien—Horn und zurück — 160 km — ausgeführt hat. Diese Maschine sah wie ein leibhaftiger Vogel aus, sie entzückte alle durch ihre wunderbare Form, während das kritische Auge des Fachmannes die große Stabilität bewunderte, die die „Taube" namentlich in engen Kurven beweisen konnte. Das Vertrauen des Führers in sein Fahrzeug ging so weit, daß er dem Verfasser dieser Zeilen bei einem Mitflug bewies, wie er auch in der Kurve beide Hände loszulassen vermochte; ohne Betätigung der Verwindung stabilisierte sich die Maschine von selbst. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß man nunmehr für Deutschland auch diesen Apparat gewonnen hat.

Die Albatros-Doppeldecker wurden ebenfalls durch den Militärfliegerlehrer Brunnhuber in ausgezeichneter Weise, meist mit Fahrgästen, Herren und Damen, vorgeführt. Die Eindecker von Grade, Dorner, Schulze-Herford mit seinem erst achtzehnjährigen Konstrukteur Hanuschke konnten zwar nicht gegen ihre großen und bewährten Brüder erfolgreich ankämpfen, lassen aber das Beste für die Zukunft hoffen. Ohne irgendeine Verletzung von Personen ist die Flugwoche harmonisch verlaufen, auch wurde nur wenig „Kleinholz", wie der Fachausdruck für Beschädigungen der Maschinen sagt, gemacht. Der Kronprinz, der für die Luftschiffahrt, insbesondere auch für das Flugwesen stets hohes Interesse

# Bilder aus aller Welt.

Zwei jugendliche Pianistinnen Elsa und Cecilia Satz machen sowohl in Deutschland wie England durch ihre Vortragskunst von sich reden. Die beiden Schwestern stehen wohl am Beginn einer erfolgreichen Künstlerlaufbahn.

Vor kurzem vollendete der nunmehr 70jährige Schlachtenmaler Professor Louis Braun in München sein letztes großes Schlachtenbild aus dem Krieg 1870. Das Gemälde stellt das Kgl. Bayrische 2. Chevaulegerregiment im Granatfeuer vor Sedan dar. Das Gemälde ist für das Offizierkasino des 2. Chevaulegerregiments in Regensburg bestimmt.

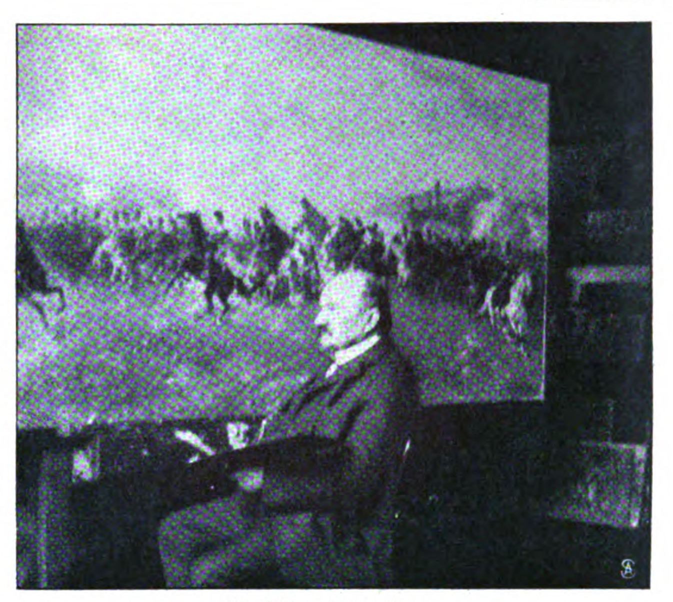
In Diez in Nassau wurde der künstlerisch ganz hervorragende Sarkophag der Fürstin Amalie von Nassau-Diez in der Stiftskirche zu Diez neu enthüllt, nachdem er einer gelungenen Restauration auf Anregung des Vereins für nassauische Altertumskunde unterzogen worden war. Dieser Sarkophag ist ein Werk des Bildhauers Joseph Betz aus dem Jahr 1726.

In Brünn wurde vor kurzem ein Denkmal für den berühmten Naturforscher Prälaten Gregor Mendel, der 1884 starb, enthüllt. Das vornehme, aus Marmor hergestellte Denkmal ist eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Theodor Charlemont.

Eine Urenkelin Andreas Hofers Frl. Maggy Pausen hat sich der Bühne gewidmet und wurde jetzt für das Hoftheater in Hannover auf zwei Jahre verpflichtet.



**Elsa und Cecilia Satz,**
zwei erfolgreiche Pianistinnen.



**Professor Louis Braun**
bei der Vollendung seines letzten großen Schlachtenbildes von 1870: „Sedan“.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Morsbach, Lehrer der englischen Philologie in Göttingen, geht als Austauschprofessor nach Chikago.

Vor kurzer Zeit wurde das neuerbaute Deutsche Stadttheater in Reval seiner Bestimmung übergeben. Reval beherbergt etwa 25000 Deutsche, so daß das deutsche Element dort eine ganz bedeutende Rolle spielt. Es erscheint daher sehr begreiflich, daß sich das Bedürfnis nach einem deutschen Theater geltend machte. Nach achtjähriger emsiger Sammelarbeit ist es gelungen, die Mittel für diesen schönen Neubau zusammenzubringen. Bereits früher bestand




Phot. C. Bender.
**Sarkophag der Fürstin Amalie von Nassau Diez,**
in der Stiftskirche zu Diez.




**Das in Brünn enthüllte Denkmal**
für den Naturforscher Gregor Mendel.

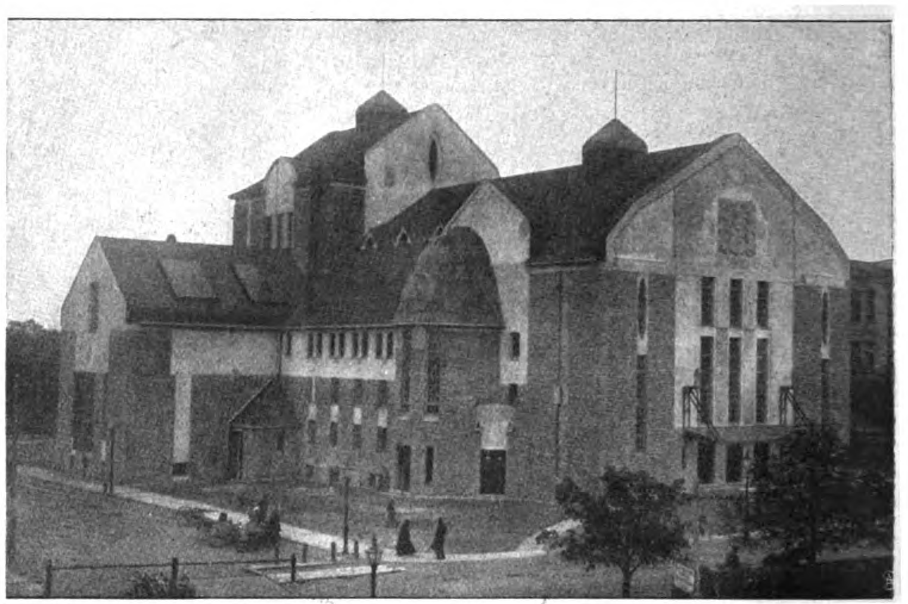




**Maggy Pausen,**
Urenkelin Andreas Hofers, wurde an das Hoftheater in Hannover engagiert.



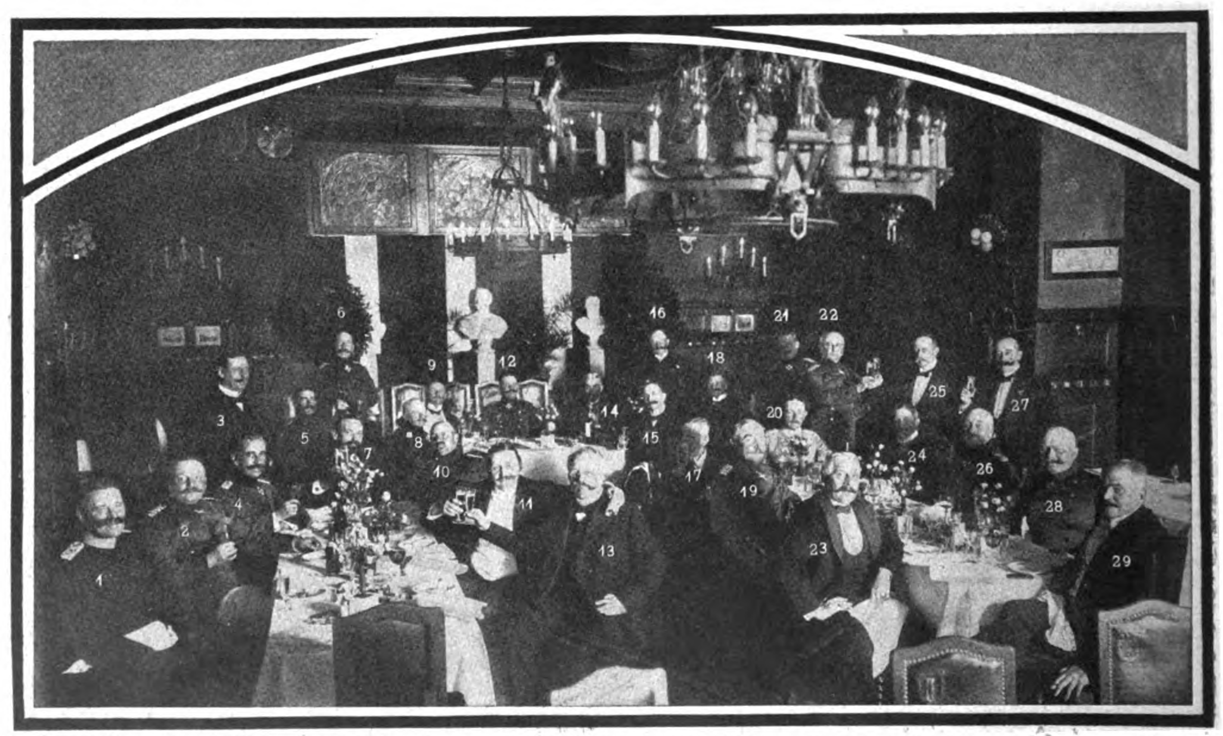
**Prof. Dr. L. Morsbach,**
Göttingen, geht als Austauschprofessor nach Chikago.



**Das neue Deutsche Theater in Reval.**

ein deutsches Theater in Reval, jedoch war es nur ein einfaches Gebäude, das niederbrannte. Das gleiche Schicksal ereilte bei der letzten Revolution das hölzerne Interimstheater. Es ist in erster Linie den Bemühungen des Revaler Theatervereins zu danken, daß der deutschen Kunst eine würdige Heimstätte geschaffen wurde. Zwei russische Architekten Bubyr und Wassiljew sind die Schöpfer des prächtigen Monumentalbaus. Die Einweihung gestaltete sich zu einer würdigen Feier, an der auch die nichtdeutsche Bevölkerung regen Anteil nahm.

Gelegentlich der 100jährigen Jubelfeier der Berliner Kriegsakademie vereinigten sich die vor 25 Jahren zu dieser Bildungsanstalt kommandierten Offiziere zu einem erinnerungsfrohen Fest.



**Zum Jubiläum der Berliner Kriegsakademie: Das Festessen der vor 25 Jahren zur Kriegsakademie einberufenen Offiziere.**

1. Oberst von Maibom. 2. Generalmajor v. Beckedorff. 3. Major z. D. Grimsehl. 4. Oberst Kleyenstüber. 5. Oberst Fuchs. 6. Generalmajor Staabs. 7. Major a. D. Frhr. v. d. Osten-Sacken. 8. Oberst Frhr. von Humboldt-Dachroeden. 9. Gutsbesitzer von Schack. 10. Oberst Neff. 11. Oberstleutnant a. D. Rahm. 12. Generalmajor v. Zitzewitz. 13. Oberst z. D. Rosencrantz. 14. Major z. D. Frhr. v. Ende. 15. Hauptmann a. D. Steffens. 16. Oberstleutnant Dietz von Bayer. 17. Oberst z. D. Hellwig 18. Oberst z. D. von Wasielewski. 19. Generalmajor Goetz von Olenhusen. 20. Oberst Frhr. Leuckardt von Weißdorf. 21. Oberst Steinmetz. 22. Generalmajor Frhr. von Lindemann. 23. Major z. D. von Webern. 24. Major z D. Kaul. 25. Rittmeister a. D. von Burgsdorff. 26. Generalmajor von Pappritz. 27. Hauptmann a. D. Grolig 28. Generalmajor von Carlowitz. 29. Graf von Franken-Sierstorpff.

**Schluß des redaktionellen Teils.**



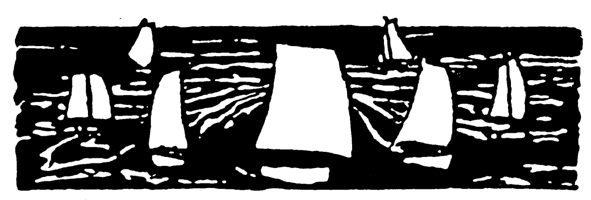
DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 12. November 1910. 12. Jahrgang.

# Inhalt der Nummer 46.

Seite





# Die sieben Tage der Woche.

## 3. November.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin treffen in Genua ein, wo sie sich an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig" begeben.

In Frankreich bildet der Ministerpräsident Briand ein neues Kabinett, dem Millerand und Viviani nicht angehören.

In Südwales begehen die streikenden Grubenarbeiter grobe Ausschreitungen; es kommt zu blutigen Zusammenstößen zwischen Ausständigen und Arbeitswilligen.

## 4. November.

Zar Nikolaus II. trifft zum Besuch des Kaisers in Potsdam ein, der ihn auf der Station Wildpark empfängt.

In siebzehn deutschen Universitätstädten werden Studentenversammlungen zugunsten einer Reform des akademischen Disziplinarrechts abgehalten.

In Kapstadt wird das Parlament der Südafrikanischen Union feierlich eröffnet.

Ein in Peking veröffentlichtes kaiserliches Dekret setzt die Einberufung des chinesischen Parlaments schon für 1913 statt für 1917 an.

## 5. November.

Die badische Regierung gestattet mit Zustimmung des Reichskanzlers eine beschränkte Einfuhr von Rindern und Schweinen nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg zur sofortigen Abschlachtung.

Der russische Kaiser kehrt von Potsdam nach Wolfsgarten in Hessen zurück.

## 6. November.

Der Kronprinz Gustav Adolf von Schweden trifft mit seiner Familie zum Besuch des Kaiserpaares in Potsdam ein.

Aus Abescher in Französisch-Zentralafrika kommen Nachrichten über einen Aufstand, bei dem zahlreiche Stationen überfallen und die Besatzungen ermordet werden.

Der Fünfmaster „Preußen", das größte deutsche Segelschiff, strandet nach einem Zusammenstoß mit dem englischen Passagierdampfer „Brighton" auf den Klippen von Dover.

## 7. November.

Durch eine Proklamation des Königs von England wird seine Krönung auf den 22. Juni nächsten Jahres anberaumt.

## 8. November.

Bei der Rekrutenvereidigung in Potsdam ermahnt der Kaiser die jungen Soldaten in einer Ansprache, stets Gottesfurcht und Selbstzucht zu üben.

Das Kronprinzenpaar trifft auf seiner Asienreise an Bord des „Prinz Ludwig" in Port Said ein.

In dem Prozeß gegen die „Wahrheit" wegen Erpressung werden der Herausgeber Wilhelm Bruhn und seine Mitangeklagten freigesprochen.

König Albert eröffnet das belgische Parlament mit einer Thronrede, deren Verlesung die Sozialdemokraten mit lärmenden Kundgebungen für das allgemeine Stimmrecht und die Auflösung der Deputiertenkammer begleiten.

## 9. November.

Die Staats-, Gouverneurs- und Kongreßwahlen in Amerika ergeben in der Mehrzahl der Staaten einen Sieg der Demokraten, die im Repräsentantenhaus die Mehrheit erhalten.

# Zur Kaiserlichen Botschaft vom 11. Oktober.

## Begründung von Forschungsinstituten.

Von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. D. Adolf Harnack.

In der großen und bedeutungsvollen Rede Seiner Majestät des Kaisers beim Jubiläum der Berliner Universität hat der Allerhöchste Herr Gedanken Ausdruck verliehen, die bei allen Hörern begeisterten Widerhall geweckt haben. Vor allem der Hinweis auf den weiteren Ausbau unserer wissenschaftlichen Einrichtungen durch Gründung selbständiger naturwissenschaftlicher Forschungsinstitute, die in lebendiger Fühlung mit den wissenschaftlichen Akademien und den Hochschulen stehen sollen, hat die größte Beachtung gefunden und wird mit Recht als ein Markstein für die zukünftige Entwicklung der Wissenschaft in unserem Vaterland beurteilt. Es wird daher weitesten Kreisen von Interesse sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Die nachfolgenden Erwägungen, die im Austausch mit hervorragenden Naturforschern, wie Emil Fischer und August Wassermann, entstanden sind und namentlich dem letzteren viel tatsächliches Material verdanken, geben Gedanken wieder, von denen ich annehmen darf, daß sie im wesentlichen jenen entsprechen, auf denen die Allerhöchste Kundgebung sich gründete.

1.

Die heutige Organisation der Wissenschaft und des höheren Unterrichts in Preußen beruht auf den Gedanken und Grundsätzen Wilhelm von Humboldts. Diese von dem höchsten Idealismus und von dem sichersten Verständnis für das Notwendige und Praktische zugleich getragen, wurden vor hundert Jahren in der schwersten Zeit des Staates durchgeführt. Sie haben, von Preußen auf ganz Deutschland einwirkend, unser Vaterland in seinem wissenschaftlichen Ansehen an die Spitze aller Kulturnationen gerückt.





Zwei Hauptsätze liegen der Organisation zugrunde; sie haben sich während eines Jahrhunderts bewährt und müssen daher auch heute noch in Kraft bleiben:

1. Forschung und Unterricht müssen aufs engste verbunden sein,

2. der vollständige und sichere Betrieb der Wissenschaften bedarf Akademien, Universitäten und relativ selbständiger Forschungsinstitute (Humboldt nannte sie „Hilfsinstitute"). „Die letzteren" — schreibt er in einer Denkschrift von 1809/10 — „müssen abgesondert zwischen Akademie und Wissenschaft stehen; allein beide müssen, unter gewissen Modifikationen, nicht bloß die Benutzung, sondern auch die Kontrolle über die Hilfsinstitute haben. Akademie, Universität und Hilfsinstitute sind drei integrierende Teile der wissenschaftlichen Gesamtanstalt unter Leitung und Oberaufsicht des Staates."

Warum hielt Humboldt neben den Akademien und Universitäten besondere wissenschaftliche „Hilfsinstitute" für notwendig? Weil er erkannte, daß die gebotene segensreiche Verbindung von Forschung und Unterricht einer Ergänzung bedürfe, sollte schließlich nicht die Forschung doch Schaden leiden. Denn es werden auf den Universitäten die Bedürfnisse der Lehre und des Unterrichts stets im Vordergrund stehen; ihnen werden die Universitätslaboratorien und -institute in erster Linie dienen, und die Zeit des Professors wird zum größeren Teil von ihnen ausschließlich in Anspruch genommen sein. Aber es gab schon zu Humboldts Zeit wissenschaftliche Aufgaben, die nur erledigt werden konnten, wenn sich ihnen der Forschende, unterstützt von einem Stab von Gelehrten, Jahre hindurch ausschließlich zu widmen vermochte, und es gab schon damals tastende Forschungen, die für den Unterricht noch gar nicht fruchtbar gemacht werden konnten. Deshalb verlangte Humboldt wissenschaftliche Forschungsinstitute.

Aber am Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Bedürfnis nach solchen „Hilfsinstituten" noch gering. Nur der Botanische Garten, die Sternwarte und die Königliche Bibliothek lagen in Humboldts Gesichtskreis. Um so bewunderungswürdiger ist sein prophetischer Blick, der vorauseilend bereits eine ganze Gruppe von solchen Forschungsinstituten ins Auge gefaßt hat.

2.

Wie ist nun die Entwicklung fortgeschritten? Die Akademien und Universitäten haben ein Jahrhundert lang im Geist Humboldts gearbeitet, und es wird ihnen bezeugt, daß sie den Aufgaben wesentlich entsprochen haben, die ihnen gestellt waren. Die technischen Hochschulen traten ihnen für die hochgesteigerten naturwissenschaftlich-technischen Aufgaben zur Seite und sind in den Grundzügen nach dem Muster der Universitäten organisiert worden. Endlich sind auch einige neue „Hilfsinstitute" geschaffen worden, so das Meteorologische, das Astrophysikalische, das Geodätische Institut sowie die Physikalisch-technische Reichsanstalt (die Aufgaben und Zwecke der letzteren sind jedoch nicht rein wissenschaftliche).

Dennoch steht heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, die deutsche Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, in einer Notlage, die nicht vertuscht werden darf. Zwar ist es eine Uebertreibung, wenn jüngst von einem Hochschullehrer rund behauptet worden ist, die deutsche Wissenschaft sei bereits (namentlich von der amerikanischen) überflügelt, und ihre Universitäten ständen nicht mehr an der Spitze; wahr aber ist, daß die deutsche Wissenschaft auf wichtigen Linien der Naturforschung hinter der anderer Länder zurückzubleiben beginnt oder in Gefahr steht.

Diese Tatsache ist national-politisch und wirtschaftlich sehr bedenklich. National-politisch ist sie bedenklich, weil, anders als früher, heutzutage bei dem außerordentlich gesteigerten Nationalgefühl jedem wissenschaftlichen Forschungsergebnis ein nationaler Stempel aufgedrückt wird. Man liest heute in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen von deutschen, französischen, amerikanischen Forschungsergebnissen bzw. Forschern, was früher in diesem Maße nicht der Fall war. Die Völker legen Wert darauf, jedem neuen Wissensfortschritt gleichsam das Ursprungzeugnis mit auf den Weg zu geben. Sie werden dabei in früher nie geübter Weise von ihrer Tagespresse unterstützt, in wohl erwogener Absicht. Wissen sie doch, daß nichts so sehr geeignet ist, für ein Volk auf der ganzen Welt zu werben und es als den führenden Kulturträger erscheinen zu lassen als die Erweiterung des menschlichen Wissens und die Erschließung neuer Quellen für die Arbeit und Gesundheit der gegenwärtigen und künftigen Generationen. Deshalb hat die Führung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften nicht mehr nur einen ideellen, sondern sie hat auch einen eminenten nationalen und politischen Wert. Daß sich an diesen auch ein wirtschaftlicher anschließt, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Eine Täuschung ist aber zurzeit nicht mehr möglich. Nicht nur unsere Führung — das wäre noch zu ertragen — sondern auch unsere Konkurrenzfähigkeit auf wichtigen Linien der Naturforschung ist bedroht.

Wodurch ist diese ernste Lage herbeigeführt? Diese Frage nach allen Seiten hier zu erörtern, würde zu weit führen. Es genügt aber, auf ein entscheidendes Versäumnis hinzuweisen, das durch energische Anstrengung beseitigt werden muß und sicher beseitigt werden kann: Die Errichtung von Forschungsinstituten, wie sie einem Humboldt als dritter Faktor in der wissenschaftlichen Gesamtanstalt vorschwebten, hat in Preußen und Deutschland nicht Schritt gehalten mit der großen Entwicklung der Wissenschaft.

Seit einem Menschenalter hat sich die Naturwissenschaft fächerförmig ausgebreitet; zahlreiche neue Disziplinen, zum Teil von der Technik gefordert, zum Teil ihr vorauseilend, sind entstanden, zugleich aber sind Methoden der Massenbeobachtung, der Vergleichung und der Feinheit der Untersuchung gefunden worden, die es ermöglichen, eine Fülle neuer Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Ganze Disziplinen gibt es heute, die in den Rahmen der Hochschule überhaupt nicht mehr hineinpassen, teils weil sie so große maschinelle und instrumentelle Einrichtungen verlangen, daß kein Universitätsinstitut sie leisten kann, teils weil sie sich mit Problemen beschäftigen, die für die Studierenden viel zu hoch sind und nur jungen Gelehrten vorgetragen werden können.

Dies gilt z. B. von der Lehre von den Elementen und von den Atomgewichten, wie sie sich gegenwärtig ausgebildet hat. Sie ist eine Wissenschaft für sich; jeder Fortschritt auf diesem Gebiet ist von der größten Tragweite für das Gesamtgebiet der Chemie; aber im Rahmen der Hochschule kann diese Disziplin nicht mehr untergebracht werden, sie verlangt eigene Laboratorien.

Ferner, die organische Chemie, deren Führung bis vor noch nicht langer Zeit unbestritten in den chemischen Laboratorien der deutschen Hochschulen lag, ist



heute von da zu einem beträchtlichen Teil in die großen Laboratorien der Fabriken abgewandert. Damit ist diese ganze Forschungsrichtung für die reine Wissenschaft zwar keineswegs ganz verloren, aber doch sehr verengt; denn die Fabriken setzen die Forschungen in der Regel nur so weit fort, als sie praktische Resultate versprechen, und sie behalten diese Resultate als Geheimnisse oder legen sie unter Patent.

Die reine Wissenschaft ist aber auch im Interesse der Industrie — und sie ist sich dessen wohl bewußt — durchaus notwendig; denn sie bringt ihr die größten Förderungen durch die Erschließung wirklich neuer Gebiete. Es sei an die Entdeckung der Konstitution des Indigo durch Baeyer erinnert, und hat nicht Faradays rein theoretische Entdeckung die heutige Dynamomaschine und damit die heutige Elektrizitätsindustrie geschaffen, haben nicht Hertzs rein wissenschaftliche Untersuchungen über die Fortpflanzung der elektrischen Wellen zur drahtlosen Telegraphie geführt? Humboldts Wort: „Die Wissenschaft gießt oft dann ihren reichsten Segen über das Leben aus, wenn sie sich von demselben gleichsam zu entfernen scheint", bewährt sich fort und fort. Aber dann muß auch die Möglichkeit geboten sein, die reine Wissenschaft zu pflegen; es müssen daher neue Forschungsstätten für Chemie und Physik geschaffen werden.

Die Arbeitslaboratorien und die Kräfte unserer Universitäten und technischen Hochschulen genügen heutzutage um so weniger, als die Anforderungen, „Uebungen" mit den Studierenden zu halten und den Schwerpunkt des Unterrichts auf sie zu legen, mit Recht immer größere werden und alles in Beschlag zu nehmen drohen.

Aber nicht minder dringend ist das Bedürfnis, den biologischen Wissenschaften Raum und Licht und Mittel zu gewähren, deren Bedeutung in schneller Progression eine immer größere wird. Hier kommt sowohl die rückschauende Biologie, die Paläontologie, als auch die vergleichende Physiologie der Pflanzen und Tiere in Betracht. Beide können im Rahmen der Hochschulen nicht wohl gepflegt werden.

Aber darüber hinaus melden sich jene jungen Forschungszweige gebieterisch an, die das praktisch wichtigste Gebiet der Biologie darstellen — die mikrobiologischen Forschungen. Zu ihnen gehört auch die Wissenschaft, die sich mit der Ergründung der exakten Krankheitserkennung und Krankheitsheilung, d. h. der experimentellen Diagnostik und Therapie, beschäftigt. Auch diese Disziplin eignet sich ihrem ganzen Wesen nach mindestens zurzeit nicht für den Rahmen unserer heutigen Hochschulinstitute. Auf diesem Gebiet aber überflügelt zu werden, bedeutet eine durch nichts zu ersetzende Herabminderung unserer wissenschaftlichen Stellung und Wertschätzung bei den übrigen Völkern. Denn nichts wird höher eingeschätzt als neue Methoden, neue wissenschaftliche Funde, die geeignet sind, Krankheiten zu verhüten bzw. in Heilung überzuführen. Und gerade nach dieser Hinsicht droht uns am meisten Gefahr. Diese neu erstandenen Wissensgebiete, die mit ihren überraschenden Entdeckungen sowohl eine sichere Diagnostik der Erkrankungen gestatten als auch die Herstellung von Heilstoffen auf chemisch-biologischem Weg lehren, die im erkrankten Organismus die Ursache der Krankheit zerstören, sind heute der wichtigste Forschungsgegenstand für die Volksgesundheit und beherrschen deshalb die moderne Medizin. Sie können aber mit ihren verschiedenen Zweigen, der Chemotherapie und Immunotherapie, nur in speziellen Forschungsinstituten fortentwickelt werden.

3.

Was tut diesen neuen Bedürfnissen der Wissenschaft gegenüber das Ausland? Nun — die großen andern Kulturnationen haben die Zeichen der Zeit erkannt, und sie haben in den letzten Jahren ungeheure Aufwendungen für die Förderung der naturwissenschaftlichen Forschung gemacht. In der Ueberzeugung, daß Universitätslaboratorien nicht ausreichen und der Unterrichtzweck mindestens zunächst zurücktreten muß, ist man im Ausland dazu übergegangen, besondere große Forschungsinstitute zu errichten, die frei von jeder Verpflichtung zum Unterricht sind und nur der Ergründung neuer Tatsachen dienen sollen. Diese Institute stellen heute in dem Ringen, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und in dem Kampf um den Vorrang in der naturwissenschaftlichen Forschung mächtige große Kampfeseinheiten dar.

Eine Anzahl Beispiele möge die Lage in dieser Hinsicht beleuchten. So besitzt England in der staatlichen, aber auch durch private Zuschüsse unterstützten Forschungsstätte, der Lord Ramsay vorsteht, eine Institution, in der ausschließlich die rein wissenschaftliche Seite der anorganischen Chemie, besonders die Lehre von den Elementen, durchstudiert wird, und aus der in den letzten Jahren große Forschungsergebnisse, so die Entdeckung neuer Elemente in der Luft, des Neon, Krypton, Argon und Heliums, hervorgegangen sind. Auch die Radiumforschung wird dort in einer bei uns bis heute unausführbaren Weise gepflegt. Amerika besitzt in dem unter der Leitung von Richards stehenden Institut eine Forschungsstätte, in der fast ausschließlich über die Probleme der Atomgewichte gearbeitet wird. Die Ergebnisse dieses Instituts sind für die gesamte Welt maßgebend geworden. Schweden hat in jüngster Zeit in dem Nobelinstitut, das unter der Leitung von Arrhenius steht, eine Forschungsstätte ersten Ranges für physikalisch-chemische Probleme erhalten, der wir nichts Gleichwertiges an die Seite stellen können. Ebenso besitzt England in der altberühmten Royal Institution of Great Britain und Frankreich im College de France Zentralstellen für naturwissenschaftliche Forschungen. Sie sind solche im exklusiven Sinn; denn der Unterricht wird nicht hier, sondern an anderer Stelle erteilt. In Amerika ist ferner im Lauf der letzten Jahre von Carnegie mit einem Stiftungskapital von 40 Millionen Mark eine Institution gegründet worden zu dem Zweck, um besondere Forschertalente in die Lage zu setzen, frei von jeder Lehrtätigkeit ihre besondere Begabung voll entfalten zu können und ihnen die Mittel zu schaffen, auf dem Gebiet der Naturforschung ihre Untersuchungen anzustellen.

Blicken wir auf die Biologie, so sind in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Kanada allein für Paläontologie 31 Gelehrte angestellt. England hat für diesen Zweck am British Museum 6 Paläontologen tätig, bei uns aber ist die Paläontologie durch einen einzigen Berufsforscher vertreten, der zugleich auch Geologe ist. In Paris sind nur für vergleichende Zoologie und Paläontologie 16 Professoren, für die vergleichende Biologie der Pflanzen 4 Professoren wirksam. Außerordentlich groß ist die Förderung, die die biologischen Wissenschaften in neuester Zeit in den Vereinigten Staaten gefunden haben. Nicht nur der Staat, die Provinzen und Städte, sondern auch be-



sonders das Privatkapital haben ungezählte Millionen dafür aufgebracht.

Die Anstrengungen, die das Ausland zurzeit auf dem Gebiet der medizinischen Naturforschung macht, um den Vorrang zu erringen, sind aber als geradezu beispiellos zu bezeichnen. Beginnen wir mit Frankreich. Dortselbst hat das bereits vorher sehr reiche Institut Pasteur zu Paris in den letzten Wochen den Besitz einer Erbschaft von 20 Millionen Mark angetreten, ein Vermächtnis des verstorbenen Bankiers Osiris. Die Erträgnisse dieses riesigen, einem einzigen Forschungsinstitut gehörigen Kapitals sollen nur verwandt werden, um die medizinische naturwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der experimentellen Therapie zu fördern. Für Unterrichtzwecke darf nichts davon verwendet werden. In Lille ist unter Beihilfe des Staats, der Provinz und besonders des Privatkapitals ein zweites großes, auf das reichste ausgestattetes Forschungsinstitut, das Institut Pasteur zu Lille, entstanden, das ebenfalls nur reinen Forschungs- und keinen Unterrichtzwecken dient. — Hierzu kommen die verschiedenen Instituts Pasteur, die französisches Kapital speziell zum Zweck der Forschung, besonders aber auch zum Zweck der Ausbreitung des französischen Einflusses in seinen Kolonien errichtet, so zwei Institute in Indochina und Madagaskar, je eins im französischen Kongo, in Algier und Tunis. Ja sogar in fremden Ländern, wie in Südamerika und in Belgien, werden die dort bestehenden Instituts Pasteur von Frankreich aus in jeder Hinsicht unterstützt, in der wohl erwogenen Absicht, daß derartige Forschungsinstitute, abgesehen von dem Nutzen, den sie der Wissenschaft bringen, zur Ausbreitung der französischen Nationalkultur und deshalb des französischen Einflusses sehr viel beitragen.

England besitzt in den Thompson Yates Laboratories, im Lister Preventive Institut sowie in dem Liverpooler tropenmedizinischen Institut Forschungstätten, die im Besitz großer, von privater Seite aufgebrachter Mittel sind. Besonders reiche, der reinen wissenschaftlichen Forschung gewidmete Institute errichtete weiterhin England in seinen Kolonien. So in Indien bei Singapore auf der Halbinsel Malakka, ferner das Institut in Muktesar bei Simla und endlich das Kinginstitut bei Madras. Speziell hervorzuheben ist das neugegründete Gordon Memorialinstitut in Khartum im Sudan. Dieses Institut ist vor einigen Jahren errichtet worden. Es steht unter dem Patronat Seiner Majestät des Königs von England, und es gehören ihm die ersten Männer Englands als Präsidenten oder Komiteemitglieder an; unter andern der Feldmarschall Lord Kitchener, der frühere Gouverneur von Aegypten, Earl of Cromer, weiterhin die reichsten Leute Englands, Lord Rothschild, Sir Ernest Cassel u. a. Das Institut besitzt einen eigenen Dampfer, um neben den medizinischen die übrigen biologischen Forschungen auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik durchführen zu können. Dementsprechend sind in ihm Mediziner, Chemiker, Zoologen, Botaniker tätig. — In der neuen Transvaalkolonie verfügt England unter der Leitung von Theiler über ein Institut für das experimentelle Studium der Infektionskrankheiten, das nach Mitteilungen des Direktors Theiler einen Jahresetat von 500 000 Mark für Ausgaben besitzt. Selbst Brasilien hat sich in jüngster Zeit in Rio de Janeiro, angefeuert durch die glänzenden Erfolge, die die moderne experimentelle Forschung durch Ausrottung des Gelbfiebers errungen hatte, ein großes, reich ausgestattetes, medizinisch-naturwissenschaftliches Forschungsinstitut, das Oswaldo-Cruz-Institut, errichtet.

Alles aber wird in den Schatten gestellt durch die Anstrengungen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika seitens des Gesamtstaates, der Einzelstaaten und der Privaten gemacht werden, um die Führung in der naturwissenschaftlichen, besonders aber der medizinischen Forschung in die Hand zu bekommen. So hat John D. Rockefeller im Lauf der letzten Jahre weit über 100 Millionen Mark für medizinische Forschungszwecke in den Vereinigten Staaten ausgegeben. Er unterhält ein eigenes Bureau von Gelehrten, die fortlaufend nur zu überwachen haben, für welche bestimmten Probleme es angezeigt ist, große Geldsummen zur Verfügung zu stellen. Neben seinen Aufwendungen für die wissenschaftlichen medizinischen Institute in Chikago und andern Städten Amerikas hat er in Neuyork ein medizinisches Forschungsinstitut, das Rockefeller-Institut for Medical Research, gegründet und bis heute mit etwa 12 Millionen Mark Kapital ausgestattet. Er führt dieser Schöpfung fortdauernd neue Kapitalien zu. Dieses Institut soll für solche Forscher eine Arbeitstätte darstellen, die eine besondere Begabung auf dem Gebiet der medizinischen Naturforschung an den Tag gelegt haben. Es stehen ihnen die Laboratorien des neuerbauten Instituts mit allen Hilfsmitteln zur freien Verfügung, abgesehen davon, daß sie die nötigen Mittel zu ihrem Lebensunterhalt erhalten.

In Philadelphia hat Henry Phipps ein großes wissenschaftliches Forschungsinstitut, speziell für die experimentelle Erforschung der Infektionskrankheiten, insonderheit der Tuberkulose, errichtet und auf das reichste ausgestattet. Aber auch die amerikanische Regierung macht in den letzten Jahren bedeutende Anstrengungen. So ist ihrerseits in Manila ein großes biologisches Forschungsinstitut, das Philippine Bureau of Sciences, geschaffen worden. Es hat die gesamte Biologie, Zoologie und Botanik und insbesondere die experimentelle Medizin zu bearbeiten. Auch wichtigste soziale Probleme, wie z. B. physiologische Untersuchungen über die geeignetste Ernährung der arbeitenden Bevölkerung, werden in diesen Instituten ausgeführt.

Alle diese genannten Institute sind so dotiert, daß sie ihre Forschungsergebnisse in eigenen, vortrefflich ausgestatteten Zeitschriften der wissenschaftlichen Welt mitteilen, um damit stärker, als es sonst möglich wäre, die Ursprungstätte der neuen Funde vor Augen zu führen.

4.

Das ist im Ausland geschehen, was geschieht bei uns? Es wäre unrichtig und undankbar, zu sagen, daß nichts geschieht, aber daß wir im Rückstand sind, kann niemand leugnen! Unsere Hochschullaboratorien und -institute arbeiten, soviel sie nach ihren Kräften vermögen. Das Reich hat die Chunsche Tiefseeexpedition und die Südpolarexpedition ermöglicht. An dauernden Forschungsinstituten haben wir das Institut für experimentelle Therapie und das Georg-Speyer-Haus in Frankfurt, das Institut für Krebsforschung in Heidelberg, die Biologische Anstalt auf Helgoland und das Zoologische Institut in Neapel; in gewisser Beziehung gehört auch die Biologische Reichsanstalt hierher — aber was bedeutet das gegenüber der Fülle der Aufgaben und gegenüber den Anstrengungen des Auslandes? Wenn wir nicht größere Anstrengungen machen, bleiben wir zurück und hätten doch die per-



sönlichen Kräfte in genügender Zahl, um die größten und umfangreichsten Aufgaben zu bezwingen, wenn nur Arbeitstätten und Mittel vorhanden wären! Ein Beispiel aus vielen: Wir besaßen die Führung in einem der wichtigsten biologischen Wissenszweige, der Lehre von der Befruchtung; wir haben aber diese Führung an ein amerikanisches Institut abgeben müssen, und noch dazu ist es ein deutscher Forscher, der in Amerika die betreffenden Entdeckungen machte, weil er in Deutschland keine geeignete Forschungsstätte für seine Pläne fand (Jacques Löb in Neuyork, früher in California University und in Chikago, ausgebildet in Bonn). Bei uns in Deutschland ist die Entwicklungsmechanik vor 25 Jahren durch Roux begründet worden. Aber noch ist im großen Stil bei uns nichts geschehen, um diesen Zweig der Biologie, der bereits grundlegende neue Erkenntnisse gebracht hat und Außerordentliches noch verspricht, zu pflegen!

So kann und darf es nicht bleiben. Auch wir brauchen Forschungsinstitute, Einrichtungen und Organisationen zur Förderung der Wissenschaften. Die Naturwissenschaften werden dabei zwar im Vordergrund stehen, aber auch die Geisteswissenschaften bedürfen heute für ihren Großbetrieb sehr beträchtlicher außerordentlicher Zuwendungen.

Sehr bedeutende Mittel sind hiernach nötig; aber wenn es in den schwersten Tagen des Vaterlandes vor hundert Jahren möglich war, die Universität Berlin zu gründen, so wird es jetzt auch möglich sein, die Mittel zu beschaffen, um die Wissenschaft im Vaterland auf der Höhe zu erhalten. Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands, deren Pflege niemals aufhören oder stillstehen darf.

Dem Staat ist nach unsern Traditionen auch die Pflege der Wissenschaft anvertraut. Dankbar blicken wir auf das, was er geleistet hat, und wollen seine starke und hilfreiche Hand nicht missen. Aber die Zeiten haben sich geändert: nicht nur hat die Leistungsfähigkeit des Staats in finanzieller Hinsicht ihre Grenzen, sondern es entspricht auch der Würde einer groß und reich gewordenen Nation, daß die Bürger selbst, die es vermögen, direkt an der Pflege der Wissenschaft Anteil nehmen sowohl durch die Aufbringung von Mitteln als auch durch selbständige Beteiligung an ihrer Organisation und Pflege. Im Ausland, besonders in Amerika (wo freilich der Staat in bezug auf die Aufgaben der Wissenschaften viel zurückhaltender ist), ist das meiste, was an wissenschaftlichen Einrichtungen und Instituten geschaffen worden ist, aus hochherzigen Stiftungen Privater entstanden. Bei uns in Deutschland sind dagegen in dieser Hinsicht nur Anfänge vorhanden, so Anerkennenswertes auch wenige einzelne — es sind immer wieder die gleichen — bereits geleistet haben und noch leisten. Der Grund dafür ist ein doppelter: man erwartete bei uns alles vom Staat, und wir waren nicht reich genug. Jetzt ist die wirtschaftliche Entwicklung bei uns bedeutend fortgeschritten, und die bequeme Zuversicht zu dem Staat ist deshalb nicht mehr „nostri saeculi". Die Wissenschaft ist in ihrer Ausbreitung und in ihrem Betrieb an einen Punkt gelangt, an dem der Staat, dessen Ausgaben auf allen Gebieten in geradezu bedrohlicher und beängstigender Weise wachsen, allein für ihre Bedürfnisse nicht mehr aufzukommen vermag. Die Mitwirkung privater kapitalkräftiger und für die Wissenschaft interessierter Bürger ist daher ins Auge zu fassen; denn in ihr allein ist die Zukunft der wissenschaftlichen Forschung nach der finanziellen Seite hin sicher verbürgt.

Es muß zu allgemeiner Anerkennung bei den Einsichtigen, dem Staat und dem ganzen Volk kommen, daß die Pflege der Wissenschaft und der Betrieb reiner Forschungsstätten ebenso der Beihilfe und der Unterstützung der wohlhabenden Kreise bedürfen wie die Werke der Wohltätigkeit und der Krankenpflege. Große Zuwendungen Privater aus neuester Zeit für Zwecke der Wissenschaft (z. B. Berlin, Frankfurt, Heidelberg, Jena) beweisen in erfreulicher Weise, daß das Bürgertum mehr und mehr anfängt, auch in dieser Beziehung sich seiner Pflichten bewußt zu werden. Darum können und müssen wir den Kleinmut verbannen, als sei gegenüber den ungeheuren Aufwendungen der Ausländer jeder Konkurrenzversuch unmöglich. Dieser Kleinmut ist der schlimmste Feind! Wir Deutsche arbeiten mit den gewährten Mitteln sparsam, und wenn wir auch in Zukunft an dieser Sparsamkeit festhalten, werden wir auch mit geringeren Mitteln Bedeutendes leisten können.

5.

Wie aber soll nun vorgegangen werden, um der Pflege der Wissenschaft neue und immer neue Mittel zuzuführen und den Zusammenhang zwischen ihr und dem Bürgertum durch gemeinsame Arbeit noch enger und fruchtbarer zu gestalten?

Das Jubiläum der Universität Berlin war vorzüglich geeignet, einen ersten Anlaß zu planmäßigem Vorgehen zu bieten. Aber die Aufgabe ist eine dauernde, immer wieder sich erneuernde. Und ihre Lösung wird um so leichter und um so sicherer gelingen, je mehr alle Kräfte entwickelt werden, die die Ueberzeugung von der Notwendigkeit umfassender und freier Mitwirkung des Bürgertums an der Pflege der Wissenschaft und begeisterte Hingabe an diese neuen Ziele bürgerlicher Arbeit in immer weitere Kreise zu tragen vermögen, und je mehr anderseits alles vermieden wird, was nach bureaukratischer Schablonisierung und Zentralisierung aussieht und den von den einzelnen Bundesstaaten bisher gepflegten Wirtschaftsbetrieb zu gefährden droht.

Große Zentralinstitute werden allerdings notwendig sein und am leichtesten auf den Wissensgebieten zu errichten sein, auf denen starke und leistungsfähige Industrien arbeiten und in ihrer Arbeit der Wissenschaft zu Dank verpflichtet sind. Aber die geschichtliche Entwicklung des deutschen geistigen Lebens hat in allen Teilen des Reiches, in Universitäten, technischen Hochschulen und anderen Orten, so viele Stätten wissenschaftlicher Lehre und Forschung geschaffen, daß Ansätze und Keime neuer wissenschaftlicher Forschungsstätten in überreichem Maß vorhanden sind.

Gewiß gilt es, unwirtschaftliche Zersplitterung zu vermeiden, und darum ist eine einheitliche Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen bürgerlicher Wissenschaftspflege unbedingt geboten. Aber nicht minder wichtig ist die rückhaltlose Anerkennung, daß diese Gedanken und Bestrebungen nur in der Freiheit und begeisterten Hingabe der einzelnen gedeihen und wachsen können, und darum ist es nicht ausgeschlossen, daß die, die Kapitalien stiften oder Jahresbeiträge geben, über Art und Ort der Verwendung nähere Bestimmung treffen. Die Einsicht der Stifter und ihr Vertrauen zu



der Gesamtorganisation — das als Grundlage eines gemeinschaftlichen Vorgehens vorausgesetzt werden muß — wird dabei von selbst verhindern, daß diese Freiheit einer sachentsprechenden Verwendung der gesammelten Mittel Schwierigkeiten bereiten wird.

Sehr wichtig ist bei der Organisation aller dieser Forschungsstätten, ihre Zwecke nicht von vornherein dauernd festzulegen, sondern künftiger Entwicklung volle Freiheit zu lassen. Die besondere Arbeitsrichtung sollen die Institute durch die Persönlichkeit des sie leitenden Gelehrten erhalten sowie durch den Gang der Wissenschaft selbst. Die Institute müssen so angelegt und ausgestattet sein, daß sie die verschiedensten Untersuchungen ermöglichen; wenn man ihnen aber von vornherein spezielle Zwecke vorschreiben würde — seien es auch solche, die heute im Mittelpunkt des Interesses stehen —, würde man leicht auf einen toten Strang geraten, da auch in der Wissenschaft ein Acker sich oft überraschend schnell erschöpft und erst nach Jahrzehnten wieder mit Erfolg in Angriff genommen werden kann.

Die Organisation dieser Forschungsinstitute, die in Beziehung und Austausch mit den wissenschaftlichen Akademien und den Hochschulen gesetzt werden sollen, soll einfach und elastisch gehalten sein. Der leitende Direktor muß stets ein Mann sein, der sich durch große Erfolge auf experimentell-wissenschaftlichem Gebiet als hervorragender Forscher bewährt hat. Außer ihm, der sich je nach Bedarf ältere oder jüngere Assistenten erwählt, sollte womöglich kein Gelehrter auf Lebenszeit angestellt, aber möglichst viele Arbeitsplätze für junge Gelehrte eingerichtet werden. So bleiben die Institute stets imstande, auf alle neuen Fragen und Bedürfnisse der Wissenschaft einzugehen. Auch Universitätsprofessoren sollten die Möglichkeit erhalten, ein oder mehrere Semester hier zu arbeiten, wenn ihre experimentellen Studien sie zu Forschungen geführt haben, für die die Universitätslaboratorien zu eng sind. Kürzere Spezialkurse für schon Geförderte könnten nach Bedarf bei den Instituten abgehalten werden. Sehr wünschenswert ist es, daß in den Etats der Institute eine beträchtliche Summe vorgesehen wird, um wissenschaftliche Materialien, Präparate usw. anderen Instituten zu überweisen und auch sonst die Forschungen außerhalb der Institute gegebenenfalls zu unterstützen.

6.

Nach den Absichten des Kaisers soll die Förderung des Planes durch eine unter Seinem Schutz begründete und Seinen Namen tragende Gesellschaft erfolgen. Der Kaiser Selbst hat zur Beteiligung an dieser Gesellschaft aufgerufen. Ihre Konstituierung darf als nahe bevorstehend angesehen werden. Möge das Kaiserwort warme Teilnahme in der ganzen Nation für diese große Sache erwecken; denn sie muß von der lebendigen Sympathie der Gesamtheit getragen sein! Möge das Wort Seiner Majestät auch weiter noch zu denen den Weg finden, die, auf den Höhen der vaterländischen Arbeit in Handel und Industrie stehend, zur direkten Mitwirkung in erster Linie berufen sind! Nicht wenige unter ihnen sind schon dem Rufe des Kaisers gefolgt, und ihre freudige Opferwilligkeit hat bereits die Grundlagen des großen vaterländischen Unternehmens gesichert; aber es müssen noch viele hinzutreten, wenn alle notwendigen Bedürfnisse der Wissenschaft ihre Befriedigung finden und dauernde Schöpfungen entstehen sollen. Das wird geschehen, und das Werk, zu dessen Anbahnung Unser Allerhöchster Herr Seine mächtige Hand leihen will, wird — das ist unsere sichere Hoffnung! — gedeihen zur inneren Kräftigung der Nation, zum Ruhm des deutschen Namens und zum Segen für die Wissenschaft!

# Poiret-Kleider.

*Hierzu 6 Aufnahmen von Henri Manuel, Paris, auf S. 1946 u. 1947.*

Eine neue Mode — ein neuer Stil — eine Kleidung, die sich an wenige wendet! Nicht, weil sie im Material anspruchsvoller oder kostbarer ist, darüber läßt sich bei dem gesteigerten Luxus nicht streiten, aber der Schöpfer dieser neuen Mode dachte dabei an Frauen, die fast das einzige besitzen, was nicht die Macht des Goldes herbeizaubern kann — Jugend, Schönheit und vollkommen ebenmäßige Glieder. Nur für diese Frauen gestaltet der Künstler seine neue Kleidung, der jüngst gekrönte König im Reich der Toilettenkunst seine Gewänder.

Er lehnt das Korsett ab. Er schöpfte seine ersten Ideen aus den Trachten der Aegypterin und der Griechin. Ueberall, wo klassische Schönheit der Linie herrschte, ging er ihr nach, um sie dem Geist unserer Zeit anzupassen und sie für die Frauen unserer Tage zu formen. Sie umfließen weich den Körper und hemmen nicht den Rhythmus der Glieder. Die Farbenträume dieses Künstlers klingen ohne schrille Dissonanzen aus. Immer ein Vollendetes, ein in sich Abgeschlossenes, Neues, Ueberraschendes, das nichts von der Monotonie einer gegebenen Mode oder einer sogenannten Modefarbe weiß.

Wundervoll harmonische Töne, eigenartig in ihrer Zusammenstellung, seltener Schmuck, der sich wie selbstverständlich einfügt! Diese Kleider tragen nichts von der phantasielosen Wirklichkeit, von dem dürren Alltag an sich, sie passen nicht in den Lärm der Straße, nicht einmal in jeden Ballsaal. Die Trägerinnen dieser Pariser Schöpfungen müssen nicht nur jung, schön und schlank sein, sie müssen Stilgefühl und Grazie besitzen, sich in diese Kleider hineinzuleben. Sie dürfen sie nicht in Räume tragen, zu denen sie in keinerlei Beziehungen treten können.

Paul Poiret müßte eigentlich für seine Jüngerinnen passende Räume erfinden, gab er ihnen doch sonst alles, was die Erscheinung bedarf, um ganz im Stil zu bleiben. Er bestimmte die Frisur, die er fast ausnahmslos mit einem buntseidenen Turban verdeckt. Er komponiert Mäntel und Hüte, und da er die Kleider ganz eng um den Körper legt, beeinflußt er auch — vielleicht nicht mit Absicht — den Gang der Verkünderinnen seiner Tracht. Nicht hastig und unbedacht dürfen die Schritte sein, wiegend, in einem gehaltenen Tempo wünscht sie der Meister. So offenbarte er selbst zum erstenmal seine Gewänder in Berlin. Nicht an leblosen Puppen, er brachte seine Mannequins aus Paris mit, um durch den Gesamteindruck von Trägerin und Art des Anzuges zu überzeugen. Er hat dem Kleid der Frau eine neue Richtung gegeben und be-



wies damit einen solch sicheren überzeugenden Geschmack, daß sich ihm ein großer Teil der Pariser grande couture anschloß. Damit wurde das Poiret-Kleid zu einer Stilart, die an Bedeutung allen bisherigen Moderichtungen gleichkommt. Bei keinem der Kleider bemerkt man den spielerischen kleinlichen Ausputz, wie man ihn bisher kultivierte.

Das maulwurffarbene Libertykleid ist von gleichfarbenem Chiffon verschleiert. Antike Silberborten umgürten es und halten den Rock unten zusammen, den ein breiter Ansatz von Maulwurfspelz schmückt.

Auch der grüne Samtmantel mit giftgrünem Seidenfutter mit Pelzverzierung, die sich anschließend an die grüne Tüllstickerei mit Skarabäenflügeln legt, hat die kurz abgebundene Form der Kleider.

Sehr originell wirkt der Mantel, der graziös wie ein Tuch umgelegt ist und aus gebatikter Seide gearbeitet wurde. Von dem grauen Grund heben sich die blauen und schwarzen großen Punkte und Striche sehr effektvoll ab. Der Ausschnitt und die Aermel sind mit Blaufuchs verbrämt.

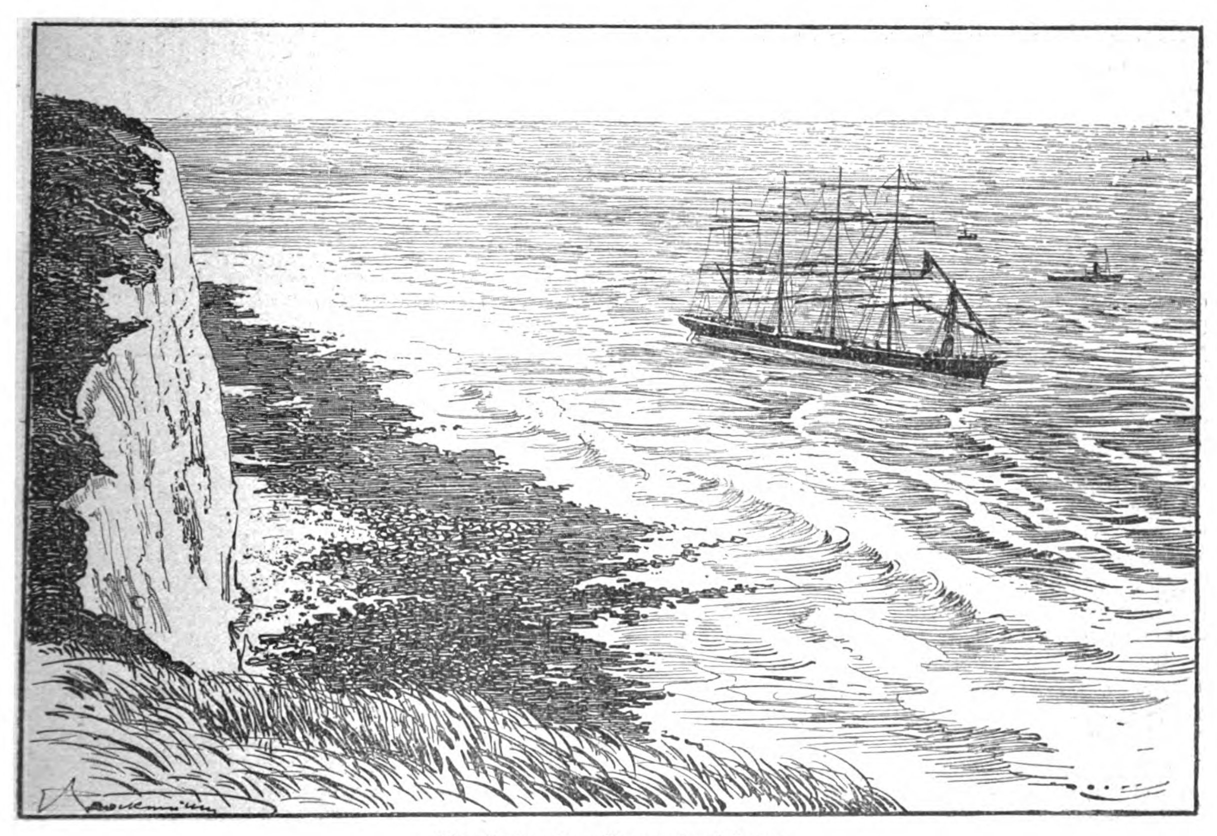
Ungemein reizvoll ist die Zusammensetzung des mit Silber im Renaissancestil gestickten schwarzen Tüllüberkleides über schwarzer Libertyseide. Die mit Schwarzfuchs geschmückten Aermel bilden mit dem Ueberkleid ein Ganzes. Auch an die Silberstickerei schließt sich der schwarze Pelz an.

Wie gern Poiret Pelz als Garnitur wählt, beweist das altblaue Libertykleid, zu dessen weichem Ton der krevettefarbige Chiffon des Ueberkleides einen herrlichen Kontrast bildet. Ein breiter Blaufuchssaum und die Borte des Gürtels sind der einzige Schmuck dieses selten geschmackvollen Kleides.

Anspruchsvoller erscheint das empiregrüne Libertykleid, in dessen Chiffonschleier leuchtende Muster von schwarzen und weißen Stiftperlen gestickt sind, die die Harmonie mit dem schwarzen Samtansatz herstellen. Weiße und schwarze Stiftperlen ziehen sich um den Ausschnitt, und der Gürtel umschmiegt in schwarzem Samt das Gewand. Ola Alsen.

## Unsere Bilder

Der Besuch des Zaren in Potsdam (Abb. S. 1941, 1942 u. 1944). Der Aufenthalt der Zarenfamilie in Deutschland geht zu Ende. Die Wochen in Friedberg und Wolfsgarten haben dem Zaren sehr wohl getan, die leidende Kaiserin soll sich sichtlich erholt haben, und die fünf Kinder des hohen Paares haben in ungetrübter Freude heitere Ferientage verbracht. Kaiser Nikolaus verließ kürzlich seine Familie auf einige Tage, um dem Kaiser Wilhelm in Potsdam einen Besuch abzustatten. Am Vormittag des 4. November traf der Zar auf der Station Wildpark ein; nach dem Empfang fuhr er mit seinem kaiserlichen Gastgeber zum neuen Palais. Vor dem Palais nahmen die Kaiser den Vorbeimarsch der Truppen ab, die auf dem Weg vom Bahnhof Spalier gebildet hatten. Dann folgte eine Reihe von Besuchen und Empfängen; am Abend fand eine große Galatafel statt. Am folgenden Morgen begaben sich die beiden Monarchen und die in Berlin weilenden Prinzen zur Jagd in das Hofjagdrevier im Oranienburger Forst. Die Jagdgesellschaft verließ den Hofzug in Borgsdorf und fuhr von dort auf leichten Jagdwagen ins Revier. Die Jagd verlief glänzend; etwa 300 Stück Dam- und Rotwild wurden zur Strecke gebracht. Am Abend nach der Jagd nahm Zar Nikolaus Abschied und kehrte nach Wolfsgarten zurück. Sein Besuch



Ein Opfer der Novemberstürme.

**Der Fünfmaster „Preußen“ nach der Strandung auf den Klippen von Dover.**



in Potsdam hat durchaus familiären Charakter getragen, wird aber in der ganzen Welt zugleich als eine Kundgebung der unverändert guten Beziehungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reich gedeutet.

**Die Reise des Kronprinzenpaares nach Asien** (Abb. S. 1943). Der Kronprinz und die Kronprinzessin befinden sich nun auf dem Weg nach Ceylon. Am 3. November trafen die hohen Reisenden in Genua ein und begaben sich sofort an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig“, der sie nach Colombo bringt. Nach den funkentelegraphischen Nachrichten, die täglich nach Europa gelangen, ist die Reise „des Grafen und der Gräfin von Ravensberg“ — dies ist das Inkognito des Kronprinzenpaares — bisher ungestört verlaufen und vom Wetter sehr begünstigt worden.

**Der neue Leiter der russischen Diplomatie** (Abb. S. 1943) Herr Sasonow hat den Zaren bei seinem Besuch in Potsdam begleitet, um sich dem Deutschen Kaiser und dem Reichskanzler als Nachfolger Iswolskis vorzustellen, dessen Stellvertreter er bisher war.

**Zur Vermählungsfeier im Haus Bonaparte** (Abb. S. 1948). Am 14. November wird auf Schloß Moncalieri bei Turin, dem Witwensitz der Mutter des bonapartistischen Prätendenten, die Vermählung des Prinzen Napoleon Viktor Bonaparte mit Prinzessin Klementine, der jüngsten Tochter des verstorbenen Königs der Belgier, gefeiert. Das fürstliche Paar wird nach der Vermählung einige Zeit in San Remo zubringen und dann nach Brüssel zurückkehren, wo eine Hofhaltung großen Stils eingerichtet werden soll.

**Die Einschienenbahn vor dem englischen Premierminister** (Abb. S. 1945). Vor einigen Tagen besichtigte der englische Minister des Innern, der frühere Handelsminister Winston Churchill in der anglo-japanischen Ausstellung in London die nach den Brennan-Scherlschen Patenten konstruierte Einschienenbahn. Der Minister war von der Besichtigung und von der Versuchsfahrt so befriedigt, daß er am folgenden Tag auch den Premierminister Asquith, den Schatzkanzler Lloyd George, den Minister Birrell, Sir Ernest Cassel und mehrere andere Herren und Damen der Gesellschaft veranlaßte, das zukunftsreiche neue Verkehrsmittel zu erproben. Herr Louis Brennan, der englische Partner August Scherls, erklärte den Ministern und ihren Begleitern das System der Einschienenbahn. Die Gesellschaft bestieg dann den Wagen und ließ sich mehrmals mit großer Geschwindigkeit im Kreis herumfahren. Die Gäste äußerten nach der Fahrt ihre große Bewunderung für die Erfindung, und Minister Lloyd George sprach von den unendlichen Möglichkeiten, die sie dem Weltverkehr eröffne.

**Der deutsche Fünfmaster „Preußen“** (Abb. S. 1939), eins der größten Segelschiffe unserer Handelsflotte, ist ein Opfer der Novemberstürme im Kanal geworden. Der Segler stieß auf offener See mit einem englischen Passagierdampfer zusammen, wodurch er, schwer beschädigt, gezwungen war, den Hafen von Dover anzulaufen. Kurz vor Dover wurde er von einem mächtigen Sturm erfaßt und gegen die Klippen getrieben, wo der Segler strandete. Die Rettungsmannschaften von Dover hatten bei dem hohen Seegang einen äußerst gefährlichen Stand. Die Mannschaft der „Preußen“ harrte mit bewunderungswürdiger Bravour zwei Tage auf ihrem Schiff aus, trotzdem konnte es den Elementen nicht entrissen werden, und die tapferen Blaujacken mußten in Dover an Land gebracht werden. Sie fanden im dortigen Seemannsheim Unterkunft. Auch zwei Passagiere wurden geborgen, ein Dr. Budzier und Marinemaler Fulm, die über die Nächte in Sturm und Seenot Schreckliches berichteten. Kapitän Nissen wird wegen seines tapferen und kaltblütigen Benehmens allgemeines Lob und Bewunderung zuerkannt.

**Der 100. Geburtstag Fritz Reuters** (Abb. S. 1948) hat durch Feiern und Gedächtnisausstellungen in ganz Deutschland gezeigt, daß der große plattdeutsche Dichter noch immer eine große Gemeinde von wahren Freunden und Verehrern hat. Auch das Reuter-Denkmal in Neubrandenburg, in der mecklenburgischen Heimat Fritz Reuters, war an dem Gedächtnistag festlich geschmückt.

**Zwei große französische Künstler** (Abb. S. 1946), der Bildhauer Auguste Rodin und der Maler Claude Monet, feierten in diesen Tagen ihren 70. Geburtstag. Rodin, der Philosoph des Meißels, hat schwer zu ringen gehabt, ehe er seine neue Kunst gegen die akademische Tradition durchsetzte. Heute erkennt ihn Frankreich als seinen größten zeitgenössischen Bildner an. Claude Monet, der große Naturbelauscher und Landschaftsmaler, gehört mit Manet und Sisley mit zu den Begründern einer französischen Kunstrichtung, die, weit über Frankreichs Grenzen hinaus, ganz besonders auch in Deutschland ihren starken Einfluß geltend machte.

**Einen Flug um die Freiheitstatue** (Abb. S. 1946) im Neuyorker Hafen unternahmen drei der Teilnehmer an der Flugwoche in Belmont-Park, nämlich de Lesseps, Graham White und Moisant. Den für diesen Flug ausgesetzten Preis gewann Moisant, zweiter wurde der englische Flieger Graham White, dem jetzt in Amerika viele Erfolge zugefallen sind, so der Sieg im Wettfliegen um den internationalen Gordon-Bennett-Pokal für Aviatiker.

**Personalien** (Abb. S. 1943 u. 1948). Vor kurzem fand in Hamburg die Vermählung des Leutnants z. S. Bielfeld mit der einzigen Tochter des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie statt. Da Generaldirektor Ballin erkrankt war, wurde die Hochzeit nur im engsten Kreis gefeiert. — Dr. Adalbert Oehler, der seit dem Jahr 1905 an der Spitze der Stadtverwaltung von Krefeld stand und vorher in Halberstadt gewirkt hat, ist zum Oberbürgermeister von Düsseldorf gewählt worden. Dr. Oehler gehört auch dem preußischen Herrenhaus an. — Freiherr v. Seckendorff, der zuletzt den deutschen Gesandten in Sofia vertrat, wird demnächst in Tanger eintreffen, um als Nachfolger des Dr. Rosen die Vertretung des Deutschen Reiches in Marokko zu übernehmen.

## Die Toten der Woche

**John Adams Acton**, bekannter englischer Bildhauer, † in Brodick auf der Insel Arran am 2. November.

Erzbischof **Simon Aichner**, † in Neustift bei Brixen am 2. November im Alter von 95 Jahren.

General der Inf. z. D. **Ernst von der Burg**, † in Berlin am 3. November im Alter von 79 Jahren.

**Eduard Coremans**, bekannter belgischer Politiker, † in Antwerpen am 3. November.

Dr. **Robert Daublebsky v. Sterneck**, bekannter Geograph, † in Wien am 2. November im 72. Lebensjahr.

Prinz **Franz von Hatzfeldt-Wildenburg**, † in London am 3. November im 58. Lebensjahr.

Generalmajor a. D. **Franz Heinrich v. Treskow**, † in Freienwalde am 7. November im Alter von 75 Jahren.

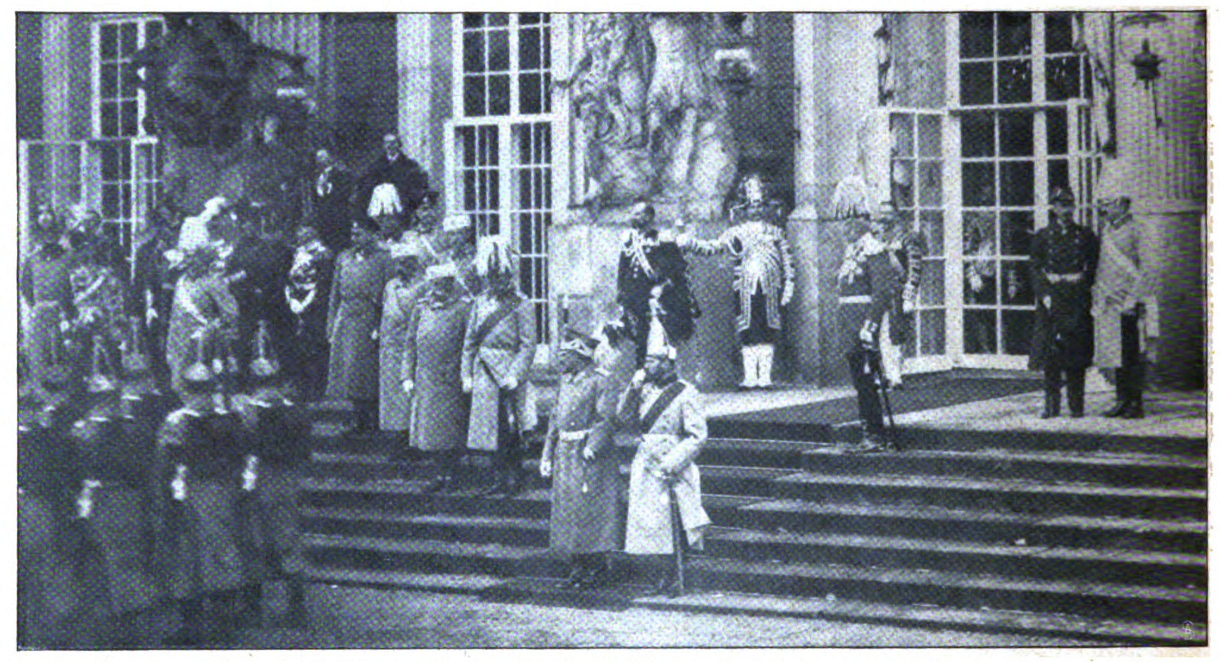
# Bilder vom Tage

**Zar Nikolaus und Kaiser Wilhelm auf der Hofjagd: Besichtigung der Strecke.**

Vom Besuch des russischen Kaisers in Potsdam.

Spezialaufnahme für die „Woche".



**Die beiden Kaiser nehmen vor dem neuen Palais in Potsdam die Parade ab.** Phot. Skowranek, Berl. R.P.G.



Prinz Oskar. Der Zar. Der Kaiser. Spezialaufnahme für die „Woche".

**Die Monarchen auf der Fahrt von Station Borgsdorf in das Hofjagdrevier.**

Vom Besuch des russischen Kaisers in Potsdam.





Phot. Mertens Nachflg.

**Dr. Adalbert Oehler,**

Oberbürgerm. von Krefeld u. Mitgl. des Herrenhauses, wurde zum Oberbürgermeister von Düsseldorf gewählt.



Phot. Boissonnas & Eggler.

**Minister Sasonow.**

Der neue Leiter der Auswärtigen Politik Rußlands.



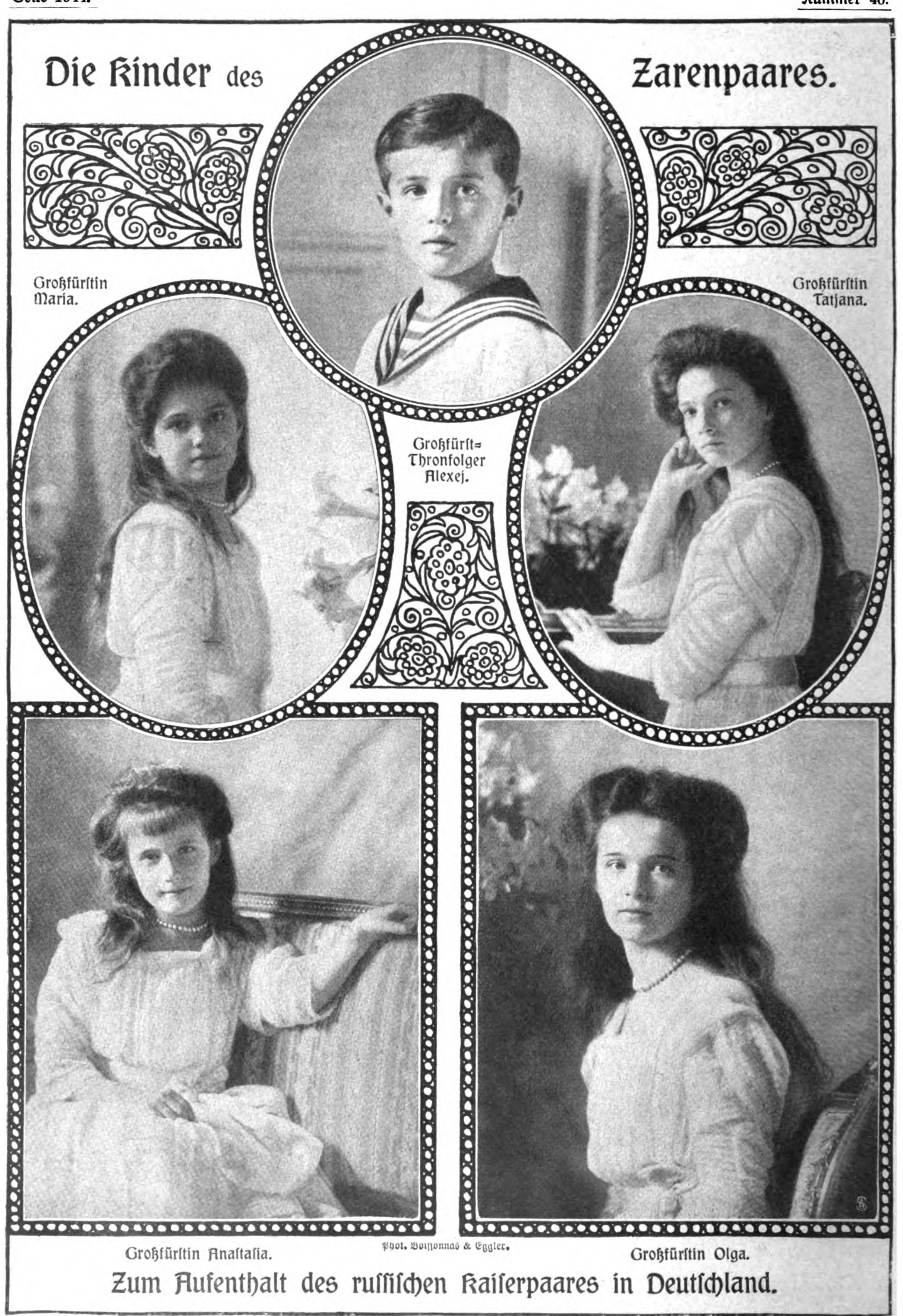
Hofphot. E. Bieber.

**Edwin Frhr. v. Seckendorff.**

Der neue deutsche Gesandte in Tanger begab sich auf seinen Posten.

**Der Kronprinz (×) bei der Ausfahrt in Genua auf der Kommandobrücke des Lloyddampfers „Prinz Ludwig“.**

Von der Asienreise des deutschen Kronprinzenpaares. — Phot. Drobig.



# Die Kinder des Zarenpaares.

Großfürstin Maria.

Großfürst-Thronfolger Alexej.

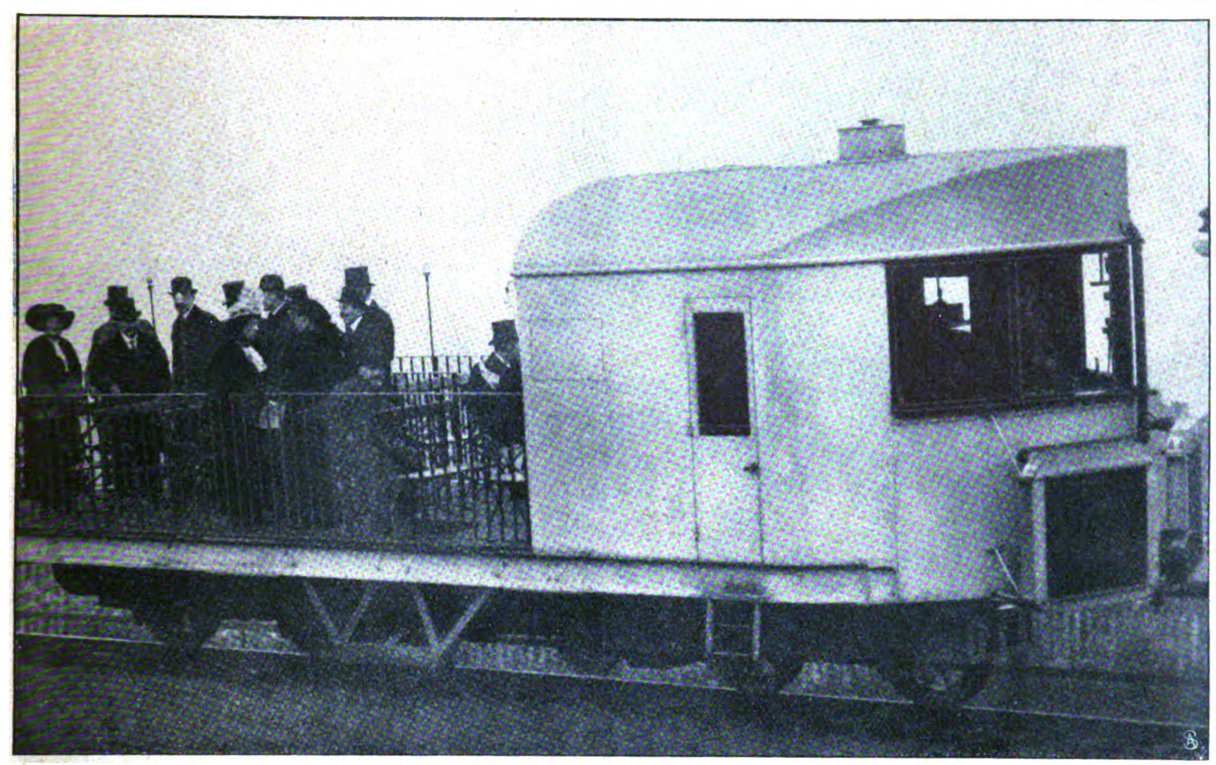
Großfürstin Tatjana.

Großfürstin Anastasia.

Phot. Boissonnas & Eggler.

Großfürstin Olga.

Zum Aufenthalt des russischen Kaiserpaares in Deutschland.



Englische Minister mit ihren Damen auf einer Rundfahrt. Phot. Sport & General.




Auf der Plattform des Einschienenwagens: Phot. Record Preß.

1. Mrs. Churchill. 2. Mr. Augustin Birrell, der englische Unterrichtsminister. 3. Mr. Brennan. 4. Premierminister Asquith. 5. Sir Ernest Cassel. 6. Mr. Lloyd George, der englische Finanzminister. 7. Mr. Winston Churchill.

## Vorführung des Brennan-Scherlschen Einschienenwagens vor dem engl. Premierminister Asquith.



**Ein Flug um die Freiheitstatue.**

Graham White umkreist während der Flugwoche in Neuyork mit seinem Blériot-Monoplan das amerikanische Kolossalstandbild.

Phot. M. Branger.







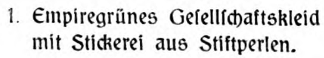
**Claude Monet. Auguste Rodin.**

Zum 70. Geburtstag der beiden großen französischen Künstler.









1. Empiregrünes Gesellschaftskleid mit Stickerei aus Stiftperlen.

2. Schwarzes Gesellschaftskleid mit Silberstickerei.

3. Maulwurffarbenes Abendkleid mit Pelzbesatz.

**Die neueste Pariser Modeschöpfung: Poiret-Kleider.**

Hierzu der Aufsatz von Ola Alsen. — Phot. Manuel.



# Die neueste Pariser Poiret= Modenschöpfung: Kleider.







4. Grauer Seidenmantel mit Blau=fuchsverbrämung.
5. Altblaues Libertykleid mit kre=vettefarbenem Chiffonüberkleid und Blaufuchssaum.
6. Grüner Samtmantel mit Tüll=stickerei.

Phot. Manuel.

Hierzu der Aufsatz von Ola Alsen.





Prinz Napoleon Viktor Bonaparte. Prinzessin Klementine von Belgien.

Zur Vermählungsfeier im Hause Bonaparte. Phot. Boute.





**Leutnant z. S. Heinz Bielfeld und Frau Bielfeld, geb. Ballin.**
Zur Vermählung der einzigen Tochter des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie. Hofphot. E. Bieber.



**Das festlich bekränzte Standbild des großen plattdeutschen Dichters** in Neubrandenburg.
Die Feier von Fritz Reuters 100. Geburtstag in Mecklenburg.



# Die schöne Melusine.

Roman von

## Viktor v. Kohlenegg.

Ueber den Spittelmarkt fegten die Regenschauer gleich grauen Wogen.

Von der Wallstraße und Spree her blies der tückische Berliner Ostwind. Die Lichtlein der Laternen flackerten. Immer dichter quoll die Nässe zwischen den alten düstern Häusern der Wallstraße hervor, seitwärts gepeitscht, da auf der Spreeseite eine Lücke war, schwarz, mit dunstigen runden Lichttupfen darüber von den schiefen, schmalen Giebelhäusern drüben am Gertraudtensteg — kleine Fenster, eine Straßenlaterne, ein buntes Kneipenlicht, vielleicht auch ein Brückensignal, alles umwoben und verwischt von der Dunkelheit und vom Regen.

Hui! Die alten Kracken vor dem Omnibus Spittelmarkt—Botanischer Garten senkten die Köpfe und stampften hart das Pflaster, daß die Nässe in Bächen von ihren Wolldecken rann; der Kutscher in dickem Mantel, braunrot mit glänzend gewaschenem Lederhut, nahm noch einen Schluck aus der Pulle, denn von der Leipziger Straße her schwankte wie ein volles Frachtschiff der Omnibus der Gegenroute — Leute mit Schirmdächern stürmten heran, die Fahrt im Wagen kostete zwanzig Pfennig, auf dem Verdeck bloß zehn; ein paar windige arme Schlucker stolperten hinauf.

Von der Gertraudtenbrücke kam langsam die Reihe der Pferdebahnen; die Scheiben waren beschlagen, dahinter in müdem Petroleumlicht drängte sich Kopf an Kopf; klingling, der Fahrer schlug den Klöppel gegen die Glocke, die Klingelriemen auf den glänzenden Pferderücken hüpften und rasselten. Ein paar Herren und Damen stiegen aus, und der Ostwind fegte sie in die schmale Kurstraße hinein.

Das war jetzt eine Hauptstunde für die Demuthsche Buchhandlung hinter der Kreuzstraße; man sah ihre Fenster schon vom Spittelmarkt her durch den Regen gleißen; das gelbe Gaslicht schien nach der Straße hin zu verdampfen, es warf einen weiten, dunstigen Bogen über Trottoir und Fahrdamm.

Man kam von weit und breit nach dem Demuthschen Laden. Er barg in seinen Regalen im Oberstock alle denkbaren wissenschaftlichen Antiquaria, hielt in den unteren Räumen die Schulbücher aller höheren Schulen vorrätig; er besaß die größte Leihbibliothek Berlins, man bekam ungelogen jedes Buch, oft neu, unaufgeschnitten und niemals über Gebühr ramponiert. Dazu fand man ein erlesenes Lager von Geschenk- und Prachtwerken vor, für Weihnachten, zur Konfirmation und zu allen sonstigen Zwecken. Demuth hatte seinen Ruf seit Generationen.

Die Damen trugen fast alle Bücherpakete im Arm — zum Umtausch. Ein paar Geheimräte schritten gemächlich unter dem Regendach zu Demuth, um sich den Novitätentisch anzusehen und dies und jenes zu wählen; ein junger Herr kam eilig heran, daß die Pfützen an seinen Hosen hinaufspritzten, er schien vor sich hin zu sprechen und zu glühen, er war wohl auf der Suche nach einem Quellenwerk für sein Privatstudium — bei Demuth würde er's finden, sicherlich — alt und billig! Die kleine Glastür ging auf und zu, wobei die Scheiben, die mit verschossenem, grünem Seidenstoff bespannt waren, jedesmal ein gelindes befriedigtes Klappern vernehmen ließen. Jeder, der eintrat, war gespannt, freudig erregt, gelüstig nach Wissen, Erbauung und Nervenreiz, und alle, die wieder herauskamen, waren befriedigt und voll drängender Sehnsucht nach ihrem Lesewinkel.

Es herrschte eine wundervolle Luft in dem winkligen und gewaltig tiefen Laden, eine warme, gesättigte Luft, die nach Gaslicht, nach Papier und ein wenig nach Leder, Bilderbuchfarben, nach tausend gewalkten, gedruckten und gebundenen Geheimnissen roch. Man atmete und schmeckte genießend diese Luft, sah sich um, als müßte man irgend etwas Außergewöhnliches und Herzerquickendes erspähen, als müßte die schönste Vergangenheit und Jugenderinnerung in einem Winkel aufstehen und lächelnd zu einem treten; so roch es hier.

Die Gehilfen und Lehrlinge kletterten geschmeidig wie Eichkatzen auf den Leitern herum oder schossen auf dünnen schwarzen Lastingschuhen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die offene breite Treppe hinauf, zum Antiquariat, zu den Prachtwerken. Im vorderen Ladenraum befand sich das Handsortiment; dahinter in zahllosen Kojen standen die heißbegehrten Leihbibliotheksbände in Auswahl; das riesige Lager war jenseit des Hofes untergebracht.

Hinter den stets besetzten Kojen führten ein paar Stufen zum „Kontor" hinauf, das war ein langer nüchterner Raum mit einer Fensterfront, vier Pulte standen dort für vier Gehilfen, indes an der gegenüberliegenden Wand wieder in Kojenanordnung Regale hochragten: Schulbücher, die Teubnerschen und Weidmannschen Lateiner und Griechen und der gesamte „Reclam" und „Meyer". Der Raum, lang wie ein Schlauch, war nach dem Laden hin durch eine kleine Tür verschlossen.

Gleich links im Laden aber war die Kasse, und dahinter verbarg sich, durch Regale verdeckt, ein Schreibplatz; dort weilte oft der Chef, und von dort aus führte eine kleine Tür in sein zellenhaftes Privatkontor.

Aber das war noch nicht alles. An dieses kleine, höchst dürftig ausgestattete Privatkontor, in dem ein alter Schmiedeberger Teppich lag und als einziges Zier- und Komfortstück ein eingesessener Mahagonilehnstuhl mit





rotem Plüschbezug stand, an diesen niedrigen, mit grüner kühler Ölfarbe gestrichenen Raum schloß sich die „Verlagsabteilung“ an. Denn die Demuthsche Buchhandlung war zugleich ein Buchverlag, und der war die eigentliche Schöpfung des alten Herrn. „Verlagsabteilung“ war ein etwas großes Wort hinsichtlich der Räumlichkeiten, die zu Gebote standen. Aber diese großen Worte waren im Haus nicht unbeliebt. Sie entsprangen keiner simplen Wichtigtuerei, sie hatten ihren Hauptgrund in dem sehr ausgeprägten Ordnungsinn des Chefs und in seiner Neigung, alles sehr ernst zu nehmen, gründlichst zu tun und für die wichtigste Sache zu halten.

Der alte Kuno Demuth war ein Selfmademan. Er hatte, wie man wußte, mit hundert Talern ersparten Geldes angefangen, indem er kleine billige Konversationsbücher der französischen und englischen Sprache, die er selbst mit Hilfe eines Sprachlehrers aus großen Wörterbüchern und Phraseologien zusammenstellte, herausgab. Dem folgten ebenso kleine Heftchen, aus denen man in wenig Wochen durch Selbstunterricht Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch und sogar Lateinisch und Griechisch lernen sollte; er war an all diesen Büchelchen als Autor mittätig gewesen, ein angeborenes Sprachtalent und sein Aufenthalt als junger Gehilfe im Ausland hatten ihn dazu befähigt; und sein sehr praktischer Sinn hatte obendrein eine überraschend einfache und treffende Aussprachebezeichnung erfunden. Die roten Büchelchen mit dem etwas ruhmrednerischen Titel: „In vier Wochen Englisch“ gingen sehr gut, so daß man sich an ernstere Dinge heranmachte. Man baute die Konversationsbücher zu sehr brauchbaren Reisebüchern aus, zog Fachgelehrte der fremden Nationen heran und verbesserte mit ihnen die Aussprachebezeichnung zu einem feinsten, untrüglichen Hilfsmittel. Man schuf größere, nach Inhalt, Anordnung und Format höchst praktische Wörterbücher für Haus und Schule, verlegte Grammatiken von Schulmännern, die sich prächtig einführten, und warf sehr bald die roten Demuthschen Sprachführer kurzerhand über Bord — man verkaufte sie für gutes Geld und bewahrte nur eine Reihe der vergilbten Bändchen im „Archiv“ auf —: in einer Regal- und Bücherschrankecke der „Verlagsabteilung“.

Kuno Demuth ließ sich nicht gern an diese roten Bücher erinnern. Sein aufs Gediegene und Dauernde gerichteter Sinn hatte natürlich längst die kleine Scharlatanerie, die in dem Unternehmen stak, erkannt; aber es mußte damals ein Anfang gemacht werden; man mußte etwas Neues, Billiges, sofort Einschlagendes bringen bei dem winzigen Betriebskapital, das zur Verfügung stand; und schließlich, mit einiger Illusionskraft hatte man an das Praktische und Verdienstliche der roten Büchelchen selbst geglaubt!

In die Sortimentshandlung, die freilich schon vor dreißig, vierzig Jahren beträchtlich war, hatte Herr Demuth nach der ersten Etappe seines Anstiegs hineingeheiratet. Die Handlung firmierte früher „Dupré'sche Buchhandlung, gegründet 1810“. Kuno Demuth hatte noch während jener ersten kleinen Verlagstätigkeit in dem Geschäft als Gehilfe konditioniert und sich in das jüngere Fräulein Dupré verliebt. Er wußte immer, was er wollte; er verfolgte die Ziele seines Herzens so stetig und zäh wie die seiner Arbeit.

Die Ehe war nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich verlaufen. Die zarte dunkle Frau lebte ein einsames, oft verträumtes Dasein mit Büchern und Musik, und wenn nicht die beiden Kinder gekommen wären, der Sohn nach einem Jahr, die Tochter, die sie heiß ersehnte, freilich erst zwölf Jahre später, so wäre wohl allgemach ein trüber Schatten auf ihr Gemüt gefallen; so wechselte ihre Stimmung zwischen Heiterkeit, Reizbarkeit und Stille, sie liebte ihren Jungen und starb schon im zwölften Jahr ihrer Ehe an dem späten Kindbett.

Das war nun gute zwanzig Jahre her. Doktor Oskar war jetzt über Mitte Dreißig, Emmi Anfang der Zwanzig. Übrigens war Herrn Demuth vor einer Reihe von Jahren vom alten Kaiser der Kommissionsratstitel verliehen worden. Die Demuthsche Buchhandlung versorgte auch die Herren aus der Wilhelmstraße mit Büchern und hatte das Geheimratsviertel von der Köthener Straße bis zum Botanischen Garten zur Kundschaft. „Kommerzienrat“ wäre ihm lieber gewesen. Stieß man sich an dem Laden, dem Prominentesten am Demuthschen Geschäft? Aber gerade der Selfmademan in Herrn Demuth, der auf die eigene Kraft und seine anderthalb Millionen pochte, riet zur Vernunft; die praktische Klugheit, die sich immerdar wie ein stählernes Band durch das Leben dieses Mannes zog, wollte es mit „oben“ nicht verderben, und die Eitelkeit des zäh und eigenwillig Emporgestiegenen, der auch nach außen und im kleinen herrschen und Ansehen genießen wollte, ließ ihn fest und artig ja und danke sagen. „Herr Rat“ ... „Herr Kommissionsrat“ ... das klang beileibe nicht besser als „Herr Demuth“! Aber es distanzierte, und das liebte Herr Demuth. Er hielt die Menschen, besonders die Untergebenen, kalt von sich ab. Man sprach nur in der dritten Person zu ihm: „Herr Rat haben ... wollen ...“ Der Alte korrigierte jeden Formfehler in dieser Hinsicht selbst mit sarkastischer Schärfe.

Ähnlich seriös ging es in der ganzen Geschäftspraxis zu.

Der Herr Rat gab seine Anordnungen und Befehle in der Regel schriftlich, denn er hantierte gern mit einem dicken Grün- oder Blaustift, mit grüner und roter Tinte und versah die gesamte einlaufende Korrespondenz mit lapidaren Randglossen; auch wurde ihm jedes Papier, das hinausging, jeder Bücherbestellzettel, der einging, vorgelegt; Geschäftsfragen, Wünsche gelangten meist schriftlich fixiert zu seiner Kenntnis, erhielten ihre Randbemerkung und wurden an die beiden ersten Gehilfen Marx und Ende, die wie Minister zum Vortrag befohlen wurden, weitergegeben. Da gab es stereotype Schriftwendungen wie: „Für das Sortiment hat sich der Übelstand herausgestellt ...“ Darauf die Antwort des Chefs: „Kann nicht stattgegeben werden, da Änderungen mit diesseitigen Interessen kollidieren....“ Diesseit war immer der Verlag. Oder „die Rekriminationen des Archivs nicht unberechtigt, aber nicht dem Prestige diesseitigen Hauses entsprechend....“ Und



dahinter immer ein starkes, etwas geschweiftes D. Die Schriftstücke oder Zettel für den Sohn des Hauses Doktor Oskar Demuth, der ebenfalls im Geschäft tätig war, zeigten meist mit Rotstift den Vermerk: Brevi manu Doktor O. — oder sie wurden mit der Anschrift sub petitione remittendi versehen. Jedem im Hause waren diese und andere großartigen Wendungen in Fleisch und Blut übergegangen, jeder gebrauchte sie: „nach diesseitigem Erachten ... in betreff jenseitiger Entscheidung. ..."

* * *

Doktor Oskar Demuth hatte sein Bureau hinten auf dem Hof über Lagerraum und Packkammer. Es war mit Komfort eingerichtet wie ein Studierzimmer; ein paar alte Kastanien standen auf dem viereckigen Hof und machten seinen Anblick vom Fenster des Doktors weniger langweilig; dazu warfen am Abend die Fensterreihe der einen Hauptwand, hinter denen die vier Kontorgehilfen hockten, und die Fenster der vorderen Querwand, durch die man in das nett geschäftige, flinke und bunte Treiben des Ladens sehen konnte, ihren Schein auf das Hofpflaster hinaus, was die Behaglichkeit des Anblicks noch erhöhte und den abgedämpften Polterlärm der Markthelfer in den Packkammern unten oder auf dem Hofe selbst, wenn die Leipziger und Stuttgarter Ballen auf rasselnden Eisenkarren kamen oder weggeschoben wurden, zu einem fast gemütlichen Geräusch machte.

Vater und Sohn standen sich nicht gerade zärtlich gegenüber. Schon von früher Zeit her nicht! Der Herr Rat war voll Mißtrauen schon dem Knaben gegenüber gewesen, den die Mutter verzog, und in dem er wohl zu viel von der weichen, verwöhnten Art der Mutter argwöhnte. Bei Emmi, der Tochter, hätte ihn das nicht weiter gestört.... Aber der Sohn und Erbe! Es war wohl übertrieben vom Alten. Er entfremdete sich nur den Sohn, machte ihn scheu und verschlossen, ja, weckte einen unwillkürlichen Trotz, der gerade die Eigenschaften betonte, die der Vater mißtrauisch beobachtete und mit spöttischem Wort oder scharfer, strafender Rede rügte. Es war falsch. Dabei ließ er den begabten Sohn doch gewähren, aus verborgener Eitelkeit vor dem eignen Fleisch und Blut, und weil Oskar ihm mit einem ruhigen, zielsichern Widerstand begegnete. Er ließ ihn studieren, ließ ihn im Ausland reisen und dort als Volontär und Angestellten arbeiten. Aber ihr persönlicher Verkehr gestaltete sich, besonders nach der dauernden Rückkehr des Sohnes vor etwa vier Jahren, nicht gerade erquicklich. Man beliebte eine gewisse ironische Verbindlichkeit, war liebenswürdig, beinah formell von seiten des Vaters, niemals herzlich und verschloß sich voreinander, was auf seiten Doktor Oskars mit artiger Gelassenheit geschah. Man legte sich gerade auch geschäftlich allerlei in den Weg. Repliken Doktor Oskars wurden durch eine Duplik des Vaters gegenstandslos gemacht; Vorschläge oft mit einem sarkastischen Wort abgelehnt, auf das bewährte Alte hingewiesen, auf die Gebote „diesseitiger Usance" usw. Der Vater vermeinte, daß sich Doktor Oskar auf dem goldnen Grund des väterlichen Reichtums dereinst und wohl schon jetzt auszuruhen gedenke, anstatt darauf weiter zu schaffen in dem harten Sinn des Alten. Es war die mißtrauische Vorstellung, daß der Sohn die Früchte, die der Vater mit heißer Mühe und wildem Fleiß gezüchtet hatte, genießen wolle.... die Angst vor dem latenten Niedergang des Demuthschen Wollens und Wirkens. Es war aber im Grunde auch eine Rivalität im Spiel, eine geheime Eifersucht des Alten auf den Jungen, des Regenten auf den Kronprinzen und künftigen Nachfolger. Alles sollte beim Hergebrachten bleiben, in nichts sollte der väterliche Einfluß und Wille beschränkt sein...! Es war der harte egoistische Sinn des Lebenserkletterers, der schwer und stetig emporgestiegen war zu Ehre und Reichtum, und der sein Werk mit Eigensinn liebte.

Oskar Demuth litt darunter und hatte früher noch mehr darunter gelitten. Er lag gewissermaßen im besten Mannesalter brach. Ja — mitunter zweifelte er selbst an sich. Er hätte wieder weggehen können. Aber das mochte er nicht. Kapital bekam er nicht. Unterordnen in unselbständiger Stellung wollte er sich nicht. Und zu einem freien Wirkungskreis bot man ihm kaum die Hand, da man wußte, daß er über kurz oder lang die Regierung im eignen Haus antreten würde.... Es gab ja zurzeit keine Vorwürfe mehr, wenn er nicht wie jeder Gehilfe um acht Uhr am Pult stand, wie sie ihm der Vater früher gemacht hatte; wenn er nicht jede Stunde in den Dienst des Geschäfts stellte, wenn er gelassen seine eigenen Wege ging, auch in eigener Tätigkeit. Nur hin und wieder stach ein spöttisches oder bissiges Wort zu ihm her, das Doktor Oskar lächelnd hinnahm.

„Ja, Vater," sagte er einmal, „ich bin anders als du. Du warst arm und wolltest hinauf. Du erklommst zäh Stufe um Stufe; oft in mühsamer und ängstlichster Kleinarbeit. Ich werde einmal reich sein, durch deine Arbeit, die ich sehr wohl respektiere, und durch das Dupré'sche Erbe. Aber der mir durch dich bereitete Boden macht mein Wollen und Streben anders, verlangt anderes von mir, als damals dein Boden, dein Niveau von dir verlangte. Ich weiß sehr wohl, wie du über mich denkst. Aber du irrst. Du kennst mich nicht. Ich kann mich nicht im allerengsten Kreis erproben. Du hast gewissermaßen in die Höhe gebaut. Ich will in die Breite bauen, auf sicherm Fundament. Vielleicht ebenso zielbewußt und energisch wie du; sicherlich aber mit andern Mitteln und auf andere Art. Und auch mit andern Ansprüchen. Dich lockte der Besitz und seine Ehre. Mich gewiß dessen Erhaltung und Ausbreitung, aber auch die Arbeit um ihrer selbst, um ihrer geistigen Werte und Befriedigung willen. Kurz, Vater, du selbst hast mich in eine gesicherte Kultursphäre hineingestellt; darin lebt und wirkt man anders als in der, die ihr vorhergegangen ist. Ich brauch nicht erst mühsam Chef zu werden; und das Zielen ins Geistige verlangt oder schafft sich seine eigene gelassene Form und eine Inanspruchnahme des vernünftigen und gesunden Kulturluxus...."

Oskar Demuth hatte in seiner ruhigen Art gesprochen. Und der Vater hatte kurz vor sich hingelacht. „Jeder legt es sich zurecht, mein Sohn! Es gibt aber auch ein andres Gesetz; das Gesetz der Dekadenz!"



„Braucht nicht. Braucht durchaus nicht, lieber Papa! Viele Beispiele, gerade der Besten, lehren das Gegenteil und sprechen für meine Ansicht. Ich bin nur andrer Stil als du."

Er bezog ein leidliches Gehalt vom Vater; ein gut Teil mehr als der erste Gehilfe — etwa fünf- bis sechstausend Mark. Dazu kamen die Zinsen eines nicht sehr beträchtlichen Vermögens, das der Mutter einmal zugefallen war, und das sie für die Kinder festgelegt hatte.

* * *

Oskar Demuth sah nach der Uhr. Sechs durch. Er legte die Zigarette weg, blies den Rauch langsam und weit von sich und stand auf, um an das Sprachrohr in der Ecke des Zimmers zu gehen. Haus- und Ferntelephone gab es nur erst vereinzelt in Berlin. Er pfiff, indem er auf den Gummiball drückte; dann wünschte er, daß seine Post geholt würde. Gleich darauf erschien ein junger Kontorgehilfe, der dem Doktor zur Verfügung stand, um den Korb mit Oskar Demuths Korrespondenz zu holen. Er brachte dabei einige Briefe mit, die Oskar im Stehen las, während der Gehilfe wartete.

„Es ist nichts, Herr Wichert. Nichts von Belang."

Oskar schob die Briefe unter einen Beschwerstein auf seinem Schreibtisch: Papier- und Druckofferten, ein paar Autorenbriefe und eine Ablehnung des Vaters auf einen Vorschlag Oskars....

„Dann nicht!" sagte Oskar, atmete lächelnd und griff nach der flachen Zigarrenkiste. „Immer das gleiche; aber zuweilen aufreizend und erbitternd. Na —!"

Oskars Tätigkeit im Hause war keine erschöpfende; er las, nach dem alten Herrn, das Buchhändlerbörsenblatt, die Prospekte, er beteiligte sich an den Korrekturen des „jenseitigen Verlags", denn er hatte sich neben seinem historischen Lieblingstudium mit neueren Sprachen und Literaturen beschäftigt; er bekam auch Neuangebote zur Begutachtung und wurde bei den Konferenzen mit Druckern und Lieferanten, bei den Bilanzen, Kassen- und Kontenprüfungen und vor allem bei der Korrespondenz und der Abfassung der vielen Kataloge und Bücherangebote des Hauses zugezogen. Aber alles hielt sich auf dem Niveau des Vorschlags, trug keine Verantwortung und Entscheidung in sich.

Nur ein Gebiet hatte er für sich: — sein „Separatkonto". Er verlegte selbst. Er hatte eine alte, aber gute Übersetzung der griechischen und lateinischen Klassiker für billiges Geld aufgekauft; die gab er in reizenden Heften neu heraus, ließ sie zum Teil mit neuen Anmerkungen und Einleitungen versehen. Die Sache ging sehr gut, was den Alten im stillen ärgerte und hin und wieder boshaft von dem „Separatkonto" sprechen ließ. Die Bibliothek war nämlich dem Kommissionsrat zuerst zum Kauf angeboten worden; aber er hatte die Sache als „obsolet" abgetan. Doktor Oskar hatte den Brief zu beantworten und hatte sich selbst dahinter gemacht.

Er hatte noch andre, viel größere Pläne, an denen er emsig arbeitete, und die in absehbarer Zeit, wohl schon in allernächster, zum Klappen kommen würden...

Für sein „Separatkonto" freilich hatte Oskar einiges Geld aufnehmen müssen. Tante Jüly Grote, Stralauer Straße, Witwe der großen Färberei, die sie aber verkauft hatte, hatte vorgeschossen.

Doktor Demuth schritt in Hut und Mantel die Treppe hinab, auf der gerade die Gasflammen vom Portier Tübbecke angezündet wurden. Im Packraum wurde gepfiffen und gearbeitet, die Bücherpakete dröhnten auf Tisch und Fußboden, ein Lehrling schoß hin und her über den Korridor, er riß dem Doktor die Tür zum Kontor auf.

Oskar durchschritt den langen Raum, in dem das Gas summte, die Federn kritzelten und die Blattkonten rauschten; in den Seitenkojen der Schulbücherabteilung kletterten junge Leute auf Leitern und flitzten fast lautlos wieder nach vorn. Herr Marx, der Buchhalter, blond, breit, wichtig wie ein Philosoph, der gerade eine kleine Weiße öffnete und neben sein ausgebreitetes Vesperbrot stellte, erhob sich und machte seine Reverenz. Herr Ende, der erste Gehilfe, schwarz, nervös, empfindlich, er hatte mit dem Papa vorzeiten in der Dupréschen Handlung als Gehilfe gearbeitet, stieß auf der kleinen Treppe zum Laden gegen den Doktor und faßte ihn familiär-verbindlich am Arm. „Ausgehen, Doktor? Beneidenswert! Papa sieht übrigens nicht gut aus!"

„Ich weiß, lieber Herr Ende", sagte Oskar. „Ist mein Vater vorn? Ah ja — Wiedersehen."

Der alte Herr stand im Laden und bekomplimentierte den und jenen in seiner kalten Art, ordnete mit kurzem Wort etwas an; es war jetzt seine Stunde. Er bezog am Vor- und Nachmittag für eine bestimmte Zeit diesen Posten im Laden. Er sah in der Tat nicht gut aus, wie Oskar mit scharfem Blick feststellte, fahl, gedunsen, und die Säcke unter den Augen traten schlaff und grau hervor.

Der Laden war voll, die Gehilfen eilten hin und her und machten artig hinter den Tischen ihre Vorschläge.

„Ich habe noch einen Gang, Papa."

Der Rat nickte und sah über den Sohn hin, um einen Gehilfen zu beobachten. Sein Atem ging kurz. „Hier ist viel zu tun — — bitte eine Treppe. Krauß, führen Sie die Dame. Ja, ja... was liegt bei dir vor?"

„Nichts von Belang seit heute morgen. — Ich sah eben, daß du mir einige der neuen Literaturmänner für die Auslage und Anschaffung gestrichen hast — es sind übrigens zum Teil schon alte Herren, wie du wissen wirst...."

„Wir wollen uns nicht über Gebühr exponieren. Zuwarten."

Der Vater, grauhaarig, scharf und tadellos gescheitelt, mit kurzem grauem Schnurrbart, der an den Seiten spitz gewichst war, sah durch die dünnen, goldrandigen Brillengläser über die Augen des Sohnes; der Blick war wie immer kurz, streng, kalt. Der alte Herr war so groß wie der Sohn, die Hände, die Schultern waren noch schlank, nur der Leib und das blasse Gesicht zeigten einige Altersfülle.

„Du solltest dich heute etwas schonen, Papa."

„Geht nicht, mein Sohn."

„Ich würde dich vertreten. Aber das würde dich kaum abhalten."



Der Alte lächelte. „Ich fürchte, du stehst zu sehr über diesen Dingen, mein Lieber!"

„Ja und nein." Es war richtig, daß sich der Doktor nicht gern im Laden aufhielt. Er kam sich überflüssig und in dieser Aufsichts- und Komplimentierrolle ein wenig lächerlich vor. Er stand nicht wie der Vater in einem alten Bekanntenverhältnis zu den Stammkunden des Hauses, zu Geheimräten und Professoren.

Oskar würde auch hier einmal einen neuen Modus finden, nach dem man ihn ebensosehr suchen würde, als er entgegenkäme — größerer Stil!

Es war immerdar Spannung, Widerspruch, Feindseligkeit zwischen ihnen. Kein Wort war mächtig genug, um diesen Zwiespalt zu überbrücken.

„Guten Abend denn, Vater", sagte Oskar mit einem kurzen Blick zur Erde. „Ich bitte dich nochmals, schone dich heute. Auch unsere kleine Emmi ist in Sorge."

„Wir sehen dich heute abend nicht, mein Sohn?"

„Wohl nicht. Es ist mein Abend mit Meinhard und Trossel."

„Ah! — Guten Abend."

Oskar ging. Er warf noch einen flüchtigen Blick über den langen, bunten Novitätentisch hin, der vor den beiden Ladenfenstern stand. Richtig, jene Bücher, die er in mehreren Exemplaren hatte auslegen lassen, waren verschwunden. Er lächelte wieder. Man müsse Platz für wichtigere Novitäten haben. Der neue Stinde war da, das Gustav Freytagsche Kronprinzenbuch, die Herbstneuigkeiten kamen bereits in Haufen.... Es war ein immer sich wiederholendes Spiel; am Morgen legte Oskar dies und jenes Buch aus, und am Abend war es beseitigt. Es war wirklich ein Spiel geworden, das Oskar reizte!

Die Fenster waren beschlagen. Die Luft war warm, es roch durch die vielen summenden Gaslampen noch stärker nach Papier, Druckfarben und Leder; auch Oskar liebte diese Luft, sie hielt ihn mitunter, wenn der Laden nicht allzu sehr besucht war, fest, so daß er sich hier und da zu schaffen machte.

Von draußen wehte es kalt und feucht herein, als er die Tür mit den behaglich geschwätzigen Klapperscheiben öffnete. Aber es regnete nicht mehr. Das Pflaster war blank. Ein Geschäftswagen, eine Droschke zweiter Güte rummelte gemächlich durch die schlecht beleuchtete Straße. Oskar ging nach rechts, aber eben als er abbog, sah er seine Schwester Emmi über den Damm kommen, frisch, rasch, im neuen blauen Schneiderkleid, mit langem, eng anliegendem Mantel, dessen Ärmel oben bauschig waren; ein hoher Federhut nickte über ihrem selbstgefälligen Kindergesicht. Emmi sah eben wichtig musternd am Haus hinauf, nach dem zweiten Stock, wo die Demuthschen Wohnräume lagen, und wo die alte Hummel klug und fest regierte.

„Gott, Oskar —! Wo willst du hin?" Emmi kam flink und elastisch, immer ein wenig absichtlich in ihrem Tun, herüber.

„Wie nobel du bist. Ich sah dich noch gar nicht so!"

„Gefällt es dir? Ihr Männer habt schließlich Blick dafür, und ich glaube, ihr ganz besonders, du und Meinhard und Hoven. Trossel liegt es wohl nicht."

„Sage nichts gegen Trossel, Kleine. Er ist der anspruchsvollste."

„Mag sein, Oskar. Aber er hat doch nicht die Kinderstube und vielleicht auch nicht die..." Ihre spitze, rosige Zunge tippte rasch nach der Oberlippe hinauf... „Erfahrung!"

„Ei, ei. Sieh da! Aber ein Oberlehrer hat immer Erfahrung, Emmi."

„Glaub ich nicht."

„Wo kommst du her, Mädchen?"

Emmi hatte sich eingehakt. Sie liebte den großen Bruder und war stolz auf ihn. Die Zungenspitze tippte noch. „Rate —. Von Lily Caspari. Sie läßt dich grüßen. Das heißt, i c h fragte sie —: ob ich Oskar grüßen soll."

Emmi sah lächelnd zu dem Bruder auf.

„Kindskopf. Danke. Ein wenig gewaltsam, muß ich sagen. Aber du darfst sie gelegentlich wiedergrüßen. Hoeks van Hoven, unser fliegender Holländer und Volontär, fehlt übrigens immer noch im Geschäft, er hat Papa heute geschrieben — krank."

„Was fehlt ihm nur?"

„Dies und das. Er sagt, er könne nicht schlafen. Aber er kommt immer erst um vier Uhr heim. Als Volontär und reicher Jonkheer kann er sich's am Ende leisten. Vater sagt nichts, aber er sieht klar. Respekt vor dem Geschäftsfreund senior in Utrecht und vor dem fremden Kapital! Mein e i g e n e s künftiges Vermögen, so nahe es ihn selbst angeht, imponiert ihm leider nicht."

Emmi lachte. „Pfui, Oskar. Scheußlich."

„Ja. — Vater geht es gar nicht gut. Aber er läßt sich nichts sagen. Ich will eben mal zu Geheimrat Amelong und mit ihm sprechen; du weißt, er war gestern bei Papa...."

Emmi, die einige Schritte am Arm des Bruders mitgegangen war, blieb erschrocken stehen. „Glaubst du, daß es etwas Schlimmes ist?"

„Nein, gar nicht. Amelong muß nur möglicherweise eingreifen — durchgreifen, wie Vater gern sagt. Wir Kinder sind machtlos."

„Gott, ja. Ich sorge mich so. Ich möchte mitkommen, du! Ich kann vielleicht auch ein Wort sagen; zu mir ist Papa offener, ich meine ... gesprächiger.... Und ich glaube, Amelong hält etwas auf mich, er kennt mich ja von Geburt an. Er sagt mir nur jetzt zu viele Schmeicheleien, was ich hasse."

„Unsinn, Emmi. Nein, ich will allein gehen; Mann zu Mann, das ist sachlicher, kleine Katze. Sonst hört der Alte, artig wie er ist, nur auf dich, das heißt, er hört nichts, sondern sieht dir auf den Mund und ins Gesicht."

„Ja, so ist er. Als wäre man noch ein Kind. Empörend."

„Er wird seine Pappenheimer kennen."

„Ich bitte dich, Oskar. Ich bin dreiundzwanzig."

„Nicht zu sagen! Sieh, dein Schleier löst sich schon. Ich habe ihn eigentlich lieber, wenn er heruntergeklappt ist, bis gerade zur Nasenspitze oder ein wenig darunter, so daß er auf die Oberlippe auftippt. Visier... Geheimnis.... Was sagt Lily dazu?"



„Lily sagt, daß du bequem würdest, mein Lieber! Ob sie zu dick meint? Du müßtest dich gegen den Vater mehr auflehnen, ihn allmählich zwingen ...“

„Die kluge Lily. Spracht ihr von mir?“

„O, sie ist klug. Still, kühl! Ach, ich beneide sie.“

„Still, kühl. Stille Wasser sind tief.“

„Meinst du? —“ fragte Emmi neugierig und sah rasch auf. Aber Oskar sagte nichts mehr.

Sie standen an der Alten Leipziger Straße. Drüben auf den Schlächterladen von Bicknase war „run“; er war wie ein Karussell erleuchtet, überall blinkte es und blankte es von Kacheln und Messing, und vor der Tür stand ein Stuhl mit weißer Schürze, die pitschnaß war: es war Freitag, es gab frische Wurst, und es war Aufschnittzeit! Eben traten die jungen Damen Sponholz von der Spritfabrik, gegenüber dem Demuthschen Haus, aus dem Laden.

Emmi sah weg. Manchmal roch die ganze Straße wie ein altes Spritfaß! Doch Oskar machte sich den Spaß zu grüßen, da die jungen Damen absichtlich herübersahen. Emmi blieb starr wie ein Pfahl.

„Oskar, ich versteh dich nicht. In meiner Gegenwart hättest du das vermeiden können, unbeschadet deiner Höflichkeit als Herr. Nebenbei ist das lächerlich! Du lenkst mich einfach ab! Ich dächte, wir hätten an Ernsteres und Wichtigeres zu denken als an diese — diese — es handelt sich um Vater. Kurz und gut: darf ich nicht mit?“

„Nein, Emmi. Ich sage dir alles wieder. Ich kann so ungenierter fragen. Und du bist besser am Platz, wenn du hineingehst und Vater umschnurrst, daß er sich etwas zurückzieht und Ruhe gönnt. Tu das. Und nun leb wohl. Soll ich Meinhard und Trossel grüßen? Ich sehe sie später. Vielleicht sogar Hoven, der sich möglicherweise gerade heute abend wohler fühlt. Tjüs, Kleine. Amelong erwartet mich, und es ist schon über die Zeit. Sieh nach Papa!“

„Schön. Übrigens, Oskar, du wirst deine Herren nicht von mir grüßen. Es könnte falsch aufgefaßt werden.“

Und sie hob den hübschen Kopf mit der schmalen, vorn ganz wenig aufgestülpten Nase, es war des Vaters Nase, nur höchst verfeinert und spaßhaft, gab ihm die Hand und ging rasch mit ihrem selbstbewußten, federnden Schritt wieder zurück. Sie wußte genau, daß ihr der Bruder noch einen Augenblick lächelnd und sicherlich bewundernd nachsehen würde.

Oskar setzte seinen Weg durch den winkligen, schmalen Raules Hof fort, über dessen Düsternis ein trübes Laternenlicht flackerte, und in dem in Werkstätten und Kellern gehämmert, gefeilt und mit Färberknütteln gepocht wurde, nach der Adlerstraße zu, am Säulen-Litfaß vorüber, wo die Druckmaschinen hinter dem Torweg auf dem Hof hastig rasselten, um das Neueste, Allerneueste in die Welt zu schreien, und kam an der Unterwasserstraße heraus. Dort wohnte Geheimrat Amelong.

Oskar hing längst wieder seinen besondern Gedanken nach. Und dazwischen, wie schon öfter in diesem Jahr, war für einen Augenblick ein Bild vor seine Seele getreten. Vielleicht durch Emmis spitze und geheimnisvolle Worte ein wenig deutlicher als sonst, mit einem Hauch von Beunruhigung — —?

Aber er spielte wohl auch diesmal nur damit. Lily. Die kluge, hübsche, kühle Lily ...! Ach kühl! Kein Mädchen im Anfang der Zwanzig ist kühl ...! Und nun gar Lily....

* * *

Oskar mußte warten. Das Wartezimmer hatte drei enorm hohe Fenster, oben mit Rundbogen und Mullrosetten. Es war ein wundervolles altes Haus, in dem Amelong wohnte.

An dem einen Fenster saß eine junge Dame, von der Oskar Demuth im allerersten Augenblick nur einen schwachen Irisduft wahrnahm. Denn es war nicht gerade blendend hell in dem großen Raum. Zwei hohe Vasenlampen mit tulpenartigen, mattgeschliffenen Glocken brannten auf zwei Tischen; das war alles; sie ließen nur die weißen Passepartouts einiger großer dunkler Stahlstiche an den Wänden ins Auge springen.

Die Dame sah zum Fenster hinaus. Die dunkeln schiefen Häuslein drüben an der Schleuse mochten freilich dem Auge wenig bieten; und von den Apfelkähnen, die auf dem Spreearm zogen, war auch nicht viel mehr als ein Lichtlein am Steuerarm zu erkennen, alles still, dunkel.

Das Fräulein, es war offenbar eine junge Dame, hielt den einen Teil der langen weißen Zuggardine mit der Hand gehoben. Es war augenscheinlich, daß diese Bewegung erst beim Eintreten des neuen Besuchers ausgeführt worden war. Ja, die ganze Haltung der Dame verriet etwas Momenthaftes, als hätte sie sich eben, als die Klingel draußen anschlug, aus einem unruhigen Hin- und Hergehen auf dem braunen Ripssessel am Fenster niedergelassen und den Kopf abgewandt.

Doktor Demuth hatte sich leicht verneigt. Aber der Gruß war übersehen worden. Die Dame bog den Kopf nur tiefer und interessierter nach der weggeschobenen Gardine hin.

Gleich darauf erhob sie sich, sah mit hochmütigem Blick über den Herrn hin und zog eine kleine goldne Uhr zwischen den vielen kleinen Knöpfen ihrer Taille hervor. Sie schien ungeduldig, ihre Unterlippe schob sich vor, und sie ging mit schönem, edlem, festem Schritt im Zimmer umher, wobei ihr Kleid eigentümlich lässig nachrauschte.

Auf dem Tisch lagen Zeitschriften, ein Band „Fliegende Blätter“.

Oskar nahm Platz, schlug einen der Bände auf und vertiefte sich in eine Oberländersche Zeichnung, die er längst kannte. Aus dem Sprechzimmer nebenan drang gedämpft die Stimme des Geheimrats, und dazu klang schwach auf dem dünnen abgetretenen Teppich der Fuß der auf und ab schreitenden Dame und das Rauschen des nachlässig schleppenden Kleides. Es kam dem Doktor plötzlich die verwunderliche Vorstellung, daß sie das Kleid achtlos, ein bißchen liederlich oder großartig-unbekümmert auch durch den Staub und die Nässe der Straße gleiten lassen könnte.... Wie kam er darauf?

Oskar blätterte. Das war immer so in Wartezimmern, immer sollte man Witze lesen! Aber die Span-



nung, der Ernst, das beinah Feierliche, das in der Luft lag, machten einen unaufmerksam und unruhig. Und immer war die Luft schlecht!

Oskar legte gelangweilt den Band weg und lehnte sich zurück. Man wurde melancholisch in dieser Luft, bei diesem Licht; Besorgnisse drängten sich auf. Was mochte übrigens diese Dame da in der eleganten, mit Skunks verbrämten Schoßjacke erfüllen? Angst um sich selbst —? Nein, nein! Der Doktor erschrak unversehens ein wenig, denn eben wandte die Dame ihm, matt beleuchtet, das schöne kühne Profil mit der dunkeln Braue zu, und ihr fast schwarzes Auge, das eigentümlich ernst und groß war, streifte ihn. Dann wandte sie es ruhig und stolz wieder fort und ging weiter zwischen Tür und Fenster auf und nieder.

Oskar beobachtete sie unter gesenkter Stirn. Er bewunderte diese Unbefangenheit, die nichts weniger als naiv erschien, die vielmehr bewußte Unbekümmertheit war und Bewunderung und Huldigung als selbstverständlich hinnahm. Sie paßte wundervoll zu der großen, stolzen Erscheinung.

Eine Uhr schlug fein und hell.

Die Dame blieb stehen, hob den Kopf und schien zu überlegen. Dann zog sie langsam den einen Handschuh ab. Oskar war gespannt auf den Anblick der bloßen Hand. Es ging langsam; die Hand war groß, nicht eben schmal, beinah männlich in ihrem Umriß, aber doch weiblich-weich in den Formen; eine gescheite, kühne, eigenartige Hand, ohne jeden Schmuck. Der Doktor war für einen Augenblick gebannt und in einem verborgenen Sinn erregt. Hände waren einer seiner Tollpunkte; eine häßliche, dumme oder ungepflegte Hand konnte ihm die schönste Frau verleiden.

Oskar räusperte sich und setzte sich straffer in dem weichen Sessel auf. Denn nun sah er plötzlich, daß das Fräulein doch nicht so sicher und königlich überlegen wäre, wie er zuerst geglaubt hatte.... War ihr sein Blick nicht entgangen? Sie hob wieder das Gesicht abweisend höher, wobei ihr Gesichtsausdruck etwas Starres bekam, und gleich darauf stieg ihr eine Blutwelle in das Antlitz und färbte den elfenbeinmatten Teint noch tiefer. Der Doktor beobachtete das mit Blitzesschnelle und fühlte sich in seiner Männlichkeit geschmeichelt und gestärkt; es war wie ein Eindringen in diese höchst unalltägliche Frauennatur.

Die Dame nahm jetzt am Nebentisch Platz, so daß Oskar nur noch wenig von ihrem Gesicht sah. Der Hals war zärtlich gebogen, das Haar des feinen Kopfes war schimmernd braun, vielleicht nicht allzu reichlich, aber das durfte nicht anders sein, der einfache Knoten war entzückend, die Halslinie stieg von den sich breitenden und rundenden Schultern aus sehnsüchtig zu ihm empor.

Sie verbarg wohl doch viel Unsicherheit, Scheu und Furcht unter ihrer kühnen Haltung. Eine Kinderseele voll starker, stolzer Wünsche, voll Glut und Kraft.... Wie schön sie dort saß in dem milden Lampenlicht und die starken Seiten eines nicht ganz sauberen Prachtwerks umwandte. Eigentlich rührend... reizend. So ganz anders wie vorhin. Steckten zwei, hundert Menschen in ihr, wie die Stunde es wollte? War sie voll wechselnder Stimmungen, labil im Wesen? Frau, Frau! Wer — was mochte sie sein —?

(Fortsetzung folgt.)

# Der Sicherheitsdienst in der Tierwelt.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Soeben hat sich auf dem Tisch, dicht neben dem Tintenfaß, eine Fliege niedergelassen. Sie reibt das erste Beinpaar aneinander und fährt sich damit über den Kopf wie ein Mensch, der sich gründlich wäscht. Du kommst mir gerade recht, du kleiner Plagegeist! Du sollst mir sofort als Versuchskaninchen dienen. Vorsichtig, mit langsamer Bewegung lege ich den Federhalter weg und lehne mich zurück. Jetzt rückt die Fliege vor, kriecht auf das Papier und betupft mit dem Rüssel die feuchte Schrift. In kaum merklicher Bewegung strecke ich die hohle Hand vorwärts. Deutlich sehe ich es, daß die Fliege meine Absicht merkt ... Blitzschnell greife ich zu, aber vergeblich! Die Fliege ist noch schneller gewesen als meine Hand.

Wohl hundertmal habe ich beim Schreiben dies Experiment gemacht, nicht nur mit Fliegen, sondern auch mit Mücken. Und bei jedem Mal konnte ich deutlich beobachten, daß die winzigen Tiere die drohende Gefahr merken. Aber sie erkennen nicht jede Bedrohung. Heimtückisch lege ich meine linke Hand auf den Tisch und halte sie ganz ruhig. Lange brauche ich nicht zu warten. Bald läßt sich eine Fliege auf der Hand nieder, spaziert umher und kommt schließlich auf dem Zeigefinger, an dem mein Daumen liegt, angewandert. Mit einem leichten Druck habe ich sie am Bein erwischt.

So leicht diese Experimente anzustellen sind, so schwer ist es, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Denn da stellt sich sofort die Frage ein, ob die Tiere die Gefahr erkennen, oder ob die Maßregel zur Abwehr nur eine reflektorische Bewegung ist. Das dürfte sehr schwer zu entscheiden sein! Die unterste Stufe der Lebensbetätigung im niederen Tierreich ist ohne Zweifel die Nahrungsaufnahme. Sie erfordert in den meisten Fällen keine andere Arbeit als das Hinunterschlucken, also nur eine reflektorische Bewegung. Wo diese aufhört, wo das Tier geistige Fähigkeiten entfalten muß, um seine Nahrung zu erkennen, das könnte nur durch eine große Zahl einzelner Beobachtungen festgestellt werden.

Nur wenige Beispiele dafür: der Frosch schnappt nur nach der Beute, die sich vor ihm bewegt; sobald sie still sitzt, erkennt er sie nicht. Das heißt: die Bewegung der Beute löst bei ihm reflektorisch den Sinnenreiz aus, der ihn zum Zuschnappen veranlaßt ... Das gleiche gilt auch von den Fischen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Die Angler wissen, daß sie den Hecht, den Barsch, den Huchen durch ein blinkendes Metallstückchen, das schnell durchs Wasser gezogen wird, zum Anbeißen reizen können. Ebenso steigt und schnappt die Forelle nach dem kleinen, bunten Federbüschel, das ihr ein auf das Wasser fallendes Insekt vortäuschen soll.



Aber wie oft kann man beobachten, daß die Forelle und der Hecht dicht vor dem künstlichen Köder umkehren. Da ist keine andere Erklärung möglich, als daß sie die Täuschung erkannt haben. Aus der gleichen Beobachtung geht weiter hervor, daß die Erkenntnis der Gefahr auf eine Betätigung geistiger Fähigkeiten, eine Tätigkeit des Verstandes schließen läßt. Den Tieren niederer Ordnung hat die Natur als Schutz gegen die Vernichtung nichts weiter gegeben als die Zahl, d. h. eine außerordentlich große Fruchtbarkeit. Der Fisch muß tausend Eier ablegen, damit ein Exemplar seiner Gattung die Gefahren der Entwicklungzeit übersteht.

Eine weitere Schwierigkeit, unanfechtbare Schlußfolgerungen zu ziehen, erwächst daraus, daß die Arten einer Tierklasse sehr verschieden begabt sind. Bei den Fischen ist es deutlich erkennbar. Die kleinen Weißfische, die munter an der Oberfläche spielen, haben gar keine Ahnung davon, daß ihnen vom Hecht, der dicht unter ihnen steht, Gefahr droht. Erst wenn er blitzschnell unter sie fährt, spritzen sie nach allen Seiten davon. Im nächsten Augenblick spielen sie wieder dicht um das stillstehende Raubtier, das eben einen ihrer Art verschluckt.

Nun aber eine andere Beobachtung. In einer Badezelle stehen Hunderte kleiner Weißfische, höchstens eine Spanne lang. Da schiebt sich ganz langsam mit unmerklicher Schwanzbewegung ein Hecht herein. Sofort verlassen die kleinen Fische in eiliger Flucht den Raum. Haben sie die Gefahr erkannt, handeln sie aus Erfahrung, indem sie den Räuber an seiner Gestalt und Größe erkennen, oder werden sie nur durch eine reflektorische Tätigkeit ihrer Sinne davongetrieben wie die Fliege von der ausgestreckten Hand?

Das sind meines Erachtens Rätsel, die schwer zu lösen sind. Wie oft mache ich die Beobachtung, daß die kleinen Weißfische, die gierig nach dem ringelnden Wurm schnappen, scheu zurückweichen und die leckere Nahrung verschmähen, sobald nur ein winziges Stückchen der Hakenspitze aus dem Köder hervorschaut. Was läßt sie die Gefahr erkennen? Weshalb achten andere Arten, z. B. der Barsch, nicht darauf?

Diese wenigen Beispiele werden wohl genügen, um zu zeigen, wie groß das Arbeitsfeld der Wissenschaft ist, die sich die Erforschung der Tierwelt nach ihren geistigen Fähigkeiten zur Aufgabe gestellt hat. Und wie schwer die richtige Bewertung jeder Beobachtung! Sogar bei den höherstehenden Tieren, denen wir jetzt nicht nur eine Tätigkeit des Verstandes, sondern sogar der Vernunft zuzubilligen geneigt sind.

Die Wissenschaft der Psychologie lehrt uns, daß jede geistige Tätigkeit auf Sinneswahrnehmungen beruht, beim Tier ebenso wie beim Menschen. Nun haben wir in der Erkenntnis einen wichtigen Schritt vorwärts getan, seitdem durch mehrere Forscher festgestellt worden ist, daß die Hauptsinne der Tiere, Auge, Ohr und Nase, bei jeder Art verschieden entwickelt sind. Das gibt uns Aufklärung darüber, wie die Tiere eine Gefahr erkennen, und bewahrt uns vor falschen Schlüssen. Dafür ein Beispiel.

Eines Abends im Herbst saß ich am Waldrand auf dem Anstand. Ich wollte einen Hasen schießen. Als die Schatten der Dämmerung herabsanken, trat links von mir, nur wenige Schritte entfernt, ein Reh aus dem Dickicht. Es äugte mich an, erkannte mich aber nicht, weil ich nicht die geringste Bewegung machte. Neugierig kam es noch näher, ging wieder weg und fing schließlich dicht vor mir auf der Saat zu äsen an. Wenige Minuten später sprang es laut schmälend ab, es war in meinen Windschatten gelangt, hatte Witterung von mir bekommen und nun erst die Gefahr erkannt.

Früher hätte man sicherlich aus diesem Verhalten unrichtige Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten der Rehe gezogen. Jetzt weiß man, daß ihr Gesichtsinn sehr schwach entwickelt ist, daß ihr Auge nicht imstande ist, einen unbeweglich sitzenden oder stehenden Menschen zu erkennen. Erst sein Geruchsinn leistete ihm den wichtigen Dienst.

Beim Hasen sind es die langen Ohren, die Löffel, wie sie der Jäger nennt, die für seine Sicherheit sorgen. Sie verraten ihm den leisen Schritt seines unter Wind heranschleichenden Erzfeindes Reineke. Merkwürdigerweise sind bei den friedfertigen Tieren, die von vielen Gefahren bedroht sind, die Sinne viel ungleichmäßiger ausgebildet als bei den Raubtieren, denen sie fast nur zum Aufspüren und Ueberlisten der Beute zu dienen haben. Zur Erklärung kann man vielleicht darauf hinweisen, daß die friedfertigen Tiere keine Mühe aufzuwenden brauchen, um ihre Nahrung zu finden, während Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel sich redlich abplagen müssen, um ihren hungrigen Magen zu füllen. Nimmt doch Reineke, wenn's sein muß, mit Maikäfern und Heuschrecken vorlieb!

Beim Vogel ist der Hauptsinn, der ihm fast ausschließlich zum Aufsuchen der Nahrung und zum Erkennen der Gefahr dient, das Auge. Hoch oben im blauen Aether kreisend, sieht und erkennt der Adler das Murmeltier trotz seiner Schutzfärbung. Der Seeadler erkennt den einen Meter tief im Wasser auf dunklem Grund stehenden Fisch, der ihm nichts weiter zeigt als seinen schmalen, dunklen Rücken. Das sind Begabungen eines Sinnes, die uns genau so wunderbar vorkommen wie die feine Nase des Jagdhundes, der unbeirrt von anderen Spuren die eine Fährte ausarbeitet, auf die ihn sein Herr angelegt hat.

Daß die höherstehenden Tiere mit vollem Bewußtsein die Gefahr erkennen, dafür spricht unter andern die Tatsache, daß sie den Warnruf einer andern Tierart beachten. Erhebt der Eichelhäher oder die Schnarrdrossel ihre warnende Stimme, wenn sie den vorsichtig pirschenden Jäger oder den durchs Dickicht schleichenden Fuchs erblickt, dann besinnt sich der Rehbock, der vertraut auf der Wiese äst, keinen Augenblick, sondern flüchtet, ohne sich erst selbst von der Gefahr zu überzeugen, ins schützende Waldesdunkel. Er weiß also ganz genau, was der ängstliche, aufgeregte Warnruf bedeutet.

Bei den Tieren, die in Herden, Rudeln, Völkern usw. gesellig leben, wird der Sicherheitsdienst von einem Mitglied der Gesellschaft ausgeübt, auf dessen Wachsamkeit sich alle andern verlassen. Bei den Rudeln der Hirsche ist es stets ein altes „Tier“, wie der Jäger das Mutterwild nennt, das auf den Wanderungen die Spitze hält. Dahinter kommen jüngere Tiere und die geringen Hirsche, und den Beschluß macht der Beherrscher des Rudels, der Platzhirsch. Wenn alle andern unter der Führung des Alttiers bereits auf die Wiese ausgetreten und im Vertrauen auf die Wachsamkeit ihrer Führerin vertraut äsen, steht der Geweihte noch lange im Dickicht, ehe er sich daraus hervorwagt.



In einer geradezu musterhaften Weise ist der Sicherheitsdienst bei manchen geistig hochstehenden Vogelarten, die sich zur Reise nach dem Süden zu großen Gesellschaften vereinigen, ausgebildet. Der Flug wird stets nachts ausgeführt, meistens aber schon vor Sonnenuntergang begonnen. Am Tage wird Rast gehalten, um etwas Nahrung einzunehmen. Da zeigt sich die Vorsicht bei Kranichen, wilden Gänsen, Enten und anderen schon in der Wahl der Raststelle.

Es ist falsch, die wilde Ente und Gans nach ihren zahmen Artgenossen zu beurteilen. Das gleiche gilt von Rind, Schaf, Schwein, Ziege. In der Freiheit sind alle diese Tierarten scheu, vorsichtig und wachsam. Es sei nur an die Gemse erinnert und an ihren Pfiff, der den Jäger um die Beute bringt, die er im nächsten Augenblick schon durch einen sicheren Schuß zu machen gedachte. Von der Vorsicht und Wachsamkeit des Schwarzwildes, des wilden Schweines, wissen die Jäger ebenfalls manches treffende Stück zu erzählen.

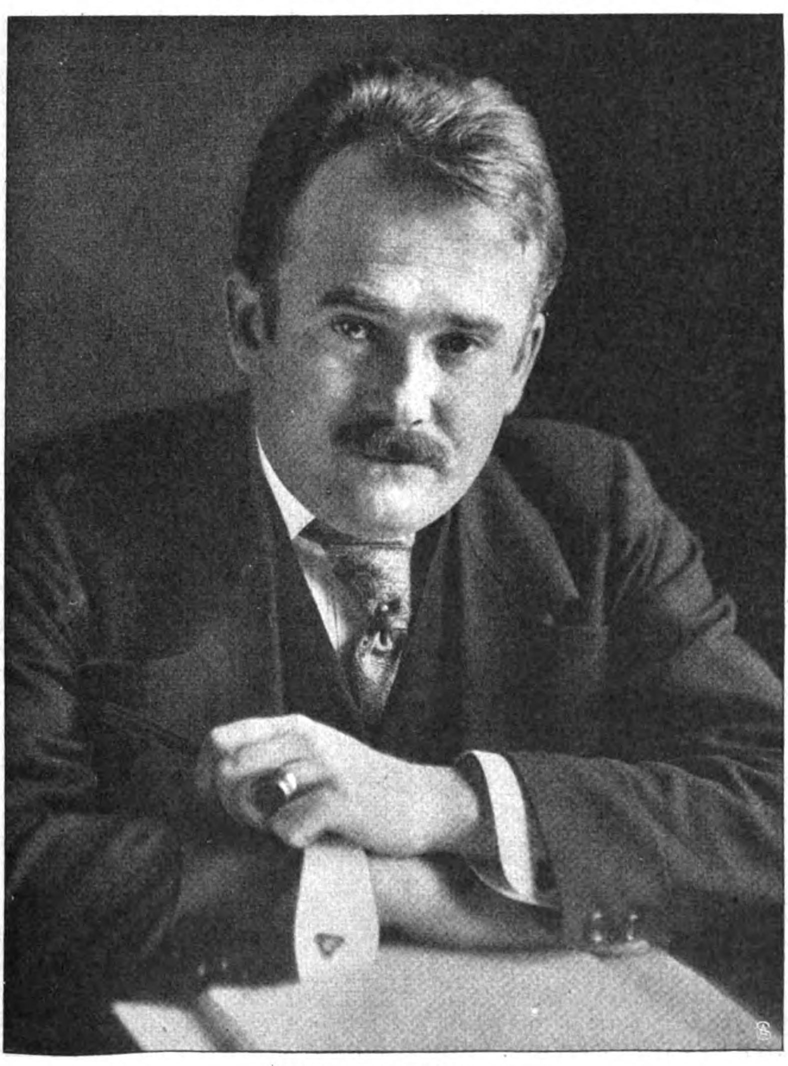
Damit ist auch die Frage beantwortet, ob die Tiere Erfahrungen sammeln und verwerten. Ohne Zweifel! Das Schwarzwild ist in den letzten Jahren, seitdem es ununterbrochen in der rücksichtslosesten Weise verfolgt wird, noch scheuer und vorsichtiger geworden, als es früher schon war. Der Kapitalhirsch, der schon manchmal die Kugel hat pfeifen hören, weiß, daß ihm alle Vorsicht des Leittiers nichts nützt. Er trennt sich vom Rudel und wird Einsiedler. Nie tritt er früher aus dem Wald, als bis völlige Dunkelheit herabgesunken ist. Und wenn das Rudel im Morgengrauen noch vertraut auf dem Acker steht, hat er schon lange seinen „Kirchgang“ angetreten, wie der Jäger sagt, das heißt, er ist in den Wald zurückgewechselt. Genau solch ein vorsichtiger Einsiedler wird auch der Rehbock im Alter.

# Der Verfasser unseres neuen Romans.

Hierzu eine Spezialaufnahme für die „Woche“.

„Es gibt vielleicht nur zwei große Richtungen innerhalb der Dichtung. Die eine dient der Begeisterung, der Aufstellung des Ideals; die andere ist Ausdeutung des Wirklichen, des Menschlichen. Jede gibt Werte: Kraft oder Erkenntnis, Aufschwung oder Weisheit.“ Diese Worte, die den alten Gegensatz von Idealismus und Realismus in einer persönlichen Auslegung umschreiben, spendete der Dichter, von dem ich hier einiges erzählen will, unlängst einer großen deutschen Zeitschrift ins Stammbuch. Sie scheinen mir mehr als einen allgemeinen Aphorismus zu bedeuten; sie enthalten sicherlich ein dichterisches Glaubensbekenntnis, das in seiner, unaufdringlicher Art gegeben ist.

Ein Ausdeuter des Wirklichen, ein liebevoller, überlegener Darsteller des Menschlichen, oft voll wissender Ironie, weil Ueberlegenheit stets Selbsterkenntnis bedeutet — ein Versteher des Lebens, so tritt der Autor uns in seinem Schaffen entgegen.



Viktor v. Kohlenegg.

Kohlenegg hat sich nie einer Schule angeschlossen, er ist immer suchend den eigenen Weg gegangen, einen Weg, der ihn mitten ins Leben hineinführte. Er liebt es nicht, „Helden“ zu schildern, er glaubt vielleicht in einem Winkel seines Herzens nicht einmal an ihre Existenz; er sieht überall das Menschliche im Menschen, in dem Gut und Böse sich vermischt, in dem die Tüchtigkeit neben der Schwäche wohnt, und in dem wir uns alle, wenn wir ehrlich sind, wiedererkennen mögen. Daran liegt es, daß er — ob-

wohl weit entfernt, etwa nur „Frauenschilderer“ zu sein — den Männern in seinen Büchern keine überragende Stellung einräumt. Jedenfalls wachsen sich die Gestalten seiner Romane, männliche und weibliche, zu Typen oder Menschensymbolen aus, die gewiß ein höchst lebendiges, bis ins kleinste wahres und bewegliches Einzelleben führen, die aber doch als Ganzes stets mehr bedeuten als nur eine Figur. Dazu weiß er meisterhaft zu erzählen; er berichtet nie trocken, alles ist selbst erlebt, gestaltet und mit einer persönlichen Wärme erfüllt, die die Menschen seiner Dichtung in ein geheimnisvolles Vibrieren versetzt und sie dem Herzen des Lesers nahebringt. Man glaubt, wenn man Kohleneggs Bücher liest, mitten im Leben selbst zu stehen, zwischen Bekannten und Freunden, aber man sieht tief in sie hinein und in eine Welt, die ein sicherer, liebevoller Künstler geklärt und gemeistert hat.

Kohleneggs Anfänge weisen auf Fontane zurück, freilich nicht im Sinn einer gewollten Abhängigkeit; beider Weltanschauung ist im tiefsten verwandt, und beide vereinigen in sich norddeutsche und südliche Kultur. Das gibt beiden die glänzende Beweglichkeit des Stils und die liebenswürdige, verstehende und im Verstehen Versöhnung suchende Art. Doch längst ist unser Dichter seinen eigenen Weg gegangen und selbst ein Meister geworden. Man warf ihm vielleicht eine Zeitlang zu viel Ehrlichkeit vor, daß er zu leidenschaftlich in die Menschen hineinspähte; aber dieser psychologische Stil ist jetzt beinah Mode geworden, wir haben nun selbst schärfer sehen gelernt. Indessen, Kohlenegg blieb nicht stehen, er schritt mit jedem Werk, das er schuf, weiter, sah immer neue Ziele, ohne im Grund von der Linie seines Wesens und seiner Weltbetrachtung abzuweichen. Er hatte sich das feinste psychologische Rüstzeug gewonnen, nun aber lockte ihn neben der Tiefe auch die Weite; es lockte ihn, das Bunte und Reiche der Umwelt, die Beziehungen zwischen vielen, nicht nur wenigen Personen darzustellen. So ist sein Pinsel breiter und kecker, seine Palette ungleich farbiger geworden.

Die Leser der „Woche“ habe drei Romane Kohleneggs mit großer innerer Teilnahme gelesen: die feine, kluge, mild überlegene „Ehe im Schatten“, die verblüffend ehrliche, bis in die letzten Winkel unseliger Leidenschaft dringende „Eifersucht“ und das liebevoll und ironisch gesehene „Dorchen“, in deren Wirrnis und Schwanken zwischen Beruf, Weibseinwollen und damenhaften Luxusneigungen sich das innerste Leben von vielen, vielen Tausenden junger Mädchen von heute spiegelt. Nun hat die Redaktion die Freude, Kohleneggs neueste Schöpfung ihren Lesern bieten zu dürfen. Mit der „Schönen Melusine“ spendet der Dichter seine reifste Gabe. Alles ist noch bunter, reicher geworden, lebendiger als früher, der Humor erblüht aus der Ironie, und das geschliffene Einzelne fügt sich dem Ganzen enger und selbstloser ein zu stärkerer, ruhiger Wirkung. Man wird mit frohem Behagen und innerstem Gespanntsein diese Schilderungen des Berlin der neunziger Jahre lesen, in dem sich feine, kluge und leidenschaftliche Menschen bewegen, lieben, befehden und verstehen. Eine rechte, reife und bezwingende Gabe für die langen, stillen Winterabende.

Ich sagte, daß in Kohlenegg sich Nord und Süd mischen. Er verlebte seine erste Kindheit, bis zum zehnten Jahr, in Thüringen. Und die Liebe zur alten Heimat ist immer noch wach in ihm. Ja, es drängt ihn, hin und wieder ihr auch dichterisch Ausdruck zu geben. Aber seine eigentliche Heimat ist **Berlin**, wo er seit seinem zehnten Jahr wurzelt, wo er die Schule besucht hat und studierte und nun seit fast dreißig Jahren lebt; er **liebt** Berlin nicht nur mit den Augen, er liebt es auch mit dem Herzen, und sein täglicher Erholungspaziergang, so paradox es klingen mag, führt ihn aus seinem Lichterfelder Arbeitsfrieden in den starken Trubel der Berliner Hauptstraßen; dort beobachtet er — und erfrischt sich geistig.

Unser Autor steht im 39. Lebensjahr. Er ist mit der liebenswürdigen und feinen Schriftstellerin Gertrud Triepel verheiratet und sieht in seinem stillen Heim manche interessanten und der Oeffentlichkeit bekannten Gäste, zu denen auch die Schwester seiner Frau, die Konzertsängerin Susanne Dessoir mit ihrem Gatten Prof. Dessoir zählt.

# Frauenbildnisse aus Großmutters Zeit.

Von **Hans Ostwald**. — Hierzu 11 Abbildungen.

Alle Zeiten haben ihre besonderen Schönheitsideale gehabt. In den Jugendzeiten der Völker drückt sich gewöhnlich das Ideal noch in den Eigennamen aus wie einst in den altgermanischen Sunnihilt, Swanhilt, Snoburg, Seeburg — alles Namen, die auf die hervorragendsten äußeren Eigenschaften und Vorzüge hinwiesen, an denen sich die Volksmitglieder erfreuten. Die Helle des lichten Tages, das blanke Gold der Sonne, das klare Weiß von Schnee und Schwan und die Frische des Sees — das waren Vorzüge, die in den Eigennamen ebensogern festgelegt wurden wie etwa die mannhafte Stärke der kraftvollen Jungfrau Brunhilde, deren Name an Bruna: die Bärin, erinnern sollte. Das Mittelalter pries in seinen Bildnissen, soweit es die deutschen Gaue und die deutschen Menschen konterfeite, einen stattlichen, aber immer ein wenig bürgerlichen Typus. Frankreich erst gab in seinen Rokokodamen ein neues, verfeinertes Schönheitsideal, das mit seinen gepuderten Haaren, den Stöckelschuhen und den pikanten und niedlichen Schönheitspflästerchen, die übrigens recht oft nur häßliche, von der Unnatürlichkeit des Lebens im Salon und in der Sänfte hervorgerufene Male verdecken mußten, nicht ganz den deutschen Damen zu Gesicht stehen wollte. Als dann die Mode der künstlich jung geschminkten alten Damen und der widernatürlich greisenhaft gepuderten Backfische dem neuen Naturideal einer neuen Zeit wich, in der die Damen in die Seebäder reisten, in idyllischen oder romantischen Parklandschaften herumschwärmten und auch aus der engen Sänfte herauskletterten und zu Pferde stiegen, stimmte die deutsche Frau wieder mit dem Schönheitsideal der Zeit überein.

Und doch kam noch einmal eine Zeit, in der die deutsche Frau sich einem ihr wesensfremden Ideal unterordnete. Als die Kaiserin Eugenie zum Verkünder des neuen französischen Kaiserreichs geworden, als der Luxus des





**Kronprinzessin Viktoria von Preußen.**
Nach dem Gemälde von Winterhalter.



**Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.**
Lithographie nach Gustav Richter.

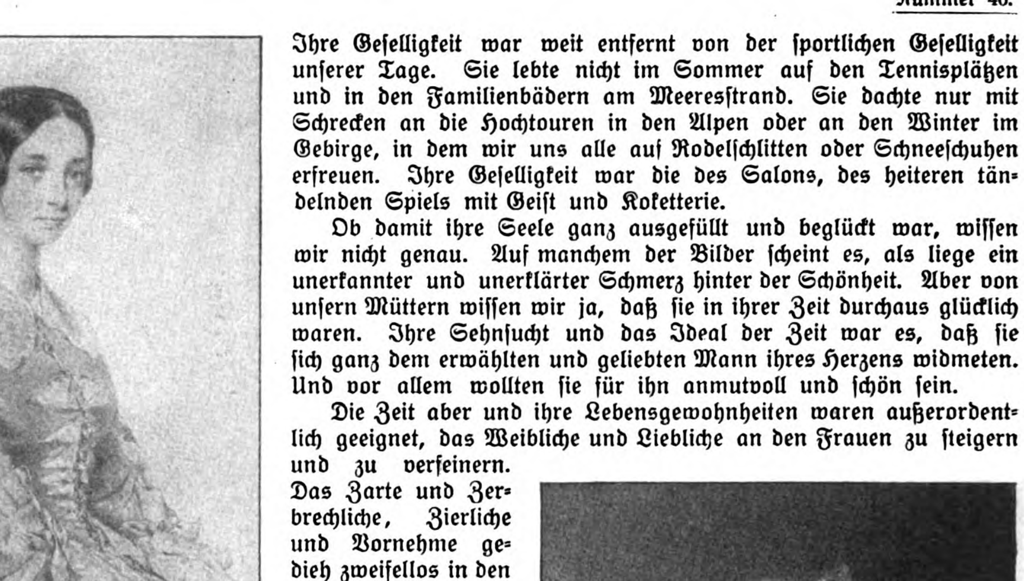
napoleonischen Hofes alles entzückte, kam auch in Deutschland ein neues Schönheitsideal zur Herrschaft. Wer kennt nicht noch alte Damen, zierlich und fein? Waren nicht alle unsere Mütter kleiner und schmächtiger als unsere Gattinnen und Schwestern? Glichen sie nicht alle ein wenig der zarten Fürstin Carolath, die Feckert um 1860 lithographiert hat?

Sie lebten in einer Zeit, als eine Dame, die dem Reitsport huldigte, emanzipiert gescholten wurde. Der gute Ton jener Jahre verlangte, daß die Frauen scheu und schüchtern und auch ein wenig unterwürfig sich gaben. Sie sollten eine köstliche Augenweide sein, sie sollten in den Salons die Gesellschaft mit ein wenig Musik, mit Literatur, Theater usw. unterhalten. Individualitäten und Persönlichkeiten sollten sie nicht sein. Selbst weibliche Angehörige künstlerischer Familien wie der Mendelssohnschen bemühten sich, dem weiblichen Ideal der Zeit sich zu unterwerfen. Fanny Hensel-Mendelssohn, die Schwester des Musikers Felix, war stolz auf ihre weibliche vorweihnachtliche Beschäftigung. Sie schrieb einmal, daß sie wochenlang nicht aus ihrer stickerlichen Stimmung und aus ihrer Geheimniskrämerei herausgekommen sei.

Diese Dinge sind durchaus nicht unwesentlich. Sie formten mit an dem weiblichen Typus der Zeit. Das Leben der Frau vor fünfzig Jahren war ein wesentlich anderes als das der Frau von heute.



**Gräfin Schwerin-Putzar mit ihrem Sohn Fritz.** Lithographie von Feckert.



Frau Goldstein, geb. Friedberg. Lith. v. Feckert.

Ihre Geselligkeit war weit entfernt von der sportlichen Geselligkeit unserer Tage. Sie lebte nicht im Sommer auf den Tennisplätzen und in den Familienbädern am Meeresstrand. Sie dachte nur mit Schrecken an die Hochtouren in den Alpen oder an den Winter im Gebirge, in dem wir uns alle auf Rodelschlitten oder Schneeschuhen erfreuen. Ihre Geselligkeit war die des Salons, des heiteren tändelnden Spiels mit Geist und Koketterie.

Ob damit ihre Seele ganz ausgefüllt und beglückt war, wissen wir nicht genau. Auf manchem der Bilder scheint es, als liege ein unerkannter und unerklärter Schmerz hinter der Schönheit. Aber von unsern Müttern wissen wir ja, daß sie in ihrer Zeit durchaus glücklich waren. Ihre Sehnsucht und das Ideal der Zeit war es, daß sie sich ganz dem erwählten und geliebten Mann ihres Herzens widmeten. Und vor allem wollten sie für ihn anmutvoll und schön sein.

Die Zeit aber und ihre Lebensgewohnheiten waren außerordentlich geeignet, das Weibliche und Liebliche an den Frauen zu steigern und zu verfeinern. Das Zarte und Zerbrechliche, Zierliche und Vornehme gedieh zweifellos in den Salons recht gut. So fanden denn solche Schönheitenmaler, wie Winterhalter, Gustav Richter und Eduard Magnus, eine reiche Schar Frauen, deren Grazie und erquickende Schönheit sie mit ihrem liebenswürdigen Pinsel aufzeichnen konnten. Auch der Liebenswürdigkeit der Maler haben wir diese schönen Frauenbildnisse zu verdanken. Wie wußten sie alle Attribute des weiblichen Wesens mit Geschick und Geschmack zu verwerten! Als Winterhalter die Königin Augusta malte, brachte dieser vornehmlich im glänzenden Paris die ganze internationale europäische Aristokratie porträtierende Deutsche allen königlichen und weiblichen Luxus an. Eine Fülle von Spitzen, Seide, Samt, Purpur, Pelz, Hermelin und Schmuck und auch die Krone half ihm, den königlichen Eindruck zu erzielen und dem Gemälde Glanz und Pracht zu geben. Und doch war das Dekorative, das Drum und Dran, nicht sein Ziel. Er erhöhte mit all diesen fraulichen Kleidungs- und Schmuckmitteln nur den weiblichen Reiz der Porträtierten. Auch war ihm der Geist jener Zeit günstig. Die vornehme Welt war von einem Taumel der Lebelust erfaßt. Sie traf sich in den süddeutschen Spielbädern, auf allen möglichen Rennplätzen und in den Premieren der Offenbachschen Operetten. Die deutsche Gesellschaft hatte durch den beginnenden materiellen Aufschwung schon einiges von ihrer biedermeierischen Einfachheit verloren. Die Eisenbahnen hatten ihr einen intimeren Anschluß an die große Welt gebracht. Sie begann, sich dem lebhaften internationalen Treiben anzuschließen. Die Krinoline und der ganze weibliche Luxus wurden von den Damen mit Eifer angenommen. Die Schönheiten von damals wußten übrigens alle die freie Schulter und den unverhüllten Hals sehr zu schätzen. Sie wußten, daß die feinen und zärtlichen Linien



Frau Grasnick. Lithographie von Feckert.

Frau von Gräfe.
Lithographie nach E. Rietschel.

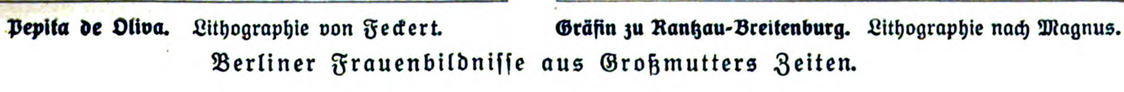






**Frau Brunzlow** und **Fürstin von Carolath.** Lithographien von Feckert.





**Pepita de Oliva.** Lithographie von Feckert. **Gräfin zu Rantzau-Breitenburg.** Lithographie nach Magnus.

Berliner Frauenbildnisse aus Großmutters Zeiten.

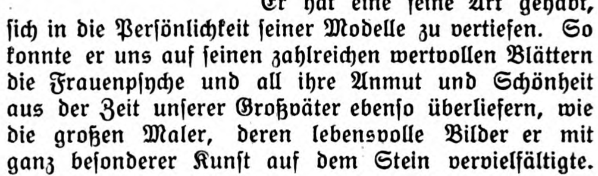
des Halses die Schönheit des Gesichts nicht beeinträchtigten, sondern erhöhten. So finden wir denn den freien Hals nicht nur auf den Bildnissen der Aristokratie oder des Hofes. Auch die bürgerlichen Damen, wie Frau Brunzlow, die Frau des bekannten Tabakhändlers, Frau Goldstein und andere, wurden mit dem freien Hals dargestellt. Nur ältere Damen, wie die Mutter des großen Augenarztes Frau von Gräfe (gemalt von Ernst Rietschel) und Frau Grasnick, trugen bis ans Kinn geschlossene Kleider. Ihnen allein war auch die mütterliche Haube eigen, die solch ein altes, liebes Gesicht frisch und anmutig machte.

Aber alle Damen trugen ein einheitliches Zeichen der Zeit: den Scheitel. Und er stand all den feinen runden Stirnen sehr gut. Die Wellenlinien der Haare an den Seiten oder die hübsch gedrehten Löckchen, die über die Ohren fielen und das Gesicht schmal erscheinen ließen, wendeten sie ganz individuell an. Bald in schlichterer Manier, wie die Gräfin Schwerin, die mit ihrem glatten Kleid, mit dem fließenden Stoff, der einfachen Halsschleife und der Kette mit daran hängendem Medaillon als einzigem Schmuck geradezu ein Muster für vornehme und malerische Einfachheit und Innigkeit abgibt. Bald in der ein wenig prononcierten Art der schönen



**Fanny Hensel-Mendelssohn.** Lithogr. v. Feckert.

Pepita de Oliva. Mit ihrem überladenen Schmuck, mit der Wespentaille und den gebrannten Löckchen war sie das übertriebene Muster der Mode jener Tage. Dagegen befleißigten sich die deutschen Damen einer geschmackvollen Zurückhaltung in der Verwendung von Schmuck. Eine schmiegsame Perlenkette betonte die weiche Rundung der Schultern, eine breite Armschließe mit einem großen Farbstein die Schlankheit der Handgelenke. Eine lebenslustige Dame wie die von Magnus gemalte Reichsgräfin von Rantzau-Breitenburg wurde im forschen Hut mit fliegenden Federn abgebildet. Ihre Fröhlichkeit drückte auch das Aeußere aus. Die Großherzogin Marie, die Gustav Richter malte, wurde zwar mit ihrem königlichen Mantel dargestellt, doch trug sie in den Haaren schon ein zartes Spitzentuch, das die Mütterlichkeit betonte. Viele dieser Damen wurden von dem bekannten Lithographen Feckert dargestellt. Er hat eine feine Art gehabt, sich in die Persönlichkeit seiner Modelle zu vertiefen. So konnte er uns auf seinen zahlreichen wertvollen Blättern die Frauenpsyche und all ihre Anmut und Schönheit aus der Zeit unserer Großväter ebenso überliefern, wie die großen Maler, deren lebensvolle Bilder er mit ganz besonderer Kunst auf dem Stein vervielfältigte.



# Landschulheime für Knaben.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Wenn ein Volk im Lauf der Jahrhunderte entartet, so trägt nicht die Kultur die Verantwortung für diesen Niedergang, sondern vielmehr solche Begleiterscheinungen, die nicht unbedingt zu ihr gehören, die vor allem in den Großstädten das Leben mit Unnatur durchtränkt haben. Und dieser Unnatur gilt es beizeiten vorzubeugen. Wenn also auch die Erwachsenen durch ihre Berufspflichten an die Stadtmauern gefesselt sind, so



**Die Zöglinge beim Gartenbau.** Phot. O. Liebert.

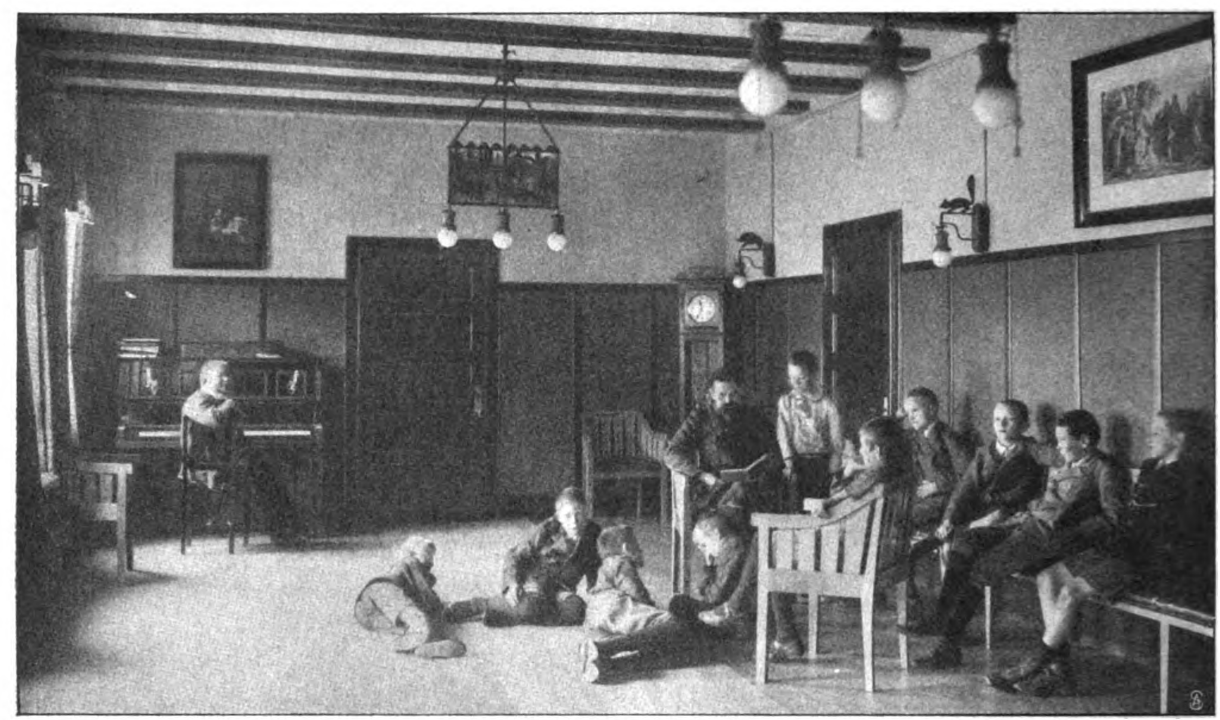




Bettenmachen im Schlafzimmer. Phot. O. Liebert.



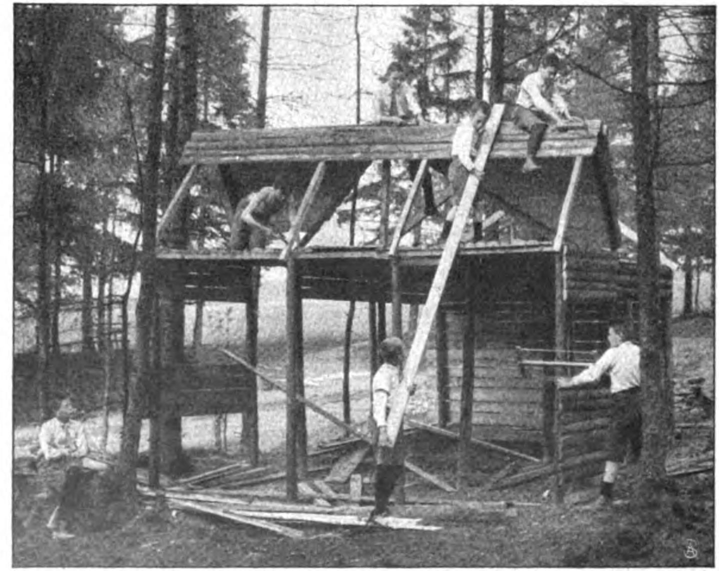
Unterricht in der Tischlerei. Phot. O. Liebert.



Wohnzimmer einer „Familie“. Phot. C. O. Schultz.

hindert doch nichts, den Kindern ein Reich zu schaffen — draußen auf dem Land, wo sie reinste Natur umweht, und wo sie für ihren späteren Beruf erzogen werden. Also ein Landschulheim, in dem alles, was wahre Aerzte und Erzieher dachten, zur Wirklichkeit wird. Ein solches Heim liegt am besten fern von Fabrikrauch und Straßenlärm nahe an Wald, Wiese und Wasser, so gesund wie irgend möglich. Werden die Knaben auf diese Weise auch später zum Genuß wahrer Großstadtsegnungen kommen, so werden sie dann reifer sein, besser die Spreu vom Weizen zu sondern wissen als ihre meist frühreifen Altersgenossen daheim.

Hier lernt der Mensch, sich mit einfacher Kost zu begnügen, fühlt bei Sport, Turnen und gemeinsamen Wanderungen seine Sehnen sich straffen, die Lunge sich weiten, die Haut fest werden gegen Wind und Wetter. In reichlich bemessener studienfreier Zeit übt er Auge und Hand in Garten und Werkstätte. Hier soll er sich auch von erschlaffendem Luxus entwöhnen. Es kommt darauf an, daß der werdende Jüngling in einer Umgebung aufwächst, in der unnötiger Luxus der Gegenstand allgemeiner Verachtung ist. Die in solcher Atmosphäre fest eingewurzelten gesunden Gewohnheiten werden sich auch späteren Einflüssen zum Trotz durchsetzen und nacheifernd wirken, weil sie mit natürlicher Kraft gepaart sind.



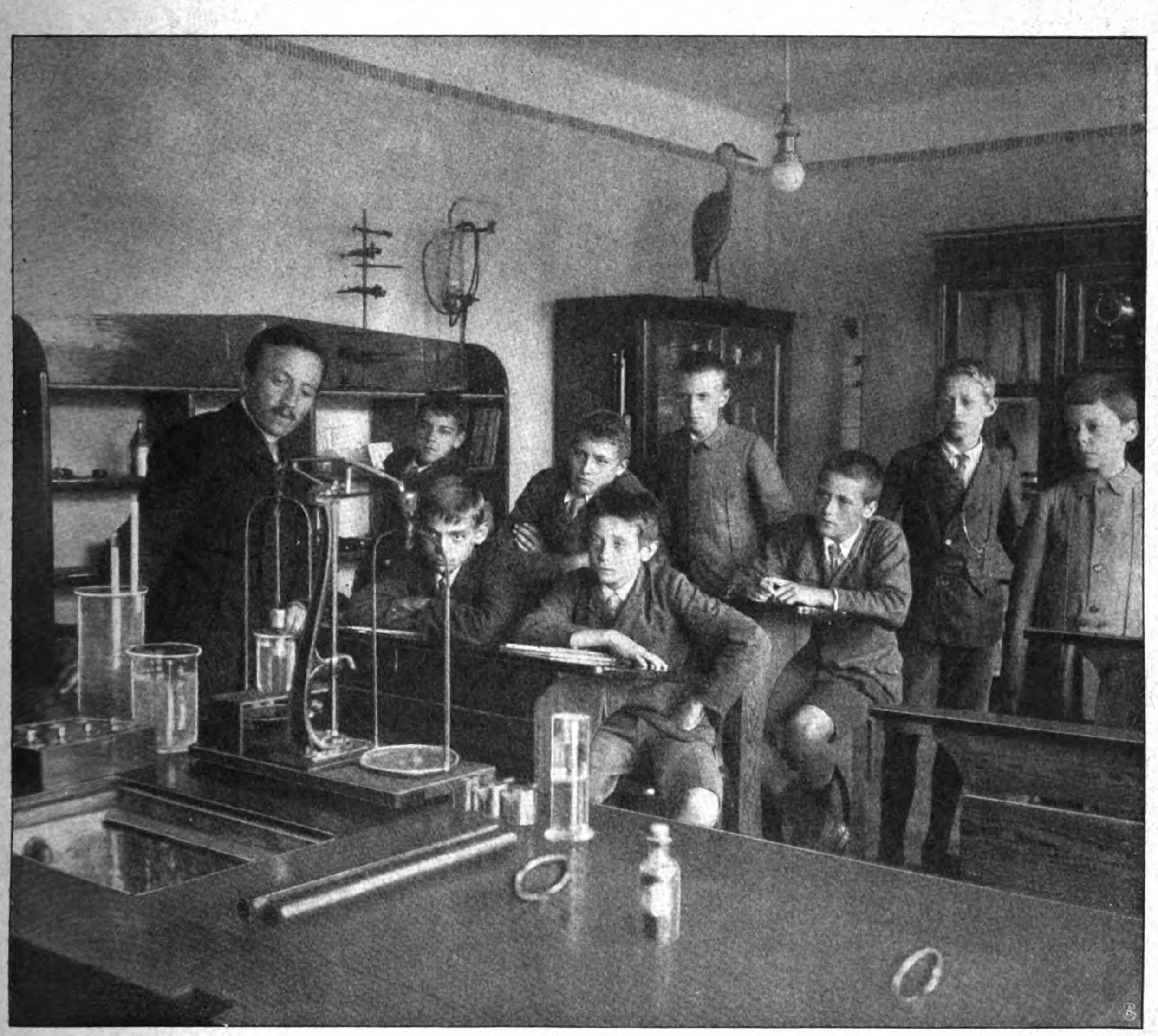
Die Knaben beim Hüttenbau. Phot. O. Liebert.

Der Knabe arbeitet gern. Aber für manchen ist es schwer, vier bis fünf Stunden lang mit geringen Unterbrechungen stillzusitzen und zuzuhören. Die Jugend will handeln. Drum lasse man sie die Natur draußen studieren, im Laboratorium experimentieren, erwecke den Kampftrieb wider die Tücken einer mathematischen Aufgabe oder einer Satzkonstruktion. Fechten sie im Kampfeseifer mit den Händen oder springen glückstrahlend in die Höhe, so dämpfe man ihren Eifer nicht. Man gönne reichliche Erholungspausen und beschränke die Zahl der Stunden. Man wird den Verlust doppelt ersetzt finden durch die freudige Teilnahme der Schüler. Mit Lust getane Arbeit aber stählt die Nerven. Das alles ist in einem Landschulheim am leichtesten möglich, wo die Lehrer die älteren Freunde ihrer Zöglinge sind, mit denen sie eine

familienartige Lebensgemeinschaft bilden. Es ist um so leichter möglich, je einsichtsvoller die Schulbehörden solchen zukunftsfrohen Unternehmungen Entwicklungsfreiheit gewähren und bei Prüfungen bereit sind, die Eigenart des hier geübten Studiums zu berücksichtigen. Hoffnungerweckende Ansätze dazu sind bereits vorhanden.

Ein Karzer dürfte nach dem Gesagten in einem Landschulheim entbehrlich sein. Nicht als müsse hier einer Muttersöhnchenpädagogik gehuldigt werden, die jedes unberechtigte Mißtrauen und jedes entehrende Schimpfwort lahmgelegt. Gehorsam wird gefordert, aber nicht ohne Geist und Liebe. Und Freiheit ohne Vernachlässigung muß auch da der leitende Grundsatz des Landschulheims bleiben, wo es sich um die Pflege und Entwicklung der jungen Seelen handelt.

Seele, Geist und Leib werden am besten da zu der inneren Einheit einer Persönlichkeit auferzogen werden, wo die bestimmende Umgebung aus einem



**Unterricht in der Physik.** Phot. C. O. Schultz.

auch die Fehler des Kindes mit einem Glorienschein umgibt. Nur Charaktere können zur Gesundung des Volkslebens beitragen. Sie aber werden noch nicht durch eine bloße Fußballkultur geschaffen, so wenig wie genialisch vernachlässigtes Aeußeres zur Verinnerlichung beitragen muß. Solche kann unter Umständen dem Charakter sogar gefährlich werden, weil es etwas Falsches vorspiegelt. Wahre Selbstdisziplin, die nicht widerstandslos jeder Anlage nachgibt, und die von unreifem Elitemenschendünkel nichts weiß, wird sich auch in dem äußeren Gebaren des Jünglings erweisen. Gerade diese männliche Selbstzucht aber wird durch jeden Drill, Guß ist und sich nicht auf völlig voneinander getrennte Gebiete: Schule und Haus, verteilt. Kann die Familie der Sammelpunkt aller bildenden Einflüsse sein, so ist es gut. Wie viele Familien aber sind durch die Ansprüche des modernen Erwerbs- und Gesellschaftslebens wie gesprengt! Und mit diesen krankhaften Zuständen wird eine unter gesunden Bedingungen aufgewachsene Generation abrechnen. Doch wird ganze Arbeit erst dann getan sein, wenn auch der Staat dem Vorgang privater wohlhabender Kreise folgt und auch für die Kinder, die jetzt auf den Straßen der Vorstadt unter unseligen Einflüssen heranwachsen, Landschulheime baut.

# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

15 Fortsetzung.

Johanna hatte nicht viel Zeit zum Rückerinnern gehabt, seit sie ihr eigenes Leben lebte. Professor Hansen, der so wehrlos gegen seine Hausdamen gewesen war, tyrannisierte nunmehr die Frau, die er dauernd besaß. Ohne jede Folgerichtigkeit, von ihr dankbar belächelt, hatte sich diese Wandlung in ihm vollzogen. Sie lebte für ihn — sie las ihm stundenlang, oft auch nachts, vor, sie schrieb seine Manuskripte ab; sie hatte den ganzen Tag für ihn zu tun und geriet oft genug in die unvermeidliche Hetzjagd, der im Bannkreis der großen Stadt so wenige sich zu entziehen vermögen.

Und so war sie lau geworden gegen die verwandten Menschen da droben! Sie hatte ihr Herz von ihnen zurückgezogen, weil sie es für andere Zwecke brauchte, sich auf den Standpunkt der Gekränkten gestellt, als sie Ankas Heirat ganz unvorbereitet, sozusagen summarisch durch die Anzeige erfuhr.

Alles, was einst der Inhalt ihres Lebens gewesen, gehörte ja doch der Vergangenheit an, hatte kein Recht mehr an sie, war verblaßt und versunken. Der Tod des Bruders hatte damals einen Strich unter das alles gezogen. Ein bitteres Gefühl von Kränkung hatte lange in ihr nachgebebt, weil er so langsam, immer wie mit einer Art Kritik, dem berühmten Schwager entgegengekommen war. „Mit der Intimität wolle er aber noch etwas pausieren" — hatte er geschrieben. Pausieren! Ja — und das Wort von Goethe war ihr später oft genug in den Sinn gekommen — „und dann pausiert man sich in die Ewigkeit hinüber". Sie verargte es der Schwägerin, daß sie den nachgiebigen Mann nicht mehr beeinflußt hatte — aber freilich.... Agnes dachte ja doch immer nur an sich....

War es Johanna Thorensen zu verdenken, wenn sie ihre Gedanken fortgezogen hatte von den Menschen, die ihrer doch nicht zu bedürfen schienen, die wie hinter einen Schleier zurückgetaucht waren aus der großen Brandung an einen stillen Strand, die so inhaltlose, dürftige Briefe schrieben und nicht einmal bei wichtigen Entscheidungen ihren Rat wollten?

Sie, die im Reichtum des Lebens saß, hatte es ja nicht nötig, ihre Gefühle denen nachzuwerfen, die so gleichgültig geworden schienen, gerade wie sie selbst.

Zuweilen nur, wenn ihr Weg sie über die Kleiststraße führte, an dem hohen Haus vorbei, in dem Thorensens gewohnt, beugte sie sich wohl halb erschreckt gegen das Droschkenfenster und spähte hinauf zu der obersten Etage, hinter der nun fremde Schicksale sich abspannen, und die Erinnerung malte ihr dann wohl für einen Augenblick Olafs zarten Kopf hinter die Scheiben, die Kinderstirn mit der goldenen Glorie darüber.

Professor Hansen sprach oft von Olaf.

Er hatte den kleinen, blonden Gast, der einst so plötzlich in seinem Zimmer gelegen, nicht vergessen.

Und sie sprach dann auch von ihm, aber nicht mehr mit der alten Inbrunst. Auch das Kind war in ihrer Erinnerung beiseite gedrängt durch die neuen Pflichten des Lebens — wie eine Nummer, auf die wir früher gesetzt, und die wir dann aufgegeben haben, weil zu viel anderes an die Stelle getreten ist.

Und des Bruders blasses, verarbeitetes Gesicht fiel ihr ein, wie sie ihn zuletzt gesehen, flüchtig, in der Eile, ahnungslos, daß es das letztemal sein sollte, daß dunkel und nahe das Verhängnis hinter seinen nächsten Tagen stand. Wer hatte denn der Hüter seiner Kinder zu sein, wenn nicht sie?!

Und nun plötzlich sah sie ihr Verhalten in sonderbarem Licht....

Ihres Nachbars halb ironische, halb traurig ernste Worte hatten sie einem andern Standpunkt zugelenkt. Es war, als habe eine fremde Hand mit einem Mal den Deckel einer verschlossenen Truhe emporgehoben, in der eine ganze Welt eingesargter Erinnerungen lag, ein Leben voll von Sorgen und Lieben — das Gewesene stand auf, und Hände, die sie nötig hatten, griffen nach ihr.

Gab es denn das, sich in Herzensträgheit einzuspinnen, Rankünen zu tragen, Kritik zu üben an hilflosen Menschen, die das Glück verlassen hatte?

Sie stammte nicht umsonst aus einem Land, dessen schwerblütiger Schlag so sehr zu Skrupeln und Überlegungen geneigt ist. Einmal aufgerollt, quälten die Fragen sie unaufhörlich. Wie ein Drehrad surrten sie ihr durch den Kopf.

Was trieben die einsamen Menschen da oben? Warum heiratete Meister Gunhilde nicht, wie sie doch so sicher geglaubt? Warum wußte sie so wenig von Ankas Geschick? Warum fuhr sie nicht einmal schnell entschlossen nach Norden und trat zwischen die Menschen hin, die sich ihr entfremdet hatten, und sah nach dem Rechten? Und wie ein unabweisliches Gebot stand es plötzlich vor ihrer Seele: Es mußte so sein. Sie mußte hin, je eher, je besser.

Sie mußte ihre Ruhe wieder haben, ihr gutes Gewissen. Unterlassungsünden gibt es, die barmherziger sind als ein positives Tun....

Wie eintöniges, unwichtiges Gemurmel zog der Lärm der Gesellschaft an ihrem Ohr vorüber.

Die Gegenwart wurde blaß für sie, und gebieterisch pochten die vergangenen Jahrzehnte auf ihr Recht.

* * *

Dicker Märznebel lagerte in der Luft, über den von aufgetautem Schnee schwimmenden Straßen.

Die altmodischen Laternenlampen blickten trübselig in die Dämmerung, ohne die Leuchtkraft modernen Lichts, das sieghaft auch durch Nebel bricht. Die Laternen von Attenrade erhellten nur den nächsten Umkreis, einen entlaubten Garten oder eine matte Häuserwand, vor der in der Gosse das aufgesammelte Wasser träge hinzog.

Tante Johanna stieg sorgsam über die Pfützen und wunderte sich, wie entgöttert doch ihr Heimatnest aus-





zusehen vermochte, das ihr eigentlich immer nur in seiner Hundstagsblütezeit in der Erinnerung stand.

Kalt und schneidend und feucht wehte die Luft vom Meer. Die wohlbekannten Straßen lagen menschenleer da. Das schlechte Wetter bannte alle in die Häuser. Die Stadt sah aus wie von einer Seuche entvölkert. Nur in wenigen Fenstern brannte Licht. Die vernünftigen Attenrader sparten gern an Lampen.

Nun gelangte sie von den Lädengassen fort in die Gegend mit den Vorgärten: Attenrade W., wie sie lächelnd dachte. Der Wind vom Deich schien hier noch stärker zu blasen. Sie schob den Schleier hoch und ließ ihn ihre Stirn umwehen. Es war der Atem der Heimat....

Einen Augenblick blieb sie stehen. Mit tausend Händen griff aus diesen blütenleeren Gärten die Vergangenheit nach ihr. Wie Schilf oder Seetang die Menschen umklammern, die sich an gefährlicher Stelle in ein Wasser wagen. Es war gut, daß sie überraschend kam. Sie hätte jetzt kein Geleit ertragen, keine Zeugen für ihre sentimentalen Regungen gewollt. Denn zum Trübsalblasen kam sie nicht — zum Helfen nur. Hier mußte sie energisch sein, nicht weich. So machte sie all die unvermeidlichen Gefühle mit sich allein ab.

Lange lag ihre Hand auf dem Gartengitter vor dem weißen Haus, ehe sie die Tür zu öffnen vermochte.

Seit dem fröhlichen Auszug der ganzen Familie nach Berlin hatte sie diese Klinke nicht mehr gedrückt, die Straßen der Heimat nicht mehr unter den Füßen gefühlt.

Ihr Schicksal lag dazwischen. Ihr Glück. Ihr selbsterkämpftes „eigenes Leben", auf das sie so stolz war —

Nun schämte sie sich fast, daß sie von all den damals ausziehenden Menschen die einzige war, die es auf dem fremden Boden zu etwas „gebracht hatte", daß einzig sie die Erfolgreiche geworden und die andern die Gescheiterten.

In zwei Zimmern brannte Licht. Oben im Giebel, unten in der Wohnstube. Träge und blind floß der gelbe Schein in die Nebelnacht.

Gegenüber in Doktor Meisters Haus sah man zwei helle Fenster — Licht hinter herabgelassenen Rouleaus, die mit Burgruinen vom Rhein in der Mitte bedruckt waren, sonderbare alte Erinnerungstücke aus Meisters Kinderzeit, die er pietätvoll konservierte, und die Johanna so vertraut vorkamen.

Lange sah sie die beiden Häuser an. Bis sie ruhiger wurde und das Gartentor öffnete.

Sie klingelte zweimal, ehe jemand kam. Dann war es Gunhilde, die mit einem Leuchter in der Hand auf der Schwelle erschien.

All die zurückgedämmte Liebe zu den Kindern des Bruders wurde in Johanna wach, als sie das zarte, feine Gesicht des Mädchens wiedersah, das sich ihr glücklich und dankbar entgegenstürzte.

„O wie wunderschön," sagte Gunhilde — „daß jemand uns besucht. Und gerade du, Tante Johanna! Aber wie kommt es nur? Wie hast du es einrichten können? Was willst du hier?"

„Ich will nur mal nach euch sehen", sagte Johanna einigermaßen barsch und warf ihre nassen Sachen von sich. „Irgendein Jüngling vom Bahnhof wird bald mein Gepäck bringen, und wenn Antje schon schläft, bezieh ich mir selbst das Bett im Fremdenzimmer oder richte mich auf eures Vaters altem Kanapee ein. Gott sei Dank! Die Wärme hier und das liebe, alte Haus."

Händereibend trat sie in die Wohnstube.

„Alle schlafen schon," sagte Gunhilde — „das heißt, Mama liest wohl noch im Bett — ich will ihr gleich sagen —"

„Nein, nein, Gunhilde. Ich hab lieber einen nach dem andern. Nur zum schlafenden Olaf guck ich nachher noch. Mach mir gleich was Warmes — oder ich mach es selber mit."

Und sie ging in die Küche und griff sicher und rasch nach Gas und Töpfen und dem Tee in der alten Blechdose mit dem Chinesen drauf.

„Das lobe ich. Alles am richtigen Platz. Antje ist eine Perle."

„Ja, Antje ist auch ein Schatz. Aber sie geht doch von uns. Zum ersten April zu Pastor Schreiber."

„Warum denn das?" fragte Johanna erschreckt und setzte die Teekanne aus der Hand.

„Weil wir das Haus verkaufen wollen und von Attenrade wegziehen", sagte Gunhilde leise und traurig.

„Ihr?"

„Wir ziehen auf die Insel Moen zu Mamas Verwandten."

Johanna setzte sich auf einen Küchenstuhl, verschränkte die Arme und sah Gunhilde fassungslos an.

„Zu dem verrückten Vetter Kragenjhelm da am Klint? Und Olaf soll in einem fremden Land erzogen werden? Und ihr sollt mir dann alle ganz verloren sein? So hoch hinauf auf der Landkarte! Und überhaupt..." sie stand auf — „Nein, liebe Gunhilde! Das dulde ich nicht. Ich bin denn doch auch noch da."

Und sie stand in der Mitte der Küche und strich sich das Haar an den Schläfen hoch und rückte dann ihren Blusengürtel nach unten und sah so gedankenvoll und tief bekümmert mit ihren blauen Augen zwischen all dem blanken Gerät an den Wänden umher, daß Gunhilde schuldbewußt zu ihr aufblickte.

„Ja, was sollten wir denn wohl tun", sagte Gunhilde mit der leisen, weichen Stimme, die von den Schwierigkeiten des Lebens wie zu einem Flüstern herabgedrückt schien. „Wir haben doch niemand, der uns rät oder sich um unsere Angelegenheiten kümmert."

„Aber ihr habt doch Männer in der Familie! Schließlich ist Onkel Asmus, so unerquicklich er nach vieler Richtung hin sein mag, doch ein vernünftiger Mensch mit fünf Sinnen. Und gegenüber wohnt doch Meister. Was sagt denn Meister zu diesem Plan?"

„Onkel Asmus hat die Beziehung zu uns ganz einschlafen lassen, seit in Attenrade bekannt wurde, daß Anka nicht kirchlich getraut ist. Er kann es Mama überhaupt nicht vergeben, daß er Ankas Heirat erst hinterher erfuhr. Und was Meister betrifft, so ist er der letzte, den wir um Freundschaftsdienste bitten möchten, denn er und wir existieren kaum mehr füreinander."

„Das sind ja erbauliche Verhältnisse!" rief Tante Johanna. „Und davon ahnt man nichts! Und ihr schreibt nichts davon, und wenn was bei euch vorgeht, so erfährt man es erst post festum."

Gunhilde suchte nach einer Verteidigung.

„Das mit dem Post festum haben wir doch aber dir nachgemacht, Tante Johanna", sagte sie begütigend und lehnte sich gegen den Küchenschrank, in dem die geblümten Porzellantöpfe alle wie in Stufenleitern aufmarschiert hinter dem blankgeputzten Glas standen. „Aus uns heraus wären wir gewiß nie auf eine so kluge Idee gekommen. Mama sagt immer: Johanna wußte, was sie



tat. Kommt eine Angelegenheit erst zu allgemeiner Verhandlung zwischen die Zähne der Leute, so werden einem die Pläne verredet, und es steckt ein Riegel vor der Ausführung. Und wir wollen nach Moen. Es ist das beste für uns, das friedlichste und das billigste."

„Gunhilde, ich dachte, gerade du hingst so an Attenrade!"

Über des Mädchens Stirn zog ein tiefer Schatten. „Das ist vorbei. Ich möchte auch nach Moen. Die Verwandten sind so treuherzig und gut. Sie freuen sich so auf uns. Es ist auch was wert, wenn sich jemand auf einen freut. Und dann die schöne Insel. Als Kinder waren Anka und ich doch mal mit den Eltern dort. Die steilen Kreideklippen mit dem vielen Grün und dann unten am Strand das Bretterhaus, das aus den Namensbrettern der gestrandeten Schiffe gezimmert ist, von den Planken der angeschwemmten Wracks. Ich weiß noch, wie es uns damals interessierte, und wie wir bedauerten, zwischen den Mädchennamen, die einst diese Fahrzeuge getragen, nicht die unsern zu finden."

Tante Johanna räusperte sich.

„So tief, Gunhilde, bist du in Sentimentalität hineingeraten, daß es dir nun eine Wollust wäre, deinen Namen dort auf eine Planke zu schreiben und dich mit als gescheitertes Wrack zu fühlen?"

„Mama denkt genau wie ich. Ruhe ist die Hauptsache. Wir haben die Nadelstiche satt. Wir wollen irgendwo in Frieden leben. Früher, als Anka noch hier war, hat mich das alles ja nicht halb so berührt. Sie war immer mit ihren Witzen zur Hand, war immer frisch und forsch, und nichts war schlimm, wenn sie darüber geredet hatte. Ohne sie bin ich wie ein Mensch ohne Schatten. Du mußt doch bedenken, daß wir beide nie getrennt waren, außer den paar Wochen, die sie mal allein in England zubrachte. Ich lasse jetzt Olaf in ihrem Bett schlafen, weil ich es nachts in der Einsamkeit nicht aushalte. Ich strebe mit allen Wünschen fort. In der Fremde wird uns gleich wohler sein. So wie es schon in den paar Hamburger Tagen war bei Ankas Hochzeit. Wir waren mit einemmal alle wieder heiter und glücklich, und das Leben schien so schön. Aber dann sind wir in den grauen Alltag zurückgesunken, und ohne Ankas Lachen ist dies Haus wie eine Gruft."

„Aber du hast doch Olaf!"

„Ja, Tante!" rief Gunhilde — „und denke nicht, daß ich das unterschätze. Aber gerade um Olafs wegen müssen wir fort. Wir stecken ihn an mit unsern traurigen Gesichtern. Wir müßten uns mehr zusammennehmen — aber hier in dieser Luft können wir's nicht. In Moen wollen wir ein neues Leben beginnen. Ich kann vielleicht deutsche Stunden geben. Wir brauchen kein Mädchen mehr und leben so billig, daß Mama Anka einen größeren Zuschuß schicken kann und die Schulden von der Aussteuer und Hochzeit her bald wieder eingebracht sind. Der alte Heitmüller knurrte neulich schon, daß Mama so viel abgehoben hat. Aber das konnte sie doch nicht: knausern an dem bißchen Aussteuer für Anka! Die Geldsachen bedrücken sie natürlich auch. Sie rechnet so viel. Früher tat sie das doch nie. Vielleicht verkaufen wir das Haus gut. Es ist ja verwohnt, aber der Garten ist doch so groß —"

Der Wind wehte eine Scheibe auf, so daß es durch die Küche pfiff.

„Komm," sagte Gunhilde, „setz dich in den grünen Sessel ins Wohnzimmer — der Koffermann kommt durch den Garten — geh einstweilen voran. Ich lege gleich noch im Kamin nach."

Tante Johanna saß im grünen Sessel und starrte auf die zusammengesunkenen Scheite.

Wie die erlöschende Herdflamme kam ihr die schwache Glut in dem alten Kamin vor.

Sie hatte keine Vorwürfe gegen die einsamen Frauen, die die Zügel des Lebens so schlaff hängen ließen — sie hatte nur Vorwürfe gegen sich selbst, die sie so lange herzlos und gleichgültig beiseite gestanden und die Dinge so hatte gehen lassen, wie sie gingen —

Gunhilde kam mit Holzscheiten und blies in die Glut. Der helle Schein färbte ihr Gesicht. Sie trug ein dunkelblaues Kleid aus dauerhaftem Stoff, etwas puritanisch gemacht, so daß sie wie eine Muse in Gouvernantenkleidung erschien.

„Ich muß noch vieles wissen", begann Johanna. „Warum habt ihr euch denn nie an mich gewandt?"

Gunhilde hielt das letzte Scheit auf dem Schoß und drehte sich im Knien um.

„Du hattest doch allen Grund, Tante Johanna, mit Anka und mir fertigzusein! Deine Großmut nach Papas Tod war doch schon mehr, als wir hätten annehmen dürfen. Anka hat ihren Brief aus Rotterdam auch nicht vergessen und immer gesagt, von dir sei billigerweise für uns nichts mehr zu verlangen. Und sie hat recht. Was du an uns tust, das ist ganz überher. Und deine Freundlichkeit, daß du trotz allem plötzlich kommst, ist eine große Güte — aber gar keine Pflicht von dir. Mama ist der gleichen Meinung. Wir müssen allein fertigwerden."

Sie warf das letzte Scheit in die Glut, daß sie hoch aufschlug.

„Aber wenn ihr auch nichts von mir wollt — ich will etwas von euch", versetzte Johanna. „Ich will weiter zu euch gehören wie früher."

„Aber du hast doch dein eigenes volles Leben."

„Ja, Gunhilde — aber du bist zu jung, mich zu verstehen. Lassen wir darum ganz beiseite, was ich hier empfinde. Reden wir nur von euch. Ich wüßte gern eins, was deine Mutter betrifft. Hat sie denn all ihre früheren Beziehungen abgebrochen? Lebt ihr wirklich ganz für euch allein?"

„Sie korrespondiert viel."

Johanna kam sich plötzlich taktlos vor, weiterzufragen. Sie schwieg. Gunhilde trat näher.

„Es ist mir wie die schöne alte Zeit, dich hier sitzen zu sehen", sagte sie. „Und nun du nach so vielem fragst, wovon ich glaubte, daß es dir gleichgültig sein müsse, fühle ich es, daß man ja doch zusammengehört. Sieh mal, Mama ist so einsam. Sie spricht sich mit niemand aus. Das Thema, über das sie sprechen müßte — ich meine, was Furka betrifft, das will sie natürlich nicht mit einer Tochter erörtern. Ich bin ihr nichts. Ich bin ja auch selber einsam. Deshalb weiß ich auch, wie man leidet, wenn man die Hauptsache in sich verschließen muß. Ich weiß nur, daß Furka in Meran ist und sich furchtbar nach ihr sehnt. In den deutschen Norden darf er nicht reisen. Die Ärzte haben es streng untersagt, weil er krank aus Japan kam. Nun hat er sich da in eine alte Burg eingemietet und schreibt sein Buch zu Ende. Er hat sie angefleht, daß sie ihn heiratet! Aber sie will es nicht. Er bittet sie immer um ein Wiedersehen, aber auch das will sie nicht. Um Weihnachten tauchte sein Bruder, der Oberpräsident, hier auf. Mama ging wohl



eine Stunde mit ihm im Garten, im Schnee. Es war Sonne und die Wege gut geschaufelt. Er trank dann Tee mit und war sehr nett — auch mit Olaf und mir. Aber er schien sehr bekümmert, und als er weg war, ging Mama auf ihr Zimmer und sprach kein Wort mehr von dem Besuch. Ich denke manchmal, Olaf und ich könnten ja auch allein nach Moen, und wenn Mama noch den Weg ins Leben zurückfände, wäre es doch besser als so. Anka war auch der Ansicht."

Gunhilde strich sich das Haar von der Stirn und sah träumend in den Kamin.

„Weißt du, Tante Johanna," fuhr sie dann, ganz unvermittelt in einen andern Gedankengang einbiegend, fort, „ich glaube manchmal, wenn du nur bei uns geblieben wärest, dann würde alles nicht so gekommen sein. Wir taugen nicht für Selbständigkeit. Wir müssen eine Stütze haben — jemand, der uns schiebt und für uns denkt. So auf eigene Hand tasten wir ganz im Dunkeln."

Johanna schwieg. Alles, was ihr kluger Nachbar bei jenem Diner gesagt, was sie so plötzlich ihrer Verantwortung bewußt werden ließ — jedes Wort in seiner traurigen Wahrheit fiel ihr ein. Ja, hier fehlte die helfende Hand, die nichts für sich will, die Hand der Selbstlosen, die wie der Kitt im Familienbestand ist. Diese Frauen ohne Berater, ohne einen kraftvollen Willen, der sie leitete, trieben ja wie Blätter, die man in einen Bach wirft, ganz dem Zufall preisgegeben, hierhin und dorthin. Und zwischen diesen schwachen Wesen wuchs das Kind vom Haus auf, das kostbarste Gut der Familie, der Sohn, die Zukunft des Namens, der blonde Olaf.

* * *

Es ging wie ein Aufatmen durch das ganze Haus, als Johanna Thorensen am Frühstückstisch saß.

Es war wie eine große Erleichterung, eine plötzliche Sicherheit dem schwankenden Dasein gegenüber. Sie war frisch und heiter und wickelte alle in den warmen Mantel ihrer Herzlichkeit.

Frau Thorensen verlor schnell ihre Unsicherheit vom ersten Augenblick. Es war so bequem, daß Johanna schon alles aus den vergangenen Monaten wußte, daß sie über nichts empört war, über nichts Rechenschaft forderte wie der gestrenge Onkel Asmus. Sie gab keine posthumen Ratschläge, wie man alles hätte anders und besser machen müssen. Sie rechnete einfach mit den Tatsachen und nahm die Angelegenheiten, mit denen sich die feinen, wirren Köpfe der Frauen gequält hatten, energisch hinter ihre klare und kluge Stirn.

Neben ihr frühstückte Olaf, verschlafen und ernsthaft, sie ab und zu mit einem großen Blick musternd.

Es war ein anderer Olaf als der, den sie gekannt. Es war ein fremder Knabe mit grämlichen, unlustigen Augen, der seine langen Glieder nachlässig auf dem Stuhl hinräkelte und jede Ermahnung von Gunhilde mit ungnädigem Knurren von sich wies. Dem kurzgeschorenen Kopf fehlte die Anmut des gekräuselten Stirnhaares, das einst in goldenen Bogen um die Schläfe ging. Nur die zarte Haut und die langen Wimpern waren geblieben und das weiche Rund der Kinderbacken — aber der Zauber des lächelnden Mundes war gewichen.

Antje rief ihn zum Schulweg ab. Sie hatte dicke Fausthandschuhe an und blaue Kälteflecken auf dem guten Gesicht — sie kam vom Sandstreuen, da es in der Nacht gefroren hatte.

Olaf rannte davon. Er sagte niemand weiter Adieu und polterte ungebärdig aus der Tür.

„Er ist schon wie in den Flegeljahren", erläuterte Frau Thorensen.

„Die Schule ist ihm schrecklich", entschuldigte Gunhilde. „Die andern Jungen ärgern ihn damit, daß seine Schwester einen Indianer geheiratet, wie sie sagen. Er leidet darunter. Er ist so empfindlich."

Johanna sah starr in ihre Teetasse.

Über den Fall Olaf äußerte sie kein Wort.

Nach dem Frühstück nahm sie Antje ins Gebet.

„Es ist nichts mehr mit den Herrschaften, seit Fräulein Anka fort ist", klagte diese. „Fräulein Anka war doch wenigstens noch für Pünktlichkeit und sorgte, daß jeder sein Teil aß. Jetzt kommt fast alles Essen wieder heraus, und gnädige Frau bleibt überhaupt oft oben und ißt gar nicht. Und ausgehen tun sie auch nicht mehr. Und davon sind dann alle so stubenblaß. Und frische Luft ist doch nötig — näch?"

Traurig hantierte Antje mit den Tiegeln.

Johanna blätterte im Ausgabenbuch. Ihre geschulten Augen erkannten schnell den ganzen Wahnsinn dieser Lebensführung. Weil sie irgendwo sparen wollten, sparten sie am Essen. Dies Faktum empörte Johannas gesunden Verstand — weit mehr als Ankas Ziviltrauung oder der Gedanke mit Moen.

Was war das für ein Leben, das zwischen den trauten Wänden jetzt einherging! Und dies freiwillige Einsperren in die Stuben! Dies Absperren von der Außenwelt. Und das Kind, dies stillgewordene Kind vom Haus — dies edle Material, vergröbert und verblaßt im Niedergang des Lebens!

Sie beschloß, Olaf von der Schule abzuholen und vorher einen Dauerlauf durch die Stadt zu machen. Sie mußte sich ausrennen. In den warmen Stuben hielt sie es mit ihren unruhigen Gedanken nicht aus.

Es hatte gegen Morgen leicht gefroren. Das, was gestern Nässe und Überschwemmung gewesen, trug einen leichten Überzug wie von Glas.

Blank und glatt wie frisch abgewaschen lag die kleine Stadt zwischen den blätterlosen Bäumen.

In der Quergasse bei der „Harmonie" stieß Tante Johanna plötzlich auf den Oberschulrat.

„Sieh da!" sagte er langgedehnt — „welch ein unerwartetes Begegnen!"

Er musterte sie interessiert und mißtrauisch vom Scheitel zur Sohle: „Gott, Johanna! Wie du dich verändert hast! Einen Blaufuchs trägst du. Ganz Großstädterin. Es ist ja sehr gnädig von dir, daß du unser kleines Attenrade mit deiner Gegenwart beehrst —"

„Ja, Asmus!" versetzte Johanna. „Heimatstädte radiert man aus seinem Herzen nicht so leicht aus. Es tut wohl, in alten Gleisen zu wandern. Reichlich sentimental macht es, aber es ist gewiß für jeden gesund, wenn er mal wieder durchgeschüttelt wird."

„Für euch Großstädter gewiß. Von dir hätte ich's zwar kaum geglaubt, nun du doch eine so hochgelehrte Dame geworden bist."

„Meinst du, Genialität färbt ab?"

„Nun ja doch. Übrigens, hoffe ich, wirst du uns der Ehre deines Besuches würdigen."

„Ich hatte es nicht vor, Asmus!" versetzte Johanna energisch. „Ich bin Logiergast bei Agnes und möchte nicht zu Menschen gehen, die meine Schwägerin schneiden!"

„Ja, bitte!" rief Asmus. „Was denkst du denn, Johanna! Sollen wir uns etwa identifizieren mit der unglaublichen Heirat, die Anka gemacht hat?"



„Unter obwaltenden Verhältnissen war es sicher das richtigste, was Anka tun konnte."

„Das sagten anfangs die Leute hier auch. Und als man hörte, daß Mitglieder der hochangesehenen Familie Petri die Sache gewissermaßen sanktioniert hatten, gaben einige, wie der Bürgermeister und Pastor Schreiber, der ja leider den Schafen seiner Herde viel zu viel durch die Finger sieht, sogar ihren Segen dazu. Bis man dann eines schönen Tages durch Kieler Kollegen, die Beziehungen zu Hamburg hatten, dahinter kam, daß Anka, großdenkend, wie sie immer war, glatt auf den Segen der Kirche verzichtet hatte. Nunmehr konnte selbst Pastor Schreiber nicht mehr für diese romantische Ehe eintreten. Und noch anderes entpuppte sich. Was ist dies junge Indien? Man weiß hier sehr genau Bescheid über die Sorte Inder, zu denen Agnes' Schwiegersohn gehört, die in England studiert und sich den europäischen Firnis zu eigen macht, um dann, in die Heimat zurückgekehrt, ihre englischen Herren und Meister mit den eigenen Waffen zu bekämpfen. Ich kann dir sagen, daß niemand in Attenrade bezweifelt, Ankas Namen dereinst in politischen Komplotten auftauchen zu sehen." Er hob drohend seinen Regenschirm zum kaltklaren Himmel.

„Aber lieber Asmus!" lachte Johanna, „wohin versteigt sich die Stammtischphantasie!"

„Die Familie Thorensen als solche hat durchaus das Recht, über derartige Heiraten empört zu sein! Und wenn Agnes mir diese Empörung verübelt hat, so trägt sie selbst Schuld an dem Lockerwerden unserer Beziehungen."

Und er stieß den Regenschirm, den er nach oben zum Himmel gezückt hatte, laut auf das Pflaster nieder.

„Ja, aber was meinst du, hätte Agnes tun sollen, wie die Verhältnisse nun einmal lagen?"

„Mich um Rat fragen!" rief er. „Und Schreiber und Meister! Meinethalben die ganze Stadt mobil machen, damit Anka dieser Wahnwitz ausgeredet würde."

„Gut, Asmus. Aber wen hätte Anka dann heiraten sollen? — Du redest wie ein Mann von dreiundfünfzig Jahren, und Anka war knapp vierundzwanzig —"

„Ich staune, daß du dich herbeiläßt, diese Heirat zu verteidigen!" rief Asmus kopfschüttelnd. „Du, Johanna, die du nun doch schließlich deine eigenen etwas irregulären Angelegenheiten noch eben vor Torschluß ins korrekte umgewandelt hast —"

Johanna hob die Hand.

„Lieber Asmus! Lassen wir mich aus dem Spiel! Ich stehe, wo ich stehe, und niemand geht's was an. Auch was Anka betrifft, ist alles jetzt ganz einerlei, weil sie fort ist. Weshalb aber laßt ihr's die Zurückgebliebenen entgelten? Warum nehmt ihr die als Geiseln für Taten, bei denen Anka sie doch natürlich gar nicht mitreden ließ? Warum kränkt ihr diese Hilflosen? Wo bleibt euer Christentum? Streng seid ihr hier oben — Pharisäer seid ihr! Ja, lieber Asmus, funkle nicht so hinter deiner Brille! Ich fürchte mich nicht! Morgen bin ich wieder weg, und dann sinkt Attenrade ins Wesenlose für mich. Aber meine Meinung muß heraus. Ihr treibt diese armen Frauen ja einfach weg von der Scholle. Sind sie fort, wird's euch leid tun, denn so verhärtet seid ihr ja nicht, um nicht hinterher, wenn ihr erst mal jemand gründlich gequält habt, post festum wenigstens etwas Reue zu empfinden."

(Fortsetzung folgt).

# Die jütländische Heide.

Von Paul Elsner. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Von der hohen, bis ins Mittelalter hineinreichenden Kultur des damals städte- und waldreichen Jütland berichten die durch das Nationalmuseum an das Tageslicht gehobenen Funde in den jütländischen Grabhügeln, die der Landschaft oft das Gepräge eines Kirchhofs der Vergangenheit geben. Dieses blühende Leben wurde vom giftigen Hauch der auf Schattensohlen heranschleichenden Pest wie unter einem Aschenregen erstickt. Seitdem verödeten die Städte und Dörfer, sanken die Wälder dahin. Nichts als das Wehen der Einsamkeit in der weiten Runde, nichts als das Sturmlied des ungehindert daherbrausenden Westwindes in dieser verlassenen Gegend, wo allmählich das Heidekraut zu unbeschränkter Herrschaft gelangte.



**Abstieg von der Hjortsballehöje.**
Im Vordergrund der Denkstein zur Erinnerung an die Gründung der Heidegesellschaft.

Den in ein entsagungsreiches Leben eingesponnenen Heidebewohnern, deren Gemüt mit der Natur ihrer Heide und ihrem geheimnisvollen Weben so innig vertraut war, den ernsten, schweigsamen, frommen Männern, den von goldblondem Haar umflammten Frauen, den Kindern, die vor den Pforten kauernd in das tiefe Blau des Firmaments empor-

starrten, entstand ein eigener Dichter: Der Heidepfarrer Sten Blicher, dessen „Wiege im braunen Heideland stand, dessen sonniger Kindheit die Heide lächelte“, hat ihrem kampf- und mühevollen Dasein und dem unauslöschlichen Reiz des in sinnumfangenden Märchenduft getauchten, von Heideelfen umgaukelten Wunderbildes der weiten blühenden Heide in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal gesetzt... Schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts hatte die dänische Regierung mehrere tausend deutsche Familien aus der Rheingegend zur Bekämpfung der Heide nach Jütland gerufen. Sie wurden später in der Alheide angesiedelt und hatten sogar ihre eigene Kirche, in der bis 1864 der Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten wurde. Nach zehn Jahren aber waren sie auf etwa fünfzig Familien zusammengeschmolzen, da die meisten in die Heimat zurückgekehrt oder nach Rußland ausgewandert waren und sich an den Ufern der Wolga angesiedelt hatten.

An weiteren Plänen und Vorschlägen zur Urbar-



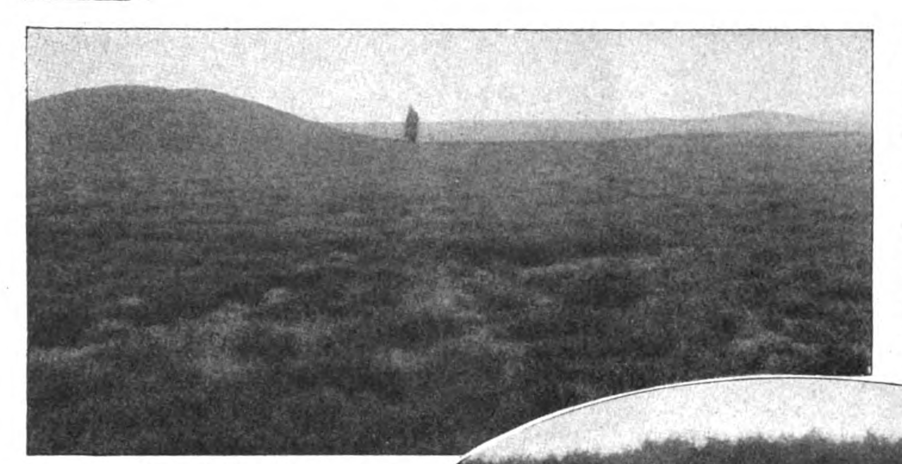
Bei der Arbeit.



Heidepartie und jütländ. Bauernhaus.



Eine Plantage mit Gedenkstein an den Obersten Dalgas.

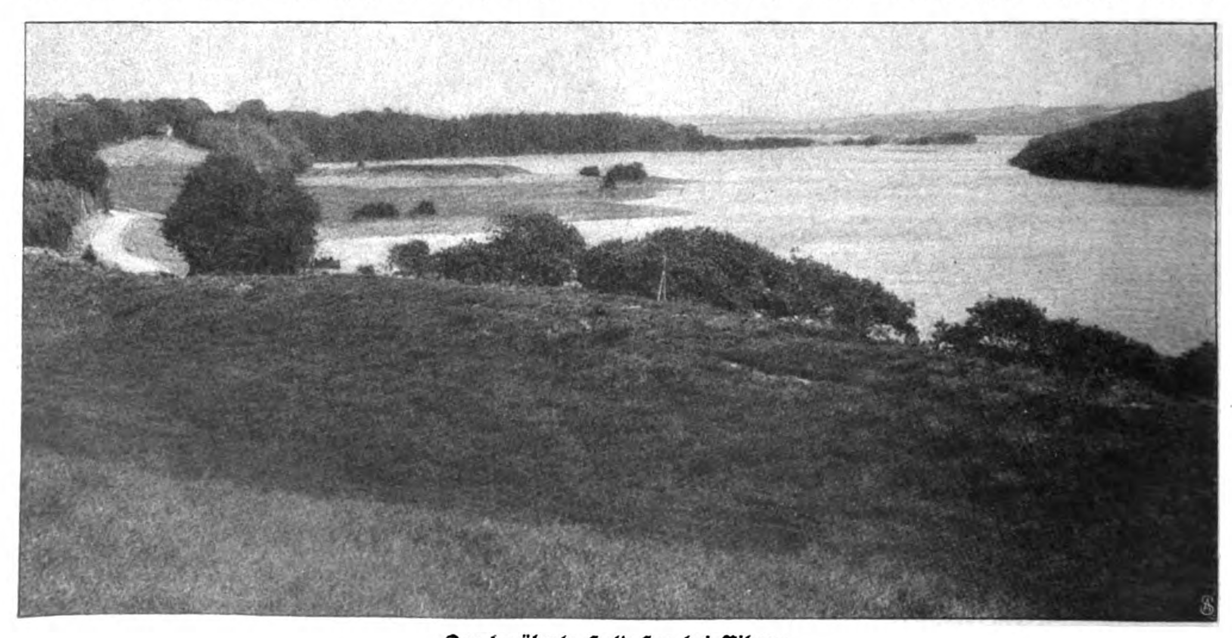


Heidepartie bei Birkebaek.

machung der jütländischen Heide war kein Mangel, aber es fehlte an einer kraftvollen Persönlichkeit, die an der Flamme der eigenen Begeisterung den Mut der anderen entzünden konnte. Dieser Führer entstand der Heidebewegung im Jahre 1866. Es war der Oberst Mylius Dalgas, der, als Ingenieuroffizier Jahrzehnte hindurch mit der Anlage von Straßen in Jütland beschäftigt, sich eine tiefe Kenntnis der Bodenbeschaffenheit dieses Landes, eine innige Vertrautheit mit seinen Bewohnern erworben hatte. In der Ueberzeugung wurzelnd, daß ein vollständiger Sieg über die Heide Dänemarks Krone als Ersatz für das im letzten Krieg verloren gegangene Land eine neue, ohne Blutvergießen erworbene Provinz als leuchtenden Edelstein einfügen werde, gründete er am 28. März 1866 in Silkeborg die dänische Heidegesellschaft, die denn auch wirklich geradezu Glänzendes geleistet hat. — Denn von den 140 Quadratmeilen Heide im Jahr 1866 liegen jetzt nur noch 54½ als öde Flächen da, und Jütlands im Jahr 1866 11,2 Quadratmeilen betragendes Waldareal ist jetzt auf 35 Quadratmeilen gestiegen. — Daß die Zeiten, als die ganze Gegend zwischen Viborg und Vejle einem einzigen duftenden Teppich glich, in der Tat längst vorüber sind, davon durften sich die sämtlichen Teilnehmer an der von der Kopenhagener Zeitung „Politiken" unter Führung ihres Chefredakteurs Henrik Cavling veranstalteten Heidereise durch den Augenschein überzeugen. — Welchen Aufschwung erlebte nicht Viborg, Dänemarks „heilige" Stadt, mit ihrer durch Skovgaards großartige Wandgemälde geschmückten Domkirche, durch die Urbarmachung der Heide, der eine ganze Stadt, der „Stern der Heide" und jetzt ihr leuchtender Mittelpunkt, das 6000 Einwohner zählende Herning, überhaupt ihre Entstehung verdankt!

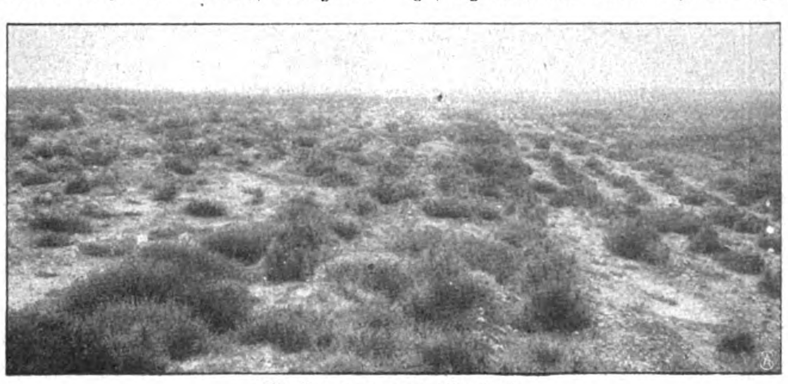
Teeröfen in der Heide.

In dieser früher so trostlosen Gegend, in Dänemarks Wüste, deren Einwohnerzahl sich jetzt verfünf-



Der berühmte Hald-See bei Viborg.

facht hat, gleich dem Wert der Gehöfte mit ihren wohlumhegten Gärten voll leuchtenden Blumenflors, tauchten allenthalben Kirchtürme aus den Baumwipfeln auf, ging das Korn in goldenen Wogen, verloren sich sorgsam bestellte Aecker im schimmernden Rund des Horizonts. Und während noch vor einem Menschenalter in den Gemeinden nur je ein abwechselnd getragenes Paar Stiefeln sich befand, ist diese Gegend jetzt von einem ganzen Netz von Landwegen und Schienensträngen durchzogen, bringt der Briefträger täglich die Post zu dem entlegensten Heidehaus, in dem das Telephon klingelt. — Zum Kampf gegen die Heide werden die dem Heidekraut den Tod bringende Bergfichte und Tanne angepflanzt. Hat die Bergfichte eine bestimmte Höhe erreicht, wird sie gefällt und aus ihrem Holz Kohle, Teer und Gas gewonnen, um der wertvolleren Tanne volle Entwicklungsfreiheit zu ermöglichen. Zu einer sehr energisch und rationell getriebenen Moorkultur kommt die Anlage von jetzt hundert Kanälen mit einer Gesamtlänge von 55 Meilen und einem Bewässerungsareal von 14 288 Tonnen Land — der Skjernaakanal allein ist zwei Meilen lang — die den trockenen Sandboden im Lauf der Jahre in fruchtbares Erdreich verwandeln. Das Lebenselixier aber ist der Mergel, der, an 1700 Stellen in Jütland gefunden, jährlich in zehntausend Wagenladungen mittels transportierbarer schmalspuriger Feldbahnen von den Fundorten in die entferntesten Teile der Heide befördert werden kann.


Bepflanzung von Flugsand.

Unberührt erhalten haben sich noch die Karup- und die wilde, von Sten Blicher mit Hund und Büchse durchstreifte Alheide mit Gedhuset, dem wie von düsteren Geheimnissen umschauerten Wohnhaus der Zuchthausgefangenen, an deren Ohr der Jubel der Heidelerchen schlägt, wenn auch diese Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft hier an dem großen nationalen Werk der Urbarmachung der Heide sich beteiligen dürfen. Und auch bei der malerischen Ruine Hald, wo ein lächelnder See die schönen Arme um einen stolzen Wald schlingt, träumt und duftet noch die echte Heide im Abendfrieden oder im bleichen Mondlicht. Aber doch sind die Zeiten nicht fern, wo unsere Sehnsucht vergebens den unendlichen Frieden, die ernste, feierliche Schönheit der blühenden Heide suchen wird, denn wie oft wird noch der Herbststurm rauschen und das bunte Laub zur Erde kreisen, bis ihr wundersamer Blütenzauber für immer verblaßt, bis ihr Märchenduft für immer zerronnen sein wird, bis die Hügellehnen ihrer violett schimmernden Mäntel für immer entkleidet sind! Dann wird nur noch wie eine Sage die Erinnerung an jene Zeiten heraufdämmern, als sich die Heide mit dem schwermütigen Glockenspiel weidender Herden, dem leise verhallenden Gesang einsamer Hirtenknaben in unermeßliche Weiten zur goldig verhüllten Ferne dehnte.

# Bilder aus aller Welt.


Phot. B. J. G.

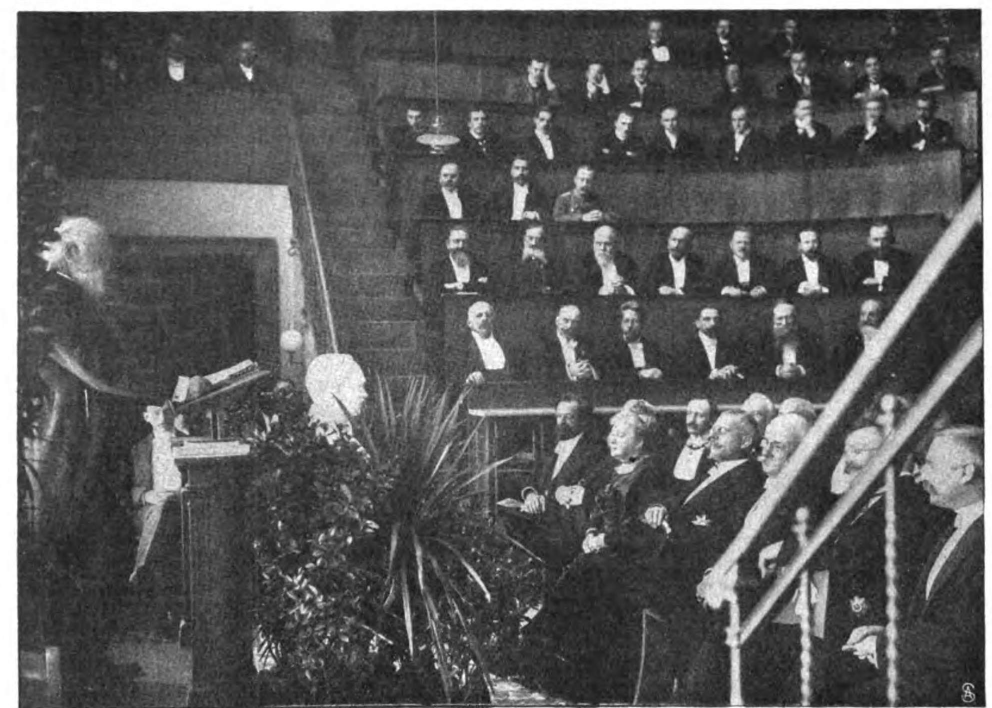
**Die neue Stadthalle in Görlitz.**
Vom Architekten Sehring für 1 Million Mark erbaut.

Vor wenigen Tagen wurde in Görlitz die neue Stadthalle ihrer Bestimmung übergeben. Das imposante Gebäude ist nach den Plänen des Charlottenburger Architekten Sehring errichtet worden und hat einen Kostenaufwand von einer Million Mark erfordert. Besonders wird die Akustik der Halle gerühmt.

Ein seltenes Jubiläum beging vor wenigen Tagen der Geheime Regierungsrat Ferd. Rosenhagen. Er kann auf eine 50jährige Tätigkeit als Bürgermeister zurückblicken, die er hauptsächlich in Altona ausübte.


**Geh. Reg.-R. Ferd. Rosenhagen,**
beging sein 50jähriges Amtsjubiläum als Bürgermeister.

Die Leipziger Frauenklinik, das alte Triersche Institut, beging die Jubelfeier ihres




Der Festakt bei der 100-Jahrfeier der Leipziger Frauenklinik: Geheimrat Zweifel hält die Festrede.

100jährigen Bestehens durch einen Festakt, bei dem der berühmte Leipziger Gynäkologe Zweifel die Festrede hielt.

Seinen 90. Geburtstag beging in voller geistiger Frische der Oberst a. D. Selle in Rudolstadt.

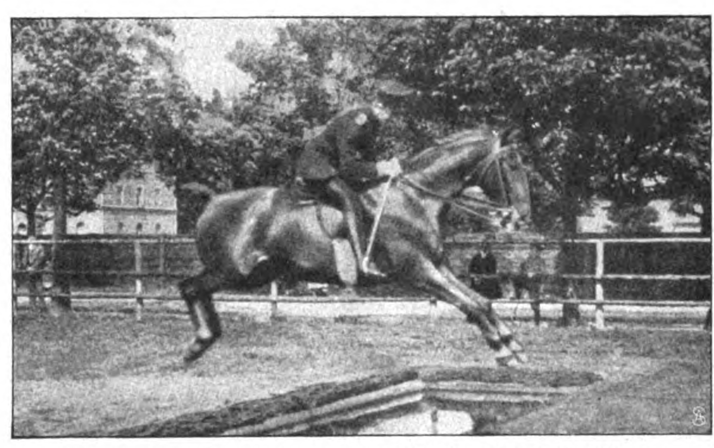
Zum Reitlehrer der Militärreitschule in München wurde jüngst Rittmeister Waydelin ernannt. Unser Bild zeigt den gewandten Herrenreiter auf seinem ostpreußischen Wallach „Wegelagerer" im Grabensprung.

Sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied des Frankfurter Stadttheaters beging vor wenigen Tagen Georg Schwarz. Der beliebte Künstler begann vor 37 Jahren seine erfolgreiche Bühnentätigkeit am Münchner Gärtnerplatztheater.

Wie gut die Verkehrsverhältnisse in Australien sind, zeigt unser Bild, das den schmucken Bahnhof einer Station in Neusüdwales darstellt.



**Oberst a. D. Selle,** feierte seinen 90. Geburtstag.



**Rittmstr. Waydelin, Reitlehrer der Militärreitschule in München.**



**Georg Schwarz,** beging sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied d. Frankf. Stadttheaters.



**Aus dem modernen Australien: Der Bahnsteig einer kleinen Station in Neusüdwales im Palmenschmuck.**

**Schluß des redaktionellen Teils.**

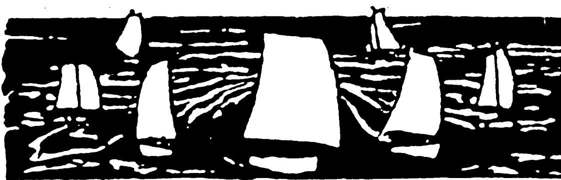


# DIE·WOCHE

Nummer 47. | Berlin, den 19. November 1910. | 12. Jahrgang.


## Inhalt der Nummer 47.





## Die sieben Tage der Woche.

### 10. November.

An der Berliner Universität halten die amerikanischen Austauschprofessoren Hugo Münsterberg und C. Alfonso Smith (Abb. S. 1984) in Gegenwart des Kaisers ihre Antrittsvorlesungen.

Der Kaiser begibt sich, um den Besuch des Zaren zu erwidern, nach Schloß Wolfsgarten in Hessen.

Deutschland läßt dem portugiesischen Minister des Aeußern eine Note zugehen, in der die Aufnahme offiziöser Beziehungen zu der neuen Regierung angekündigt wird.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Anleihevertrag von dem türkischen Finanzminister Djavid-Bei und dem Vertreter der Deutschen Bank Dr. Helfferich unterzeichnet worden ist.

In London wird eine amtliche Mitteilung veröffentlicht, daß die Verhandlungen der Vetokonferenz, die einen Ausgleich in der Frage der Befugnisse des Oberhauses herbeiführen sollten, ergebnislos verlaufen sind.

Aus Zentralafrika kommt über Konstantinopel die in Paris bestrittene Meldung, daß die Franzosen bei den letzten Kämpfen in Wadai 300 Tote verloren haben.

### 11. November.

Der Kaiser begibt sich von Schloß Wolfsgarten nach Baden-Baden, wo er dem Großherzog einen Besuch abstattet.

Nach Straßburg, Mülhausen und Metz wird in beschränktem Umfang die Einfuhr lebenden Schlachtviehs aus Frankreich gestattet.

Im Kanal gehen bei heftigem Sturm zahlreiche Fischerboote unter; viele Menschen ertrinken.

Die russische Reichsduma wählt Gutschkow, der im Sommer sein Amt niedergelegt hat, mit 201 gegen 137 Stimmen wieder zum Präsidenten.

Aus der Stadt Mexiko laufen Nachrichten über Demonstrationen gegen die Vereinigten Staaten von Amerika ein. Es kam zu blutigen Ausschreitungen, bei denen mehrere Personen getötet wurden.

### 12. November.

Der Kaiser trifft zur Jagd beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen ein.

In Peking wird ein kaiserliches Edikt veröffentlicht, nach dem die Vorbereitungen für die Einberufung des chinesischen Parlaments sofort zu treffen sind.

### 13. November.

Der Kaiser unternimmt von Donaueschingen aus eine Fahrt nach Kloster Beuron.

Der türkische Konsul in Urmia in Persien ersucht die Pforte telegraphisch um Verstärkung der Konsulatswache, da sein Leben bedroht sei.

### 14. November.

Das Londoner Schwurgericht erkennt, daß Leutnant Helm gegen die gesetzlichen Bestimmungen über die Spionage verstoßen habe, läßt ihn aber straffrei und verpflichtet ihn nur „durch seine eigene Bürgschaft" im Betrag von 250 Pfund Sterling, sich beim Fall eines neuen Verstoßes auf Verlangen zur Aburteilung zu stellen.

Das Zarenpaar tritt von Schloß Wolfsgarten in Hessen die Rückreise nach Rußland an.

Der Polizeichef von Anardarko in dem amerikanischen Territorium Oklahama wird von einem Mexikaner ermordet.

### 15. November.

Im Ministerium des Aeußern in Paris tritt eine deutsch-französische Konferenz zur Beseitigung einiger Unstimmigkeiten zusammen, die bei der letzten Feststellung der Grenze zwischen Togo und Dahome bestehenblieben.

## Deutsche Weinbau- und Winzermisere.

Von Joseph Lauff.

Kalte Nebel schleppen durchs Mosel- und Rheintal, über Saar und Ruwer; sie spinnen den Main ein und häkeln sich um die Höhen der Rheinpfalz. Die Landschaft ist mit Regenfäden schraffiert. Die Felsköpfe können aus dem Dunst nicht heraus, lassen sich mürrisch Wattebausche in die Mäuler stopfen und hören vergrämelt auf das laute Gekreisch des Hähers, der die Gegend abvagabundiert, um schließlich mit zimtroter Weste und vergißmeinnichtblauen Flügelspiegeln aufzubäumen. Die Lohhecken wackeln betrüblich mit ihren Fuchsperücken. Alles liegt grau in Grau. Von meinem verwaisten herbstlichen Sommersitz aus sehe ich die Mosel fließen, angeschwollen, mit häßlicher Farbe; stumpfen Auges gurgelt der sonst so heitere Strom durch das verregnete Land, das nicht weiß, was es mit den Pfützen und Wasserlachen beginnen soll. Von den mir gegenüberliegenden Hängen winken die Thyrsusstäbe der Rebenberge herüber. Aber es ist keine Freudigkeit darin, keine Hoffnungsfreudigkeit; es ist ein betrübliches Winken. Sie wollten das Beste. Sie wollten Glück und Segen in die Menschenherzen hineintragen, mit ihrem Blütenduft die Sinne berauschen, sie wollten die Trauben schwellen lassen, golden und purpurfarbig, und Fuder und Halbstücke füllen, auf daß die glücklichen Menschenkinder singen und trinken und sagen möchten:

„Was ist Wein? Sonnenschein,
Den die Reben fingen ein. . .!"

Aber es kam anders! Ja, die Thyrsusstäbe wollten schon das Beste, allein hämische Schädlinge warfen sich an sie, vergilbten ihren saftgrünen Schmuck, ließen die Beeren ausfließen, so daß Frau Sonne über dieses

Elend ihr Antlitz verhüllte und sagte; „Hier ist nicht mehr zu helfen", und ging verschleiert auf und verschleiert nieder und dachte nicht daran, fröhlichen Auges auf die kränkelnden Rebenstöcke zu blicken. Selbst die Kometen konnten nicht helfen, ihre Prophetengabe versagte. Beschämt schlichen sie in den unendlichen Weltenraum, und die hoffnungsfreudigen und dann enttäuschten Winzer hatten das Nachsehen. Dafür setzte ein unermüdlicher Regen ein. Regen, immer nur Regen! den Sommer hindurch, den Herbst hindurch, und nicht nur im heurigen Jahr, nein, schon etliche Jahre zuvor, so daß man des Glaubens sein konnte, die Tage der Sintflut seien gewillt, sich in Duodezausgabe wieder in Erinnerung zu bringen. Die Reben weinten. Regen, immer nur Regen!

Unwillkürlich mußte ich bei diesem Platschen und Planschen an den braven Abt von Walporzheim denken, an seinen Klagegesang — und also lautet die Mär:

Hans Kräling, Abt von Walporzheim,
Sprach weiland: „Not und Teufel! —
Die ganze Welt treibt aus dem Leim
Un eitles Geträufel.
Das platscht und planscht im weiten Feld,
Als käm die jüngste Stunde;
Mein ganzer Weinberg, brav bestellt,
Geht mir noch vor die Hunde.

Wie schirmt ich ohne Rebensaft
Mich vor dem bösen Feinde?
Und wie denn lenkte ich mit Kraft
Die sündige Gemeinde?
Wie soll ich die Frau Musika
Denn in der Mette wecken?
Mein sonst so fettes Gloria
Bleibt in der Kehle stecken.

Wenn nicht versiecht des Himmels Schwamm
Mit seinen Mordsgewässern,
So steh ich, ein entlaubter Stamm,
Bei meinen leeren Fässern.
Dann muß ich armer Gottesknecht
Bei meinen schönsten Würsten,
Bei Auerhahn und zartem Hecht
Elendlich verdürsten.

O Herr, laß meinen Ruf nicht gehn
Von deines Thrones Stufen,
Laß deine Wasser stille stehn,
Bescher mir volle Kufen.
Und endest du des Landes Plag,
Will in die Knie ich sinken,
Zur Buße ferner jeden Tag
Zwei Schöppchen mehr vertrinken."

Ob's dem braven Aebtlein geglückt ist?! — Wir wollen's hoffen, aber in jetziger Zeit steht es um den Weinbau hundsmiserabel. Mißernten über Mißernten und wenig Hoffnung auf die kommenden Tage! Und wie war's früher in den deutschen Weinbaugebieten? Die Schädlinge hatten noch nicht das Zepter ergriffen, machten noch nicht den perlenden Schweiß der fleißigen Winzer zunichte. In großen Zwischenräumen ein Fehljahr — gewiß, aber im großen und ganzen fröhliche Lesen und frohe Gesichter! So war's — und dann lief so ein herzerquickendes Schmunzeln durch das Weinbaugebiet; die Böller krachten, von allen Schenken und Straußwirtschaften wehten die Fahnen, die Burschen häkelten sich lustig bei den Mädels ein und zogen singend durchs Dorf, und aus allen Kellerfenstern und Schlüssellöchern düftelte der „Neue" so blank und sauber heraus, daß es dem kundigen Mann wohlig und mollig ums Herz wurde. Der vergossene Schweiß lohnte sich noch, die getätigte Arbeit wurde noch nicht in so hohem Maß wie heutigestags von dem verderblichen Meltau umpudert, von der schmarotzenden Peronospora verschrumpfelt, von dem infamen Heuwurm umwickelt und schließlich von seinem jüngeren Bruder, dem Sauerwurm, gänzlich illusorisch gemacht — man konnte zufrieden mit dem sein, was der Herbst in die Fuder und Halbstücke hineinzauberte, und von allen Enden und Ecken, aus dämmrigen Kellernischen und behaglichen Kneipwinkeln, klangen fröhliche Menschenstimmen, und also sangen sie:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher". . .

Und heute? Grau und vergrämelt wie die Rebengelände sehen die Weinbauer ins Wetter. Ihre Taschen sind leer, die Kelter stehen verwaist, die Fässer klingen dumpf und hohl, selbst die Mäuse haben Abschied genommen, denn unter vielen Winzerdächern sind die Brotschnitten so rar wie weiße Raben geworden. Die Not pocht mit knöchernem Finger gegen die Tür, und die Sorge sieht mit glanzlosen Augen in die Fenster hinein. In einzelnen Gemarkungen der Mosel ist es noch leidlich gewesen. Ein Viertel Herbst und mehr konnte eingebracht werden; wo es weniger war, da halfen die ungewöhnlich hohen Trauben- und Mostpreise in den geringen und mittleren Lagen kräftig nach, so daß wenigstens noch ein matter Sonnenstrahl in die umdüsterten Gemüter einfallen konnte, aber in den übrigen Weinbaugebieten, fast in den meisten . . . da sieht's miserabel aus und schreit es nach Hilfe. Da steht der Winzer und hat die schwielige Hand in der Tasche geballt und sieht mit gerunzelter Stirn über die kahlen Rebstöcke und dann in die leeren Keller hinein. Von dorther sollte der Segen kommen, und hier — seine sorgfältig ausgeschwefelten Fässer sollten ihn aufnehmen. Aber der Segen blieb aus. Es gab nichts zu beschaffen und nichts zu lesen, und wo's bei den kleineren Leuten etwas gab, das konnten sie mühelos und mit bitterem Ingrimm in einem Eimer nach Haus tragen. Wieviel Mühe und Sorge war auch in diesem Jahr vergebens gewesen! Das empfindliche Auftreten der Schädlinge, die Ungunst der Witterung erforderten doppelte Arbeitsleistung — und das gezeitigte Resultat war mit Null zu buchen. Ueberhaupt diese Winzerarbeit! Sie ist ein mühselig Geschäft, selbst dann noch, wenn es keinen Kampf gegen Peronospora, gegen die verheerende Wirkung des Heu- und Sauerwurms gäbe. Die Winterbestellung beginnt. Mit gebeugtem Rücken schleppen sie sich bergan — Männer und Frauen. Die mit Dünger beladenen Hotten und Reitzen zerren die Schultern nach hinten. Die Gesichter dunsen auf. Die Brust atmet schwer. Schritt für Schritt geht es weiter über steile Pfade, schwindelnde Stege, an schroffen Hängen entlang. Ab und zu poltert unter den schweren Nagelschuhen das Geröll ab. Die Fracht wird abgeladen, neue heraufbefördert. So geht es weiter von morgens bis abends. Immer das gleiche, immer das gleiche! Die Reben werden geschnitten, aufgepfählt, gebunden, gebogen. Die Vorfrühlingsonne sieht über die Berge. Der Dünger wird mit Hacke und Karst untergearbeitet. Frühling und Sommer halten ihren Einzug. Sie bringen neues Schaffen und Mühen. Erneutes Umgraben wird nötig. Die jungen Schößlinge sind vor der Blüte zu heften. Das Ausbrechen der überflüssigen Triebe beginnt. Die Sonne dörrt den Weinbauern das Mark in den Knochen. Der verflossene Winter hat ihnen bereits tiefe Schrunden durch das Antlitz gezogen. Arbeit, nur Arbeit! Dreimal im Jahr wird

der Weinberg gehackt, gelockert, vom Unkraut befreit, zweimal werden die Reben mit Stroh gebunden — und dann noch die Schädlinge! Mit Schwefelblüte und Bordelaiser Brühe geht man ihnen zu Leibe. Heu- und Sauerwurm werden aus ihren Verstecken geholt, aber gerade diesen Zerstörern eines geordneten Weinbaues ist schwer beizukommen. Fast hilflos steht ihnen der Mensch gegenüber — und nehmen sie überhand, mag er die Hände in den Schoß legen, den Kopf schütteln und sagen: „Nun mag Gottes Wasser über Gottes Acker laufen; es ist alles vergebens."

Schwere, verhängnisvolle Zeit ist für den deutschen Weinbau und den deutschen Winzer gekommen. Hiobsbotschaften über Hiobsbotschaften! Ab und zu ist eine freundliche, zuversichtliche Stimme darunter, aber gerade sie läßt das Elend noch mehr in die Erscheinung treten. Die Nachrichten aus fast allen deutschen Weinbaugebieten reden eine vernichtende Sprache. Der Rüdesheimer Winzerverein, dem 78 Morgen Weinberg gehören, hat in diesem Jahr, sage und schreibe: drei Halbstücke, etwa 1800 Liter Wein, geerntet. Ein anderer Weinbergsbesitzer herbstete auf 88 Ruten zwei Liter Most. Weiter stromabwärts die gleiche Kalamität. In einem der größten Weinbaubezirke am Rhein, wo 700 Morgen in guten Jahren einen Ernteertrag von 420 000 Mark ergaben, sind diesmal nur 35 Stück im Wert von 35 000 Mark eingebracht worden. Die Unkosten für die Bewirtschaftung dieses Weinbaugebietes beliefen sich auf 106 000 Mark, so daß die diesjährige Ernte mit einem baren Schaden von rund 70 000 Mark für die dortigen Interessenten abschloß. Aehnlich verhält es sich an der Ahr, in Rheinhessen, der Pfalz, in Franken und den badischen Gemarkungen. An der Mosel steht's besser, obgleich auch hier keine Seide gesponnen wird. Dem einen schlug die Karte leidlich zur Gunst, dem andern zur Ungunst. Aber im großen und ganzen sind auch hier lange Gesichter. Nicht nur die Wingertsleute haben zu klagen, auch bei den größeren Besitzern ist in dieser Hinsicht Schmalhans Küchenmeister geworden. Ein rationell mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit bewirtschaftetes Weingut an der unteren Mosel, besetzt mit 40000 Stöcken und einem gering bemessenen Wert von 80 000 Mark, erbrachte in den letzten 10 Jahren nicht nur keinen Gewinn, sondern ergab, unter Zurechnung von 4% Zinsen, einen Durchschnittsverlust von jährlich 3500 Mark — ein Resultat, um die Flinte ins Korn zu werfen. Wahrhaftig! — ständen einem solchen Besitzer keine Reserven zur Verfügung, hätte er keine sonstige Ellbogenfreiheit und wäre lediglich auf sein Weingut angewiesen — so ein Mann könnte getrosten Mutes einen zölligen Haselstock aus der Hecke schneiden, könnte sich auf die Wanderschaft machen, um sein Glück außerhalb des Weinbaugebietes zu suchen. Er täte besser daran, als noch länger in das Faß der Danaiden zu schöpfen. Doch genug der Beispiele. Sie sind so billig wie Brombeeren und so zahlreich wie die Flugsamen der Kettenblumen geworden.

Notlage überall! — Übereifrige stehen auf und schreiben die Mißernten den Chemikalien zu, die den Weinbergen zugeführt werden. Derartige Stoffe seien zwar imstande, Oidium und Peronospora zu zerstören, schwächten aber die Rebstöcke in bedenklicher Weise. Andere wieder erheben ihre Kassandrastimmen und rufen: „Haltet eure Weinberge geschlossen! Das ewige Gelaufe darin zerstört die Spinnwebnetze, läßt aber die Motten leben, die ihrerseits wieder den berüchtigten Heu- und Sauerwurm erzeugen." Von dritter Seite werden die Rauch- und Qualmsäulen der Lokomotiven und Dampfschiffe, die zu Berg und zu Tal gehen, für die Mißernten verantwortlich gemacht. Ihnen wird die ganze Misere in die Schuhe geschoben. Und schließlich: „Der Boden ist rebenmüde geworden!" klingt es von vierter Stelle herüber . . . Möglich, alles schon möglich! — aber die absoluten Beweise hierfür stehen noch aus, die aufgestellten Behauptungen stecken zurzeit noch in den Kinderschuhen und tragen noch die Eierschalen am Bürzel . . . Man muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, die natürlichen Hilfsquellen benutzen, um weiter zu kommen, um dem Krebsgang im Weinbau eine andere Wendung zu geben. Große Werte stehen auf dem Spiel. Abgesehen von dem enormen Ausfall, den die Mißernten im Gefolge hatten, sinken die Bodenpreise immer tiefer und tiefer . . . Weinberge, die noch vor etlichen Jahren hoch zu Buch standen, sind fast wertlos geworden. Zu Beginn dieses Jahrhunderts zahlte man an manchen Stellen hundert Mark und mehr für das Ar, wo sich jetzt kaum noch Käufer bei Versteigerungen finden. Am Rhein zum Exempel ist stellenweise das Ar Weinbergsland für 10 Mark erhältlich — Dinge, die sich nicht wegtäuschen lassen und scheinbar immer drohender werden.

Aus eigenen Kräften kann sich der Weinbau nicht mehr aufraffen. An die Vertreter des Volkes, an Publikum und Staat ergeht die dringende Mahnung, dem deutschen Weinbau, dem schwer heimgesuchten Winzerstande unter die Arme zu greifen. Einzelne Private sind machtlos. Aber dem rücksichtslosen Vordrängen der Temperenzler, Abstinenten und wie sie alle heißen mögen, ist eine Schranke zu setzen. Zwischen Völlerei und Abstinenz liegt eine breite Straße, die einwandfrei betreten werden darf. Ihr Winzer insgesamt, weist entschieden die Anmaßung zurück, daß der Weinbau eingedämmt werden müßte, um dem Alkoholismus zu steuern. Dafür ist jedoch die Obstweinfrage gesetzlich zu regeln, so daß, ähnlich wie beim Weingesetz, scharfe Bestimmungen in die Erscheinung treten, die in Form eines Anhanges zum Weingesetz gefaßt werden könnten. Die räumliche und zeitliche Begrenzung der Zuckerung ist festzustellen. Buchkontrolle und Deklarationzwang sind einzuführen. — Die unverschuldete Zwangslage der Wingertsleute gebietet dem Staat und den Gemeinden unmittelbar einzugreifen. Durch Notstandsarbeiten ist die Möglichkeit eines Verdienstes zu schaffen. Weitgehende Kredite sind zu gewähren. Durch Grundsteuererlaß und schonenden Einzug der diesjährigen Steuern ist bei den Weingärtnern tunlichst Linderung der schwierigen Lage zu schaffen. Zu erwägen steht, ob in den besonders heimgesuchten Distrikten nicht sonstige finanzielle Unterstützungen zweckdienlich und möglich erscheinen. Kupfervitriol und Schwefel sowie die nötigen Apparate, den Kampf erfolgreich gegen die Schädlinge aufzunehmen, sind auf Jahre hinaus und kostenfrei aus Staatsmitteln zur Verfügung zu stellen. Und schließlich: die Bedeutung der Weinchemiker ist tiefer zu schrauben. Männer der praktischen Erfahrung sind mehr in Amt und Ehren zu setzen, ihr Wort muß höher werten als jetzt, sonst kann es passieren, daß Weinbau und Weinhandel zu einem Versuchskarnickel der Weinchemie werden. Also nochmals: Trotz aller Selbsthilfe — ohne besonderen staatlichen Schutz ist die gegenwärtige Krisis von den Beteiligten des Weinbaus kaum zu verwinden.

An die Winzer ergeht aber die dringende Mahnung: Schonet die Vögel! Tragt Sorge für Nistgelegenheiten. Legt Remisen an und Vogelschutzhecken und vertilgt das Raubzeug in eurem Besitztum. Schiebt eure Weinstöcke nicht bis in die höchsten Lohberge hinein, verwendet für eure Reben nur geeignete Lagen; vor allen Dingen aber, macht gemeinsam Front gegen den Heu- und Sauerwurm, der nicht nur die Qualitätsgebiete, sondern alle übrigen Weinbaugebiete erbarmungslos heimsucht. Allein — dieser gemeinsame Kampf ist nur unter dem Protektorat des Gesetzes zu führen. Alle zu treffenden Maßnahmen müssen obligatorischer Natur sein, müssen rücksichtslos durchgeführt werden, wenn ihr nicht wollt, daß eure Weinäcker der gänzlichen Verödung anheimfallen. So nur ist auf die Zukunft zu hoffen.

Den Vertretern des Volkes möchte ich zurufen: „Deprimierend auf Weinbau und Winzer wirkt noch immer das Gespenst, das sich von Zeit zu Zeit jenseit der Elbe aufreckt und stumpfen, gierigen Auges nach Westen lauert. Es möchte gern . . . Fort mit ihm! Das schwer heimgesuchte Rebenland verträgt keine Steuerbelastung. Aus ausgedroschenen Halmen lassen sich keine Körner mehr klopfen. Daran denkt bei euren Tagungen; niedergebeugte Menschen werden euch Dank wissen." — —

Und nun zum Ausklang! — Hierzulande, zwischen den Moselbergen, das Heim dicht an den lieblichen Strom gerückt, wohnte ein prächtiger Mann. Ich kannte ihn von Angesicht zu Angesicht, und manchen Schoppen haben wir in laulicher Sommernacht selbander gestochen. Ein Winzer von Gottes Gnaden, pflegte er seine Weinchen mit herzlicher Inbrunst. Mit Johannes Brixius war brav und gut pokulieren. Er war ein lateinischer Winzer, und eines Tages brachte er ein köstliches Tröpfchen. Auf dem Etikett aber stand geschrieben: Bibite hoc excellens vinum de vitibus Brixii. Atque valete! — und die Gläser klangen zusammen. Es war ein helles Klingen. Sein Glas aber klirrte zu Boden. Es war die letzte Flasche, die wir gemeinsam leerten, denn bald darauf ging so ein gütiges Lächeln über sein stilles Gesicht. Aber dieses Lächeln war nicht mehr von dieser Welt. Papa Brixius machte sich sacht auf die Socken und ging durch das dunkle Tor, das keine Rückkehr verstattet. Es war um die Zeit der Rebenblüte, als er einschlief. Atque valete! — Und die neuen Gescheine wölkten ihren Weihrauch über das Grab des trefflichen Mannes. Sein Leben war ohne Fehl, und sein Sterben war köstlich. Atque valete! — Und ihr Winzer im deutschen Land, am Rhein und der Mosel, ihr Winzer an der Ahr und in Rheinhessen, in Franken und überall dort, wo ihr in deutschen Gauen den Weinstock pflegt, erinnert euch dieses Mannes in eurer Bedrängnis. Ich glaube, er ist gut angeschrieben im Himmel, und seine Fürsprache wertet dort oben. Er hat das Winzerelend kaum noch erlebt, und hätte er es erlebt — das Herz wäre ihm zerrissen. Aber jetzt sieht er's und wird sagen: „Lieber Gott, gedenke der bedrängten Winzer, damit es ihnen wieder wohlergehen möge auf Erden."

---

# Wie in Deutschland Ausstellungen vorbereitet werden.

Von A. Oskar Klaußmann.

Das Jahr 1910 hat in Deutschland nicht weniger als 222, im Ausland 292, zusammen also 514 Ausstellungen gebracht, unter denen die rein landwirtschaftlichen und Kunstausstellungen nicht mitgezählt sind. Noch ausstellungsreicher wird das Jahr 1911 werden. Es sind jetzt bereits nicht weniger als 54 deutsche und 73 größere Ausstellungen des Auslandes bekannt.

In keinem Kulturland der Welt werden Ausstellungen heute wohl so gewissenhaft geprüft und vorbereitet wie in Deutschland. Diese ungemein sorgfältige Vorbereitung wird ermöglicht durch das Zusammenwirken von Regierung und Industrie in der „Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie".

Diese, die wir fortab der Kürze halber mit „St. A." bezeichnen wollen, entstand aus dem Zusammenschluß der großen deutschen industriellen Zentralkörperschaften, des Zentralverbandes deutscher Industrieller, der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen und des Bundes der Industriellen. Sie wurde alsbald erweitert durch den Zutritt der in den vorgenannten Verbänden nicht korporativ organisierten Industrien, nämlich der chemischen und der elektrotechnischen, des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands und des Verbandes deutscher Elektrotechniker mit der Vereinigung deutscher Elektrizitätsfirmen. Neuerdings hat sich auch der Verein deutscher Ingenieure der St. A. angeschlossen. So entstand eine Organisation, deren Tätigkeit sich nach dem Wunsch der Reichsregierung „auf das gesamte Gebiet des deutschen Gewerbefleißes erstreckt". Getragen von der Anerkennung der Reichs- und Staatsbehörden und deren weitgehender Unterstützung ist die St. A. seit ihrer Begründung Ende 1906 zu einem Machtfaktor geworden, ohne dessen Begutachtung große gewerbliche Ausstellungen in Deutschland und ohne dessen Mitarbeit eine geschlossene Beteiligung der deutschen Industrie an ausländischen Ausstellungen heute kaum noch zustande kommen können.

Neben der fördernden Tätigkeit, die im Inland und Ausland der deutschen Industrie auf den Ausstellungen die gebührenden Erfolge und die Eroberung neuer Absatzgebiete gewährleisten will, bemüht sich die St. A. nach Möglichkeit, die vielfachen Mißstände im Ausstellungswesen zu bekämpfen und besonders die in- und ausländischen Winkelausstellungen zu unterdrücken, den damit verbundenen Medaillenschwindel zu verhindern und den heimischen Gewerbefleiß vor Schädigungen zu bewahren, die durch die Beteiligung an solchen Ausstellungen entstehen.

Mit einem Beamten begann die St. A. ihre Tätigkeit. In kurzer Zeit wurden die Grundlagen für das heutige Institut geschaffen, das jetzt in der Roonstr. 1 in einer Flucht von Amtsräumen mit Dutzenden von Beamten arbeitet, und dessen stattlicher Etat finanziell gewährleistet wird von der Mitgliedschaft der führenden Firmen und Körperschaften der deutschen Industrie. In rund 4000 Aktenfaszikeln ruht die ungeheure Arbeit, die seit nunmehr vier Jahren geleistet worden



ist. Die musterhafte Ordnung, die man beim prüfenden Durchblättern einzelner dieser Aktenfaszikel findet, beweist die vortreffliche Organisation, die in beständiger Vergrößerung begriffen ist. Fünfunddreißig „Kapitäne" der Industrie und des Handels, unter ihnen Borsig, Böttinger, Berliner (Siemens-Schuckert), Bueck, Busley, Deutsch (A. E. G.), Flohr (Vulcan), Direktor Wenzel, Hilger, Kunheim, Martius, Marwitz, Sorge (Krupp), Schieß, Ravené usw., bilden den Vorstand der St. A., der wiederum von drei Präsidenten geleitet wird: dem Geheimen Kommerzienrat Goldberger, Mitglied des Wirtschaftl. Ausschusses, als Präsidenten, der in weitsichtiger Weise die Organisation aufgebaut hat, und als Vizepräsidenten dem früheren Vorsitzenden des Zentralverbandes Deutscher Industrieller Herrenhausmitglied von Vopelius und dem Vorsitzenden des Bundes der Industriellen Geh. Kommerzienrat Wirth.

Eine Ausstellung, die für Deutschland geplant wird, wirft bei der St. A. gewöhnlich schon Jahre vorher ihre Schatten voraus. In der Regel melden die Veranstalter ihre Absicht, eine Ausstellung ins Leben zu rufen, bei der St. A. an, die alsbald — und so auch in den Fällen, in denen sie durch öffentliche Bekanntmachungen von dem Projekt erfährt — alle nötigen Unterlagen einfordert. Ueber Ausstellungen aber, die im Ausland geplant sind, berichten die Konsulate, die durch Erlaß des Reichskanzlers angewiesen sind, dem Ausstellungswesen in ihren Amtsbezirken besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In diesen Berichten ist auf Grund sorgfältiger Prüfung der einschlägigen Verhältnisse namentlich die Frage zu erörtern, ob den deutschen Interessenten die Beteiligung empfohlen werden kann. In den Kaiserlichen Missionen und Konsulaten sind der St. A. innerhalb der Auslandsgebiete Mitarbeiter erstanden, die gradezu vorbildlich, sachverständig und förderlich mitgeholfen haben.

Als ersten wichtigen Schritt bei jeder Ausstellung betrachtet es die St. A., zu ermitteln, wer die eigentlichen Veranstalter der Ausstellung sind. In den Akten der St. A. befinden sich die Lebensläufe, Porträte, Strafliften usw. jener Ausstellungsmacher, die schwindelhafte Ausstellungen arrangieren. Steht ein solcher in Frage, so greift die St. A. sofort ein.

In jedem Fall aber prüft die St. A. vor allem die finanziellen und wirtschaftlichen Grundlagen der Ausstellung sowie die prinzipielle Frage, ob überhaupt ein allgemein volkswirtschaftliches Bedürfnis vorliegt. Zu diesem Zweck zieht sie gegebenenfalls auch bei den betreffenden Handels- und Gewerbekammern und sonst in Frage kommenden Behörden und Körperschaften gutachtliche Aeußerungen darüber ein, ob die geplante Ausstellung notwendig ist und Aussicht auf Erfolg hat. Erst nachdem diese Erkundigungen erledigt sind, tritt der Vorstand der St. A. zu einer Sitzung zusammen und nimmt je nach dem Ergebnis zu dem Unternehmen fördernd, abwartend oder auch ablehnend Stellung. Hiernach bestimmen sich dann auch die Berichte und Gutachten, die den Reichs- und Staatsbehörden erstattet werden.

Erscheint das Unternehmen einwandfrei, so wenden sich das Interesse der St. A., ihre Unterstützung, ihre guten Ratschläge gleichmäßig der Ausstellung selbst wie den ausstellungswilligen Industriellen zu. Durch vielseitige und mühselige Arbeit wird statistisches Material gesammelt und in oft umfangreichen Druckschriften veröffentlicht; Material, aus dem hervorgeht, welches die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse der Provinzen oder Staaten sind, in denen die Ausstellung stattfindet. Vielspaltige Tabellen über Export und Import, über das Anwachsen gewisser Industrien, über die Kaufkraft der Bevölkerung, über die Entwicklung des Verkehrs in den interessierten Provinzen oder Staaten (bei ausländischen Ausstellungen über die Konkurrenz des Auslandes, und zwar der verschiedensten Staaten auf den verschiedensten Produktionsgebieten) werden angefertigt, Uebersichten und Berichte geschrieben und ebenso an die industriellen Kreise, deren Vertretung die St. A. bildet, wie an die Behörden verschickt.

Sobald die ersten Nachrichten über die geplante Ausstellung in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, kommen die Anfragen aus dem In- und Ausland an die St. A., besonders von der Presse, der Industrie und von Ausstellern. Man will wissen, ob die projektierte Ausstellung nicht mit andern gleichzeitig geplanten kollidiert; man möchte zuverlässig unterrichtet werden, ob die Ausstellung Förderung verdient, ob es sich um ein gemeinnütziges Unternehmen handelt, ob sich die Presse öffentlich für die Ausstellung engagieren soll, ob für die betreffende Branche oder Produktionsart, der der anfragende ausstellungswillige Industrielle angehört, durch die Ausstellung Erfolge zu erwarten sind usw. usw. Die Veranstalter der Ausstellung unterstützt die St. A. bei der Auswahl geeigneten Personals für die technische Leitung, durch Auskünfte über Erfolge oder Mißerfolge früherer Ausstellungen, durch Mitteilung ihrer Erfahrungen bei der Propaganda usw.

Dazu kommen die Gutachten, die seitens der Staatsbehörden bei der St. A. eingeholt werden. Ist doch vor allem die behördliche Förderung bei Ausstellungen, wie sie in der Uebernahme des Protektorats, in der Gewährung von Staatsmedaillen und Zuschüssen, der Zubilligung von Frachtermäßigungen, der Genehmigung von Lotterien, dem Eintritt von Staatsbeamten in die Ausstellungskomitees zum Ausdruck kommt, ausdrücklich an die Voraussetzung der Gemeinnützigkeit, Reellität und Wirtschaftlichkeit des Unternehmens sowie eines geregelten Prämiierungsverfahrens geknüpft.

Bis zum Tage der Eröffnung bleibt die St. A. Beraterin und Helferin der Beteiligten. Wenn man daran denkt, wieviel Arbeit also bei der St. A. schon eine einzelne Ausstellung verursacht, kann man sich wohl vorstellen, welche ungeheure Aufgabe dadurch entsteht, daß sich die Bureaus der St. A. gleichzeitig über Hunderte von Ausstellungen auf dem laufenden halten müssen. Diese Riesenaufgabe, die ohne jedes Entgelt geleistet wird, ist aber, wie man sich denken kann, für unsere Industrie von unschätzbarem Wert, und jeder einzelne Industrielle, der sich an einer Ausstellung beteiligen will und rechtzeitig anfragt, wird von der St. A. einerseits vor unnützen Ausgaben bewahrt, anderseits gefördert und befähigt, neue Kundenkreise und Absatzgebiete zu finden.

Eine Exekutive bei irgendeiner Ausstellung kommt dabei für die St. A. nirgends in Frage, und auch bei ausländischen Ausstellungen leistet sie nur insoweit allerdings grundlegende und entscheidende Vorbereitungsarbeit, als sie bei solchen Veranstaltungen, deren Beschickung von der deutschen Industrie als zweckmäßig erachtet wird, die Wahrnehmung der heimischen Interessen übernimmt. Zu diesem Zweck befragt sie die Industrie von Fall zu Fall und bildet bei geeigneten Anlässen im Einvernehmen mit der Reichsregierung

besondere „Deutsche Komitees“. Die Ansichten über die Beteiligung an Industrieausstellungen im Ausland haben bei uns in letzter Zeit vielfach eine Aenderung erfahren, nicht zum wenigsten durch das Verhalten Englands. Das englische Handelsministerium (Board of trade) unternahm im Jahr 1907 durch einen Sonderausschuß eine umfangreiche Enquete, deren Resultat in Blau- und Weißbüchern niedergelegt wurde. Aus diesen war zu ersehen, daß die Untersuchung zwingende Gründe für die Teilnahme Englands an den wichtigeren Ausstellungen ergab. Man betrachtete diese Teilnahme als eine nationale Notwendigkeit angesichts der Tatsache, daß sich andere Länder in immer größerem Umfang an den letzten Ausstellungen beteiligt hatten. Es wurde beim englischen Handelsministerium eine eigene Ausstellungsabteilung errichtet und für die Weltausstellungen in Brüssel, Rom und Turin eine aus den hervorragendsten Industriellen Englands bestehende „Königliche Kommission“ eingesetzt, deren Präsident der damalige Prinz von Wales, der jetzige englische König wurde. Immer wieder wurde betont, England dürfe keinen Anlaß ungenützt vorübergehen lassen, seine Waren auf Ausstellungen zu zeigen, wolle es nicht seine Exportstellung auf dem Weltmarkt verlieren. Damit war für die deutsche Industrie die Notwendigkeit gegeben, mit dem englischen Rivalen auf dem neutralen Gebiet der Weltausstellung in friedlichen Wettbewerb zu treten.

Um nun dabei Deutschland im voraus den gebührenden Anteil zu sichern, hat die St. A. energische Vorarbeiten für die demnächst stattfindenden Welt- und Fachausstellungen im Ausland geleistet, und mit Stolz kann sie darauf hinweisen, daß sie es gewesen ist, die zur richtigen Stunde sachgemäß die Erfolge vorbereitet hat, die die deutsche Industrie auf den internationalen Ausstellungen der jüngsten Zeit erringen konnte.

Sobald durch die von der St. A. vorgenommenen Umfragen festgestellt ist, daß eine der Stellung der deutschen Kultur und des deutschen Gewerbefleißes würdige nationale Abteilung auf einer Auslandsausstellung organisiert werden kann, schreitet, wie bereits erwähnt, die St. A., im Einvernehmen mit der Reichsregierung, zur Bildung eines Deutschen Komitees, an dessen Spitze entweder Vertreter von Reichsämtern oder Vorstandsmitglieder der Kommission treten. Dieses Komitee bleibt zwar mit der St. A. in regelmäßiger Verbindung, sofern als über den Fortgang der Arbeiten dauernd Bericht erstattet wird, ist im übrigen aber vollkommen selbständig. Dem Präsidium des Komitees ist die eigentliche Durchführung der Deutschen Abteilung überlassen. Als selbständige Körperschaft hat es, falls nicht, wie in Brüssel, ein Reichskommissar ernannt ist, die Deutsche Abteilung allein zu organisieren, mit der Ausstellungsleitung wie mit den deutschen Ausstellern die notwendigen Abkommen zu treffen, die Bauten zu vergeben, die Platzverteilung vorzunehmen sowie für eine möglichst wirksame Ausgestaltung und Repräsentation zu sorgen. Die von der St. A. in der Abteilung zusammengefaßte Industrie hat zumeist auch die finanziellen Lasten vollständig zu tragen; bisweilen gewähren Reich und Staat Zuschüsse. Deutsche Komitees bzw. Deutsche Abteilungen wurden von der St. A. gebildet für die Internationale Ausstellung für Unfallverhütung, Gewerbehygiene und Arbeiterwohlfahrt, Budapest 1907, für die Internationale Kunstgewerbliche Ausstellung, St. Petersburg 1908, für die Erste Internationale Jagdausstellung, Wien 1910 (Abteilung Industrie und Gewerbe), für die Weltausstellung Brüssel 1910, für die Internationale Eisenbahn- und Verkehrsmittelausstellung Buenos-Aires 1910, für die Industrie- und Ackerbauausstellung Allahabad (Britisch-Indien) 1910/11 (wohin die deutsche Industrie zum erstenmal einen Vorstoß macht), für die Internationale Kautschukausstellung London 1911 und für die Internationale Industrie- und Gewerbeausstellung Turin 1911, Italiens Weltausstellung, auf der Deutschlands Industrie nicht minder ehrenvoll bestehen wird als in Brüssel.

Die nationalen Ständigen Ausstellungskomitees in den andern Ländern sind mit unserer St. A. zu einer Internationalen Fédération (mit Sitz in Brüssel) vereinigt, die zu regelmäßigen Konferenzen zusammentritt. Den ersten Internationalen Ausstellungskonferenzen in Paris und Brüssel soll die nächste in Berlin folgen unter gleichzeitigem Uebergang des Präsidiums der Fédération auf die St. A. Die von den föderierten Komitees angestrebte internationale Ausstellungsgesetzgebung soll auf einer diplomatischen Ausstellungskonferenz erörtert werden, die von der Deutschen Reichsregierung nach Berlin einberufen wird.

In der fürsorglichen Zusammenarbeit der Regierungen und des Gewerbefleißes aller Länder wird das Ausstellungswesen zu neuer Kraft erstarken. Und was für die ganze Welt gilt, das trifft auch in erster Reihe für Deutschland zu.

# Die Blume im Knopfloch.

Plauderei von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Kränze duftender Blumen im Haar feierten antike Männer das Gastmahl; Sokrates wie Alkibiades, Kaiser Nero wie Seneca, der Philosoph, wanden den blühenden Schmuck um ihre Schläfe; der ritterliche Sänger des Mittelalters, der Knappe und der Page brachen sich Blüten im frühlingsgrünen Land, um vor der Schönen, „ein Kränzlin auf den Locken“, zum Fest gerüstet zu erscheinen.

Den Schäferstab mit einem Strauß umwunden und Feldblumen keck an den Hut gesteckt, tänzelte jeder Seladon einher zur Zeit der Pastorale, um sich mit der angebeteten Natur auch äußerlich in Einklang zu bringen. Blumen, wie sie gerade die Jahreszeit bot, umschmeichelten die heiteren Stunden und gaben mit ihrer Farbenpracht dem Leben etwas, das aus dem grauen Einerlei des Tages heraushob und allein durch seine Gegenwart Stimmung verlieh.

Die Abkehr vom Schönen, die Nüchternheit unserer Tracht, der sogenannte Ernst, den Männer in Amt und Würden nie abzulegen bestrebt sind, die Scheu, festliche Lust auch ästhetisch gefärbt nach außen zu zeigen, haben die Blume von ihrem alten Ehrenplatz verdrängt und auf eine Stätte bescheidenster Resignation, auf das Knopfloch verwiesen. Seit wir nach englischer



Mode die praktisch einfachen Anzüge übernommen haben, die sich in Deutschland zuerst unter dem Namen „Werthermontur" allgemeine Geltung verschafften, war es — bald mehr, bald weniger — gebräuchlich, das unnötige Knopfloch des Aufschlags mit einer Blume zu schmücken.

Wir sind weniger pathetisch in unsern Worten, weniger bunt in unserm Gewand, weniger laut in unsern Gefühlsäußerungen geworden, da stimmt auch das einzelne Blümchen besser zu dem Charakter unserer Feste als ein Kranz, den sich nurmehr poetisch gesinnte Jugend in seltener Freudenstunde gestattet. Könnte man sich den bekränzten Tänzer im Frack oder den behaglichen Zecher an der Tafel mit Rosen auf der Glatze vorstellen? Alles ist abgetönt, angedeutet, symbolisch geworden, die Blume im Knopfloch genügt, um die Stimmung zu zeigen, die einst klarer und offener zutage trat. Es gab Zeiten, in denen auch dieser bescheidene Schmuck von puritanisch gesinnten Zeloten angefeindet und als weibisch verschrien wurde, aber unsere etwas lebens- und farbenfrohere Generation hat mit solchen Vorurteilen gründlich aufgeräumt und, soweit sie zu den eleganten Leuten gehört, die sich auch in Kleinigkeiten nach der Mode richten, bestimmte Regeln über das Tragen der Blume aufgestellt.

Konnte man in den sentimentalen Jahren des Biedermeiertums seine Gefühle durch das angesteckte Sträußchen verraten, also durch die Blume sprechen, verbietet uns die geregelte, stillschweigend übernommene Etikette des Unauffälligen solches Gebaren. Novalis sagt von der blauen Blume der Romantik, daß jemand, der sie findet und ansteckt, Eingang zum verborgenen Schatz fände. Man steckte sich im Kreis der Dichter blaue Glockenblumen, Eisenhut oder Rittersporn in das Knopfloch des langen, tabakbraunen, hechtgrauen oder dunkelblauen Rockes und schwärmte von früheren wie von späteren Tagen, während man die eigene Zeit verachtete. Aber der Jüngling, der das „Schönste auf den Fluren suchte, seine Liebe zu schmücken", nahm errötend die Knospe der Moosrose, die zarte Hand in den ersten Sommertagen ihm brach. Und er bewahrte sie als sinniges Angedenken auf, um mit dem „reisenden Waldhornisten" Wilhelm Müller zu singen:

Ihr Blümlein alle,
Die sie mir gab,
Euch soll man legen
Mit mir ins Grab.

Wir sind weniger sentimental und nennen solche Anwandlungen bei jungen Freunden „Heu machen", obwohl wir auch heute auf dem Ball, nach einem fröhlichen Diner, nach intimem Gespräch uns gern mit einer Rose von zarter Hand schmücken, so wenig korrekt auch gerade diese Blume dem Gigerl vorkommen mag. Aber man hat kaum mehr Zeit noch Platz, noch Gefühl, den „sentimentalen Kram" zu bewahren, besonders da die Rose meist im Treibhaus geboren ist und sich spätestens unter dem Paletot auf dem Heimweg entblättert. Ja, es wird immer schwerer, gefühlvoll zu sein, selbst unsere Blumen wehren sich gegen solches Gehaben!

Welche Blume man wählt, bestimmt die Mode fast ebenso genau wie Schnitt und Stoff des Aufschlags, der sie trägt. Am Vormittag, auf der Promenade und zum Lunch schmückt der kleine Veilchenstrauß den Herrenanzug. Man kauft die leicht zusammengebundenen Veilchen beim Vorübergehen auf der Straße. Das Kind, die alte Frau, die sie feilhalten, gehören zu den Proteges des eleganten Herrn, sie finden es ebenso selbstverständlich wie er, daß er sein tägliches Sträußchen kauft. Nur der dickgefütterte Philister ärgert sich darüber und regt sich auf wegen des hinausgeworfenen Geldes in der teuren Zeit. Als der Großvater die Großmutter nahm, galt das Veilchen als Bote des Frühlings, jetzt ist es zum Morgengruß geworden, man steckt es an, um in guter Stimmung den Tag zu beginnen. „Kein Tag ohne Blume!" läßt sich mit wachsendem Recht von den schönheitdurstigen modernen Menschen sagen.

Die Modeblume für den Abend hat oft gewechselt. Mit den zunehmenden Erfolgen der Gartenkunst kamen immer neue Blüten, neue schönere Spielarten in den Handel. Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs in Frankreich verdrängte die Kamelie alle Blumen. Alexandre Dumas schrieb „la Dame aux Camélias", alle Herren, die auf sich hielten, trugen die weiße, duftlose Blüte im Knopfloch. In Watte verpackt, kam sie während der Saison nach den Hauptstädten und wurde zu hohen Preisen verkauft. Die tonangebenden Herren am Hof der Kaiserin Eugenie wie die modeverkündenden Schauspieler des Konversationstücks in der Comédie Française trugen sie so lange, bis die Mode über ganz Europa verbreitet war. Sie entblätterte mit dem Triumph des Stückes, das sie emporgetragen, und mit dem Glanz des Kaiserreichs, dessen „mondaine" Blume sie gewesen. Glatt, breit und duftlos erscheint uns der Charakter des damaligen geselligen Lebens, in dem der Snob, die Halbweltdame und das Geld zu führender Rolle gelangten. Die Kamelie im Knopfloch ist bezeichnend für das Schönheits- und Geselligkeitsideal dieser Generation. Nach der Kamelie hat keine Blume derartig überragende Bedeutung erlangt, bis zum „fin de siècle" mit berauschend süßem Duft die Gardenia den Frack der jungen Herrenwelt zierte. Aus Asiens Tropenwelt stammt die reinweiße, wohlriechende Blüte, die gut in jene schwüle Stimmung des Absterbens und neuen Werdens paßte. In den Theaterlogen, auf den großen öffentlichen Bällen wie zu den vornehm abgestimmten Diners der eleganten Kreise erschienen die Herren mit den hellen strahlenförmigen Kelchen im Knopfloch. Die Mode erreichte derartige Verbreitung, daß der „Figaro" einen Artikel über die Gigerln von Paris mit „nos gardénias" überschreiben konnte.

Die Blume spielt in unserer Zeit eine größere Rolle als je vorher, einst schmückte sie das Fest, jetzt soll sie den Alltag begleiten. Die schlanken Ritter der Gardenia, die abends durch die hellerleuchteten Straßen der Hauptstädte eilen, um im strahlenden Saal möglichst blasiert und gelangweilt die Freuden der großen Welt über sich ergehen zu lassen, betrachten die Blume als einen notwendigen Bestandteil ihrer selbst, als nötig zum Fest, als erforderlich zum eleganten Leben. Es gähnt ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen und dem behäbigen Blumenfreund aus Holland, der im 17. Jahrhundert stolz und gravitätisch mit einer Kartoffelblüte in der Hand zu festlicher Versammlung kam und diese seltene Neuheit fast andächtig an seinen schwarzen Samtrock steckte. Aber auch die Gardenia war als Modeblume nicht von Dauer, sie zeigt sich noch schüchtern da und dort, ihre Herrschaft mußte sie jedoch der großen weißen Nelke abtreten, die, einem Federbüschchen ähnlich, das Knopfloch ziert. Sie ist dauerhaft und kräftig, diese wunderschöne Gabe der Gärtnerei, sie hält



in unerschütterlicher Pracht die Strapazen von Diner und Ball aus und paßt zu dem kräftig aufstrebenden Geschlecht, das die ewig müden fin-de-siècle-Naturen ablöst. Um das tiefe Gebrochensein eines abgewiesenen Liebhabers auszudrücken, fand ich einmal in einem französischen satirischen Roman die Bemerkung: er verließ das Zimmer „le coeur brisé", l'oeillet fané dans la boutonnière." Nach der Auffassung des Franzosen scheint die Nelke klüger geworden zu sein, als es noch Heine annahm, als er sang:

„Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz."

Wenn die Blätter der Nelke sich dunkel rändern, wenn sie nicht mehr frisch am bleichen Morgen im Knopfloch hängt, mag ihr Träger vor sich hinmurmeln:

Küsse und Blumen,
Freuden von gestern,
Traurige Schwestern!

Aber jung und froh, wie er sein soll, beginnt er mit dem Veilchensträußchen den neuen Tag.

Als Symbol einer andern Welt steht der weißen Nelke die rote gegenüber. Der Arbeiter trägt sie im Knopfloch der Bluse oder des Sonntagsrocks, sie soll seine Zugehörigkeit zur Partei ausdrücken, sie ist eine politische Blume. Aus England stammt die Sitte, die Blume in den Dienst der Politik zu stellen. Seit die Träger der roten und weißen Rose — die allerdings an ihren Harnischen kein Knopfloch fanden — gegeneinander kämpften in wilder Schlacht, haben oft Parteiführer eine Blume zum sichtbaren Symbol ihrer Ansicht gewählt. Bekannt ist die „Primrose League", der konservative englische Verein, den Lord Randolph Churchill in Erinnerung an Lord Beaconsfield stiftete. Dieser hatte seit früher Jugend gern eine Primel getragen, nun sollte die Blüte jene schmücken, die sich zu den Ansichten des berühmten Staatsmanns bekannten. Der deutsche Patriot wählte zum Andenken Kaiser Wilhelms die Kornblume, die neben den Kriegsorden das Knopfloch manches Veteranen zierte. In Oesterreich wurde sie als Feldzeichen der Deutschnationalen einigemal sogar von eifrigen Beamten bei festlichen Gelegenheiten verboten wie die schwarzrotgoldene Trikolore. Die Blumensprache der Politik ist anders als die der Liebenden, bei denen die Nelke glühendes Verlangen, die Kornblume stillduldende Treue auszudrücken hatte — wie ein Büchlein über Blumensprache aus empfindsamer Zeit berichtet.

Wir haben verschiedenartige Blumen im Knopfloch des eleganten Herrn und des Politikers gesehen, wir können uns originelle Leute, wie Chamberlain und Oskar Wilde, mit einer Orchidee auf dem Frack vorstellen und den übereleganten Brummel, der auf kurze Zeit die Marguerite salonfähig machte, wir finden jetzt die Blume im Knopfloch als Trägerin eines sozialen Gedankens. Auch sie muß, wie ein großer Teil unseres geselligen Lebens, in den Dienst der Wohltätigkeit treten. Es war ein schöner Gedanke, der vom nördlichen Europa ausging, Blumentage einzuführen, an denen jeder eine bestimmte Blume im Knopfloch trägt. Damen verkaufen sie auf der Straße zu billigem Preis dem vornehmen Herrn, dem Arbeiter, dem Jüngling, dem Greis. Hier verwischt sie die politischen Gegensätze, die sie bisher oft betonen sollte, hier tritt sie wirklich in den Alltag als freundlicher Gruß, als Erinnerung daran, daß jede Kreatur blühen und leben will.

## Unsere Bilder

Graf Leo Tolstoi (Abb. S. 1983) hat plötzlich und heimlich sein Gut Jasnaja Poljana und seine Familie verlassen, um den Rest seines glorreichen Lebens fern von der „intelligenten Welt" zu verbringen. Einige Tage blieb der greise Dichter verschollen, dann tauchte er in dem Schamardinsky-Frauenkloster im Gouvernement Kaluga wieder auf.

Der Gegenbesuch Kaiser Wilhelms beim Zaren (Abb. S. 1984). Kaiser Wilhelm hat den Besuch des Zaren in Potsdam sehr rasch erwidert. Der Kaiser traf am 11. November in Egelsbach, der Station für Wolfsgarten, ein und wurde auf dem Bahnhof vom Zaren, dem Großherzog von Hessen und dem Prinzen Heinrich von Preußen begrüßt.

Die Reise des Kronprinzen (Abb. S. 1985). Das Kronprinzenpaar hat auf der Reise nach Ceylon schon Aden hinter sich gelassen und nähert sich der Insel Ceylon, wo „Prinz Ludwig" am 20. November eintreffen soll. Den weiteren Verlauf der Kronprinzenreise können unsere Leser an der Hand unserer Uebersichtskarte verfolgen.

Die diesjährigen Austauschprofessoren der Berliner Universität (Abb. S. 1984) haben dieser Tage in Gegenwart des Kaiserpaares in der neuen Aula ihre Antrittsvorlesungen gehalten. Prof. Dr. Münsterberg von der Harvard-Universität sprach über „Deutsche Kultur im Ausland", Prof. C. A. Smith, der Inhaber der Roosevelt-Professur, über „Vier Seiten der amerikanischen Literatur".

Das erste weibliche Mitglied der Akademie Goncourt (Abb. S. 1986). Die Akademie Goncourt, jene exklusive und reichdotierte Vereinigung von zehn namhaften Schriftstellern, die die Brüder Goncourt als Gegengewicht gegen die Académie Française gegründet haben, hat zum erstenmal eine Frau in ihre Reihen aufgenommen. Es ist Judith Gautier, die Tochter Théophile Gautiers, der diese Ehrung zuteil wird.

Tilla Durieux als Jokaste (Abb. S. 1987). Max Reinhardt hat im Zirkus Schumann einige Aufführungen des „König Oedipus" von Sophokles veranstaltet, die das größte Interesse erregt haben. Frau Tilla Durieux gab die Rolle der unseligen Jokaste und machte aus ihr eine von einem eigenen Leben erfüllte Gestalt.

„Das Puppenmädel" (Abb. S. 1986) ist die neue Operette von Leo Fall, das heißt also eine neue Sensation für die Operettenbühne. Den Text des Werkes haben die Herren Leo Stein und A. M. Willner frei, sehr frei nach einem Lustspiel von de Flers und Caillavet verfaßt; die erste Aufführung fand im Wiener Carl-Theater statt. Die Berliner Soubrette Lisa Weise gab die kleine Provenzalin Yvette und Mizzi Zwerenz eine leidenschaftliche Spanierin.

Personalien (Abb. S. 1987). Bei dem letzten Revirement im Kabinett Asquith hat der Staatssekretär des Indischen Amtes Viscount Morley auf seinen bisherigen Posten verzichtet und dafür das Amt des Lordpräsidenten des Geheimen Rats übernommen. — Der Geh. Hofrat Max Martersteig, bisher Direktor des Stadttheaters in Köln, hat die neugeschaffene Stellung eines Intendanten der Vereinigten Leipziger Stadttheater angenommen. — Das Neue Königliche Operntheater in Berlin wurde für die nächste Sommersaison an den Direktor Heinrich Hagin verpachtet, der das Stadttheater in Graz leitete.

## Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Dr. Heisig, † in Gleiwitz am 13. November im Alter von 54 Jahren.

Stadtrat a. D. Hugo Hübner, † in Berlin am 14. November im Alter von 83 Jahren.

Gräfin Bertha v. Keyserlingk, Tante des Generalfeldmarschalls Grafen v. Haeseler, † in Wiesbaden am 14. November im Alter von 102 Jahren.

Major a. D. Viktor v. Wrochem, Vorstandsmitglied der Landwirtschaftskammer und Mitglied des Herrenhauses, † in Czerwentzütz (Kreis Ratibor) im Alter von 76 Jahren.

# Bilder vom Tage



Phot. C. O. Bulla.

**Graf Leo Tolstoi,**

der greise russische Dichter, der sich in die Einsamkeit zurückzog.



Phot. B. J. G.
**Professor Münsterberg.**

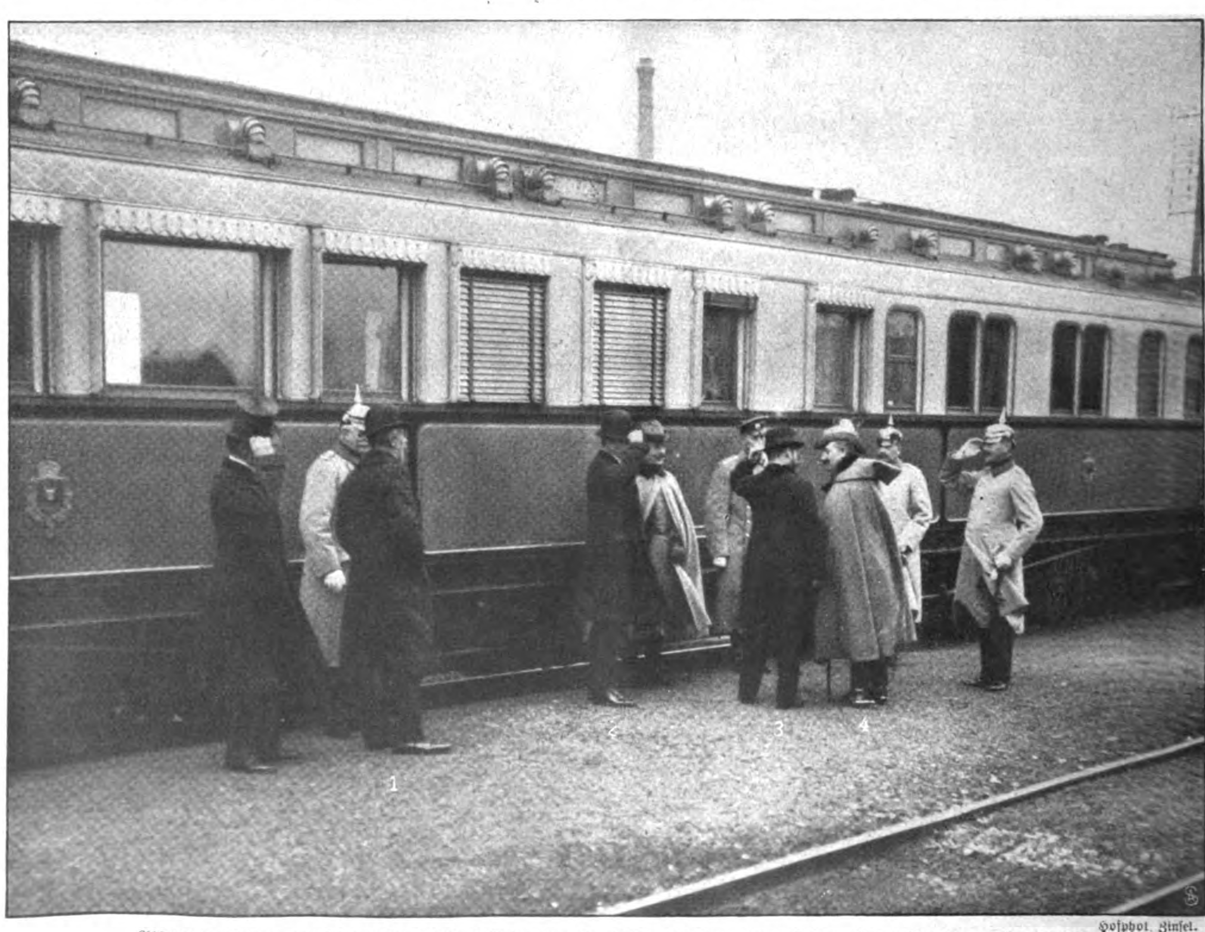


Illustr.-Photo.
**Das Kaiserpaar verläßt, geleitet von Rektor Rubner,** die Universität.



Phot. B. J. G.
**Professor Smith mit Gemahlin.**

Von den Antrittsvorlesungen der amerikanischen Austauschprofessoren an der Berliner Universität.



Hofphot. Zinsel.
Abfahrt des Kaisers von Station Egelsbach: 1. Prinz Heinrich. 2. Der Großherzog von Hessen. 3. Zar Nikolaus. 4. Der Kaiser.

**Vom Gegenbesuch Kaiser Wilhelms beim Zaren auf Schloß Wolfsgarten bei Darmstadt.**






**Uebersichtskarte zur Kronprinzenreise.**

Ankunft mit dem Lloyd-Dampfer „Prinz Ludwig“ in Colombo am 20. Nov., Rückreise der Kronprinzessin und Fortsetzung der Reise des Kronprinzen an Bord des Kreuzers „Gneisenau“ nach Bombay am 11. Dez. Mitte Februar Abfahrt von Kalkutta nach Singapore; nach kurzem Aufenthalt in Bangkok und Siam Ankunft in Batavia (Niederl.-Indien) am 7. März. Mitte März Abfahrt nach Hongkong, Kanton, Schanghai und Kiautschou, Ankunft in Peking am 10. April. Aufenthalt in Japan vom 25. April bis etwa 10. Mai, alsdann Rückreise nach Europa über Sibirien.



Das erste weibliche Mitglied der Akademie Goncourt:

**Judith Gautier,**
die bekannte französische Schriftstellerin.

Phot. Dormac.



Mizzi Zwerenz als „Spanierin“.



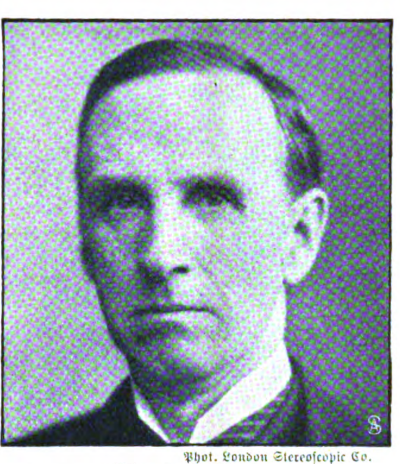
Lisa Weise als „Yvette“.

Phot. Gutmann.

Zum neusten Wiener Operettenerfolg: Aus Leo Falls „Puppenmädel“.



**Max Martersteig,**
der neue Intendant der Vereinigten Leipziger Stadttheater.



Phot. London Stereoscopic Co.

**Viscount Morley,**
der große englische Politiker und Gelehrte, legte sein Amt als Staatssekretär für Indien nieder.



Phot. Samson & Co.

**Heinrich Hagin,**
der neue Pächter des Neuen Kgl. Operntheaters in Berlin.

**Tilla Durieux als Königin Jokaste.**
Zur Aufführung von Sophokles' „König Oedipus" im Zirkus Schumann in Berlin. — Phot. Becker & Maas.

# Die Strandung der „Preußen".

Selbsterlebtes von Christoph Rave, Marinemaler, Hamburg. — Hierzu 1 Originalzeichnung und 4 Photos des Verfassers.

„Sind Sie wach?"

„Jawohl, Herr Kapitän", antwortete ich aus meiner Koje.

„Wir sind von einem englischen Passagierdampfer angerannt. Klüverbaum und Vorsteven sind gebrochen!"

„Herr Kapitän, Sie scherzen."

„Dafür ist die Sache zu ernst, Herr Rave", entgegnete der Kapitän, indem er durch den Salon wieder auf das Deck eilte.

Das war in der Nacht zum Sonntag, dem 8. November, auf dem deutschen Riesensegler „Preußen". —

„Gehen Sie nur mal nach vorn", meinte der Kapitän, als ich ungläubig nach Einzelheiten fragte. Ueber den Laufsteg gelangte ich von der Kommandobrücke nach vorn auf die Back. Der Anblick, der sich mir bot, ließ allerdings auf den ersten Blick erkennen, daß die Sache ernst war. Der mächtige Klüverbaum war gebrochen und ungefähr 30 Grad aus seiner Lage nach Backbord gedrängt. Unter der Back hörte ich das gleichmäßige Saugen und Stoßen der Pumpe; also im Vorpeak war schon Wasser.

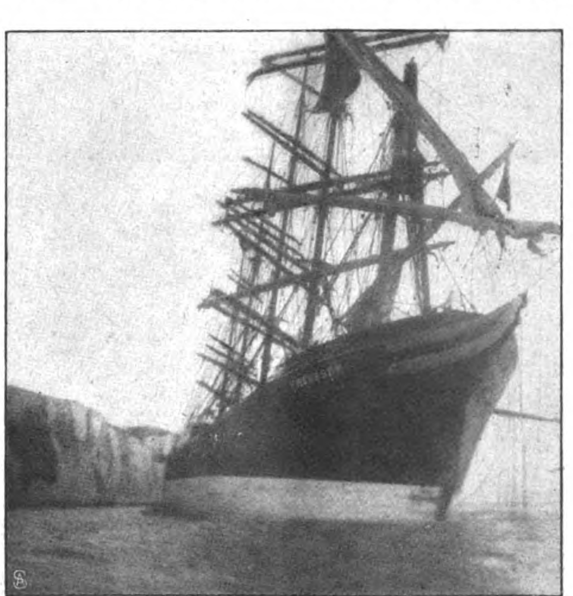
Doch es sollte noch viel — viel schlimmer kommen. —

Alle Müdigkeit war verflogen, an Schlaf wurde von niemand mehr gedacht. —

Der Kapitän hatte in der Nacht nach der Kollision den Engländer gebeten, uns einen Schlepper zu schicken. Nach und nach tauchten nun einige am Horizont auf, die mit großer Schnelligkeit näher kamen und bereitwillig ihre Hilfe anboten.

Vormittags wurde der Wind immer stärker, und die See ging höher und höher. Deshalb wurde bei Dungeneß ein günstiger Ankerplatz ausgesucht, um das Schiff bei dem immer stärker werdenden Sturm vor Gefahr zu schützen. —

Der Steuerbordanker donnerte in die Tiefe und saß auch bald, während der Backbordanker noch nicht Grund gefaßt hatte.



**Der deutsche Riesensegler „Preußen"**
auf den Kreidefelsen vor Dover.

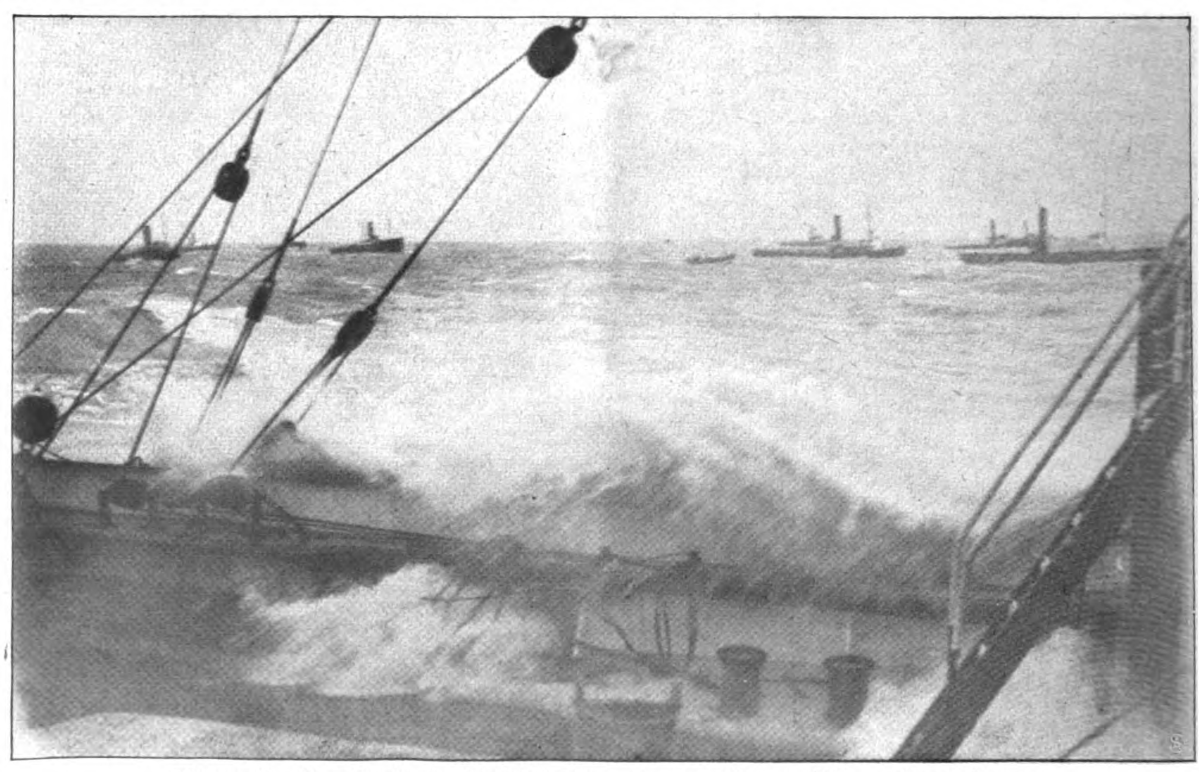
Der Sturm packte das Schiff immer fester und wilder. Schon dreht sich langsam der gewaltige Schiffskörper, ächzend an seiner Fessel zerrend. Starr und straff wie eine feste Masse steht die Kette — doch wie lange? fragen die Blicke, die sie prüfen; — noch sitzt der zweite Anker nicht fest. Es ruckt und knackt — dann — ein scharfer, harter Ton — ein Aufschlagen aufs Wasser — die Ankerkette ist gerissen.

Weiter rast der zweite Anker nieder. Er faßt Grund.

In dem donnernden Getöse wieder ein Ruck und Knacks — der zweite Anker ist verloren.

Die „Preußen" im Sturm in der Nähe der Küste ohne Anker; — das geht nicht gut, dachte ich im stillen. . . .

Mein Blick suchte den Kapitän — staunend sah ich den Mann an, der nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart verlor; denn schon steht er mit dem Sprachrohr in der



**Schwere See über Backbord. Im Hintergrund die vergeblich zur Hilfe geeilten Schlepper.**

Hand, und seine Stimme übertönt alles nach dem Schlepper hinüber. Gleich wieder erschallen Befehle laut über Deck. Ein Teil der Mannschaft eilt zu den Schleppleinen und Trossen, der andere ins Takelwerk. Der deutsche Schlepper „Albatros“ wird festgemacht, bald darauf ein zweiter. Ein Lotse wird an Bord genommen, um auf alle Fälle sicher zu gehen. Fahrtrichtung ist Dover.

Die Dämmerung tritt ein — der Hafen von Dover in Sicht — aber die See geht schwer gegen Schlepper und Schiff — ein dritter Schlepper war noch hinzugekommen. Der Wind hatte sich mehr und mehr bis zur Stärke 12 gesteigert. — Da reißt die eine Schlepptrosse. — Nun gibt es kein Halten mehr — langsam, unwiderstehlich drücken Sturm und See den stolzen Segler aus seiner Bahn, den Kreidefelsen zu.

Schrill tönen die Offiziersflöten, und Kommandos schallen über Deck. Die Matrosen entern in die Wanten auf und an die Brassen. Jeder weiß, was es jetzt gilt, und tut seine Pflicht. Es wird das letzte versucht, um den Segler von den gefährlichen Felsen abzubringen. — Doch auch das vergeblich. — Die Schlepper können sich nicht mehr halten, die Stahlleinen müssen geschlippt werden. — Nun ist die Katastrophe nicht mehr zu vermeiden. Von einer mächtigen Woge getragen, hebt sich das Schiff — dann ein fürchterlicher Ruck. — Wir sind gestrandet.

Mit unverminderter Kraft und Ruhe aber tönen dazwischen die Kommandos des Kapitäns, der, als vielleicht einzig sichtbares Zeichen der ungeheuren Nervenanspannung und inneren Erregung, den triefenden Südwester in der Hand hält und mit energischen Bewegungen die Mannschaft anfeuert, während das entblößte Haupt dem Unwetter preisgegeben ist.

Der Klüverbaum ist über Bord gegangen. Dadurch wurde der Vormast der Stützen beraubt und schwankte unheimlich bei jedem neuen Stoß. Es war nicht anders zu erwarten: bald mußte er brechen.

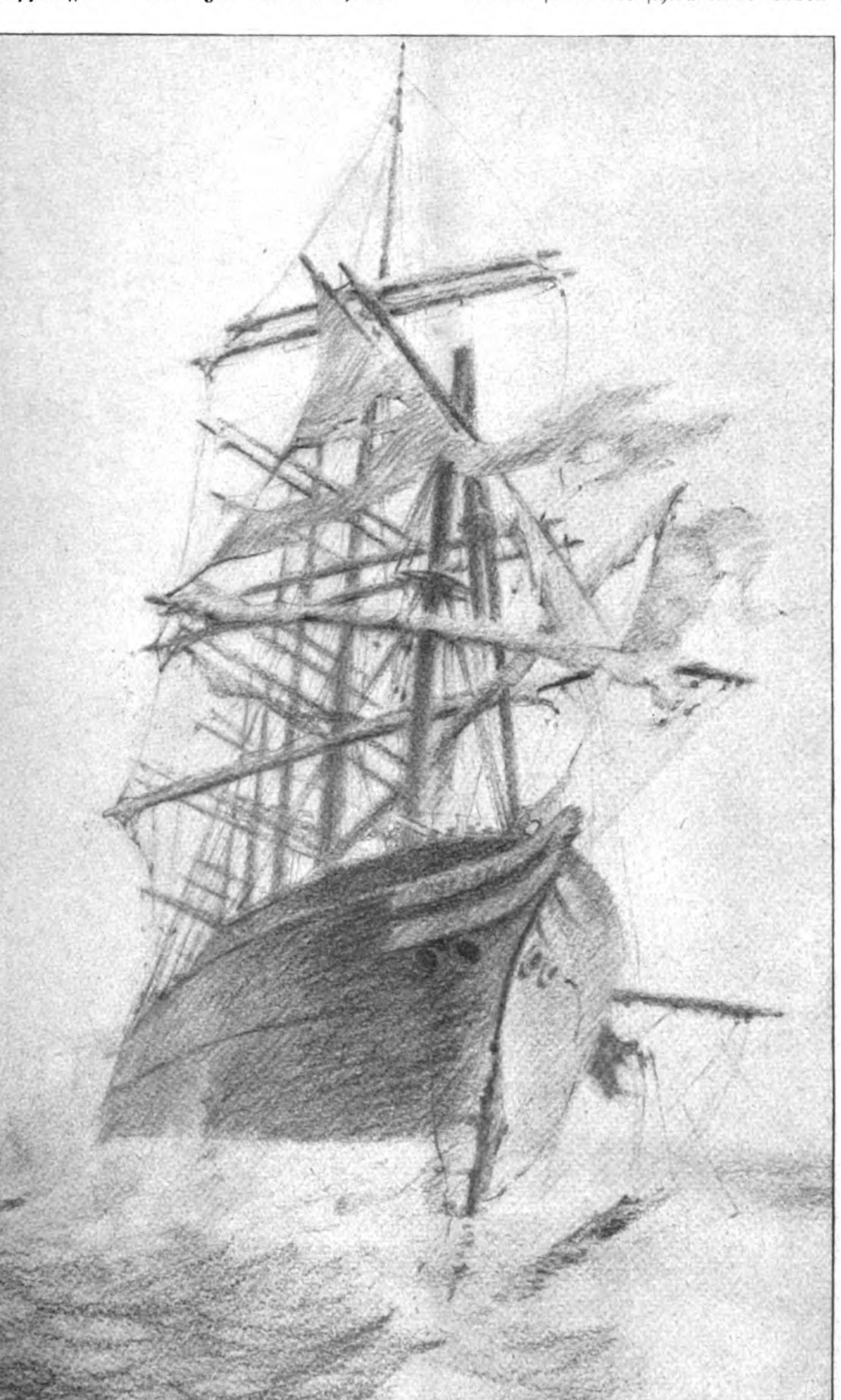
Würden die andern Masten dann auch fallen? —

„Alle Mann vorn op de Back“, dröhnte die Stimme des Kapitäns über Deck.

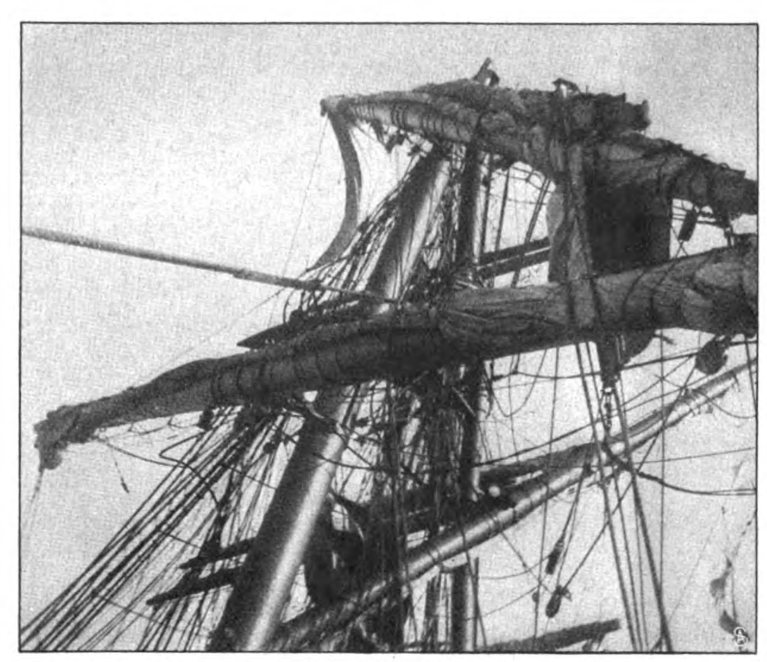
Dicht gedrängt war die Besatzung bald vorn auf dem Schiff versammelt; einstweilen dadurch vor der größten Gefahr geschützt. — Mit unverminderter Kraft tobte der Sturm fort, durch Rahen und Masten. Der riesige dunkle Leib wurde schwerfällig gehoben und immer aufs neue wieder auf den felsigen Boden geschleudert.

Wieder strebt der schwankende Boden in die Höhe, höher schweben wir noch als zuvor — nun geht es wieder in die Tiefe — ein mächtig schwerer, dumpfer Ruck — dann hoch über unsern Häuptern ein stahlharter, zerrender Klang, ein fürchterliches Krachen — und prasselnd wankt der riesige Mast nach — Backbord! Ein Blitzfeuerwerk von meterlangen Funken sprüht davon. — Erleichtert hebt sich aller Brust — vorn die Back ist frei von Gefahr! — „Zum Schwimmgürtelholen Freiwillige vor!“ Sofort melden sich mehr als nötig, um mit dem Kapitän und Offizier den gefahrvollen, von Tauen und Trümmern versperrten Weg über Deck unter schwankenden Masten anzutreten. Trotz Oelzeug fast ganz durchnäßt, mache auch ich mich auf den Weg, um wenigstens Zigarren und Tabak zu holen.

Jetzt kommen auch die Schwimmgürtel und werden verteilt, zuerst an Nichtschwimmer und Schiffsjungen. Nach kommen mehr, so daß bald jeder einen Schwimmgürtel und dem andern seinen umlegen hilft. Bei alledem wütet das Wasser gegen die Schiffswände, das Schiff stampft weiter auf den harten Grund, und der Wind tobt wild gegen Rahen und Masten. — Die Mannschaft erhält nun Order, sich unter der geschütz-



**Die gestrandete „Preußen“.**
Originalzeichnung von Marinemaler Rave.



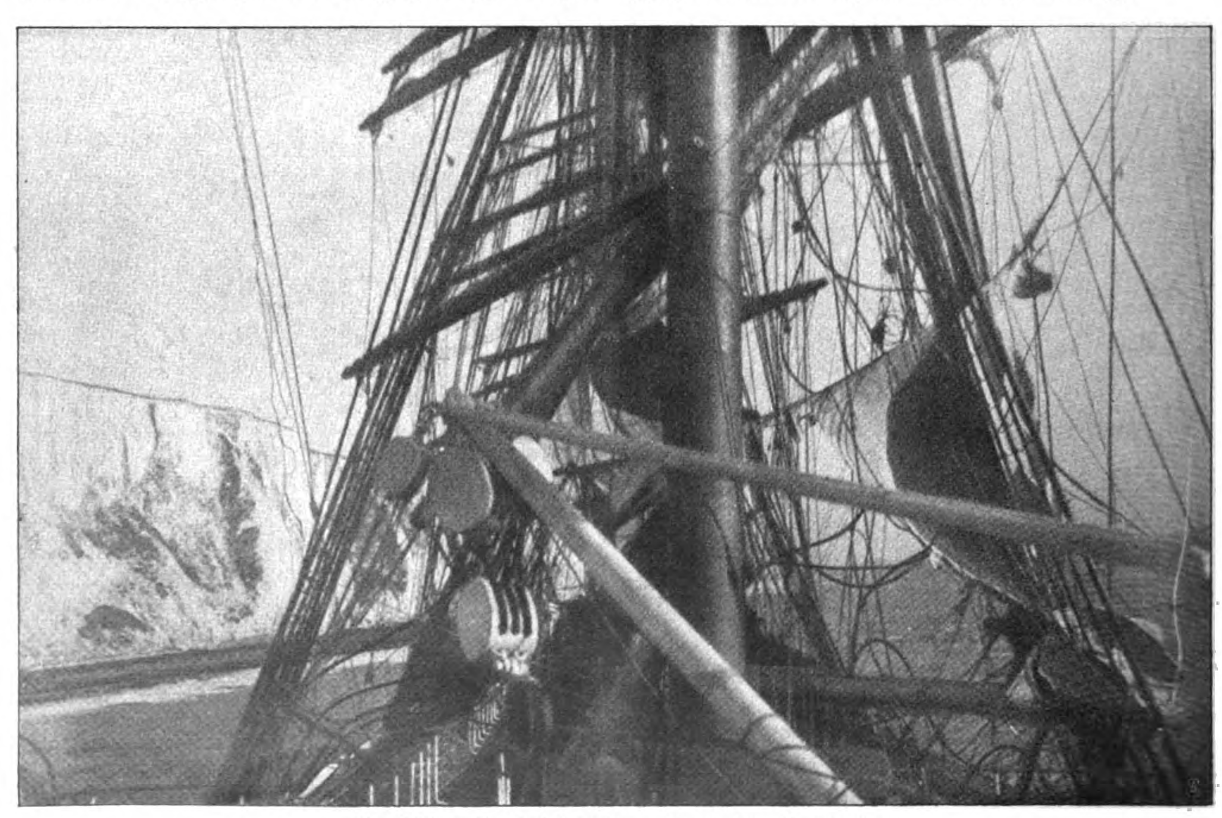
Der gebrochene Vormast der „Preußen".

stampfend, außerhalb warteten. Alles Mühen der Dampfer, dicht heranzukommen, war vergeblich. Kurz entschlossen, rief der Kapitän nach Bluelights, und schnell reichte ich das Verlangte aus meiner Oeljacke heraus. Da alle Hände gebraucht wurden, hatte ich diese Dienstleistung übernommen. Mit dem Bluelight (eine Art bengalischem Feuer) wurde die Rakete entzündet, zischend sauste sie seitwärts in die Höhe, eine zweite flog kerzengerade hoch, den Lichtschein weit verbreitend. Gleich darauf Antwort von der Hafenstation. Zwei Scheinwerfer beleuchten die brandende See, das Schiff und die Kreidefelsen; — ein schaurig schöner Anblick. Ein Schlepper kommt, setzt ein Rettungsboot aus, das unermüdlich hart mit den Wasserbergen kämpft und näher und näher kommt. Durch Rufe und Licht gibt der Kapitän die Richtung. Der Erste Offizier hält eine lange, starke Leine zum Ueberwerfen bereit. — „Stopp! Look out!" Doch sie rudern weiter ums Heck herum, um dichter heranzukommen, in der Meinung, daß die Mannschaft das Schiff verlassen wolle. Der Kapitän und Erste Offizier stürzen hin und klären sie auf, daß wir nur eine Leine nach dem Schleppdampfer haben wollten. Zurück geht's — im weiten Bogen fliegt die Leine und wird von den tapferen Leuten im „Lifeboat" gefaßt und durch Sturm und Wogendrang nach dem Schlepper gebracht. Damit wird hurtig eine Schlepptrosse eingeholt,' und der Schlepper zieht mit Volldampf vom Land ab. Schon scheint unser Schiff

ten Back aufzuhalten, während ich zurück in den Salon gehe. — Schrill durch Sturmgeheul ertönen die Kommandoflöten, und die Mannschaft eilt herbei. — „Rahen brassen! Seils setten!" Wie die Katzen geht's hinauf in die Wanten und an die Rahen. Der Kapitän eilt auf das Achterdeck, sein Sprachrohr war von einer Sturzsee breitgeschlagen, aber schon hat er den Trichter von meinem Grammophon am Mund und ruft mit mächtiger Stimme die Schlepper heran, die die ganze Nacht, in Wogen

sich zu bewegen — da tönt der Ruf „Slip em! Slip em." Die Schlepptrosse muß wieder losgeworfen werden, da der Schlepper abgetrieben, in die Gefahr des Kenterns kommt. Zweimal noch wurde der Versuch erneuert, die „Preußen" durch Segel und Schlepper abzubringen; die immer mehr eintretende Ebbe machte es schließlich unmöglich.

Ergreifend wirkten die aus dem Innersten kommenden schlichten Worte des Kapitäns: „Mein schönes Schiff!"



Ein Blick in die Takelage der gestrandeten „Preußen".



# Die schöne Melusine.

Roman von

## Viktor v. Kohlenegg.

1. Fortsetzung.

Oskar griff wieder zu den Fliegenden. Er war schließlich nicht zum Rätselraten zu Amelong gekommen. Und wer wußte, welch schmerzliche Last auf dieser Seele drückte! Holla, mein Sohn und Bürger, sei diskret und kümmere dich um Schlittgen und Oberländer.

Oskar seufzte. Die Lampe zuckte. Mein Gott, dachte er, wie lange sollte er noch sitzen und warten?

Aber da erhoben sich unvermutet die Stimmen nebenan zu einem kleinen Lärm, er drang näher, wurde zum Gepolter, und die Tür ging auf.

„Ah, mein lieber Doktor Demuth ..."

„Ich kam später." Und Oskar, der sich halb aufgerichtet hatte, wies mit dem Kopf nach der Dame hin.

Oskar sah wieder mit eigentümlichem Ernst diese reinen Linien, die ihn unversehens von neuem ergriffen. Es war jetzt ein Ausdruck der Spannung, sensiblen Aufhorchens, Fragens in dem Gesicht und nur nebenbei der natürliche Einschlag der sich selbst genießenden Eitelkeit der schönen Frau.

Sie erhob sich rasch und schritt auf den Geheimrat zu. Und jetzt hörte Oskar Demuth zum erstenmal ihre klare, dunkel gefärbte Stimme.

Amelong hielt ihre Hand, streichelte sie und sah auf den Doktor.

„Dieser Herr hatte sich nämlich zu sieben Uhr angemeldet, Fräulein Donat", sagte der große, hagere Geheimrat mit dem langen, weißen Darwinsbart, unter dem mehrere Pincenez klapperten.

„Ich bitte." Die Dame sah den Doktor ein wenig streng mit ihren schönen Augen an; ihr Blick wurde dabei flüchtig starr. Und da passierte das Übliche ... sie schienen beide plötzlich, gänzlich unvermittelt, diesen Blick zu wollen, als suchte damit eines dem andern sich näher zu bringen oder im verborgenen angenehm und reizvoll zu machen ... ein, zwei Sekunden lang....

„Ich habe Zeit, gnädiges Fräulein."

Die Dame neigte gemessen das dunkle Haupt.

„Nett von Ihnen, Oskar. Kommen Sie, Fräulein Donat! Doktor Demuth — Fräulein Melusine Donat — ich habe Ihnen beiden schon voneinander erzählt — tja — ja."

Oskar verbeugte sich, und Fräulein Donat betrat vor dem Geheimrat das Kabinett.

Nun war es wieder still. Die Uhr tickte. Und drüben ertönte die Stimme Amelongs und manchmal eine ernste Frauenstimme.

Oskar lehnte sich tief zurück und kreuzte die Beine. Aber bald sah er sich um, als wäre noch etwas da, oder als hätte der gleichgültige, ihm seit Kindheitstagen vertraute Raum ein neues Interesse für ihn gewonnen. Es war erst eine mehr gedankenlose Bewegung. Aber dann roch er wieder den ganz feinen Irisduft, der zurückgeblieben war. Und drüben, fern war ihre Stimme, ihr raschelndes Kleid, das vielleicht von ihr abfiel ... Melusine. Verrückt. Nein, wundervoll. Melusine Donat ... ja, Amelong hatte ihnen ein paarmal erzählt, ihr Vater war, wenn er sich recht entsann, Inhaber eines Konservatoriums in der Friedrichstraße ... früher gefeierter Pianist ...; sie selbst ... richtig ... hatte Sängerin werden wollen oder lernte jetzt um ... Melusine. Es störte ihn, als käme plötzlich ein falscher Schimmer in ihren Zauber, als glitte sie von einer Höhe herab, als zeigte ihre Erlesenheit matte Stellen. Bühne.... Er lächelte.

Es tat ihm für einen Moment förmlich weh. Es war wie eine Enttäuschung. Was aber hätte sie wohl anderes sein sollen?

Nebenan waren die Stimmen. Oskar schloß für eine Sekunde die Augen.

* * *

Eine Viertelstunde später glitt das schöne Geschöpf, fast lautlos und befangen, unter den Blicken der beiden Männer hinaus.

„Hereinspaziert, lieber Doktor. Es hat nicht lange gedauert. Jetzt kommt unsere Konferenz."

Oskar war nun eine Weile lang zerstreut. Jener Duft war noch stärker und wärmer hier, als wäre er nicht nur aus ihren Kleidern gewichen....

„Dieses Fräulein Donat ist sehr hübsch", sagte Oskar unwillkürlich und nahm Platz; er sagte es gleichgültig wie als Überleitung zu Ernsterem.

Der Geheimrat lachte in seinen Bart und ging mit schlenkernden Bewegungen, in der Art sehr hagerer großer Leute, umher. „Glaub ich, glaub ich!" brummte der alte Herr.

„Krank?"

„Hm — hm —" Amelong wiegte den Kopf. „Nichts von Belang. Wie? Na, weil wir's sind, Oskar. Hypochondrie. Sie ist unzufrieden, verbrennt in sich nach Zielen, Entladung. Stiche im Herzen."

„Nervös?"

„Hm — hm —. Ihre Augen — was? — Geistern manchmal 'n bißken groß, hilflos, suchend; leidenschaftlich nach sich selbst da draußen suchend. Und da hatte ihr ein törichtes Weibsbild von Basedow erzählt. — B a s e d o w — —" der alte Herr lachte wieder herzlich, schütternd vor sich hin, daß sich die langen Barthaare an seiner Oberlippe sträubten. „Sie ist kerngesund."

„Ja", sagte Oskar Demut leise und sah sich um.

„Weiber! — Erfolg, ein Triumph ihrer selbst. Ach papperlapapp. Liebe! — Oder ist ein Mann allein für sie zu wenig? Sie würde sich und ihn am Ende

verbrennen. — Holla, lieber Doktor, nun zu uns. Wir wollten konspirieren. Sprechen wir von Ihrem alten Herrn."

Oskar nahm eine kleine Zigarre und zündete sie umständlich an.

Das Gespräch wurde ernst und sachlich.

„Ich bin nicht zufrieden, Oskar. Nee, gar nicht. Dabei hängt er am Leben, der alte Isegrim, schon weil er an seiner Arbeit hängt. Aber er ist nicht aus seinem Gleise zu bringen. Diät — ja — keine Aufregung — ja, alles, was mit Selbstbeherrschung zusammenhängt, dafür ist er zu haben. Aber Sichhinlegen, Faulsein, Kommodität — ist nicht. Er hält sich für unabkömmlich. Nur eine graduelle Änderung also. Schön, Doktor. Es ist etwas. Und er kennt seinen Körper am Ende noch länger als ich. Wir Ärzte wissen nichts, Oskar. Verdeibelt wenig. Aber eins habe ich doch noch erreicht mit Versprechen und Handschlag."

„Keine Ahnung."

„Er will in der Mittagsonne eine oder zwei Stunden lang im Tiergarten ausfahren. Triumph. Wie ich den alten Herrn kenne, rollt sich jetzt eine Kardinalfrage auf: Droschke, gemieteter Landauer oder eigener Wagen."

„Eigener? —"

„Er wird es kalkulieren. Wird ein Aktenstück: ‚Interna, spezialiter Wagenkonto', anlegen, wird sich Prospekte schicken lassen und mit Rot- und Grünstift hantieren. Emmi wird für den eigenen Wagen sein."

„Ja, Emmi. Schon, weil Sponholzens einen haben. Ich denke, er wird mieten. Es beweist aber, daß er sich wirklich schlecht fühlt, daß er an sich denkt und müde ist. Schlimm, Herr Geheimrat."

„Ich habe Vertrauen zu seiner Zähigkeit", sagte Amelong und strich seinen Bart. „Wenn wir die verdammte Schilddrüse rausnehmen könnten. Geht nicht. Herz — hm. Und die übliche kleine Verkalkung. Doktor, der Mensch, wenn er alt wird, ist eklig. Was soll er noch? Man sollte ihn von Staats wegen aufhängen."

„Um Sie wär's doch schade, Herr Geheimrat."

Der sah ihn groß an mit seinem beweglichen faltigen Gesicht, in dem fortgesetzt der Ernst mit der Zerstreutheit und mit dem Humor wechselte. „Um mich?! Wozu bin ich denn da? Kann ich helfen? Einen Schnupfen kann ich kurieren und einen Finger abschneiden. Das ist alles. Und man hält mich für einen lustigen, guten, alten Knaben. Aber wenn es reißt und sticht, daß ich Morphium schlucke wie ein Exzessist, daß ich kein Glied grade kriege — lohnt sich das? Aufhängen sag ich, je eher, je besser." Das Pincenez fiel von der Nase und versank in den Bart. „Also, alles in allem, Doktor: ein Fortschritt. Ich rechne mit seiner kapitalen Natur. Keine Gefahr. Keine Angst."

„Ich weiß nicht, Herr Geheimrat."

„Ich auch nicht. Wir müssen Fatalisten sein, von einem gewissen Punkt an. Mehr ist nicht zu sagen. Es ist klar."

Geheimrat Amelong paffte eine Weile in seiner zerstreuten Art, die merkwürdig von seiner sonstigen Lebhaftigkeit abstach. „Und wie geht's Ihnen? Ich habe Sie deshalb so spät bestellt.... Muß uns die kleine Donat dazwischen kommen — Melusine. Aber schließlich hatten Sie was fürs Auge. Staat, was? Wundervoll. Ich schätze sie auf sechs-, siebenundzwanzig! Ihre Mutter war eine Kraatz, Kattunkraatz, Lindenstraße. Ich war Arzt im Haus. Jetzt Pleite. Die Ehe war unmöglich; die Frau war höllisch eifersüchtig, er ganz im Gegenteil; und dazu Kattun, Lindenstraße; die Kraatzens hatten von Anfang an von Mesalliance gesprochen."

„Und nun?" fragte der Doktor lächelnd und wechselte behaglich die Beinstellung.

Der Geheimrat sah ihn groß an, als erwache er durch diese Interessenahme aus seiner raschen Redelaune. „Was, und —? Sie wurden natürlich geschieden. Feste. Melusine hielt zum Vater, haßte alles Kraatzische. Schon ihr Name war ein Widerspruch, ein Schlag gegen die Sippe, er hängt wohl mit musikalischen Plänen des Alten zusammen oder mit einer Resignation. Er liebte solche Ungewöhnlichkeiten, ganz besonders, wenn er Kraatzens damit ärgern konnte....! Die Mutter starb bald. Tja, Schicksale, Lebenspiele! Was man so erlebt. Bfff —. Nich zu sagen. Na, und was machen Sie? Gestern ging alles in Flusch und Eile."

Oskar antwortete nicht gleich. Er verfolgte träumerisch mit dem Blick eine Rauchwolke. Die Worte Amelongs klangen in ihm nach. Er hätte eigentlich noch mehr erfahren mögen; noch mehr von diesem aufregenden Mädchen mit dem Elfenbeinteint und den zärtlich-herrischen Augen, von ihrem Leben. Dann dachte er an den besonderen Zweck seines Besuches, und das gab ihm einen gelinden Ruck. Ja, der Vater! Von ihm selbst erfuhr man kein Wort. Da mußte man Schleichwege gehen. Amelong beobachtete das ruhige Tun, die ganze gemessene, korrekte Art des jungen Freundes. Sie gefiel ihm. Alles Ruhige gefiel dem Alten.

„Frisch?"

„Es geht."

„Sie sollten reiten."

„Man wird bequem. Und Sie kennen Vater."

„Hören Sie, Oskar, ich machte gestern eine Andeutung, einen Tippan, sich zurückzuziehen. Sie hätten ihn sehen sollen. Hohn und Ironie und ein züngelndes Mißtrauen, als spielten wir zwei beide Konterbande."

„Kenn ich. Ah ja!... Aber es kommt jetzt wohl auch so. Es kommt!"

„Heiraten."

„Hm."

„So 'ne Sache. Wie? Können Sie Ihre Tante Jüly nicht noch 'n bißken schröpfen? Sie erben doch mal...."

„Die gute Tante Jüly."

„Hören Sie, Oskar, man kann mit ihr reden, von was man will, immer hat sie Aktien, und alle mit siebzehn Prozent."

Oskar lachte. „Ja, sie spricht gern davon. So gut sie ist, so sehr rechnet sie. Nun, ich kann nicht klagen. Sie gewinnt Vertrauen zu meinen Taten."

„Putzige kleine Dame. Nüchtern wie'n Wachtmeister und ohne Empfindlichkeit. Aber 'n bißken Kolonie steckt doch drin, immer reputierlich, in Seide; mit Brasseletten, immer in Haltung, auch wenn sie einem eins aufs Maul gibt. Ich habe 'ne Liebe für sie."



„Ich auch. Eigentlich auch Vater, was enorm viel bedeutet. Sie fürchtet sich vor nichts, sagt ihm ihre Meinung ruhig und laut, wie mir und allen. Sie ist komisch und doch auch echt. Ein ganzer Mensch."

Immer noch war der feine, süße Hauch um sie her, selbst durch den Zigarrenrauch und schwachen Karbolgeruch hindurch, der stets hier vorherrschte. Vielleicht aber war es nur eine Erinnerung, zart wie ein Wunsch.

„Ja, Herr Geheimrat, so bestünde denn also vorderhand keine direkte Gefahr Vaters wegen. Das ist mir sehr lieb. Sie müssen ihn natürlich in der Hand behalten. Gerade auch deshalb können wir beruhigt sein. Darf ich Ihnen Emmi noch mal schicken? Sie wird von selbst kommen und die Wahrheit an der Quelle schöpfen wollen. Natürlich sorgt auch sie sich. — Ja, das war eine lange Konferenz. Hoffentlich ist sie sobald nicht wieder nötig... So herzlich gern ich bei Ihnen antrete." Oskar sah zu Boden. Er zog die Brauen zusammen.... „Sagen Sie, dieses — dieses Fräulein Donat will zur Bühne — oder ist dabei? Ich erinnere mich, Sie plauderten mal bei uns davon, erwähnten den Namen."

„Sie will schon. Je eher, je lieber und am liebsten gleich bei L'Arronge oder Burgtheater. Natürlich seriös — — höchst seriös... Oskar, mein Sohn!"

„Ich zweifelte keine Sekunde daran", sagte Oskar Demuth und zog die Lippen schmal.

Der Alte warf einen scharfen Blick auf den andern.

„Man hat ihr die Singstimme verdorben, sagt sie. Bekannte ihres Vaters. Nun studiert sie bei Dohrn am Karlsbad. Aber sie ist nicht recht froh dort. Sie preßten die Seele in alte Schläuche und Salonstücke."

„Es wäre schade", sagte Doktor Demuth gleichgültig.

Geheimrat Amelong hielt dem Doktor die dünne, feine Hand hin, gerade und hölzern, wie es seine Art war, dabei hatte er schon wieder den abwesenden Schimmer in den Augen. „Adieu, lieber Freund. Hat mich gefreut. Können immer mal mit rankommen. Wiedersehen!"

Oskar ging zur Tür.

„He, Oskar."

„Ja?"

Der Geheimrat stand gerade und hager und nachdenklich in der Stube und griff rasch in die Rocktasche.

„Fräulein Donat hat mir da was hiergelassen. Sie haben da in nächster Woche bei Dohrn eine Probe oder so was vor geladenen Gästen. Sie will sich mal präsentieren, auch oder gerade vor Leuten, die sie kennen: sie ist nämlich ängstlich und scheu, nicht zu glauben, was? Sie hat eben wohl auch Pläne in petto, wenn auch nicht gerade L'Arronge.... Vielleicht gehen Sie mit Ihrem Freund Meinhard mal hin. Damit es benutzt wird und von kunst- und sachverständigen Leuten aufgefaßt und beurteilt. Ich gehe doch nicht, keine Zeit und auch — na ja. Fräulein Donat aber freut sich vielleicht. Hm —." Der Alte brach ab, als überlege er plötzlich.

„Danke sehr. Aber ich m u ß doch nicht etwa? Es könnte anderes vorliegen, Pardon." Doktor Demuth lächelte.

„Müssen nicht", sagte Amelong und lachte. „Na! Behalten Sie die Karte. Leben ist Schicksal." Und er lachte wieder, brummte und drehte sich rasch und zerstreut um und ging zu seinem Schreibtisch zurück.

Oskar stieg langsam die behäbige Rundtreppe hinab, die mit hellem, gestirntem Wachstuch belegt war, und auf dem zum Schutz noch ein alter schmutziger Leinenläufer lag. An der Treppenwendung brannte auf einem Säulenschaft in einer matten Glasschale ein offenes, wehendes Gasflämmchen; diese Beleuchtung wiederholte sich am Fuße der Treppe. Oskar öffnete die alte Glastür, die die Treppe vom Hausflur trennte. Dann trat er in den Abend hinaus.

Er fühlte sich wegen des Vaters leichter, befreiter. Er dachte nun auch nicht mehr an die Karten, die er eben vom alten Amelong bekommen hatte. Sie ruhten in seiner Brieftasche. Nur bevor er sie einsteckte, hatte er, unwillkürlich in einer süßen Wallung, daran denken müssen, daß sie selbst sie in den warmen Händen oder im Kleid getragen hatte....

Sollte er sich zu Fuß zu Meinhard nach der Schellingstraße aufmachen? Die Luft war frisch und wohltuend.

Er schritt am Wasser zur Gertraudtenstraße vor. Die Lichter schimmerten und zitterten unter der Brücke auf dem dunkeln Wasserspiegel. Aber plötzlich nach einer Weile des Gehens sah er doch wieder das mattfarbene Gesicht mit den glänzenden Augensternen vor sich. Und einmal sprach er, es lag gewiß nur an dem fremdartigen, schmeichlerischen Klang, der ihn lockte, den Namen vor sich hin. Melusine....

* * *

Als Doktor Demuth acht Tage später wieder bei Professor Meinhard in der einsamen Schellingstraße eintrat, hatte der Philosoph den Zweck von Oskars heutigem Kommen völlig vergessen. Meinhard, vornehm, dunkel, mit schmal geschnittenem Vollbart, hatte die Schreibbrille statt des Kneifers auf der Nase, was seinem ernsten Gesicht einen noch strengeren, gesammelteren Ausdruck verlieh.

„Nun, Demuth?" fragte Meinhard in seiner überlegenen, gern spaßenden Art. „Woher, wohin, mein Sohn?" Er ließ den Blick wieder nachdenklich und unter einer letzten energischen Zusammenfassung seiner Gedanken über seine Schreibblätter gleiten und erhob sich, noch sichtbar mit dem ersten natürlichen Unbehagen über diese Störung behaftet.

„Verzeih, wenn ich dich störte."

„Bitte sehr. Nimm Platz oder lege ab. Du mußt mich noch einen Augenblick entschuldigen. Ich habe da noch eine Kleinigkeit für meine Vorlesung zu notieren."

„Tu das bitte gleich. Ich warte natürlich."

„Schön." Professor Meinhard schob die Brille ab und rieb sich bedächtig das Lid; die Augen waren ohne die Gläser glanzlos, hilflos. „Schön, mein Sohn. Du hast es gut, Demuth. Immer freier Herr; schüttelst das Joch der Arbeit ab, wann du willst."

„Mit Maßen."

„Trotzdem." Der Philosoph reckte sich. „Ich hatte heute drei Konferenzen. Zwei Vorlesungen. Habe ein Dutzend Briefe geschrieben. Eine Korrektur gelesen. Vornotizen für einen Vortrag über den guten Meister



Eckhart — erstaunlich bei Eckhart, Demuth! Wieder erstaunlich und beunruhigend der spekulative Kern in seiner Mystik. Und dazwischen Besuch; ein trockener Schleicher von Kollege, der mir sein erbittertes Herz ausschüttete — schrecklich."

Meinhard sprach mit Bedacht. Er sprach gern und ein wenig übertreibend von seinem Beschäftigtsein und seinen Pflichten, aber nicht eigentlich von seiner Gedankenarbeit, da verschloß er sich. Er war in dieser Hinsicht etwas hochmütig, vielleicht überhaupt eitel, soweit man bei seiner geistigen und seiner ästhetischen Überlegenheit und Besonderheit solche feinste Wesensunterschiede aufspüren konnte.

Oskar nahm im Halblicht auf dem Sofa Platz. Meinhard setzte sich wieder an den Schreibtisch und begann nach kurzem Nachdenken von neuem rasch zu schreiben und dazwischen bedächtig in einem dicken Band zu blättern.

Oskar Demuth fühlte sich in der Tat nicht sehr behaglich. Er hatte Zigarre und Zigarette abgelehnt. Es war mäuschenstill, kaum daß Meinhards Haushälterin mal über den Korridor schlich. Kein Wagen unten, keine Kinderstimme. Die richtige Geheimratstraße. Da konnten auch Oskars Gedanken ungehindert sich regen und mit großer Klarheit den Moment umkreisen.

Er hatte damals Freund Meinhard flüchtig davon erzählt, von seiner Begegnung und von Amelongs Liberalität hinsichtlich der zwei Karten. Ein wenig spaßhaft, wie von einem feinen, hübschen, harmlosen Abenteuer berichtend. Aber doch respektvoll und mit einem halb genierten, halb ernsten Blick, so daß Meinhard, der aus seiner gewöhnlichen Stille heraus außerordentlich scharf beobachtete, ein väterliches „Hm — hm, sieh da, Oskar!" hatte verlauten lassen. Denn der Philosoph konnte, wenn er wollte, sehr menschlich temperamentvoll und fast kindlich genußfreudig sein, besonders, wenn eine schöne Frau im Spiel stand; er war allerdings höchst wählerisch und sehr apart in seinem Geschmack. „Sieh, sieh, mein Sohn!"

„Du wirst selbst sehen, mein Lieber."

„Schön. Am Ende lohnt es sich."

Dieser kleine, nichtige Diskurs hatte doch einen Stachel in Oskars Empfinden zurückgelassen. Schon das Mißtrauen des andern, das sich sofort in die übliche Männerneugierde umgesetzt hatte, war störend.

Vor allem aber schien ihm hinterher, daß er sich selbst im Ton vergriffen haben möchte.

In diesen Augenblicken aber, in seiner dämmrigen Sofaecke erschien ihm alles überspannt: seine gelegentliche Erinnerung und Erwartung in diesen Tagen, in die sich sogar eine kleine Ungeduld gemischt hatte, sein Einbeziehen Meinhards und vor allem dieses Hiersitzen und Warten! Er hätte zum mindesten früher — sofort damit herauskommen sollen!

Alles kam ihm abenteuerlich vor, einer ernsten Miene nicht würdig, primanerhaft, kindisch, lächerlich. War das melancholische Licht an dieser Depression schuld, die Tausende von Büchern an den Wänden, die abgeschlossene Luft, die mit geistiger Spannung geladen schien, und die das unbekümmerte Leben da draußen, das leichte, lächelnde, lachende, bunte, süße Leben, das wie eine schöne und geschmückte Frau vor der Tür stand, abwies? Möglich; sogar wahrscheinlich! Oskar bewegte sich und hätte, ein wenig nervös, aufstehen mögen.

Professor Meinhard räusperte sich, halb unbewußt die Störung empfangend. Dann meinte er bedächtig: „Du langweilst dich, Guter." Oskar schwieg. Der andere schrieb. „Noch einen Augenblick. Ich muß mich mit meinem Unsinn doch auf dem laufenden halten.... Schließlich ist es egal, hm —. Sie merken gar nicht, was gut oder schlecht ist. — Ich machte heute ein paar ausgezeichnete Bemerkungen — verpufft; sie gingen über die geschorenen Köpfe hin; ich habe sie selbst wieder aus dem Zusammenhang verloren."

Oskar hörte und hörte nicht. Wie warm es war. Es war übrigens durchaus nicht nötig, daß sie hingingen! Er hatte die Einladung selbst dem Zufall und der Laune der Stunde anheimgegeben und den Blick davon abgewendet. Man vergaß es einfach wie der Philosoph da drüben und sagte dann: ach richtig.... Donnerwetter... eigentlich schade; na, vielleicht ein andermal —!

Oskar wurde noch ärgerlicher über diese Gedanken, deren Geschäftigkeit in gar keinem Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit stand. Aber mit einem Mal, genau so wie vor acht Tagen auf dem Wege von Amelong, sah er wieder das schmale, ovale Gesicht mit der blassen, dunklen Haut und den noch dunkleren, rätselnden Augen vor sich, sah die Hände, die stolze, lässige Gestalt und Haltung; und er wurde still und ernst.

„Ah ja. — — So, mein Sohn. Fertig." Meinhard wischte die Feder aus, nahm vorsichtig die Brille ab, setzte den blitzenden, randlosen Kneifer auf und blickte nach der Sofaecke.

„Schläfst du?"

„Nein."

„Es ist etwas warm hier. In der Schellingstraße gibt es noch gute alte Kachelöfen. Sieh dir das graue Ungetüm an. — Es ist gut und nett, daß du mich wegholst, Demuth." Meinhard klappte den Band zu und schob ihn hinter sich in ein Regal; sein Manuskript versenkte er in einen Pappkarton. Alles, was er tat, geschah mit peinlicher Akkuratesse. Er stand auf und rieb sich die blassen Hände.

„Nun, Alter? Was nun? Wohin Programm — Programm! Hast du kein Programm, Elender —?" Meinhard tauchte unter dem Druck der Arbeit hervor, belebt und erfrischt von dem Wechsel. „Wollen wir uns in den Strudel stürzen? Wollen wir Trikotbeine sehen und Schampus trinken, Demuth, du Schlemmer? Ich sage dir, in einem so gut geformten Bein steckt mehr Leben als in zehn Bänden Philosophie. Und Leben, Leben ist doch die Hauptsache. Alles andere ist nur kümmerliche Form und Surrogat. Du hörst, ich bin bereit."

Oskar Demuth war ebenfalls aufgestanden. Er sagte nun um einen Ton befreiter und seiner selbst sicherer: „Ich muß dich leider enttäuschen, Meinhard. Die Dinge liegen solider. Ich hatte unserm alten Ame-



long so halb zugesagt, ihn heute, wie du weißt, würdig zu vertreten."

„Rätsel, Rätsel."

„Melusine." Oskar sprach den Namen lächelnd, aber zögernd und widerstrebend aus. „Jenes Fräulein Donat, erinnere dich. Ich bin wirklich neugierig — die Erscheinung wirkte so prominent — ob sie auch was kann? In der Tat. Mir fiel die Sache vorhin wieder ein, und da es mal was anderes wäre — und so weiter."

Meinhard kniff die Lider zusammen und besann sich. „Ja natürlich, gehen wir. Selbstverständlich. Wolltest du nicht?"

„O ja. Ich wollte dich abholen."

„Natürlich sehe ich mir dieses Meerwunder an. Wir werden ihre Leistungen prüfen. Herz und Nieren. Wir werden unerbittlich zu Gericht sitzen als hartherzige Merker. Ich werde mich schön machen, bezaubernd. Denn man kann im übrigen nie wissen."

„Meinhard."

„Oskar Demuth, du bist ein Spießer — feinster Prägung; aber ein Bürger. Du warst es immer; eine Zeitlang überwog das Dupré'sche Blut in dir, die Kolonie; Charme und ritterliche Romantik; das flüssige, feurige Temperament. Es ist noch verborgen da; aber du bist mehr Demuth geworden. Bürger."

„Zieh dich an, Philosoph." Und Meinhard ging.

Oskar wartete wieder und lief auf und nieder. Abermals kam ihm eine halbe Verstimmung. Er hätte allein gehen sollen oder mit Emmi. Am Ende stand sie hilflos auf einer kleinen Bühne, und all ihre Schönheit wirkte kläglich, weil der Geist versagte, daß sie sich beide schämten, er noch mehr als Meinhard, weil er ihn mitgebracht, weil er sie gerühmt und andeutend Besonderes versprochen hatte; und weil er Mitleid haben würde mit ihrem Körper und ihrem Stolz. Er hatte Furcht vor ihrer Stimme, als müßte sie fremd und gemacht klingen.... Unsinn! sagte er zu sich. Es war in der Tat im höchsten Grad sinnlos, was er da dachte.

In seinem Herzen aber war eine feine Furcht und eine ernste Neugierde nach Meinhards Urteil, nach dem Eindruck, den nun auch er empfangen würde; und nach seiner vornehmen, sachlichen Erklärung, wenn sie im übrigen versagen sollte.

* * *

Wenig später schritten die beiden Freunde das kurze Stück zum Ufer vor, gingen über die Brücke und bogen in die Straße am Karlsbad ein.

Dort war das Haus. Ein paar Droschken humpelten über das holprige Pflaster. Ein paar junge Leute, Jünglinge und junge Mädchen, eilten mit lauten, erregten Gesprächen herbei. Dann Mütter, Väter, Verwandtschaft, Publikum. Es war schon spät.

Es ging über einen Garten. Quervor im ersten Stock leuchtete eine Reihe von beschlagenen Fenstern. Silhouetten von Hüten und Röcken hingen am Riegel.

Das saalartige Zimmer lag am Flur, der rund war wie ein Museumsvestibül. Als die beiden Herren eintraten, war das Spiel im Gange. Der Saal war dunkel; man sah, von der Bühne her schwach beleuchtet, aufmerksame Gesichter.

Die Herren waren dicht an der Bühne eingetreten und gingen an der Wand ein paar Schritte weit zurück, um ein vollkommeneres Bild zu haben; aber sie mußten sich erst eingewöhnen in die Dunkelheit und Stille, in der rätselhafte Worte unter leidenschaftlichen Gesten tönten. Es war fast komisch, denn die Leutchen da vorn steckten in Straßenkostümen und mimten zum Teil Greise mit gekrümmten Gestalten und zitternden Armen und mit Stimmen, die aus blühendem Mund kamen. Aber der Ernst war groß.

„Was ist es?"

„Keine Ahnung", sagte Meinhard, der emsig seinen Kneifer putzte. Jetzt fielen Namen. Petrucchio, Katharina. Aha!

Oskar und Meinhard lehnten an der Holzverkleidung der Wand. Dieser Gremio war nicht übel. Ein untersetztes, stämmiges Männchen mit breiten, lächelnden Lippen, kleinen, listigen Augen und von größter Gelassenheit; jedes Wort kam klug und überlegen heraus. Wirklich komisch! Die andern waren desto mäßiger; man spielte den zweiten Akt. Baptista steif und pathetisch. Hortensio, Tranio, Biondello harte Karikaturen, die in den Gelenken knarrten. Petrucchio bramarbasierte, Käthchen war schnippisch, aber nicht perfide, nicht bis in die Seele hinein vergrillt.

„Böse", meinte der Philosoph. „Sie haben keinen Stil, diese Witzigkeit zu beleben. Sie glauben auch nicht an ihre eigenen Nerven, trotz Kainz und Mitterwurzer; imitieren Äußerliches. Erleben, meine Lieben! Erleben! Das da ist unmöglich."

Die Gardine schob sich zu. Beifall. Bravos.

Es wurde erst nach geraumer Weile, da man draußen den Gashahn langsam wieder aufdrehen mußte, hell. Man war noch still und sah geblendet umher. Oskar aber suchte scheinbar gleichmütig die Reihen ab, während der Philosoph ihn fragte: „Wo ist die Nixe? Sie muß uns sehr entschädigen. Durch Natur und Kunst. Katharina eben sah wie eine Spitzmaus aus und war erbärmlich mager. Siehst du die Dame?"

„Nein."

„Sie wird vielleicht im nächsten Stück beschäftigt sein. Es wird übrigens gut und verständig gesprochen und fest zugepackt, Eifer, Ernst. Was mag das für Publikum sein?"

Oskar folgte zerstreut der Weisung. Das Publikum interessierte ihn gar nicht. Angehörige, Freundinnen, selbstgefällige ängstliche Mamas, wenig Herren und dazwischen eine kleinbürgerliche Madame, vielleicht die Grünkramfrau; ganz im Hintergrund standen Männer mit einem blauen Schein um das Kinn, mit Zwickern und Glatzen und scharfen Nasen. Unverkennbar Leute vom Bau, Agenten, sie sprachen laut und machten große Gesten.

Oskar war entschieden flau zumute, und er wünschte sich in seiner korrekten Seele ins Pfefferland oder hinüber in die nahe, behagliche Weinstube in der Potsdamer Straße. Das Publikum war zum Teil elegant, man hatte wohl eifrig Gäste geladen, Gönner, hier und da schimmerte ein berühmtes Gesicht. Damen



mit Tiergartenparfüm und Pelzschlangen machten sich breit — die Schule hatte Ruf. Trotzdem konnte es sich Oskar in diesem Augenblick nicht vorstellen, daß eine gewisse große, schlanke, dunkle Dame vor sie alle hier hintreten würde. Der Gedanke war ihm peinlich, quälend. Die Dame, die die Katharina gespielt hatte, mochte nicht viel jünger sein. Andere, die schon im Beruf standen, nahmen noch Sprechkurse beim alten Dohrn. Dennoch schien es ihm wie ein Sichpreisgeben, wie ein Herabsteigen, ein Sakrileg ... undeutbar!

„Wer ist das?" fragte Meinhard.

„Wen meinst du?"

„Wen soll ich meinen. Da drüben die Brünette, die durch die kleine Tür kommt."

„Das ist sie, Meinhard."

„Sapristi. Nicht übel", sagte der Philosoph ruhig. „Ich denke, wir werden Gelegenheit nehmen, nach ihrem Spiel mit ihr ein paar Worte zu sprechen."

„Es wird vielleicht gehen", sagte Oskar zerstreut und sah hinüber.

„Es geht alles."

Da wurde es wieder dunkel; Oskar geriet über diese Störung ein bißchen außer sich; die Gardine rauschte auseinander, und ein langer, blasser Mensch klappte vornüber und sprach ungeheuer gemessen und mit Grabesstimme, wobei er ab und zu die Augen schloß: „König Lear. Dritter Aufzug, vierte Szene. Lear: Herr Soundso. Narr — Kent — Edgar — Gloster — Herr Soundso." Der melancholische Jüngling klappte von neuem, man lächelte, die Gardine schloß sich, öffnete sich wieder, und hinter der Szene, die ohne jedes Requisit war, heulte es wie Sturm. Es ging los. Meinhard seufzte und kreuzte die Arme.

„Am Ende tritt sie gar nicht auf."

„Sie wird schon."

Aber auch Oskar war enttäuscht und ungeduldig. Und jene ungewisse, dumpfe Furcht bedrückte ihn noch mehr. Dennoch war eben, bei Melusine Donats Anblick, bei dem es ihn wie ein kurzer Schlag durchfuhr, die Sorge von ihm abgefallen. Sie stand über allem, würde über allem stehen, auch wenn sie selbst zagte und sich verlor; eine Macht in ihr oder über sie stellte sie über alle und alles, zog und riß sie über sich selbst empor!

Hui! machte der Sturm. Der Narr lachte gellend. Aber was ging das alles ihn an. Hinter der Dunkelheit drüben stand jemand, zu dem es seinen Blick hinüberzog, hinter der er ein Gesicht ahnte. Er zwang den Blick zur Bühne hin, denn Meinhard flüsterte ihm etwas zu. Er lächelte, nickte, ohne zu wissen, warum, und stützte den Arm auf den Paneelsims, unwillkürlich einen Halt, einen Anlaß zur Gemächlichkeit suchend.

Dann wurde es wieder hell. Lear, der ziemlich fett war, trat schwitzend und atemlos ab.

Meinhard sah langsam nach der Richtung hin, in der er Melusine Donat vermutete. Aber er fand sie nicht gleich, seine Augen waren für diesen schroffen Wechsel von Dunkelheit und Helligkeit zu empfindlich.

Oskar aber, ohne seine Haltung zu verändern, hatte sie fest im Auge. Sie stand am Fenster, so daß sich ihr dunkles Haupt von dem Grau der beschlagenen Scheiben abhob. Wieder hielt sie, wie in jener Viertelstunde in Amelongs Wartezimmer, den Kopf hoch, und ihr glänzender Blick ging kalt und hochmütig, fast starr umher. Sie sah und sah nicht, so schien es, sie nahm mit ihrem Wesen nicht teil an dem, was um sie her vorging. Sie schien auch noch blasser. War es Aufregung, Erwartung? Vielleicht. Aber ihr unbewegtes Gesicht schien auch Mißachtung auszudrücken, als widerstrebe es ihr, hier mitzumachen. Oskar empfand lebhaft mit ihr. Sie hatte Angst. Alles war Maske und — Scheu!

„Sie ist verschwunden", sagte der Philosoph.

„Nein."

Und plötzlich, wohl infolge dieses Anrufs, reizte es Oskar, ihre Starrheit und Teilnahmlosigkeit zu versuchen. Es geschah in einer überlegenen Laune, die eher zu dem Wesen Meinhards paßte. Er nahm den Arm von dem Sims und verneigte sich. Es erfolgte im ersten Moment nichts; aber da war es, als erwache da drüben etwas, Oskar glaubte bestimmt wieder das Erröten ihrer Stirn zu sehen. Sie senkte gemessen den Kopf, alles in wenigen Sekunden. Es schien ein unruhiges, plötzliches Sichfangenlassen, Freude und im nächsten Moment das Entgegennehmen einer Ehrerbietung.

Oskar war zufrieden und im Innersten beglückt.

Doch da wurde es abermals dunkel. Der Jüngling mit der Beerdigungsmiene klappte von der Bühne herab. Ein anderer, der noch einen Stuhl herausgebracht hatte, verschwand mit fliegendem Rock. „Maria Magdalena von Hebbel" Rrrr. Die Gardine rauschte. Der Sekretär saß kippelnd an einem Tisch. „Klara ..."

„Sie spielt nicht."

„Wir werden sehen."

Klara verblüffte. Ein Fräulein Meyrink, eine ramassierte, schwarze Person, blutjung, mit derben Knochen und mit der Stimme einer Dorfmagd, rauh, laut, brüchig. Sie schrie wie ein Tier, warf sich hin, daß die Bühne schütterte und krachte. Alles noch ungezügelt und doch nicht eigentlich unreif.

„Die kann was. Die steht mit beiden Beinen in der Zeit. Naturalismus, Anzengruber. Hier freilich ist sie nicht am Platz. Animalisches —. Einseitig, stark. Aber sieh dir den Sekretär an, Demuth. Ein einziges sardonisches Lächeln, bis zum Haarbusch mit Hohn gefüllt; der erste Liebestraum eines Primanerdonjuans. Sehr komisch."

Aber noch bevor sich Klara zu ihrer Erstarrung, in der der eiskalte letzte Entschluß funkelte, aufrichtete, schritt eine hohe Silhouette an der Bühne vorüber. Melusine. Die tragische Muse. Sie verschwand lautlos durch die Tür. Nur ein schwaches Klappen.

Es war schwül im Saal. Oskar knöpfte den kurzen, breit bordierten Rock auf. Wie aufdringlich das Licht war, man lärmte jetzt, schwatzte, Schülerinnen drängten nach vorn. Klara erschien, noch erhitzt, aber frisch und kraftstrotzend, ihres Sieges gewiß. Man umzingelte sie; auch Meinhard näherte sich ihr gemessen, er trat allem, was ihn fesselte, unbekümmert und sachlich näher; er nahm ihre Hand. „Das war gut, Fräulein Meyrink.



Sehr gut. Wo stammen Sie her, ich habe einen Dialektanklang herausgehört. Spielen Sie schon wo ...?"

Oskar fand das alles lästig und sah ernst über die Köpfe hin.

Rrrr —. „Kabale und Liebe. Zweiter Akt. Lady Milford.... Fräulein Donat."

Verhängnis, nimm deinen Lauf. —

Oskar lehnte sich fest an und steckte gleichmütig und formlos die Hände in die Hosentaschen.

Es durchzog ihn erst jäh, dann langsam ein Stich, ein Schnitt. Auf einer Bank aus Rohr, irgendeiner lächerlichen Gartenbank, saß Lady Milford — Melusine und sprach mit ihrer Zofe.

Oskar hörte die Stimme, aber er verstand kein Wort. Wollte nicht. Jedes Wort schien ihm falsch, jede Betonung erzwungen — er wollte eben nicht hören. Er schämte — schämte sich. Meinhard war still und aufmerksam und strich wie immer, wenn er innerlich beschäftigt war, über seinen Bart. Oskar bewunderte das, daß der andere in jedem Augenblick so völlig objektiv beobachten konnte. Ihm selbst war es unmöglich! Er möchte am liebsten fort, die Hitze stieg ihm umschnürend über den Hals.

Ferdinand erschien. Riß die Beine aneinander und stemmte die Faust vor den Magen, als hielte er salutierend einen Säbelkorb hoch.

„Ein bißchen steinern, Demuth", sagte Meinhard. Er meinte Fräulein Donat. „Und die Stimme ist gepreßt."

Oskar klang es wie eine Beleidigung, war es förmlich wie Schimpf und Schlag.

Er antwortete nichts und sah fort.

„Ist sie befangen?"

„Ich weiß es doch nicht, Meinhard! Man sollte sich so etwas nicht ansehen."

„Wenn sie wenigstens mal aufstünde. Ihre Ruhe wirkt beängstigend, als wage sie es nicht. Sie wirft Worte halblaut über die Lippen, wie eingelernt, oder als lohne es sich nicht. Ich glaube, sie hat in der Tat Angst — sieh mal das nervöse Spiel um die Lippen. Angst vor uns — vor dir?"

„Unsinn. Sie wird alles als läppisch empfinden. Wir wollen hören!"

Lady Milford erhob sich mit einer großen, lässigen Geste. Ihr Gang war gut, und nun sprach sie auch lauter. Jetzt schweifte ihr Blick wie in Ekel über die blaßhellen Köpfe des Publikums hin und wie im Spott über ihren Partner Ferdinand, der seine hitzigen Worte mit hohler Heldenstimme hervorknallte oder minaudierend säuselte.

Nein, nein, an dem vermochte sie sich nicht zu entzünden! Ihr Wort fand kein Echo, kam nicht aufreizend in ihr Gefühl zurück, fiel zwischen den hohlen Schädelwänden Ferdinands müde und tot nieder. Lag es daran? Sicher!

Aber sie ging und bewegte sich wundervoll, und mitunter drängte es wie Glut und Innigkeit, war es wie ein Glimmern unter Herbigkeit und Asche, wie ein Hervorzittern, eine heimliche Inbrunst der Ungeduld — los, los, heraus, heraus mit dem Strom des Wortes. Lag es auch an der Milfordrolle, in der die Gefühle zu lapidar gegeben waren, nicht gebrochen schillerten, nicht beweglich mit dem Schlag des Herzens wechselten, nicht die Stimme dieses Herzschlags, das Blutrinnen und -rauschen selbst waren wie bei Shakespeare....? Ferdinand war ein Stock, seine Worte überstürzten sich, da konnte man wieder sehen, daß die Schauspielerei dem weiblichen Wesen näher lag als dem männlichen! Eine feminine Kunst, eine bewegliche Kunst! In jeder Frauenrolle steckt ein Animalisches, Instinktartiges: Mutter, Geliebte, Rächerin, Sünderin, Neiderin... oder störte sie diese ganze Aufmachung und Darbietung? Ach was, Künstler ist Künstler, ist Herrscher, und sobald er die Lippen zum Wort öffnet, steigt er in seine strahlende Welt auf und bezwingt den Mob.

(Fortsetzung folgt).

# Meine Durchquerung Sumatras.

Von Gustav von Dippe. — Hierzu 11 Aufnahmen des Verfassers.

In den wunderschönen Niederungen, die sich von der Westküste Sumatras bis an die Padangschen Bovenlanden erstrecken, hatte ich nun schon interessante drei Wochen im Busch verbracht, ohne daß einer der zahlreichen Tiger zu bewegen gewesen wäre, eine Ziege, die ich ihm als Köder angebunden, zu reißen. Die für Sumatra ausgesetzte Zeit näherte sich ihrem Ende. Ich überlegte mir, daß es doch viel schöner sei, quer durch Sumatra hindurchzudringen, als die vielbefahrene Strecke um die Nordspitze herumzuwählen, und schrieb meiner Frau, die sich in Fort de Kock aufhielt, ob sie nicht Erkundigungen darüber einziehen könne.

Als ich bald darauf selbst nach Fort de Kock kam, lag der Plan fertig ausgearbeitet vor mir.

Gleich am nächsten Morgen fuhren wir nach Padang, wo sich unser großes Gepäck befand, und expedierten dies nach Penang. Dann wurden Konserven und die nötigen Getränke eingekauft, die Apotheke erneuert und Geschäfte auf der Bank erledigt.

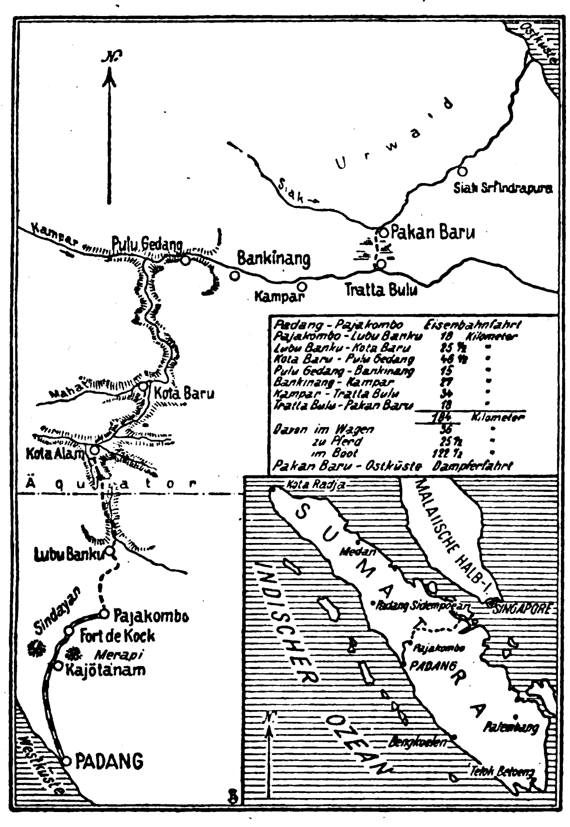
Am Abend waren wir vom Konsul Schild eingeladen und genossen für einige Tage zum letztenmal die Freuden eines guten Diners. Unserm Gastgeber verdanken wir eigentlich die erste Anregung zu der Durchquerung, und da er uns in liebenswürdigster Weise in allem geholfen hatte, sind wir ihm zu großer Dankbarkeit verpflichtet.

Früh neun Uhr ging unser Zug, und zum letztenmal fuhren wir diese wunderbare Strecke. Zunächst durch Palmen, dann kamen Reisfelder und dichter Busch, weit liegen noch die Berge entfernt. Mehr und mehr wird die Gegend wilder, immer näher kommen die Gebirge. Vorüber sausen wir an Si-Tiintjen und einigen Dörfern, wo ich vier Wochen Nacht und Tag auf Bäumen auf Tigeranstand verbracht habe.



Bei Kajötanam wurde die Zahnradlokomotive hinter den Zug gesetzt, um uns die längste Zahnradstrecke der Welt entlang zu befördern. Die Bahn wurde ursprünglich zur Ausbeutung der Kohlenminen von Sawah Loento angelegt und dient noch heute hauptsächlich für Kohlenzüge, soll sich aber schon durch den Passagierverkehr rentieren. Die Plattform der ersten Klasse war ein Aussichtswagen comme il faut, und so ging es hinein in die Gebirge.

Wunderbar wirkt ein Wasserfall immer wieder, der zur Linken aus bedeutender Höhe in ein kristallklares Becken hinunter fällt, wunderbar wirken auch die Viadukte, die in schwindelnder Höhe reißende Gebirgsflüsse




**Kartenskizze zur Durchquerung Sumatras.**

überspannen. Man sieht zwischen den Schienen senkrecht hinunter in die gähnende Tiefe und rechts und links weit hinein in die von schroffen Bergen eingefaßten Schluchten, die sich der Fluß gerissen hat. Dann wieder fährt man den Fluß entlang — gegenüber steil aufragende Berge mit der wunderbarsten Tropenvegetation. Höher und höher geht's, und die üppige Vegetation weicht wieder Reisfeldern und der Kultur. Dann aber kommt ein Blick, der uns hierfür entschädigt, rechts der Merapi, links der Sindayan, zwei Vulkane, die, ziemlich gleich in der Form, dem Reisenden wie Zwillinge erscheinen. Der Merapi ist noch recht aktiv; erst vor kurzem erlebte meine Frau in Fort de Kock einen imposanten Ausbruch. Wir erreichten Fort de Kock und machten am Abend unsern Besuch in der Residenz. Der Resident war leider auf einer Inspektionsreise, aber die Residentin, eine äußerst liebenswürdige Dame, die fließend Deutsch sprach, gab uns alle Auskunft, die wir nur wünschen konnten. Auch riet sie uns, Matratzen, Kopfkissen und Moskitonetze mitzunehmen, ließ sie auch gleich besorgen, und wir hatten alle Ursache, für diesen Rat außerordentlich dankbar zu sein, denn wir wären ohnedem in recht unangenehme Lagen gekommen.

Morgens gegen 9 Uhr fuhren wir nach Pajakombo, einem wunderhübsch zwischen Palmen gelegenen Städtchen mit breiter Hauptstraße. Wir fanden an diesem Endpunkt der Eisenbahn und somit Pforte zur Wildnis ein niedliches kleines Hotel.

Am andern Morgen früh 7 Uhr verließen wir bei prachtvollem Wetter Pajakombo; im schlanken Trab ging es auf der guten Chaussee dahin. Scharen von Leuten begegneten uns und lange Reihen von Ochsenkarren; alles eilte zum Passar nach Pajakombo, der berühmt ist wegen seiner Reichhaltigkeit und der hübschen Frauen, die man dort sieht.

Bald waren wir in dem kleinen Dörfchen Salimanak angekommen, wo uns der Regierungsbeamte, ein Malaie, schon erwartete. Er begleitete uns nun auf unserer Weiterfahrt bis Lubu Banku, dem Anfangspunkt des Gebirgspasses, wo wir um 10 Uhr eintrafen. Pferde und Kulis standen bereit, im ganzen 12 Mann. Rasch wurde zur Erfrischung etwas Kokosmilch getrunken, und nun ging's vorwärts.

Eine wunderbare Gebirgslandschaft bot sich nach wenigen Minuten unsern Augen. Schäumend donnerte der Gebirgsfluß uns entgegen, eingezwängt auf beiden Seiten von steilen Felsen, die kaum für unsern Pfad Raum finden ließen.

Unter überhängenden Felsen ging es hindurch, und unangenehm berührte zuerst die Gewohnheit der Pferde, möglichst dicht an dem Abhang zu gehen. Langsam stieg der Weg bergan, dann plötzlich führte rechts ab eine schwankende schmale Hängebrücke über den Fluß. Wir stiegen nicht ab, und ruhig gingen die famosen Pferde trotz des Schaukelns vorwärts.

Immer weiter stiegen wir steil in die Höhe, bis endlich der Weg breiter und ebener wurde. Es fing an, empfindlich kalt zu werden, und ein leichter Regen rieselte auf uns herunter. Wir wickelten uns in unsere Plaids und hielten scharf Umschau; denn nach meiner Berechnung, die sich allerdings nur auf eine ganz ungenaue Karte großen Maßstabs erstreckte, mußten wir dicht bei der Paßhöhe den Aequator überschreiten. Schnell wurden ein paar Aufnahmen gemacht (es ist auch etwas nicht ganz Alltägliches, daß ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise, zu Pferde frierend, den Aequator überschreitet), und dann ging's weiter. Endlich erreichten wir die Paßhöhe. Ein eisiger scharfer Wind wehte uns entgegen, und so strebten wir schnell in die Tiefe.

Rutschend ging es abwärts, und man hatte eigentlich kaum Zeit, auf die Umgegend achtzugeben. So ging es 700 Meter tief, und wir waren doch recht froh, als wir in Kota Alam um zwei Uhr eintrafen. In vier Stunden hatten wir den Hauptritt bewältigt.

Früh um neun Uhr ging es wieder los.

Erst nach zwei Stunden kamen wir aus dem Hochgebirge heraus in flachere Umgebung, und dann waren wir, ehe wir es uns versahen, in Kota Baru angelangt. Die besseren Räume des Rasthauses waren durch eine Ingenieurfamilie besetzt, und so mußten wir mit den Hinterzimmern vorliebnehmen.

Um fünf Uhr früh wurde gepackt, und um sechs Uhr waren wir am Boot, um den Mahatfluß hinunterzufahren. Um sieben Uhr starteten wir. Bequem

lagen wir auf unseren Matratzen auf dem Boden, durch ein dichtes Palmdach gegen die heißen Strahlen der Sonne geschützt. Schnell trug uns die Strömung davon, und die Ruderer tauchten ihre Ruder nur in das Wasser, um das Boot in der Gewalt zu behalten.

Gegen halb eins fuhren wir in den Kamparfluß ein, und nun hieß es für einen Moment aussteigen, denn gleich unterhalb dieses Zusammenflusses sind gefährliche Katarakte, die schon manches Boot verschlungen haben sollen. Wir begaben uns, nachdem wir uns die Füße etwas vertreten hatten, über Land zum Endpunkt der Katarakte und kamen gerade zur Zeit, unser Boot wie einen Pfeil aus einem drei Meter breiten Engpaß schießen zu sehen. — Nun verbreiterte sich der Fluß zusehends, und nach einer halben Stunde legten wir in Pulu Gedang an. In sechs Stunden hatten wir 47 Kilometer zurückgelegt und waren damit im Herzen der Insel Sumatra angelangt.



**Die längste Zahnradstrecke der Welt** in den Bergen der Bovenlande.



**Die Gemahlin des Verfassers und der Radscha von Kampar.**

Als wir das steile Ufer erklommen hatten und bei dem Rasthaus anlangten, riefen wir beide gleichzeitig aus: „Hier wollen wir bleiben!" Man hatte einen hübschen Blick auf den Fluß, und das Rasthaus selbst lag so niedlich zwischen Büschen und blühenden Sträuchern versteckt da. Dazu war es ganz leer, und wir richteten uns dann auch sofort häuslich ein.

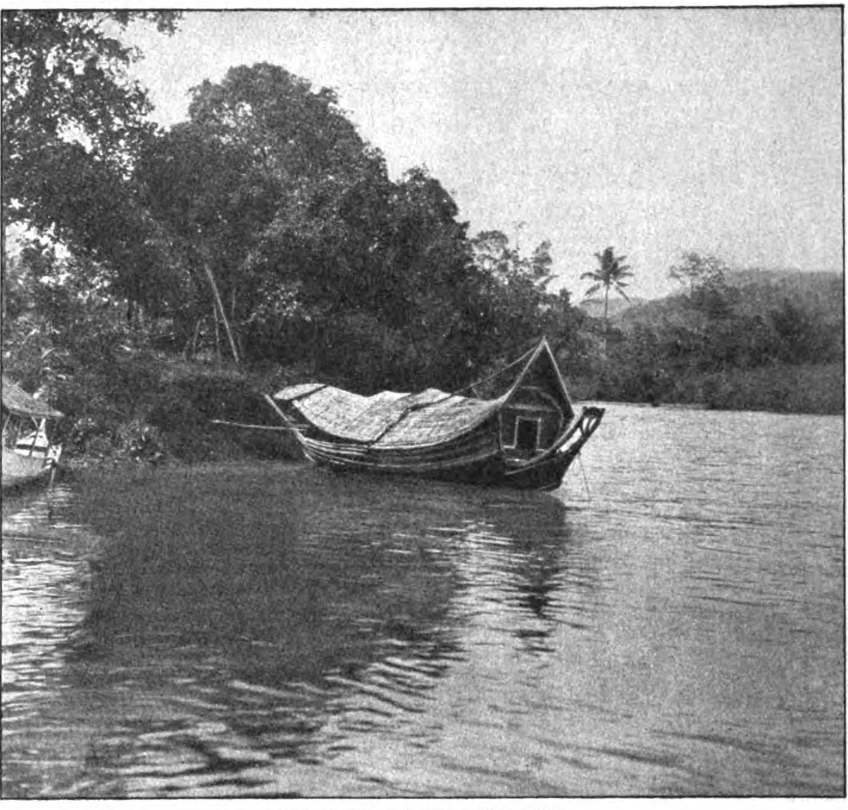
Nach zwei Tagen brachen wir um halb acht Uhr früh wieder auf und waren bald aus den Bergen heraus, aber auch die mit Kokospalmen und Bananen bestandenen flachen Ufer gefielen uns sehr gut. Wir passierten rechts und links mehrere Dörfer, und schneller, als wir es erwarteten, lag die Ortschaft Bankinang vor uns.

Ich begab mich gleich zum Kontrolleur, der mir mitteilte, daß sein Boot bereitliege und wir sofort weiterfahren könnten. Er gab uns auch den guten Rat, sofort von Kampar aus einen Brief nach Pakan Baru durch den Radscha senden zu lassen, um uns den einzigen dort vorhandenen Wagen nach Tratta Bulu

zu bestellen. An dem Brief sollten wir als Zeichen der Eile zwei Federn befestigen. Bankinang hat übrigens eine militärische Besatzung, unter der gerade der Typhus ziemlich stark ausgebrochen war.

Nachdem wir uns verabschiedet, fuhren wir um zwei Uhr ab. Der Fluß wurde immer breiter und floß schon ziemlich träge, so daß jetzt schon die Ruder mithelfen mußten.

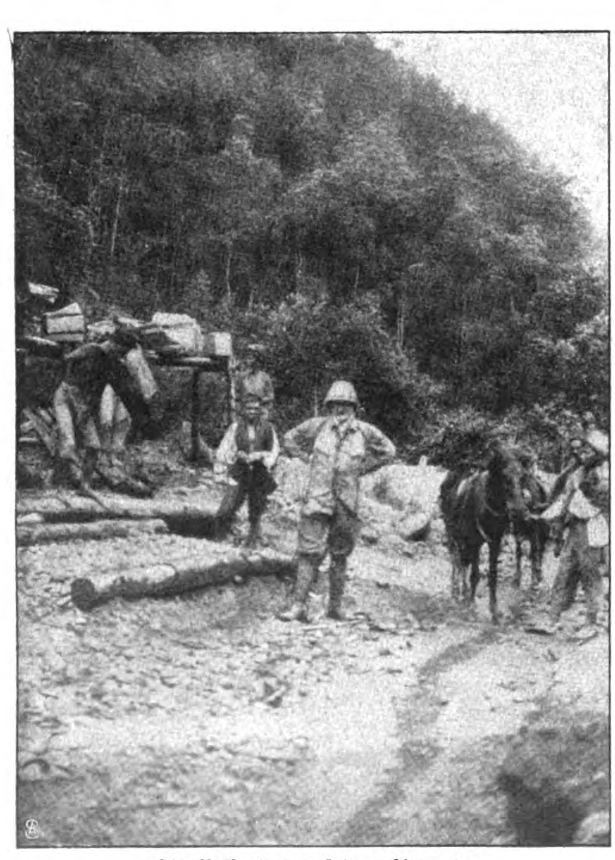
Um sechs Uhr langten wir in Kampar an. In dem Rasthaus richteten wir uns, so gut es ging, ein, und während meine Frau das Kochen unternahm, ließ ich mir den Radscha kommen.



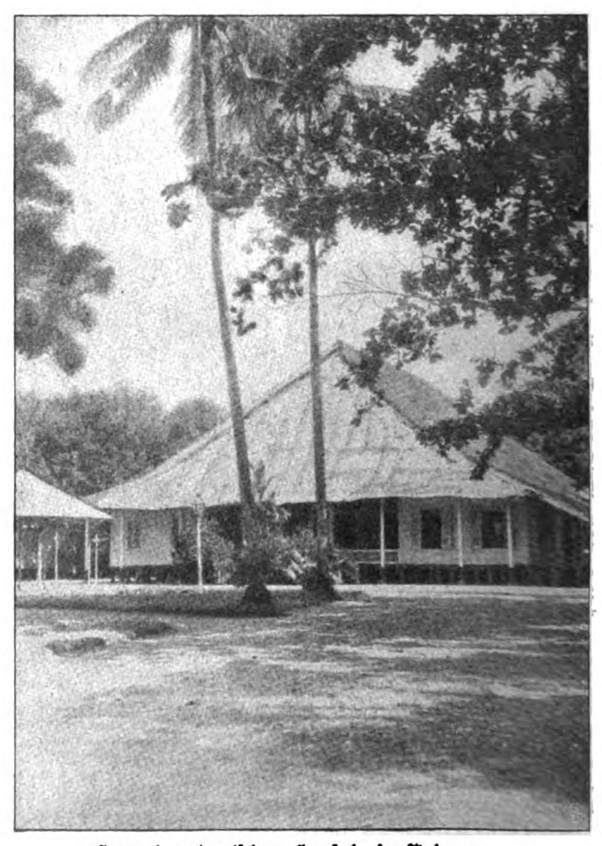
Hausboot auf dem Fluß Siak.

Der Radscha, ein kleiner, hinterlistig und unsympathisch aussehender Mann, war nicht sehr angenehm überrascht, als ich ihm den Brief zur Besorgung übergab; als ich aber darauf bestand, daß er sofort abgeschickt würde, und auf die Federn aufmerksam machte, versprach er, alles zu erledigen.

Von jetzt ab wurde das Boot ausschließlich durch Rudern



Die Reisenden auf dem Aequator.



Haus des deutschen Konsuls in Padang.





Moschee in dem Dorf Tratta Bulu.

ganz im Zeichen des spanischen Rohres stand. Enorme Lasten davon versperrten die Straßen. Zu unserm Schrecken hörten wir, daß es kein Rasthaus gebe, daß aber der alte Palast des Sultan von Siak Fremden zur Verfügung stände. Dieser Palast lag, ziemlich isoliert, direkt am Siakfluß an dem einen Dorfende, etwas hoch, so daß stets eine kühle angenehme Brise wehte. Da die Türen geschlossen waren, stieg ich durch Fenster ein und öffnete dann von innen. Der Wohnraum konnte kaum hübscher gedacht werden; die Schlafzimmer sowie die Küche boten allerdings ein trauriges Bild.

vorwärts bewegt, da die Strömung sehr gering war, und was die Leute hierbei leisteten, war fabelhaft. Nachdem wir noch einen ordentlichen Tropenregen über uns ergehen lassen mußten, erreichten wir um vier Uhr Tratta Bulu, ein kleines Dorf, das infolge des hohen Wasserstandes halb im Wasser stand, und hatten somit unsere Bootfahrt beendet.

Am andern Morgen um 11 Uhr verließen wir zu Wagen den Kamparfluß. Der ziemlich schlechte Weg führte zuerst durch Busch und dann erhöht durch sumpfigen Urwald. Um ein Uhr kamen wir in Pakan Baru an, das



Die Stromschnellen des Kamparflusses.

Dorfstraße in Kota Baru.

Unser erster Versuch, ein Feuer anzumachen, um Konserven anzuwärmen, verlief tragisch. Ich hieb einige Planken los, die mit einem Messer zu Spänen geschnitten wurden, und mit viel Papier, trockenen Palmenblättern, kleinem Holz und einem japanischen Fächer gelang es uns endlich, Feuer anzumachen.

Vergeblich hofften wir am Nachmittag das Tuten des Dampfers zu hören, der fahrplanmäßig heute eintreffen sollte. Man tröstete uns damit, daß er sicher morgen früh kommen würde. Am nächsten Tag wurde es wieder vier Uhr, und kein Dampfer ließ sich sehen. Nach einem längeren Kriegsrat beschlossen wir, wieder zum Diner einzukaufen, und gingen ins Dorf. Eben hatten wir den Boten mit den Sachen fortgeschickt, als plötzlich weit entfernt ein Tuten hörbar wurde. Sofort



Ein wilder Affe im Urwald.



Palast des Radschas von Kampar.

war die ganze Straße lebendig — es war der Dampfer. Natürlich war nun die Freude groß, und wir machten uns in aller Eile daran, unsere Sachen zu packen.

Die Nacht wurde natürlich auf dem Schiff verbracht, und kein Moskito störte die Ruhe. Am andern Morgen früh um sechs Uhr wurde das Schiff in dem schmalen Fluß gedreht, und dann ging's vorwärts. Noch einmal sahen wir den Sultanpalast, dann bog das Schiff um die Ecke. Trotz etwas Nebel fuhren wir flott den schönen Fluß hinunter, und die Wellen überfluteten die niedrigen Ufer. Rechts und links dichtester, unberührter Urwald auf Stunden und Stunden. Die graziösen Rottang blickten über die Baumwipfel wie Blitzableiter, wunderbar spiegelten sich die Ufer in dem klaren Fluß.

Um zwei Uhr verließen wir Siak. Rechts und links war wieder hoher Urwald; erst gegen die Mündung zu sah man einige Rodungen in größerem Stil, aber doch auch nur vereinzelte Hütten. Um sechs Uhr sahen wir vorn das Meer mit der Insel Benkalis weit draußen vorgelagert. — Nun nähern wir uns schnell der Mündung und passieren eine halbe Stunde später die Küste. Hinten am Steuer stehend, sehen wir mit einer gewissen Wehmut auf Sumatra. In der schwachen Abendbeleuchtung liegt die Insel düster und unheimlich da mit ihren weiten, selten betretenen Urwäldern, die noch manches Geheimnis in sich bewahren.

Nur wenigen war es vergönnt, vor uns zu schauen, was wir an herrlichen Gegenden sahen. Wie uns gesagt wurde, sind wir das erste Ehepaar, das Sumatra von Westen nach Osten durchquerte.



Verlassener Palast des Sultans von Siak in Pakan Baru.

# Die Orleans in Woodnorton.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

England hat von jeher vor allen andern europäischen Ländern den Ruf der Gastlichkeit genossen. Ganz besonders haben entthronte Fürsten und morganatisch vermählte Prinzen — dieses weitherzigen und großen Zuges eingedenk — stets zuerst ihre Blicke nach dem gastfreien Inselreich gelenkt, um dort die beschauliche Stille des englischen Landlebens mit geräuschvollem Pomp und dem oft trügerischen Glanz eines Thrones zu vertauschen. — Kaiserin Eugenie, die Witwe Napoleons III., die den friedlichen Abend ihres schicksalreichen Lebens in Farnborough Hill verbringt, Großfürst Michael von Rußland, wegen seiner Vermählung mit der Enkelin Puschkins vom russischen Hof verwiesen, sie alle haben in England eine offene Tür und ihre zweite Heimat gefunden. Es lag deshalb nahe, daß nach den politischen Umwälzungen in Portugal der jugendliche König Manuel seine Zuflucht zunächst in England suchte, um dort auf der Besitzung seines Onkels, dem weltentrückten englischen Country home Woodnorton, den schweren Schicksalschlag seines jungen Lebens zu verschmerzen und zu vergessen. — Woodnorton liegt in der Nähe des alten englischen Städtchens Evesham. Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das einfache Jagdhaus eines liberalen Parlamentariers, des Mr. Edward Holland, von dem es der damals im Exil lebende Herzog von Aumale seiner schönen Lage und ausgedehnten Jagdgründe wegen erwarb. Der Herzog hat dann mit viel Geschmack das Haus ausgebaut und durch Ankäufe in der Nachbarschaft seinen Besitz vergrößert. Schon im Jahr 1867 hat König Eduard damals als Prinz von Wales als Jagdgast in Woodnorton geweilt. Nach dem Tod des Herzogs im Jahr 1897 fiel der Besitz an den jetzigen Chef des Hauses, Philipp Herzog von Orleans, der in den letzten zehn Jahren mit wenigen Unterbrechungen dort residiert hat. Er ist vermählt mit der Erzherzogin Maria Dorothea von Oesterreich, die mit Kunstsinn und feinem Verständnis Woodnorton zu einem ebenso vornehmen wie behaglichen Fürstensitz umgewandelt hat. Der englische Komfort vereinigt sich hier mit französischer Eleganz, und die großen Traditionen des Hauses Orleans dokumentieren sich schon im Aeußern durch das alte Emblem der Bourbonen, die weiße Lilie, die in den Gängen und an Möbelstücken, sogar an den Türklinken dekorative Verwendung fand. — Während die Herzogin vor allem die Stille ihres Hauses und Ateliers liebt, ist der Herzog ein ausgesprochener Freund des freien Jäger- und Forscherlebens. Er hat wiederholt Expeditionen in die nördlichen Eismeere sowie in das Innere Afrikas unternommen. Woodnorton füllte sich derartig mit Jagdtrophäen und interessanten Seltenheiten aus Fauna und Flora, daß es vor einigen Jahren nötig wurde, ein besonderes Haus für die naturwissenschaftlichen Schätze des Herzogs zu bauen. Politisch und als Prätendent auf die alte Königskrone Frankreichs ist der Herzog in den letzten Jahren wenig hervorgetreten. Er erließ zuletzt im März dieses Jahres ein Manifest im „Gaulois“, das in ruhigem, sachlichem Ton seine Stellung klarlegte zu den royalistischen Agitationen, die noch immer einige ehrgeizige Heißsporne, namentlich in der französischen Armee, betreiben. Es ging daraus deutlich hervor, daß es dem Herzog ganz fernliegt, je einen unbedachten Schritt in dieser Richtung zu tun. — Eine besondere Ehrung wurde dem Herzog vor einigen Wochen durch den Besuch des englischen Königspaares zuteil, ein Besuch, der zwar in erster Linie eine Sympathiebezeugung für König Manuel bedeutete, der jedoch gleich-



Ansicht des Schlosses Woodnorton. Phot. Record Preß.



Blick in den Speisesaal des Schlosses. Phot. Record Preß.



Phot. R. Dandyt.

Die Herzogin von Orleans.



Phot. R. Vandyk.

Der Herzog von Orleans.

zeitig eine jahrelange Verstimmung zwischen dem englischen Hof und dem Herzog endgültig beseitigte. — Gleichzeitig handelt mit dieser Versöhnung König Georg ganz in dem gütigen, versöhnenden Sinn seiner Großmutter, der Königin Viktoria, die nach den Stürmen der Julirevolution dem Bürgerkönig Louis Philipp, dem Urgroßvater des Herzogs von Orleans, über den alle übrigen Höfe Europas damals die Nase rümpften, in Windsor Castle einen königlichen Empfang bereitete. Den wahrhaft großen und edlen Zug der Gastfreundschaft des englischen Volkes haben die verstoßenen Kinder der so beweglichen und in abrupten Entwicklungstufen fortschreitenden „Grande nation" ganz besonders erfahren.

# Der Magnetberg.

Roman von

## Emmi Lewald.

16. Fortsetzung.

Asmus' Blick wurde sehr überlegen, als er Johanna erwiderte: „Agnes kann ja gar nicht fort. So billig wohnt sie ja nirgends wie hier in dem Haus, und ich weiß von Heitmüller, daß finanziell dauernd unverantwortlich weitergewirtschaftet wird. Wo soll das hin? Es ist doch Olafs Erbteil! Was brauchte Anka Aussteuer? Die Draperien, die man in Lahore trägt, konnte sie sich ja auch da zusammennähen. Geschickt ist sie ja —"

Und wieder drohte er mit dem Schirm. Und eins wurde Johanna klar: Dieser Mann war wenigstens ehrlich entrüstet. So malte sich eben das Bild von Ankas Heirat in den Augen von Attenrade... unverlöschlich stand es also eingezeichnet in den Annalen der Stadt, damit späte Enkel es ihren Kindern schaudernd erzählen konnten, daß es einmal eine Thorensen gab, die um die Ecke ging und schließlich in Indien einen Heiden zum Mann nahm, einen „Babou".

Wie die Dinge klingen, so sind sie; wenigstens vor den strengen Augen unerbittlicher Sittenrichter, wie dieser einer war.

„Wir haben nächtelang nicht darum geschlafen — glaub es mir, Johanna!" rief er, die Tropfen aus der Dachrinne, die von oben niederperlten, von der Schulter schlagend. „Hermann und du, ihr wart von gutem Schlag. Aber Agnes hat den Schlag ruiniert. Ich habe ihr nie über den Weg getraut. Und ich behalte immer recht." Und prophetisch hob er die Hand.

„Ja, und nun muß sie eben die Folgen ihrer Fehler austragen. So ist es in der Welt."

„Ihr sonderbaren Menschen!" rief Johanna. „Nur die Ehrlichkeit eurer Entrüstung mildert die Hartherzigkeit eures Tuns."

Er sah nach der Uhr.

„Ich muß zum Griechischen. Es eilt. Und der Besuch, den du uns schuldest, Johanna?!"

„Falls mein Mann mir noch Nachurlaub gibt, komme ich noch zu euch!" sagte Johanna friedfertig. „Und sollten deine Töchter mal nach Berlin kommen, würde ich mich sehr freuen."

„Nie kommen sie dahin", schnitt er ab. „Da, wo Agnes und ihre Töchter all das Gift getrunken haben. — O nein! Meine Mädchen sind eine altmodische Sorte, naiv und unberührt. So haben wir sie erzogen."

Sie sah ihm nach, wie er davonstapfte, vorsichtig über die glatten Steine, ein großer, gutgewachsener Mann mit dem Thorensenschen Familiengesicht, mit den kritischen pädagogischen Blicken des Schulmanns — ein Mensch, der sich im Recht fühlte und vielleicht auch im Recht war?

Als Johanna dies Gespräch im Wandern überdachte, wurde ihr die ganze Wucht des Schrecknisses klar, das über dem Leben jener Menschen hängt, die verurteilt sind, auf einem engen Schauplatz, wo man ihre Fehler kennt, existieren zu müssen, da, wo die unerbittliche Buchführung ringsum keinen Schuldposten je vergessen läßt! Und dabei ist die Welt so weit! Eine Stunde Bahnfahrt genüge schon, um das ganze Bild des Lebens dieser Armen zu verändern. Sie seufzte.

Schön ist die Rückkehr in die Jugendheimat für jene Glücklichen, die das Dasein emporgebracht, und die stolz und selbstgefällig einmal den Fuß wieder auf die vertrauten Straßen setzen, die es sich wie einen besonderen Seelengenuß leisten, auch einmal mit Sentimentalität zu empfinden.

Aber ein furchtbarer Gläubiger ist die Heimat für die Gescheiterten, die sie in ihren Mauern hat, die nicht wieder hinausgelangen ins Weite, von einer strengen Themis dauernd bewacht, von den Nadelstichen der Makelfreien immerfort verwundet!

Johanna schauderte. Der Boden, den sie trat, wurde ihr unheimlich. Sie sehnte sich nach etwas Hellem, Fröhlichem, nach Jugend und Kinderlachen.

Vor der Schule machte sie halt und wartete. Eine Schar eiliger Jungen drängte schon aus der Pforte.

Zwischen den lustigen, schwatzenden Knaben kam Olaf daher, kopfhängerisch und verstimmt.

Er nickte kaum, als er die Tante sah.

„War es nicht nett in der Schule?" fragte sie traurig.

„In der Schule ist es nie nett!"

„Aber ihr spielt doch auf dem Spielplatz?"

„Ich nicht."

„Warum denn du nicht?"

Er wollte erst nicht mit der Sprache heraus. „Weil sie immer sagen," begann er dann mürrisch, „in Indien gibt es drei Götter: Brahma, Wischnu und Schiwa — und zu allen dreien betet deine Schwester" —

Er sah verzweifelt, mit einem Zug herben Leides um den Mund, in die Ferne.

Jedes Leid ist Leid, dachte Johanna, ob es um Kinderei geht oder um des Lebens Ernst.

„Besuchst du noch oft Doktor Meister?“ fragte sie ablenkend.

„Er hat mir verboten, in seinen Garten zu kommen.“

„Das hast du gewiß nicht richtig verstanden.“

„O nein!“ versetzte er altklug. „Weißt du, Tante Johanna, wenn ich überhaupt gewußt hätte, wie es in der Welt wäre, wäre ich aus dem Himmelsteich gar nicht heruntergekommen!“

Er sagte es traurig und trotzig und sah starr vor sich hin. Sie schwieg und legte ihre Hand mitleidsvoll auf seine schmale Schulter. Sie sprach freundlich mit ihm, zärtlich, streichelte ihm die Ohren.

Aber es war, als wollte sein Herz nicht auftauen. Gleichgültig ließ er ihre Liebe über sich hingehen. Seine Hand, die ihr so merkwürdig groß geworden schien, lag kalt und ohne Gegendruck in ihren Fingern.

Ihr war, als habe sie ihn verloren, als sei sie zu spät gekommen, für ein Kindergedächtnis viel zu spät. —

Sie aßen zusammen, und jeder bemühte sich, gesprächig zu sein, aber niemand gelang es. Es lag wie ein Bann über allen, auch über Antje, auf der das drohende Gespenst der neuen Dienstherrschaft schon vorwirkend lastete.

Johanna dachte an ihren Mann, der immer so behaglich zu Tische saß, so seelenruhig nach Tisch mit seiner Zigarre, zufrieden mit der Weltordnung und seiner Johanna.

Die Luft von Attenrade fing an, ihr auf die Nerven zu gehen. Am Nachmittag beschloß sie, ehe sie weitere Pläne faßte, Meisters Seele zu sondieren.

Sie ging in der Dämmerung zu ihm hinüber und wunderte sich, daß die Heckentore noch genau so knarrten wie einstmals. Das alte Mädchen schob sie ohne Anmeldung zu ihm in die Stube, so daß sie, ganz überraschend für ihn, in den Lichtkreis seiner Lampe trat.

Er saß über den Akten, in einer leichten Hausjoppe, die ihm etwas Jugendliches gab. Wie er aufstand und die warme Herzlichkeit von einst aus seinen Augen strahlte, sagte sich Johanna, die doch inzwischen auf dem Gebiet guter Erscheinungen verwöhnt worden war, daß dieser Mann besser und männlicher aussah als alle ihre übrigen Bekannten, daß er wie der ruhende Mars im Thermenmuseum aus Kraft und Schönheit zu gleichen Teilen gebildet sei.

„Sie, Tante Johanna?“ rief er verwundert. „Das heißt — pardon — Frau Professor wollte ich sagen?“

„Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig beim ersten, lieber Doktor Meister! Für hier bin ich immer noch Tante Johanna. Und höre es so gern. Es ist wie alte Zeit. Niemand in Berlin nennt mich so. Seit anderthalb Jahren hab ich's nicht mehr gehört. Da schlägt's mir wie etwas Liebes, Vertrautes ans Ohr.“

Sie rückte ohne weiteres in sein grünes Kanapee und rieb sich die Backen.

„Wie kalt die kleinen Städte sind! Ich war heute früh am Markt. Beim Bankier Heitmüller, traf ihn aber nicht. Da fiel mir ein, daß ich meine Bitte ebensogut Ihnen vortragen kann. Meine Schwägerin will nämlich ihr Haus verkaufen, und ich hätte gern einen männlichen Ratgeber für die nötigen Schritte.“

Meisters Gesicht wurde streng und finster.

„Ihre Schwägerin will Attenrade verlassen?“

„Ja!“ sagte Johanna und dehnte das „a“ sehr lang. „Ich hatte ihr seinerzeit, nach meines armen Bruders Tode, selbst dazu geraten, hierher zu ziehen. Jetzt habe ich aber eingesehen, daß mein Rat falsch war. Ich glaubte damals, daß ihr und ihrer Kinder Dasein hier in dem heimischen Kreis in besondere Liebe gebettet sein würde. Ich hatte mit allerhand Faktoren gerechnet, die nachher versagten. Ich finde das Leben meiner Verwandten hier so traurig und freudlos, daß ich dem so schnell wie möglich ein Ende machen möchte.“

Meister legte die Ellbogen übereinander und sah starr vor sich hin. „Die unerquicklichen Zustände haben Ihre Verwandten aber doch alle selbst verschuldet.“

„Ja, Doktor Meister! Da wären wir bei unserm alten Streitpunkt von Schuld und Sühne. Sie als Richter müssen ja vielleicht dafür sorgen, daß eins aufs andere folgt. Aber schließlich gibt's doch noch den andern point de vue — den des Mitleids! Ich für mein Teil finde die vereinsamten Menschen da drüben in dem kleinen Haus so bemitleidenswert, daß ich mich vom Standpunkt einer persönlich Glücklichen aus einfach genieren würde, die Frage aufzurollen, wieviel davon nun auf ihr Schuldkonto kommt und wieviel auf die Ungunst der Verhältnisse! Sie tun mir grenzenlos leid — und das bringt sie meinem Herzen näher, als Tugenden und Vorzüge es könnten.“

„Sie empfinden eben weiblich, Tante Johanna!“

„Nein, nur menschlich!“ rief sie und warf ihre Handschuhe auf den Tisch. „Ich begreife die Kaltherzigkeit der Menschen hier gar nicht, die meiner armen und doch in diesem Fall ganz wehrlosen Schwägerin dauernd einen Schwiegersohn zum Vorwurf machen, über den doch niemand in Attenrade das geringste maßgebende Urteil haben kann. Und daß dann niemand da ist, der für die armen Frauen eintritt, der sie verteidigt, das ist's, Doktor Meister, was ich auch in erster Linie von Ihnen nicht begreife!“ Sie sah ihn fest an.

Er räusperte sich, stand dann langsam auf und lehnte sich gegen die Wand, wohin der Schein des Lichtes nur dämmernd fiel.

„M u ß diese Frage aufgerollt werden?“ sagte er.

„Ja, Doktor Meister! Es muß! Ich fahre morgen fort. Ich glaube nicht, daß ich je wieder hierherkomme. Ich fürchte, daß Sie mich niemals in Lichterfelde besuchen werden. Es ist also wohl unser letztes Gespräch auf dieser Erde. Ich möchte Klarheit, Doktor Meister! Sie waren des Hauses nächster Freund. Sie gehörten dazu, genau wie ich. Ich habe früher Ihr Vertrauen besessen. Was hat Ihnen meine Schwägerin getan? Warum haben Sie Olaf Ihren Garten verboten, wie er mir erzählt hat?“

Er schwieg eine Zeit. Dann sagte er mit trotziger, unwilliger Stimme: „Bis an mein Lebensende werde ich es Frau Thorensen nicht verzeihen können, daß sie ihre Töchter nicht besser erzogen hat — und was Olaf betrifft ...“ er stockte — „Es mag Ihnen sehr häßlich erscheinen, daß ich hart gegen den Jungen war — aber meinen Sie denn, Tante Johanna, daß ich es aushalten könnte, zwischen meinen Beeten so oft unvermutet jenen Augen zu begegnen, aus denen die Schwester mich ansieht? — Wenn das, womit ich endlich fertiggeworden zu sein hoffe, immer wieder in die Erscheinung tritt und mir die Ruhe nimmt und mich in Zweifel stürzt?“

„Ja — aber Doktor Meister,“ sagte Tante Johanna, „wenn Sie noch so warm empfinden, dann wäre es doch das einfachste ...“ sie stockte.

Er trat an den Tisch und legte die geballte Hand auf die Plüschdecke.

„Gunhilde Thorensen jetzt noch zu heiraten?!“ ergänzte er. „Das zu tun, wozu mir seit einem Jahr ungefähr sozusagen die ganze Stadt zuredet, von der Schuldirektorin bis zu Pastor Schreiber, vom Abgeordneten für Attenrade bis zu meiner alten Wirtschafterin, der ich schließlich jede Anspielung bei Kündigungsdrohung verbieten mußte? O ja! Die Vox populi ist für diese Partie. Denken Sie auch nicht, daß ich die Angelegenheit glatt und einfach auf Nein so ohne weiteres entschieden hätte. So leicht läßt mich dieser unselige Stern nicht los. So völlig ist der Reiz eines Menschen für uns nicht aus der Welt zu bringen, wenn wir uns auch noch so gründlich seine dunkeln Seiten vorbeten! Aber wenn ich hier und da im vergangenen Jahr Rückfälle gehabt habe, Vorsätze, meine eigentliche Ansicht niederzukämpfen — die Stimme in meiner Brust hat doch gesiegt. Ich kann es nicht. Es würde etwas ganz anderes sein, als was ich einst gewollt habe. Und nur, was ich einst wollte, hat Sinn. Meine Liebe, Tante Johanna, war keine Liebe, so auf kurze Zeit, auf einen kurzen Antrieb hin wie bei so vielen Menschen. Meine Liebe war etwas sehr Tiefes und furchtbar Ernstes, etwas beklemmend Schweres. Und das Mädchen, dem sie so lange gegolten hat, ist nicht mehr. Ich wenigstens kann in den Zügen jenes Geschöpfes, das durch den Staub des Lebens gegangen ist, jene Gunhilde Thorensen nicht mehr erkennen, die für mich wie eine Heilige war, in der ich etwas Himmlisches sah! Wenn ich mir in Italien einen Moretto kaufe für meinen Hausaltar, den einen, den ich vor allem liebe, und wenn ich ihn dann bekomme, aber versehrt, mit Flecken, angestaubt von der Fahrt, so ist es auch nicht der Moretto mehr, den ich gewollt. Ich weiß, daß dauernd in der Welt Kompromisse gemacht werden, daß Tausende über viel schwärzere Flecken hinwegkommen. Aber was nützen mir die anderen, die doch keine Parallelfälle für mich sind? Ich muß mit mir selbst zurechtkommen, und ich bin einmal nicht der Mann, der Kompromisse macht —“

Tante Johanna saß verzweifelt da. Sie wußte, an diesem schroffen Fels war keine weichere Stelle, wo man den Meißel ansetzen konnte. Dieser Mann war aus einem ganzen Stück — und wo er nicht ganz lieben konnte, liebte er lieber gar nicht —

„Ich weiß wohl,“ sagte sie zaghaft, „daß über Anka sehr unliebsame Dinge kursierten. Und das Fazit davon hat sie ja mit ihrer eigenartigen Heirat selbst gezogen. Was aber Gunhilde betrifft, so war sie doch immer nur im Schlepptau — und ich, die ich wahrlich nie blind gegen meine Nichten war, habe jetzt für Gunhilde so viel zärtliche Liebe im Herzen, bin so erstaunt von der rührenden Weichheit ihres Wesens, daß ich mir gewissenlos vorkommen würde, sie nicht wenigstens etwas gegen Ihren harten Angriff in Schutz zu nehmen....“

Er atmete schwer bei ihren Worten.

„Sie quälen mich, Tante Johanna!“ sagte er. „Soll ich hier Ihnen gegenüber den Ankläger machen gegen ein Wesen, das gewiß den Anteil anderer verdient, aber für mich nun doch einmal verloren ist? Aber sagen Sie selbst! Soll ein Mann wie ich, der von Jugend auf streng und genau, sagen wir meinethalben spartanisch streng in seinen eigenen Angelegenheiten war — soll solch ein Mann mit vierundvierzig Jahren ein Mädchen heiraten, das ein anderer vor ihm wer weiß wie oft geküßt hat?“

Johanna fuhr auf. „Aber Doktor Meister! Das ist bei Gunhilde ja gar nicht erwiesen!“

„Sie hat's mir ja selber zugegeben!“ rief er rauh und wandte sich um.

Unglücks-Gunhilde! dachte Tante Johanna. Warum konntest du denn dies eine Mal nicht lügen?

„Soll ich, der ich sicher bin, daß ich angesichts dieser Lippen diese Tatsache niemals vergessen könnte, der ich die Frau, die mir das angetan, vielleicht quälen und kränken würde, immerfort mit dieser alten Erinnerung — soll ich ein ruhiges und würdiges Dasein, wie ich es führe, hinwerfen und auf ein aus Liebe und Haß zugleich gemischtes Gefühl eine späte Ehe gründen, ohne den Glauben, daß für einen Teil ein Glück daraus erwachsen kann? Ich weiß wohl, ich bin streng in meinem Denken, und ich habe vielleicht eine allzu genaue Moral. Vielleicht ist es gut, daß nicht alle Leute sind wie ich. Aber ich muß mich nun verbrauchen, wie ich bin. Ich habe Ihre Nichte Gunhilde an einem Abend gesehen, den ich nie vergessen kann — ich habe mitangesehen, wie ihr jedes moralische Empfinden fehlte, wie sie durch schiefe Situationen fast empfindungslos hindurchging, ohne Kritik und ohne Abwehr, ebenso gedankenlos, wie sie die Beziehungen zu dem sogenannten ‚bannbefreiten‘ Freunde zugab wie etwas ganz Natürliches und Alltägliches. Ich habe Gunhilde an jenem Abend verloren gegeben, habe Frau Thorensen und Anka gehaßt — ja, und auch Ihren Bruder, Tante Johanna, der so blind zwischen den Seinen stand — nur, daß der Tod mir dann sein Bild im alten, reinen Licht zurückgab. Ich habe meine Liebe niedergezwungen und Schicht gemacht. Es wurde Ruhe in mir. Und dann kam wieder das Leben in das Haus gegenüber. Unter meinen Augen gingen sie wieder hin, die Schritte, die ich vergessen wollte. Ich suchte, gleichgültig zu bleiben, wenn der Zufall mich in ihre Nähe brachte. Aber es ging nicht, und da haßte ich sie. Jetzt bin ich des Hasses und der Liebe müde. Ich bekam in den letzten Tagen die Berufung an das Reichsgericht. Es hat etwas unendlich Verlockendes für mich, Tante Johanna, gerade aus den Qualen des letzten Jahres heraus an einen anderen Schauplatz zu kommen und mit allen Kräften mich an neuen, schwierigen Aufgaben müde zu arbeiten. Auch ich verlasse mein Haus. Also macht es mir keine Mühe, Ihnen Notizen zu verschaffen, Tante Johanna“, schloß er bitter. „Die Häuser können dann ja gleich zusammen verkauft werden.“

Er atmete tief auf und setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem Bücherschrank stand.

Er schlug die Knie übereinander und spielte an den Messingbeschlägen des alten Möbels.

Sein trotziges und schönes Gesicht war heiß geworden vom erregten Sprechen. Die alte Mensurnarbe aus seinen Studententagen zeichnete sich rot an der Schläfe ab.

„Schade“, sagte Johanna leise. „Sehr schade. Sowohl für Sie wie für Gunhilde.“

Sie betrachtete ihn. Die Menschen, mit denen sie in Berlin verkehrte, hatten alle etwas Geglättetes, den Schwierigkeiten des Lebens sich Anpassendes. Leise und unmerkbar nach einer gewissen Schablone hin bildeten sich die Seelen — auch der Idealisten, der Draufgänger. In jenem aufreibenden Tageskampf war die force majeure — das Nachgeben der Klugen.

Hier oben aber an der Wasserkante gediehen noch die selbstherrlichen und eigensinnigen Starrköpfe, für die es immer nur einen Weg gibt und nur eine Ansicht, die

den strengen Maßstab, den sie an sich legen, auch auf die andern anwenden, die durch ihr Schicksal gehen.

In diesen Menschen lebte etwas wie die alte Römertugend, die Väter dazu vermochte, schuldige Söhne zum Tode zu verdammen, und ohne Wimperzucken dabeistanden, wenn die Gerechtigkeit ihren Lauf ging. Diese Menschen waren wie ein rocher de bronze. Vielleicht, daß eine Liebe sie einem einzigen Wesen gegenüber eine Zeitlang weich machen konnte. War diese Liebe erloschen, so machte jedes Jahr sie härter und strenger und einsamer.... Er strich sich das Haar von der Stirn.

„Ich habe immer großes Gewicht auf Ihre Wertschätzung gelegt, Tante Johanna!" fuhr er fort. „Von Ihrem Standpunkt aus erscheine ich vielleicht hart und vorurteilsvoll und egoistisch. Aber glauben Sie mir: Wenn an einer Seite dieser Straße schwer gelitten worden ist, so war es an meiner Seite."

Johanna erhob sich und zog langsam einen Handschuh an, obwohl es keinen Zweck hatte.

„Ich habe nunmehr alles verstanden", sagte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie aufrichtig gegen mich waren wie früher in der guten alten Zeit. Sie sind ein so großes Stück unserer Vergangenheit, daß ich mich erst daran gewöhnen muß, Sie ganz aus unserm Leben fortzudenken und nicht mehr zu hoffen, daß es vielleicht doch noch eine Brücke gibt!"

„Vergeben Sie, wenn ich Ihnen nicht meinen Gegenbesuch mache," sagte er förmlich — „aber ich fahre morgen bereits für ein paar Tage nach Leipzig, um das Terrain zu rekognoszieren und eine Wohnung zu suchen."

Er sprach sachlich und ruhig. Das Thema, das ihn einst so heiß gemacht, war abgeschlossen für ihn. Er zeigte die Miene ruhevoller Gelassenheit, um die er so schwer gerungen hatte, ja, er lächelte Johanna sogar beim Abschied an, mit jenem eigentümlichen, gütigen Lächeln, das sie so gut aus früheren Jahren kannte, wenn er den Spielen der Kinder auf dem sommersonnigen Rasen zugesehen hatte.

Sie ging und seufzte in der feuchten Nebelluft da draußen tief und kummervoll auf. Sie fühlte die ganze Ohnmacht des Dritten, der zwei, die zusammenkommen müßten, wenn es nach Ordnung und Vernunft ginge, dennoch nicht zusammenführen kann, die ganze Ohnmacht dem Mann gegenüber, der seine Position fest erwählt hat und sie fest behauptet.

Wie glatt und leicht — eine reife Frucht — hatte sie einstmals Hansens Heiratsantrag vom Baum geschüttelt! Wie waffenlos stand sie diesem Fall gegenüber!

War er wirklich erledigt? Gab es nicht noch irgendeine Möglichkeit? Wenn er Gunhilde noch einmal sah — sie so sah, wie sie das Mädchen in diesen Tagen gesehen? In all ihrer liebenswürdigen, vom Staub des Lebens so gar nicht berührten Anmut?

Und sie hoffte trotz seinen Worten doch noch im stillen weiter mit der zähen Hoffnungskraft aller echten Frauen, die nie ganz versiegt, sobald es sich um Herzensfragen handelt. Vielleicht kam doch noch eine weiche Stunde zum Abschied — jene eine Stunde, an der manchmal das Schicksal hängt, bezwungen von der Macht eines Blicks oder dem jähen Wiederaufflackern eines nur scheintoten Gefühls!

* * *

Dann saßen sie beim Abendbrot um den runden Tisch. Frau Thorensens und Gunhildens Fragen kamen immer wieder zu ihrem Besuch bei Meister zurück.

Wie war er gewesen? Nach wem hatte er gefragt?

Sie erfand und arrangierte, erzählte von seiner Berufung, dem Plan, auch sein Haus zu verkaufen. Sie zitierte unverfängliche Bruchstücke aus dem Gespräch und redete sich selber wieder in eine Art Optimismus hinein. Und dazwischen erbarmte sie die Kleinstadtmisere dieser Art Romane von Fenster zu Fenster, die nie zu Ende kommen können, auch wenn sie eigentlich längst zu Ende sind, die ihren Abschluß oft genug erst dann finden, wenn man den einen Teil zum Attenrader Kirchhof hinausträgt und der andere Teil, dem melancholischen Zug nachblickend, das Fazit seiner Leiden zieht. Nein, für solch ein Schicksal war Gunhilde zu schade. Es war recht, daß sie fort wollten, weit fort. Je eher, je besser....

Trübe und elegisch floß das Gespräch über Vergangenheit und Zukunft.

Johanna hätte am liebsten aufstehen, die Fenster aufreißen, auf den Tisch schlagen und das ganze Attenrade verwünschen mögen, dessen Strafgericht diese armen Gefangenen verfallen waren.

Die Gespräche mit Asmus und Meister klangen ihr immerfort in den Ohren.

Aus ihrem hellen freudigen Leben heraus war sie wieder auf Weltanschauungen gestoßen, die ihr vorsintflutlich schienen, unbarmherzig, grausam.

Man trennte sich früh.

Frau Thorensen stieg in ihre Giebelstube hinauf, Gunhilde schrieb wie fast jeden Abend an Anka.

Johanna lief hin und her durch die Zimmer und überlegte. Da war der Plan mit Moen.

Sie sah die beiden schwachen Frauen zwei guten, aber schrulligen, alten Leuten preisgegeben, verpflanzt auf ein Eiland, das, wie abgetrennt vom richtigen Leben, seltsam melancholisch in den Fluten des Nordens schwamm. Durch ihren Geldmangel angekettet an das Haus, das ihnen nicht gehörte, an sonderbare, einsamkeitsgewohnte Menschen, die sich vielleicht mit der Zeit als Tyrannen entpuppten und als Quälgeister. Johanna besann sich genau genug auf die Besuche von Frau Agnes' dänischen Verwandten, die in früheren Jahren zuweilen Gastrollen auf der Durchreise gegeben hatten, bei denen anfangs alles in eitel Liebe und Herzlichkeit herging, bis dann wie schwelendes Feuer hier und da die dänisch-deutschen Streitfragen plötzlich zwischen harmlosen Worten emporzüngelten — das ewige „Weh und Ach" in den Ländern, die nah an Grenzen liegen.

Ganz spät trat sie an Olafs Bett, die Hand vor das Licht haltend, damit es den Schläfer nicht erwecke.

Seine kleine Faust war gegen die schlafroten Wangen gepreßt. Viel wärmer und blühender sah er aus als bei Tage. Der Schatten der langen Wimpern schwankte im huschenden Licht. Die Linie des weißen Halses, kindlich und fest, schimmerte über dem buntgesäumten Hemd.

So lag er nun Nacht für Nacht, und niemand freute sich an seiner Schönheit. Niemand kam, um sich mit Blicken der Liebe über den kleinen Schläfer zu beugen. Gunhilde ging ohne Licht zu Bett, um ihn nicht aufzuwecken, müde von ihrem eigenen Leid, blind gegen den Anblick eines schlummernden Kindes, nach dem Johanna sich so oft zurückgesehnt aus alter Gewohnheit heraus. Und sie fragte sich, ob man denn nicht berechtigt sei, das an sich zu nehmen, was die andern nicht genügend bewerteten?

Und ein Garten im Süden fiel ihr ein, an dem sie einstmals mit Hansen vorübergegangen, ein Villengarten am Gardasee. Die Besitzer waren verreist, die Pforte verschlossen. Unter dem Zypressenhain stand auf dem leuchtenden Rasen eine einsame weiße Tuberose. Sie blühte für niemand. Niemand trank ihren Duft. Niemand brach einen Stengel. Sie war gewissermaßen ganz umsonst da — für nichts.

War denn ein Kind, das nicht zu seinem Recht kommt, nicht nach seinem wahren Wert geschätzt wird, nicht das gleiche wie jene einsame Tuberose?

Und plötzlich wußte Johanna Rat.

Sie faßte ihren Entschluß.

Und ihr war wieder wohl wie noch in keiner Minute, seit sie das Pflaster der Heimat betreten hatte.

* * *

Am nächsten Morgen läuteten die Sonntagsglocken über Attenrade.

„Kommst du mit zur Kirche?“ fragte Gunhilde zaghaft beim Frühstück.

„Nein!“ versetzte Johanna. „Ich bleibe zu Haus. Ich habe mit deiner Mutter zu reden.“

Als die Kinder gegangen waren, stieg Johanna in die obere Etage.

Das Zimmer, in das sich Frau Thorensen seit ihrer Rückkehr als in das stillste, vom Hausbetrieb ungestörteste zurückgezogen, war einst ihr Zimmer gewesen. Quer an der Wand hatte ihr Bett gestanden und daneben durch Jahre das braune Gitterbettchen des jüngsten Kindes, das durch nächtliche Unruhe den Eltern zu sehr den Schlaf vertrieb.

Ihre Stube in zwanzig langen Jahren. Sie trat hinein wie in ihre Vergangenheit, wie in die Fußtapfen ihres alten Ich....

Frau Thorensen stand am Tisch und schnürte ein Paket. Auf den Stühlen lagen Kartons. Auf dem Tisch lange Listen. Es war das unbehagliche Durcheinander eines Zimmers im Aufbruch. „Du kramst!“ sagte Johanna.

„Ja, ich packe bei Kleinem“, versetzte Agnes. „Es ist ein melancholisches Geschäft. Aber was hilft's? Zwei Drittel unserer netten Siebensachen muß zurückbleiben. Kragenjhelms sind beengt im Platz, und wir können nicht mehr als vier Stuben haben. Antjes Mutter hat am krummen Deich einen leeren Speicher. Sobald das Haus verkauft wird, schafft Antje die Sachen dorthin. Vielleicht können wir sie mit der Zeit doch bei uns unterstellen. Eins wollen wir nicht! Keine Auktion hier, wie es sonst die Menschen machen. Unsere lieben Sachen, die uns so oft durch die Hände gingen, sollen nicht weggegeben werden. Lieber möchte ich alles verbrennen. Kein Stück von uns soll hier unter die Leute kommen. Es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, wenn zum Beispiel Asmus' Töchter etwas aus Ankas und Gunhildens Mädchenzimmer in Besitz nähmen.“

Sie beugte sich über den Tisch und notierte etwas in die Liste. Ihr weiches Haar fiel ihr dabei vom Scheitel in die Stirn. Sie strich es mit den langen Fingern zurück, an denen ihr Trauring stak, und als sie sich dabei zu ihrer vollen Höhe erhob, fiel es Johanna auf, wie wenig die Zeit und der Kummer an dieser bevorzugten Gestalt geändert hatten.

(Fortsetzung folgt).



Phot. H. C. Kiesel.

1. Schulterkragen, Mütze und Muff aus Skunks.



## Neue Pelzmoden.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.



Die Sucht nach Originalität, die das Modebild in den letzten Jahren beherrscht, hat sich auch der Pelzmode mitgeteilt; nicht zum Schaden des Gesamtbildes. Noch nie ist der Pelz auf den Straßen der Großstadt, in den Restaurants, Theatern und Privathäusern so zur Geltung gekommen wie jetzt. Noch nie hat er seine Herrschaft auf die Frauenmode so weit ausgedehnt, noch nie ist er so kleidsam gewesen. Abb. 3 zeigt uns ein ganzes Kostüm aus Rauchwerk. Solche Form ist die einzige, in der die halblange Jacke gestattet bleibt, der Modisten und Schneider im übrigen Feindschaft schwuren, weil sie, auch kleinen Börsen zugänglich gemacht, gewöhnlich zu werden drohte. Der gerade Rock des Pelzkleides, der über den Hüften die gleiche Weite besitzt wie um den unteren Rand, entspricht genau der Modevorschrift. Die ein wenig in der Taille eingenommene Jacke hat lange, glatte Aermel und einen breiten, umgeschlagenen Kragen, dessen mit Silberfäden durchsetzter Zobelgrund sich sehr wirkungsvoll von dem wechselnden Grau des Chinchilla abhebt, aus dem das Kleid selbst gefertigt ist. Dem großen Muff sieht es niemand an, daß sich unter seiner Pelzhülle eine geräumige Tasche verbirgt. Der Chinchillagrund ist unsichtbar gespalten, so daß sich eine Klappe abheben und mit Druckknöpfen wieder befestigen läßt. Ein atlasgefüttertes Etui wird darunter sichtbar, in dem



Phot. H. Manuel.

2. **Prinzeßmantel aus Astrachan mit Zobelumrandung.**



Phot. Félix.

3. **Pelzkleid mit Sackjacke aus Chinchilla und Zobel.**



kleine Abteilungen Puderdöschen und Quaste, Portemonnaie, Notizbüchelchen, Bürstchen, Riechfläschchen usw. aufnehmen. Es gehört zum Kodex der Mufftaschen, daß ihre innere Einrichtung aus schmiegsamem Leder und nicht aus dem sonst dafür beliebtesten Silber besteht, das in der Farbe mit dem Pelz des Muffes übereinstimmt. Die Handtasche machen die Muffen für die Dauer des Winters entbehrlich. Der das Pelzkostüm begleitende Hut aus zobelbraunem Samt wird von einem gebauschten, unten herum eingeschnürten Mützenkopf von chinchillagrauem Samt gekrönt. Auf Abb. 4 treten uns die obengenannten Streifen noch ausgeprägter durch Zusammenstellung zweier Pelzsorten entgegen. Senkrecht laufen schmale Streifen von Otter und Fäh nebeneinander her. Die Umrandung des Mantels bildet ein Skunksstreif, der die beiden Farbentönungen der verschiedenen Pelze in sich vereinigt. Das Futter ist brauner Atlas. In der gleichen Farbe ist auch das gefältelte Seidenfutter des Hutes gehalten, dessen hohe Topfform von drapiertem dunkelbraunem Samt bedeckt ist. Zwei graubraune Straußenfedern steigen vorn rechts daran empor. Straußenfedern bilden auch die Zier des großen geschweiften Hutes auf Abb. 5. Ueber dem schwarzbraunen glatten Innendeckel aus Samt breitet sich der obere Teil des Hutes in schneeweißem Samt. Den flachen Kopf kränzen graubraune Straußenfedern. Der Mantel selbst ist aus schwarzbraunem Samt. Der Reverskragen aus schneeigweißem Hermelin. Der untere gerade und rockartig angesetzte Mantelteil präsentiert sich unter den Samtblenden und -patten in Graubraun gefärbtem Breitschwanz. Futter aus silbergrauem Atlas. Die Form ist die eines engen Sackmantels, der nach unten in keiner Weise weiter wird. Den seitlichen Verschluß bilden vier große Knöpfe, deren oberster etwas unterhalb des Taillenschlusses an der äußersten Spitze des bis dorthin reichenden Hermelinumlegekragens angebracht ist. Den sonst weniger getragenen Astrachan bringt der in Prinzeßform gearbeitete Mantel auf Abb. 2. Der Verschluß des oberen, von einem eckigen, vorn herzförmig ausgeschnittenen Kragen abgeschlossenen Mantelteils geschieht durch zwei große Emailleknöpfe in der Mitte. Etwas oberhalb der Taille richtet er sich dann seitlich, um über die Hüfte hinab bis auf den Boden den Mantel auseinanderzuspalten. Man kann diesen Spalt jedoch durch große Haken schließen. Zobel liegt um die glatten Aermel und umzieht auch den unteren Mantelrand. Altrosa getönt ist die riesige Straußenfeder, die als einziger Schmuck den großen, flachen, schwarzen Samthut krönt. — Alle drei Mäntel sind für den Tagesgebrauch bestimmt. Für die Abendmäntel schmückt man den Pelz mit allerlei Zutaten von Seide und Spitzen, Samt und Seidenmusselin. Da, wo zum Tagesanzug der Mantel unerwünscht ist und auch das ganze Pelzkleid zu schwer erscheint, legt man über dem Tailleur aus Wollenstoff eine kleine Pelzhülle an, mit der Muff und Hut möglichst harmonieren. Abb. 1 zeigt eine solche Garnitur aus Skunks. Der breite Schulterkragen ist halb Boa, halb Stola und drapiert sich graziös in jeder Art um Hals und Schultern. Braunes Atlasfutter ist ihm wie dem Muff beigegeben. Ein Skunksstreifen umrandet die weit ausgebauschte dunkelbraune Samtmütze, die vorn über der Stirn eine breite Straßschnalle verziert.

Klementine.



Phot. Felix.

**5. Samtmantel mit Hermelinkragen.**

Phot. Felix.

**4. Pelzmantel aus Otter und Fäh.**

# Die Flugwoche.

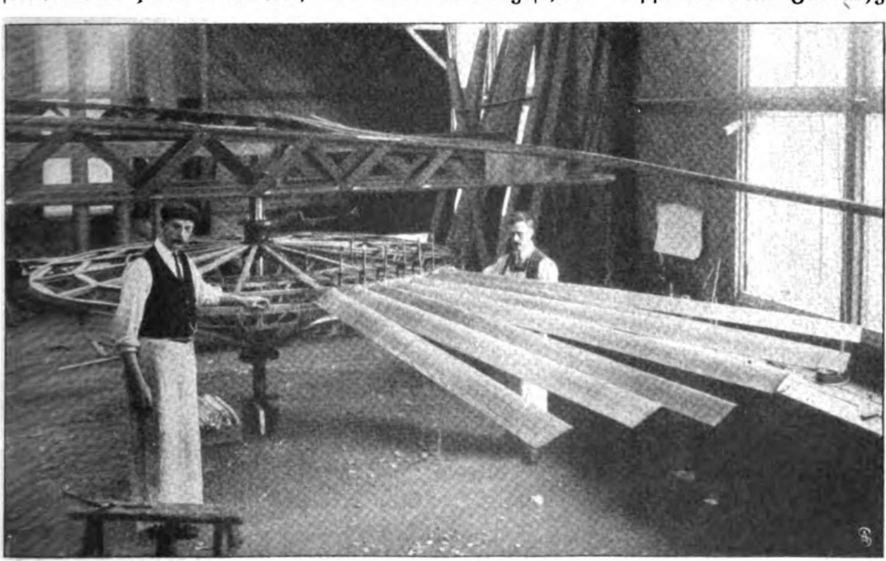
Die Geschwindigkeit der Flugfahrzeuge ist schon jetzt im Durchschnitt weit größer als die der Luftschiffe, und es ist sowohl bei den Flugwochen wie bei den letzten französischen Manövern erwiesen, daß Drachenflieger bei einem Wind aufzusteigen vermögen, bei dem die Lenkballons in ihren Hallen bleiben müssen. Die größte, offiziell anerkannte Geschwindigkeit hat bis jetzt der Engländer Radley am 13. August mit 122 Kilometer in der Stunde erreicht. Bei dem Ueberlandflugwettbewerb Bork-Johannisthal erzielte Wienczeiers auf seinem Blériot-Eindecker etwa 100 Kilometer in der Stunde. Man war bisher vielfach der Ansicht, es sei namentlich für militärische Zwecke wichtiger, langsamere Flugdrachen zu bauen, weil man langsamer über das zu erkundende Gebiet hinwegfliegen müsse, in der irrigen Ansicht, daß man aus einem sehr schnell fortziehenden Luftfahrzeug nicht genügend Zeit zum Beobachten des Geländes habe. Der Hauptwert wird aber nach wie vor auf den Bau sehr schneller Flugzeuge gelegt, weil eine schnelle Nachrichtenübermittlung und eine schnelle Erkundung im Kriegsfall von der höchsten Bedeutung ist. Schon die amerikanische Militärverwaltung hatte seinerzeit bei der Abnahme der Wrightflieger die schnellere Leistung höher bewertet, und auch jetzt wieder hat der französische Kriegsminister bei einem Preisausschreiben für Flugzeuge die größere Geschwindigkeit mit einem höheren Preis ausgelobt. Die Flugzeuge, die sich an diesem Wettbewerb beteiligen, sollen mindestens 60 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Der Erbauer des schnellsten Apparats wird den Ersten Preis im Betrag von 100 000 Frank erhalten, außerdem werden ihm 10 Maschinen für je 40 000 Frank abgenommen, ferner wird jedes Kilometer, das über die vorgeschriebene Schnelligkeit von 60 Kilometer in der Stunde hinausgeht, mit einem Zusatz von 500 Frank bewertet. Zum mindesten erhält der Sieger also 500 000 Frank. Falls er aber eine Geschwindigkeit von 136 Kilometer in der Stunde erreichen sollte, wie die Brüder Wright für ihren neuen Zweidecker in Aussicht gestellt haben, bekommt der Sieger sogar 538 000 Frank. Aber es ist auch wertvoll, wenn die Flugmaschinen mit verschiedenen Geschwindigkeiten zu fliegen vermögen, besonders bei der Landung, bei der man den Stoß möglichst abschwächen muß. Die mit außerordentlich großer Schnelligkeit sich fortbewegenden Flugzeuge haben, wenn im letzten Augenblick zur Landung noch einmal der Motor abgestellt wird, noch eine so erhebliche Geschwindigkeit, daß sie viele Hunderte von Meter auf dem



**Eine in der Luft zerrissene Luftschraube.**

Boden weiterrollen. Man denke nur an die Landungen der Eindecker, die man auf den Flugwochen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Wenn man aber in der Lage ist, unmittelbar vor der Berührung mit dem Erdboden — man ist nicht immer in der Lage, vollkommen im Gleitflug zu landen — noch eine geringe Geschwindigkeit einzustellen, so vollzieht sich die Landung glatter.

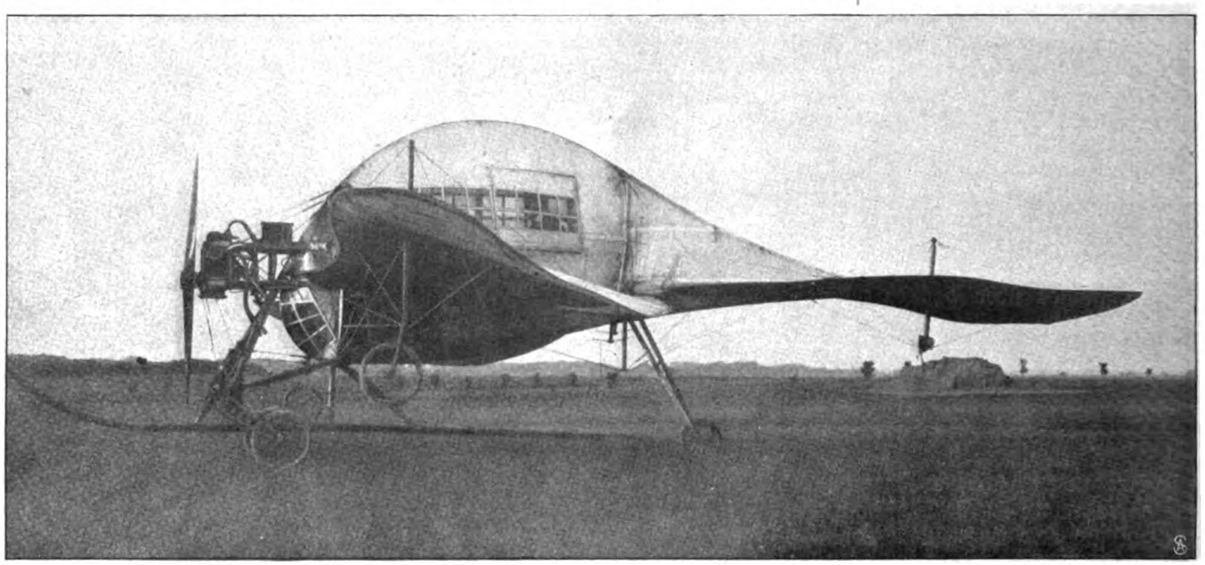
Ein einfacher Schraubenbruch hat bei Flugmaschinen schon namenloses Unglück angerichtet, da die Apparate beim Zubruchgehen ihrer Schrauben meist in gefährlicher Weise abstürzen, wobei es dann sehr häufig nicht mehr gelingt, die verlorene Gleichgewichtslage wiederherzustellen. Es sei daran erinnert, daß der verhängnisvolle Absturz von Orville Wright am 17. September 1908, der den Tod seines Begleiters Leutnants Selfridge zur Folge hatte, dadurch verursacht wurde, daß die Schraube durch einen sich lockernden Spanndraht zerschnitten wurde. Auf Flugplätzen kann man häufiger die Beobachtung machen, daß gerade Zubruchgehen der Schrauben den Absturz verursachen, wie es beispielsweise bei der Berliner Augustflugwoche bei dem



**Einsetzen der hölzernen Schaufeln in die Metallkonstruktion des Gyropters.**

Sturz von Heim der Fall war. Es sind nun Erfinder auf den Gedanken gekommen, eine größere Anzahl von Schraubenflügeln an einer Scheibe zu befestigen, um mit ihnen entweder den Apparat vorwärts zu ziehen oder aber, wenn das ganze System auf einer senkrechten Achse angeordnet ist, sie zum Hub zu verwenden. Alsdann würde sicher das Zubruchgehen eines einzelnen Blattes kaum größeren Schaden anrichten. Es fragt sich aber, ob man mit dieser sehr komplizierten Vorrichtung noch die erforderliche Wirkung ebenso auszuüben vermag wie mit schnell sich drehenden einfachen Schrauben, die nur zwei, drei oder höchstens vier Blätter besitzen. Ein solches System bestimmter Schraubenanordnung hat man bereits in England fertiggestellt und unter der Bezeichnung Gyropter in der Praxis erprobt.

Flugmaschinen mit geschlossenem Führerstand werden zweifellos bald allgemeiner eingeführt werden, da die Verminderung des Luftwiderstandes von außerordentlichem Vorteil für die Aeroplane ist. Aus diesem Grunde hat man schon vielfach den Führersitz in einer geschlossenen, vorn spitz zulaufenden Kabine untergebracht. Der Ueberblick wird bei dem hier abgebildeten Eindecker des Franzosen Henri Mainguet zu Chartres durch Fenster nach allen Seiten ermöglicht. Der Aeroplan macht den Eindruck eines Fischleibes; er ist dem Exocoetus-Hochflugfisch nachgebildet. Solche Kabinen lassen sich auch so herrichten, daß bei einem etwaigen Absturz der Luftschiffer einen gewissen Schutz genießt. Man gibt ihnen zu diesem Zweck ähnlich wie der Gondel eines Freiballons eine Polsterung aus Tuch. Es wäre auch denkbar, daß man die Wände des Führerstandes mit Gummistoff auslegt, der sich wie ein Pneumatik mit Luft aufpumpen läßt. Bei einem Sturz würden dadurch die Luftschiffer vielleicht vor den ärgsten Verletzungen geschützt. Die Polsterungen der Ballongondeln haben sich nach dieser Richtung hin bei Landungen im Sturm schon außerordentlich bewährt.



**Aeroplan mit geschlossenem Führerstand „der fliegende Fisch“.**

# Die Tanzmaus.

Die japanischen Tanzmäuse, die bei uns in den Handel gebracht werden, rekrutieren sich zum geringsten Teil aus deren Nachkommenschaft in der Gefangenschaft. Der weitaus größte Teil wird, wie schon der Name sagt, aus Japan und aus Brasilien in großen Kisten importiert. Das Tier ist etwas kleiner als die gewöhnlichen Albinos von Mäusen. Die Grundfarbe ist schneeweiß, aber Kopf und Hinterleib sind mit unregelmäßig geformten, großen schwarzen Flecken bedeckt, als seien sie mit Tinte übergossen worden. Die Größe, Gestalt und Anlage der schwarzen Flecken ist bei jedem Individuum anders, und man wird wohl nicht leicht zwei ganz gleiche Exemplare finden. Oft sitzt noch ein schwarzer Fleck auf der Nase, als hätte er sich dorthin verirrt, und gibt dem Tier ein ganz drolliges Aussehen. Mitunter zeigt auch der Schwanz, der sonst ganz farblos, spärlich behaart und fein beschuppt ist, in der Mitte oder am Ende einen Anflug von schwarzem Pigment.

Die Fruchtbarkeit ist bei den japanischen Tanzmäusen nicht so groß wie bei den Albinos, die, wie behauptet wird, kaum daß sie geworfen hätten, auch schon wieder aufnähmen, sondern zwischen jedem Wurf liegt mindestens ein Zeitraum von sechs bis acht Wochen, und die Jungen brauchen vier Wochen, bis sie völlig selbständig sind und des Schutzes ihrer Alten nicht mehr bedürfen.

Die Tiere hält man gewöhnlich in einem sogenannten Terrarium (Glasbehälter) mit oder ohne Deckel. Da die Tiere die glatten Glaswände nicht emporkriechen können und auch nicht zu springen vermögen wie weiße Mäuse, kann letzterer ganz weggelassen werden. Anstatt des kostspieligen Terrariums genügt aber auch ein gewöhnliches Kistchen, das mindestens ein Ausmaß von dreißig

Quadratzentimeter haben soll, um den Tieren genügend Raum zu bieten, ungestört ihrer Tanzlust frönen zu können. Die Höhe kommt eigentlich nicht in Betracht, doch soll sie mindestens so viel betragen, daß das Tier, ganz aufgerichtet, auf den Hinterfüßen stehend, den Deckel nicht erreicht, da es sich sonst zu sehr beengt fühlt.

Da manche Tanzmäuse mit großer Gewandtheit, die man ihnen sonst gar nicht zumuten würde, in den Ecken der Kiste emporsteigen, so ist ein Deckel aus verzinktem Draht wohl unerläßlich.

Doch macht das Einbringen einer entwichenen Tanzmaus weiter keine Schwierigkeiten. Unmittelbar dort, wo sie den Boden der Freiheit erreicht hat, gibt sie ihrer Freude dadurch Ausdruck, daß sie sofort einen Siegestanz aufführt, wobei sie beständig bald größere, bald kleinere Kreise beschreibt, und bei ihrer Tanzlust geradezu demjenigen, der sie fangen will, in die Hände läuft. Keinesfalls aber entfernt sie sich weit von ihrem Käfig oder legt gar große Strecken Weges zurück.

In eine Ecke des Käfigs setzt man eine umgekehrte Schachtel aus Holz oder einen Karton oder ein kleines, umgestülptes Strohkörbchen, wie es bei Stubenvögeln häufig als Nest genommen wird. Man versieht es mit einem Schlupfloch und etwas Baumwolle, die den Tieren bei Tag als Lagerstätte und späterhin als Nest dient. Dort liegen sie nun tagsüber zu einem Häufchen ineinander verschlungen und schlafen, bis die ersten Abendstunden heranbrechen, die sie zu neuem Leben erwecken, denn sie führen vorwiegend ein nächtliches Leben wie alle Mäuse und überhaupt die meisten Nager. Dessenungeachtet kommen sie auch bei Tage bisweilen für kurze Zeit aus ihrem Versteck hervor, führen ihren muntern Tanz auf, nehmen Nahrung zu sich und werfen sich alsbald wieder in Morpheus' Arme.

Erst abends beginnt das eigentliche Leben. Sie laufen ein und aus, ergötzen sich in munterer Tanzbewegung, die nur kurz unterbrochen wird, um die notwendige Nahrung aufzunehmen, und dann wird wieder das Tanzbein geschwungen. Es ist, als bewegten sie sich in einem ewigen Fasching, der keinen düsteren Aschermittwoch kennt.

Gegen Kälte sind sie sehr empfindlich, und man tut gut daran, sie im geheizten Zimmer zu belassen. Was die Nahrung anbelangt, so reicht man ihnen vorzugsweise gemischtes Vogelfutter und hartes Weißbrot, letzteres, um ihrer Sucht zu nagen zu genügen. Vor Hanffütterung kann nicht dringend genug gewarnt werden; denn er bekommt ihnen entschieden schlecht. Die Mäuse bekommen allerdings anfangs ein volles, glänzendes Aussehen, nehmen infolge des öligen Stoffes, den der Hanf enthält, viel Flüssigkeit zu sich, werden allmählich träge und gehen an der Fettsucht ein. Zum Trinken reicht man ihnen Wasser oder Milch, letztere ist natürlich vorzuziehen und wird auch von den Tieren lieber genommen. Doch soll das Gefäß möglichst flach sein, da die Jungen bei ihrem Mangel, sich in Räumen zurechtzufinden, und überdies aus Ungeschicklichkeit leicht im Napf ertrinken, dabei braucht das ganze Tier gar nicht einmal in der Flüssigkeit einzutauchen; es genügt, daß der Kopf hineinkommt. Wenn es mit dem Kopf in den Napf hineingerät, findet es den Ausweg nicht mehr und kommt jämmerlich um. Beim Trinken bewegt sich die kleine Zunge so rasch aus und ein, daß man sie kaum bemerkt. Nicht weniger interessant als unterhaltend gestaltet sich die Beobachtung des Familienlebens der Tanzmäuse. Hat das Männchen einmal das Alter von sechs bis acht Wochen erreicht, so beginnt es auch schon wie ein neckischer Faun sein Weibchen mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten aller Art zu verfolgen. Doch dieses verhält sich anfangs stets sehr zurückhaltend, ja sogar spröde und abweisend, indem es, sich auf die Hinterbeine stellend, laute Pfiffe der Mißachtung gegen den Don Juan ertönen läßt. Aber auch hier führt Beharrlichkeit und Ausdauer endlich zum Ziel, und der Verliebte wird erhört.

Man sieht sie nun miteinander im süßen Tete-a-tete kosend und schäkernd. Mitunter küssen sie auch, wie es die Tauben auf den Dächern zu tun pflegen.

Sobald die junge Maus das Licht der Welt erblickt, bekundet sie auch schon ihre Ankunft durch ein leises, zirpendes Pfeifen, ähnlich dem der Fledermäuse.

Die Jungen werden nach ihrer Geburt von der Alten abgeleckt und möglichst tief in der trichterförmigen Vertiefung des Nestes geborgen, um sie neugierigen Blicken tunlichst zu entziehen. Sie werden von der Mutter gewöhnlich mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt und nur für kurze Zeit verlassen, wenn es gilt, Nahrung aufzunehmen. Nicht immer so das Männchen. Wenn es auch zuweilen vorkommt, daß eine unnatürliche Mutter ihre eigene Brut verzehrt, so ist dies doch seltener der Fall. Dagegen finden wir oft, daß der Mäusevater sich sofort dran macht, seine Kinder mit Haut und Haar zu fressen, wobei dann bisweilen das Weibchen sich hinreißen läßt — mitzutun. Dagegen bemerkt man, daß das Weibchen die Jungen, die aus natürlichen Ursachen verenden, jedesmal ganz verzehrte, um sich wahrscheinlich des Kadavers zu entledigen.

Anfangs sind die Jungen etwa ein bis anderthalb Zentimeter lang, ganz rot und sehen aus wie kleine Würmer. Die Stelle, wo die Augen sind, heben sich durch dunkle Punkte ab. Sie öffnen sich erst nach elf bis vierzehn Tagen, anfangs sind sie nur ein schmaler Spalt. Nach wenigen Tagen machen sich schon die schwarzen Flecken bemerkbar, bevor noch die Behaarung hervortritt. Allmählich nehmen sie die Gestalt von Ferkeln en miniature an, die rote Farbe verblaßt langsam, geht in Rosa und schließlich in Weiß über.

Nimmt man in den ersten vierzehn Tagen die Jungen aus dem Nest und legt sie in verschiedene Ecken des Käfigs, so schießt die Alte wie toll herum, erfaßt ein Junges nach dem andern beim Schweif oder an irgendeiner Stelle der dehnbaren Haut und schleppt es unsicheren Ganges, in Zickzackbewegungen einherlaufend, ins Nest zurück. Dabei trägt sie sie nie sofort direkt ins Nest zurück, sondern verliert sie am Weg des öftern oder legt sie hier oder dort wieder nieder, wobei sie ihrem Nest stets näher kommt, bis sie schließlich das Junge glücklich zurückgebracht hat. Diese Unsicherheit hängt wohl mit dem Mangel des Ortssinnes zusammen, der anatomische Gründe hat. Bringt sie einmal ihre Jungen nicht mehr zurück ins Nest, so ist dies ein Zeichen der bereits zum Teil erkalteten Mutterliebe. Verläßt die Alte das Nest, so verbaut sie stets das Schlupfloch, indem sie die Watte zusammenzieht.

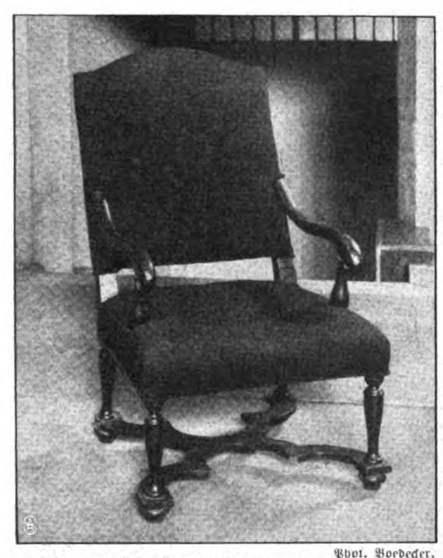
Das auffallendste Symptom dieser Mäuse ist, wie auch schon der Name sagt, die Tanzbewegung, die Veranlassung zu mannigfachen Untersuchungen und Stoff für viele Fachschriften geliefert hat. Einige behaupten, die tanzenden Bewegungen entspringen einer freudigen Erregung. Beobachtet man verschiedene Individuen,



so wird man bemerken, daß die Bewegung nicht nach ein und derselben Schablone vollführt wird. Einige beschreiben Kreise, bald nach rechts, bald nach links sich in wirbelndem Tanz drehend, so rasch und behend, daß man bloß einen Fleck sieht, andere beschreiben wieder eine Achterfigur. Nicht jeder dürfte wissen, daß diese Bewegungen des Tieres Zwangsbewegungen sind, deren Triebfeder im Gehörgang der Maus liegt. Der Gang der Tanzmaus ist bei raschem Lauf geradlinig, aber etwas watschelnd, bei langsamem Gang dagegen tritt deutlich eine Zickzackbewegung auf, was besonders dann der Fall ist, wenn das Tier einem bestimmten Punkt zustrebt. Tanzmäuse können sich dagegen ganz gut umkehren, ohne einen größeren Bogen beschreiben zu müssen, auch vermögen sie längere Strecken nach rückwärts zu laufen. Im übrigen sind sie sehr ungeschickt und verlieren leicht das Gleichgewicht, besonders auf schmalen Brettchen.

Auf die flache Hand gesetzt, beginnen sie auch dort zu tanzen, purzeln aber leicht herunter. Die Ursache dieser auffallenden Symptome beruht auf Störungen in den Bogengängen des Gehörorgans, mit denen die Unfähigkeit, sich im Raum zu orientieren, Hand in Hand geht.

So hätten wir denn in kurzen Zügen die japanische Tanzmaus betrachtet, und man kann nicht leugnen, daß sie vieles Interessante und Wissenswerte aufweist wie so manches andere unscheinbare Tier, wenn es einer genauen Beobachtung und Untersuchung unterzogen würde.



Phot. Boedecker.

**Goethes Regisseurstuhl im Lauchstädter Theater.**

Zur Theaterausstellung in Berlin.

## Bilder aus aller Welt.

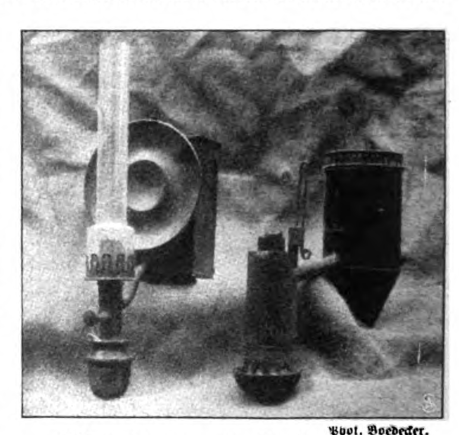
Auf der vor kurzem in Berlin eröffneten Theaterausstellung sind recht interessante Reliquien aus Goethes Zeit ausgestellt: Der Stuhl, auf dem Goethe als Regisseur im Weimarer Sommertheater zu Lauchstädt bei den Proben zu sitzen pflegte, des weiteren das Schwert Mephistos, wie es bei der ersten Faustaufführung in Weimar zur Verwendung kam. Von Interesse sind auch gerade im Gegensatz zu der modernen vollendeten Beleuchtungstechnik die alten Lauchstädter Bühnenlampen.

Recht einfach gestaltet sich ein Umzug bei den Tuaregs in Afrika. Besitzer, Freunde und Bekannte heben die ganze Hütte, die eigentlich nur aus einem Dach besteht, auf und tragen sie dahin, wo der Besitzer sich niederzulassen wünscht.

In der alten Kathedrale zu Roskilde bei Kopenhagen steht die sogenannte Königssäule, auf der die Größenmaße einer Reihe von Herrschern eingegraben sind. Peter der Große ist bisher nicht erreicht worden.

Der allgemeine Deutsche Bäderverband hielt seine diesjährige reich besuchte Generalversammlung in der alten Kaiserstadt Aachen ab.

Rom hat seit kurzem auch einen Zoologischen Garten, und zwar in



Phot. Boedecker.

**Bühnenlampen aus Goethes Zeit.**



**Das Mephistoschwert**

der Uraufführung des „Faust" in Weimar.

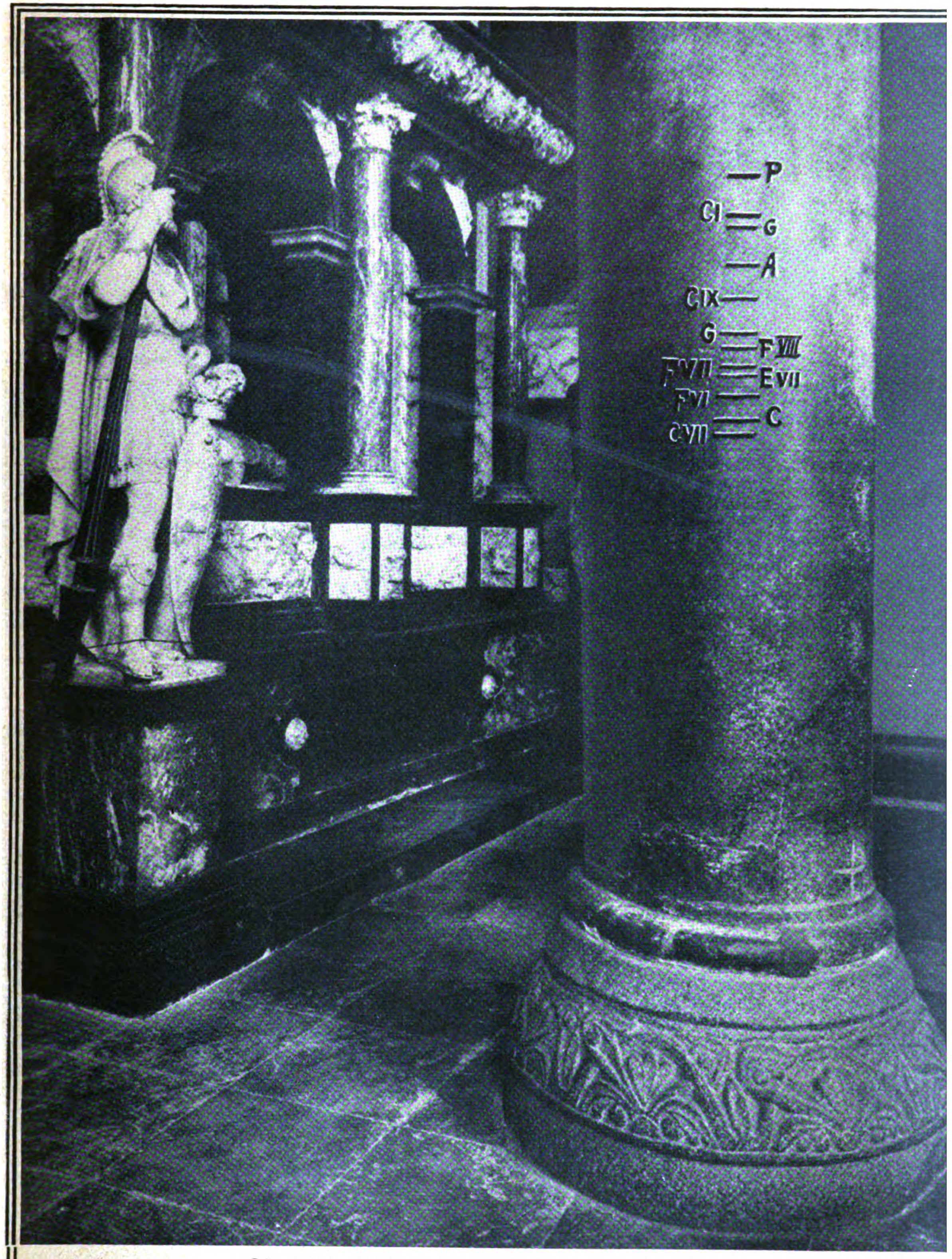
Zur Theaterausstellung in Berlin.



**Bei den Tuaregs wird die ganze Hütte an einen andern Ort getragen.**

Wie man in Afrika umzieht.






**Die Königssäule in der Kathedrale von Roskilde,**

**an der seit Jahrhunderten die Größenmaße dänischer Könige und ihrer Gäste angebracht werden.**

P. Peter der Große. 2,02 m. C I. Christian I. von Dänemark. 1,96 m. G. Prinz Georg von Griechenland. 1,88 m. A. Alexander III. von Rußland 1,83 m. C IX. Christian IX. von Dänemark. 1,78 m. G. Georg von Griechenland. 1,74 m. F. VIII. Friedrich VIII. von Dänemark. 1,73 m. E. VII. Eduard VII. von England. 1,67 m. F. VII. Friedrich VII. von Dänemark. 1,65 m. F. VI. Friedrich VI. von Dänemark 1,64 m. C. Chulalongkorn, König von Siam. 1,62 m. C. VII. Christian VII. von Dänemark. 1,60 m



**Die diesjährige Jahresversammlung des allgemeinen deutschen Bäderverbandes in Aachen: Gruppenbild der Teilnehmer.**



Phot. Menafel.

**Der „Zoo" in Rom:** Einzug der Tiere in den Hagenbeckschen Tierpark in Rom. 1 Die Käfige auf Automobilen. 2. Hagenbeck (×) in Erwartung des Transports.

der Villa Borghese. Dort ist ein Hagenbeckscher Tierpark nach dem Muster Stellingens errichtet worden. Die zu seiner Bevölkerung bestimmten 2000 Tiere langten kürzlich mittels Extrazuges in Rom an. Es dürfte dies wohl der bisher größte Tiertransport gewesen sein. Die fast alle Tiergattungen umfassende Sammlung repräsentiert einen Wert von 200000 Mark. Der Extrazug brauchte sechs Tage, um nach Rom zu gelangen. Die Anlage des Tierparks bietet malerisch schöne Bilder, die nur zu erreichen sind, wenn alles Gitterwerk äußerst beschränkt wird.

Auf dem Semmering sind vor kurzem sieben neue Gebirgstraßen feierlich eröffnet worden. Durch diese neuen Wege sind herrliche Gebiete des Semmering dem Fremdenverkehr jetzt erschlossen. Das Verdienst, diese neuen Straßen gebaut zu haben, gehört der Gemeinde Breitenstein-Semmering. Es ist zu wünschen, daß auch andere Gemeinden diesem Beispiel folgen und das bei den Touristen so beliebte Semmeringgebiet mehr und mehr zugänglich machen.



**Die Lichtensteinstraße: Schlinge um den Eichgraben.** Phot. Schuhmann.

Zur Eröffnung der neuen Gebirgstraßen auf dem Semmering.

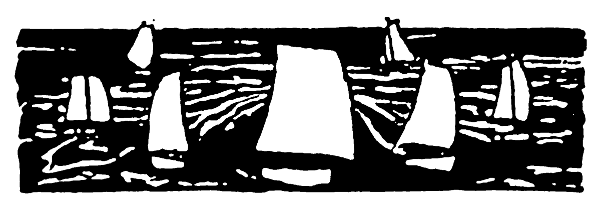
**Schluß des redaktionellen Teils.**

# DIE·WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 26. November 1910. 12. Jahrgang.

## Inhalt der Nummer 48.





## Die sieben Tage der Woche.

### 16. November.

König Friedrich August von Sachsen stattet dem Kaiser Franz Josef in Wien einen Besuch ab.

Das russische Zarenpaar trifft von seiner Reise nach Deutschland wieder in Zarskoje Sselo ein.

### 17. November.

Die bayrische Regierung beschließt, dauernd die Einfuhr von 1270 Rindern und 1600 Schweinen wöchentlich aus Frankreich in die größeren bayrischen Städte zu gestatten.

Der Universitätsprofessor Faulhaber in Straßburg i. E. wird zum Bischof von Speyer ernannt.

Das englische Oberhaus nimmt einstimmig eine Resolution Lord Roseberys betreffend die Reform der Ersten Kammer an.

In Teheran protestiert eine von den Jungpersern einberufene Versammlung gegen die Politik Englands und Rußlands und regt einen Appell an den Deutschen Kaiser an.

### 18. November.

In der Schlußsitzung der österreichischen Delegation erklärt der Minister des Aeußern Graf Aehrenthal, daß die österreichische Regierung an der international geregelten Abgabenfreiheit der Elbschiffahrt festhalte.

Der englische Premierminister Asquith kündigt die Auflösung des Unterhauses für den 28. November an.

Aus San Antonio in Texas kommt die Nachricht, daß Geheimagenten der Vereinigten Staaten eine Verschwörung gegen den Präsidenten Porfirio Diaz und die Regierung von Mexiko entdeckt haben.

### 19. November.

Der Kaiser wohnt in Kiel der Vereidigung der Marinerekruten bei, die er in einer Ansprache zu treuer Pflichterfüllung ermahnt.

Aus Mexiko kommen Nachrichten über blutige Kämpfe zwischen Anhängern und Gegnern des Präsidenten Porfirio Diaz. In der Stadt Puebla wurden viele Personen getötet.

### 20. November.

Das deutsche Kronprinzenpaar trifft an Bord des „Prinz Ludwig" in Colombo ein und wird dort von dem Gouverneur der Insel Ceylon begrüßt.

In Berlin wird ein Reichsverband der deutschen Presse als allgemeine Organisation der bei der reichsdeutschen Presse im Hauptberuf tätigen Redakteure und Journalisten begründet.

In Astapowo stirbt, 82 Jahre alt, der russische Dichter und Philosoph Graf Leo Tolstoi (Portr. S. 2030).

### 21. November.

Bei der Einweihung der neuen Marineschule in Flensburg-Murwick hält der Kaiser eine Ansprache, in der er den Fähnrichen empfiehlt, den Alkoholgenuß zu vermeiden.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten wieder auf.

Die russische Reichsduma hebt, um das Andenken Tolstois zu ehren, unter dem Widerspruch der äußersten Rechten ihre Sitzung auf.

In Mexiko dauert die Gärung an. Die Vereinigten Staaten halten Truppen bereit, um gegebenenfalls die Grenze zu besetzen. Aus Zacatecas wird über blutige Kämpfe berichtet, bei denen über hundert Menschen getötet wurden.

### 22. November.

Der Kaiser kehrt von Kiel nach Potsdam zurück.

In Mexiko breitet sich die Revolution aus. Aus den Städten Gomez Palazio, Durango Parrat und Torreon wird von heftigen, für die Gegner der Regierung günstig verlaufenden Kämpfen berichtet.

Aus Saigon wird gemeldet, daß in der Provinz Quang Ngai (Anam) durch Regengüsse große Verheerungen angerichtet wurden. Dabei sind mehr als tausend Personen ums Leben gekommen.

### 23. November.

In London wird der Gattenmörder Dr. Crippen hingerichtet.

## Wilhelm Raabe †

Ein Gedenkblatt von Prof. Dr. Herm. Anders Krüger, Hannover-Herrenhausen.

Am Spätnachmittag des 15. November 1854 kam der 23jährige Berliner Student Wilhelm Raabe, den Kopf voll wirbelnder Gedanken, heim von einem melancholischen Spätherbstspaziergang. Auf einem Friedhof der preußischen Residenz hatte er die Grabschrift Lortzings gelesen:

> Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
> Sein Leben Kampf mit Not und Neid.
> Das Leid flieht diesen Friedensort,
> Der Kampf ist aus — das Lied tönt fort.

und sie hatte ihn tief ergriffen. Nachdenklich schaute er in den fein rieselnden Regen und stopfte sich gemächlich eine Pfeife. Als der Regen dann plötzlich in Schnee überging, setzte sich der junge Denker lächelnd an seinen Schreibtisch und begann zu schreiben: „Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil." Es war der Anfang der „Chronik der Sperlingsgasse".

* * *

Am Spätnachmittag des 15. November 1910 neigte Wilhelm Raabe im 80. Lebensjahr zu Braunschweig sein müdes Haupt zum ewigen Schlaf, und wenige Tage darauf rief ihm ein Freund an seinem offenen Grab als letzten Gruß die Lortzinginschrift nach, gleichsam als Fazit seines stillen, aber tiefen Wirkens.

Noch immer ist eigentlich eine böse Zeit, Seufzen und Stirnrunzeln sind nicht minder wohlfeil, aber das Lachen ist doch ein wenig billiger geworden — dank Wilhelm Raabe!

Nur ist die Zahl jener, die es bei ihm einkaufen wollen, verblüffend gering, trotz des erfolgreichen Siebzigjahrjubiläums. Dem großen Haufen ist es zu mühsam, sich in die Welt dieses fern von der Heerstraße wandernden, gedankenschweren, durch und durch eigenartigen, bisweilen freilich ein wenig krausen Poeten hineinzuleben, und das wird so bleiben. Für bequeme Ergötzlinge, für denkfaule Genießer hat Raabe so wenig geschrieben wie für schnell fertige Kritiker, die ein Opus von 38 Bänden scheuen. Wer vollends gar mit der landläufigen Vorstellung eines „Humoristen" an Wilhelm Raabe herantritt, der kommt bei dem oft herben Niedersachsen erst recht an den Unrichtigen. Auch mit den sogenanten Klassikern deutschen Humors, dem Reuter, Scheffel und Jean Paul, läßt sich Raabe nur schwer vergleichen, obwohl man es nachgerade bis zum Ueberdruß versucht hat. Eher könnte man über die humorvollen englischen Dichter Thackeray und Dickens zu einem gewissen Verständnis seiner dichterischen Eigenart gelangen. Raabe selbst hat mir gegenüber oft betont: „Was die Leute nur wollen, ich bin weit mehr Tragiker als Humorist." In der Tat erblüht Raabes Humor mit Vorliebe auf dem Boden der Tragik, wurzelt tief verborgen im Ernst des Lebens und wirkt darum ergreifend, befreiend, weltüberwindend. In den Charakteren, in der Stimmung und Weltanschauung des Betrachters liegt der Schwerpunkt von Raabes schwerblütig norddeutschem Humor, sehr selten im Milieu oder gar in den Situationen.

Wie bei allen großen Dichtern basierte Raabes Kunst auf seinen Erfahrungen. Er war ein außerordentlich scharfer Beobachter eigenen und fremden Lebens, und wenn der scheinbar so still und ereignislos dahinlebende Braunschweiger auch selten nach seiner jeweiligen Umgebung modellierte, so schöpfte er doch darum nicht weniger oft aus den Anregungen dieser äußerlich so bescheidenen, ja philiströsen Umwelt, vor allem jedoch aus dem reichem Quell seines inneren Erlebens. Angeblich hat Wilhelm Raabe nie etwas Besonderes erlebt, tatsächlich aber ist er aus dem inneren und äußeren Ringen nie herausgekommen. Von früh auf hat ihn das Leid umgeben, und die Sorge ist kaum je von seiner Seite gewichen. Nur die allerersten Lebensjahre des am 8. September 1831 zu Eschershausen geborenen Knaben waren ungetrübt, und ihr heller Schein liegt auf so manchem Kindheitsidyll seiner schönsten Werke, vom Ulfelder Dreigestirn der „Sperlingsgasse" bis zum Dreigestirn des „Vogelsangs". Schon 1842 warf den Knaben eine plötzliche Versetzung seines Vaters mitten aus einer geordneten Schullaufbahn. Die Volksschule von Stadtoldendorf zwang ihn, den stolzen Quartaner der alten Klosterschule zu Holzminden, zuerst auf die dornigen Pfade des Autodidakten, und die große Herzogliche Schule zu Wolfenbüttel, auf der Wilhelm Raabe 1845 abermals als Quartaner beginnen mußte und 1849 als Sekundaner endete, konnte daran nichts mehr ändern. Für den Künstler war das wohl kein Nachteil — so wenig wie bei Keller, Hebbel und andern, denn Raabe sagte später gern schmunzelnd: „Ja — so wie jetzt, stramm — stramm — alles über einen Kamm (vgl. ‚Horacker' S. 133), so bin ich nicht heraufgekommen." Aber für den Knaben war es seinerzeit doch ein ebenso hartes Geschick wie für seine Mutter, die nach dem frühen und grausam jähen Tod ihres Mannes (1845) mit geringen Zinsen und 107 Talern Pension drei Kinder großziehen mußte. Vom Buchhandel erhoffte der Bücherfreund Wilhelm Raabe vier Jahre lang innere Befriedigung, vergeblich. Auch hier gab es nur wieder Enttäuschungen und „ein Faulenzen mit Hindernissen", das freilich dem Autodidakten und dem werdenden Dichter trefflich zugute kam. Die reiche Bibliothek des Vaters und die uralten Lagerreste der Creutzschen Buchhandlung zu Magdeburg trugen Wilhelm Raabe mehr ein als die Schule.

Nach einjähriger Vorbereitung in Wolfenbüttel ging Raabe Ostern 1854 ohne Reifezeugnis als Hörer zur Berliner Universität. Und wieder lief es auf eine bittere Enttäuschung hinaus. Zu einem soliden Brotstudium war der junge Dichter nicht zu bringen. Ohne Titel, ohne Examen, ohne jede Basis für eine gesunde bürgerliche Existenz kehrte er schon nach zwei Jahren zurück — scheinbar abermals als geschlagener Feldherr, aber in seinem Tornister trug der junge Soldat doch schon den Marschallstab. „Die ersten Korrekturbogen der Chronik der Sperlingsgasse waren besser als ein Doktordiplom", sagte er mir einmal triumphierend, und das Beste folgte: mitten unter enttäuschten Klatschbasen und schadenfrohen Philistern lernte er das stille Lächeln des Mannes, der sich selbst gefunden. Zunächst schien sogar der Erfolg zu winken, wenigstens der literarische. Von einem Alexis, Hebbel und Rellstab freundlich begrüßt, ging das in der Tat merkwürdig reife Erstlingswerk Raabes in die Welt. Aber materiell reüssierte das Büchlein durchaus nicht so, wie man gewöhnlich annimmt. Noch die dritte Auflage der mehrfach den Verlag wechselnden „Chronik der Sperlingsgasse" warf 1866 ein Kolporteur seinem Verleger bei einer Gerichtsverhandlung empört auf den Tisch mit den groben Worten: „Und mit solchem ††† Dreck soll ich Geschäfte machen!" Auch Raabes zweites Werk, sein erster Roman „Der Frühling", war ein völliger Fehlschlag und wurde später vom Autor zurückgezogen. Da reifte der „Wunsch und Vorsatz" im Dichter, da „die Großen nichts von ihm hören wollten, sich zu den Kleinen und Einfältigen zu kehren". Und diesem Entschluß des reifenden, sich männlich bescheidenden Künstlers blieb Raabe zeitlebens getreu. Er wußte nun: Auch „das echte Heldentum wandelt auf leisen Sohlen"; und so wurde er durch Selbstüberwindung und mit Ueberzeugung einer der „Stillen im Land", und die Kritik half überdies noch nach durch eisiges Schweigen. Vorübergehend krähte wohl einmal ein kritischer Hahn nach dem Dichter der „Sperlingsgasse", des „Hungerpastor" und „Horacker", seinen „Kindergeschichten", wie Raabe sie gern spottend nannte, aber nach den Meisterwerken, den „Leuten aus dem Walde", „Abu Telfan", „Schüdderump", „Dräumling", „Wunnigel", „Alte Nester", „Horn von Wanza", „Stopfkuchen" und „Akten des Vogelsangs", fragte kaum je einer von der Tages- und Fachkritik oder tat den „pessimistischen Schüler Jean Pauls" großmütig von oben her ab. So brauchte z. B. „Der Schüdderump", Raabes großzügigste Dichtung, 25 Jahre bis zur zweiten Auflage. Noch bei meinem vorletzten Besuch las mir der greise Dichter mit sichtlicher Ergriffenheit eine Stelle aus einem Brief Fontanes (an Georg Friedlaender vom 11. November 89) vor, die lautete: „Ich habe, ein